Natural History Museum Library
000111825

248

REISEN

IN BRITISCH-GUIANA

IN DEN JAHREN 1840—1844.

ZWEITER THEIL.

76. Ca.
2.
S.

~~110 f. 2.~~

NATURAL HISTORY

Das
MÜNDUNGSLAND
DES
ESSEQUIBO,
DEMERARA UND BERBICE.
Englische Meilen.
ESSEQUIBO-STROM
Leuchtschiff
Basse
Williamstown
Demerara Fl.
St. Lucia
St. Andrew
St. Patrick
GEORGETOWN
Victoria
Wismar Station
St. Johnstown
Stanley's Town
Mocha
Chantilly I.
Lamaha
Mahaiconi
Mahaicony Fl.
Cty. of DEMERARA
Cty. of BERBICE
St. Michael
Leuchtschiff
NEW-AMSTERDAM
St. Catherine
All Saints
St. Patrick
Dageraad
Brandwagt
Berbice Fl.
Abary Fl.
Mahaica
Mahaicony
Mibicco
Madewini
Glasgow
Sandhurst
Sank souci
Timies
Orabaa
Berlin
Marinaje
Koriaroni
Kattierabo
Purabana
Carrot St.
The Log
Caiciani
Amsterdam
Golden Hill
Ramie
Christianeburg
Arrenau
Siedgedacht
Ebenezer
Ebenezer Station
Mahaicony Station
Abary Station
Mahaica
Abakko
Pioneerhoop
Kalkoenhoek Fl.
Kalkoenhoek
Kalkoenhoek Cr.
Sepkee
Kl. Calabash Fl.
Kabouterkamp Fl.
Calabash
Wiscasset
Fabacka
Cotinga
Mazaruni
Caronie
Canuapang
Roraima Geb.
Pacaraima Geb.
Mairari Geb.
Tamundaima Geb.
Tamundaima
Emuibon
Parang-Yaumise
Mt. Roraima
Mt. Kukenam
Mt. Curatabe
Mt. Timitonjed
Mt. Kilelep
Mt. Wayka-pipo
Mt. Iwarkarima
Mt. Ayangkang
Mt. Kukenam
Mt. Marima
Mt. Kaimari
Mt. Wachipu
Mt. Tawatawari
Mt. Warramatan
Mt. Mukorima
Mt. Tabang
Mt. Pakaraimara
Mt. Murippa
Mt. Tawaraima
Mt. Arapuyang
Mt. Epoyamirtan
Mt. Tamungkang
Mt. Warupa
Mt. Waraingka
Mt. Maringra
Mt. Waraingkuyang
Mt. Aramayang
Mt. Tamungkang
Mt. Arapuyang
Mt. Epoyamirtan
Mt. Warupa
Mt. Waraingka
Mt. Maringra
Mt. Yaumise
Mt. Curatabe
Mt. Timitonjed
Mt. Kilelep
Mt. Kaimari
Mt. Wachipu
Mt. Tawatawari
Mt. Warramatan
Mt. Mukorima
Mt. Tabang
Mt. Pakaraimara
Mt. Murippa
Mt. Tawaraima
Mt. Arapuyang
Mt. Epoyamirtan
Mt. Tamungkang
Mt. Warupa
Mt. Waraingka
Mt. Maringra
Mt. Yaumise
Mt. Curatabe
Mt. Timitonjed
Mt. Kilelep
DAS QUELLLAND
DES
CARONI UND COTINGA.
Engl. Meilen
N. Die Höhen sind in pariser Fuss angegeben.
Route v. Robert u. Richard Schomburgk gemeinsch.
" Robert Sch. allein.
" Richard Sch. "

REISEN IN
BRITISCH-GUIANA

IN DEN JAHREN 1840—1844.

IM AUFTRAG SR. MAJESTÄT DES KÖNIGS VON PREUSSEN

AUSGEFÜHRT VON

RICHARD SCHOMBURGK.

NEBST EINER FAUNA UND FLORA GUIANA'S NACH VORLAGEN

VON

JOHANNES MÜLLER, EHRENBERG, ERICHSON, KLOTZSCH, TROSCHEL,
CABANIS UND ANDERN.

MIT ABBILDUNGEN UND EINER KARTE VON BRITISCH-GUIANA

AUFGENOMMEN VON

SIR ROBERT SCHOMBURGK.

ZWEITER THEIL.

LEIPZIG,

VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. J. WEBER.

1848.

Vorwort

zum zweiten Theile.

Die freundliche Aufnahme, welche der erste Band meines Reisewerkes gefunden, das Opfer und Mühen aller Art von mir forderte, drängt mich, den geehrten Subscribenten meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Ausserdem aber fühle ich mich auch veranlasst, hiermit meinen Verleger vor einem Vorwurf zu schützen, der diesen wegen der Ueberschreitung des ursprünglich beabsichtigten Planes und der damit verbundenen Bedingungen nach aussen hin treffen könnte.

In voller und dankbarer Anerkennung der bedeutenden Verdienste, die sich mehre der namhaftesten Gelehrten unseres Vaterlandes um den strengwissenschaftlichen Theil meines Werkes erworben haben, glaube ich es aussprechen zu können, dass die durch die Gründlichkeit der wissenschaftlichen Untersuchungen selbst nothwendig gewordenen Erweiterungen, eben so sehr im Interesse der Wissenschaft, wie der Herrn Subscribenten lag.

Zugleich ist es für mich eine angelegene Pflicht und ernste Sorge, die Verantwortlichkeit der durch diese Erweiterung bedingten Aufgabe des

ursprünglichen Planes ganz und ungetheilt auf mich zu nehmen, und den Herrn Verleger, der mit der aufopferndsten Bereitwilligkeit für die Ausstattung die anzuerkennendste Sorge trug, von jeder möglichen Missdeutung frei zu sprechen und zu verwahren.

Die angegebenen Gründe machten es nach verschiedenen Seiten hin unmöglich, der Fauna und Flora Guiana's, diesem wichtigen Theile der Arbeit, noch einen Platz in dem zweiten Bande anzuweisen, und da sich ausserdem die neuen Formen in viel reichhaltigerer Zahl herausstellten, als man anfänglich vermuthen konnte, sah ich mich genöthigt, den Herrn Verleger zu veranlassen, die Fauna und Flora als dritten abgesondernten Band herauszugeben.

Leider konnte unter diesen Verhältnissen der Verleger, um wenigstens die ohnedies bedeutenden Kosten des Unternehmens mit einiger Wahrscheinlichkeit zu decken, nicht umhin, eine mässige Preiserhöhung eintreten zu lassen.

Obschon die Fauna im Druck bereits vollendet, und nur noch der der Flora zurückbleibt, so glaubte ich doch die Ausgabe des zweiten Bandes nicht bis zur Vollendung des Ganzen verzögern zu dürfen, welcher letzteren die geehrten Subscribenten bis Johannis bestimmt entgegen sehen können.

Berlin, im März 1848.

Richard Schomburgk.

ZWEITES

SUBSCRIBENTEN-VERZEICHNISS

AUF

RICHARD SCHOMBURGK'S REISEN IN BRITISCH-GUIANA.

(Bis Ende Februar 1848).

AMSTERDAM.

Durch *C. G. Sülpke.*

Herr Jonkheer Mr. C. Backer in Amsterdam . . . . . Ex. 1
Herr van Noamen van Emenes in Zwolle. . . . . - 1
Herr van der Oudermeulen, Präsident der Handelmaatschappy. - 1

BERLIN.

Durch *Alexander Duncker.*

Herr Geheimer Medizinal Rath, Direktor, Professor, Dr. Link. . - 1

Durch *D. Reimer.*

Herr Professor Karl Ritter. . . . . - 1

BONN.

Durch *E. Weber.*

Die Königliche Universitäts-Bibliothek in Bonn. . . . - 1

BRESLAU.

Durch *F. Hirt.*

Se. Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg. . . . . - 1

BROMBERG.

Die Buchhandlung von Louis Levit. . . . . - 1

CLAUSENBURG.

Durch *J. Tilsch.*

Herr Graf Georg Csáki in Clausenburg. . . . . - 1
Herr Graf Samuel Kemény in Clausenburg. . . . . - 1
Das Museum in Clausenburg. . . . . - 1

COPENHAGEN.

Durch die *Gyldendal*'sche Buchhandlung.

Die grosse Königl. Bibliothek in Copenhagen. . . . . Ex. 1
Die Universitäts-Bibliothek. . . . . - 1
Die Bibliothek des Botan. Gartens. . . . . - 1

DRESDEN.

Durch die *Arnold*'sche Buchhandlung.

Herr Alexander Ross (Berbice). . . . . - 1

FULDA.

Durch *Th. Henkel*'s Buchhandlung.

Herr Graf Karl von Görtz auf Schlitz. . . . . - 1

HERMANNSTADT.

Durch die *M. Edle von Hochmeister*'sche Buchhandlung.

Herr Johann Schneider, evangel. Pfarrer in Siebenbürgen. . - 1

JEVER.

Durch *D. Grosse*.

Herr Eden, Kaufmann in Jever. . . . . - 1
Fräulein Laloge in Jever. . . . . - 1

KIEL.

Durch die *Schwers*'sche Buchhandlung.

Die Universitäts-Bibliothek in Kiel. . . . . - 1

KRUSZEWO bei CZARNIKAU a. N.

Herr Roman v. Swinarski, Rittergutsbesitzer auf Kruszewo bei Czarnikau a. N. . . . . - 1

LEIPZIG.

Die Buchhandlung von Hermann Bethmann. . . . . - 1
Die Buchandlung von Friedrich Ludwig Herbig. . . . . - 1

Durch *J. J. Weber*.

Se. Königliche Hoheit Peter, Erbgrossherzog von Oldenburg. . - 1
Die Universitäts-Bibliothek in Leipzig. . . . . - 1
Herr Dr. Eduard Pöppig, Professor an der K. Universität in Leipzig. . . . . - 1
Herr G. Heck, Geograph. . . . . - 1
Herr E. Kretzschmar, Xylograph. . . . . - 1

LINZ.

Durch *V. Fink.*

Herr Josef Gündl, Sr. apostol. Majestät Rath u. Abt des Stiftes Seitenstetten. . . . . Ex. 1

MITAU.

Durch *G. A. Reyher.*

Herr von Dorthesen auf Feldhof in Kurland. . . . . - 1

PARIS.

Herr Lapie, Colonel, Chef de la Section topographique au dépôt général de la guerre à Paris. . . . . - 1

STETTIN.

Die Buchhandlung von F. Nagel. . . . . - 1

Durch die *Nicolai*'sche Buchhandlung.

Die Bibliothek der Königl. Regierung in Stettin. . . . . - 1

STUTTGART.

Durch *F. H. Köhler.*

Se. Majestät der König von Württemberg, für Höchstseine Privat-Bibliothek. . . . . - 1

VENEDIG.

Durch *H. Münster.*

Herr Ferdinand Callegari. . . . . - 1

WIESBADEN.

Durch *Chr. W. Kreidel.*

Die Herzoglich Nassauische Landes-Bibliothek. . . . . - 1

ZERBST.

Durch die *G. A. Kummer*'sche Buchhandlung.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin von Anhalt-Dessau. - 1

☞ *Das Verzeichniss der während des Druckes des dritten Bandes eingehenden Subscribenten folgt mit Schluss des Werkes.*

INHALTS-VERZEICHNISS DES ZWEITEN THEILS.

I.

Abreise von Pirara. Vegetation der Savanne jenseits des Pirara. Der See Venturu. Wirbelwinde der Savanne. Thierformen des Savannenstaubes. Mündung des Pirara in den Mahu. Bivouak am Pirara. Quellen des Mahu. Rückkehr des Herrn Fryer mit den Kranken nach Pirara. Meteorologische Beobachtungen am Pirara. Savannenbrand. Vereinigung des Mahu mit dem Takutu. Crax tomentosa. Delphinus amazonicus. Fluss Capaya. Lager an der Mündung des Mucumucu in den Takutu. Mündung des Camu und Awarrimani. Die ersten Stromschnellen des Takutu. Berg Curatawiuburi. Opisthocomus cristatus. Bänke des Takutu mit Agat und Chalcedon. Anas moschata. Mündung des Sawara-auuru. Weg des Chirurgen Hortsmann vom Jahr 1739. Gebirgsformation des Takutubettes. Hydrolycus scomberoides. Lebensart der Fischotter. Catarakt und Fluss Scabunk. Tabernaemontana Humboldtii. Dorf Tenette. Cursatogebirge. Sitten der Wapisianas. Ibis oxycercus. . . . Seite 2

II.

Aufbruch von Tenette. Bulimus haemastomus. Orthalicus gallina, undatus. Descimentos der Brasilianer. Niederlassung Auuru-paru. Berg Kuipati. Savannenreh. Fluss Curati, Guidiwau. Berg Wurucokua. Fluss Watuwau. Kai-irite oder Mondgebirge. Auffallende Granitflächen. Tuarutu-Gebirge. Felsenpyramide Aikuwe. Wasserloses Gebirgsdefilé. Fluss Manatiwau. Niederlassung Tuarutu. Abenteuer Hamlet's. Mischling von Neger und Indianerin. Hautkrankheit der Indianer. Granitfelsen Uruwai-Wapuna und Curuschiwini. Abreise von Tuarutu. Ossotschuni-Gebirge. Bertholletia excelsa. Atta cephalotes. Macusi-Niederlassung Maripa. Quelle des Watuwau. Die verschiedenen Arten des Katzengeschlechts in Guiana. Ampelis Pompadora. Quellen des Takutu. Stromgebiet desselben. Ateles paniscus. . . . . Seite 50

III.

Vorbereitung zur Rückkehr nach Pirara. Geographische Lage Maripa's. Theilung der Parthie. Aufbruch von Tuarutu auf dem alten Wege. Indianisches Feuerzeug. Dasypus giganteus. Dasypus villosus. Dicotyles labiatus und seine Jagd. Gulo barbarus. Einschiffung auf dem Takutu. . Dicotyles torquatus. Ankunft in Tenette. Herr Fryer. Eintreffen der andern Parthie. Quelle des Rupununi. Pinghette-Gebirge. Manette-Gebirge. Vorboten der Regenzeit. Aufbruch von Tenette. Calycophyllum Stanleyanum. Gebrauch der Saamen von Mimosa acacioides. Honigbiene. Rückkehr nach Pirara. Lebensmitteltransport aus Georgetown. Rückkehr Petri's und der Boote dahin. . Seite 94

IV.

Eintritt der Regenzeit. Züge und Einsammeln der Termes destructor, Atta cephalotes. Phanaeus Jasius und Mimas. Meteorologische Bemerkungen. Herrichtung der Hütte für die Regenzeit. Feuchtigkeit der Temperatur und des Bodens. Rückkehr Hamlet's nach Georgetown. Absendung Hendrick's und Reuter's dahin. Aufzählung der lästigen und gefährlichen Thiere, die die Regenzeit in die Hütte treibt. Flora der Regenzeit um Pirara. Wintersaison in Pirara. Besuch von Brasilianern. Fehlgeschlagne Hoffnungen auf gebrochne Fasten. Einwirkung der Atmosphäre auf das Leben des Indianers. Zurückberufung Youd's. Abreise desselben nach London. Sein Tod, Folgen desselben für Pirara. Behandlung des Schlangenbisses bei den Indianern. Meteorologische Beobachtungen vom Mai bis August. Rückkehr Hendrick's und Reuter's von Georgetown. Abberufung des Militairs. Entlassung und Tod Reuter's. Manatus americanus. Baru. Zerstörung des Forts New Guinea. Erneuerter Ausflug nach dem Canuku-Gebirge. Coracina militaris. . . . . Seite 111

V.

Antritt der Reise nach dem Roraima. Brutzeit der Mycteria americana. Mündung des Virua, Manueurapa der Karteu. Ufer des Takutu. Fazenda des Frater José. Mündung des Zuruma oder Cotinga. Lager am westlichen Ufer des Zuruma. Schmetterlingszüge. Pimelodus Arakaima. Delphinus amazonicus (?). Taeniura motoro. Crotophaga major. Besuch der Noblesse des Fort Saõ Joaquim im Lager am Zuruma. Abbruch des Lagers Fortsetzung der Reise den Zuruma aufwärts. Fluss Warami. Niederlassung Warami. Jagd des Dicotyles torquatus und labiatus. Mächtiges Infusorien-Lager. Tapirjagd. Beginn der Cataracten. Stromschnelle von Aratiari. Fluss Mawitzi. Felsen Maikang-Yepatori und Arawanna. Cnidoscolus Curcas. Vereinigung des Zuruma mit dem Cotinga. Lager an der Vereinigung. Stromlauf des Cotinga. Berge Piriwai und Maikangpati. Cataracten von Piriwai. Zweite Cataractenreihe des Cotinga. Stromschnellen von Panatsikameri. Natürliche Fontäne. Fuss des Pacaraima-Gebirges. Piatzang. Landreise. Lager am Fusse des Morokai. Macusi-Niederlassung Torong-Yauwise. Feier des 15. Octobers. Canis cancrivorus. . . . . Seite 150

VI.

Aufbruch von Torong-Yauwise. Berg Tamungkang. Thal des Tapuring. Thal des Tukere. Auftreten der Proteaceen und Ternströmiaceen. Thal des Muyang. Gebiet der Arekunas. Niederlassung Yawaugra. Humirida-Gebirge. Elisabetha regia. Uebersteigung des Humirida. Tafelland des Humirida und seine Vegetation. Stromgebiet des Orinoko. Bergthal des Znappi. Niederlassung Humeseta. Thal des Kukenam. Fall Mariamaru. Niederlassung Barapang. Ruć-imeru. Zuaptipu-Gebirge. Waramatipu und Eramaturu-Gebirge. Fluss Wararite. . . . . Seite 200

VII.

Our Village. Sitten und Gebräuche der Arekunas. Meteorologische Beobachtungen. Flora und Fauna der Umgebungen. Gebirgsformation. Serekongs. Besteigung des Roraima. Wirkung des Bisses der Gruhenotter. Quellen des Rukenam, Cotinga, Yuruani, Araparu, Cako, Cama, Apanwanga. Flora des Roraima-Gebirges. Leiotbamnus Elisahethae. Encholirium Augustae. Meteorologische Beobachtungen. Rückkehr nach Our Village. . Seite 235

VIII.

Aufbruch von Our Village. Berg Waranak. Fluss Yawaira. Niederlassung Carakitta. Berg Kinotaima. Wanderameise. Myiothera Tetema und Colma, Pithys leucops. Fluss Warung-kaiti. Thal des Haiowe. Niederlassung Ewahoes. Rückkehr nach Torong-Yauwise. Ueberfahren der Fälle und Stromschnellen. Takutu. Fluss Mona. Fluss Ororopi. Fort Saõ Joaquim. Acanthicus histrix. Rückkehr nach Pirara. Mesembryanthemum guianense. Bittere Erfahrungen in Bezug auf meine reichen Sammlungen. Ankunft einer brasilianischen Grenzcommission in Saõ Joaquim. Ausgrahen der Indianerskelette. Aufsteigen des Cometen von 1843 am Horizont der südlichen Hemisphäre. Seite 280

IX.

Sitten, Gebräuche und Sprache der Macusis, so wie anderer Stämme. van Heuvel über das El Dorado und den See Parima. Die Amazonen. Krankheiten der Macusis. Medizinische Eigenschaften einzelner Pflanzen und ihre Anwendung. Verunglückte Speculation eines Kaufmannes. Meines Bruders Rückkehr nach Pirara. Tiedge's Rückkehr nach Georgetown. Ergebnisse und Verlauf der Reise meines Bruders von Our Village nach dem Cuyuni. Vereinigung des Rukenam und Yuruani. Caroni. Flussgebiet des Cama. Berg Irutipu. Fluss Cako. Stromgebiet des Mazaruni. Fluss Annawai. Quellen des Carimang. Cutzi. Musa paradisiaca in wildem Zustande. Felsen Kapoi-tipu und Warima-tipu. Fluss Paruima. Bergkette Rauru-tipu. Stromgebiet des Cuyuni. Felsen Cara-utta. Vereinigung des Carapu mit dem Wenamu. Sandsteinmauer des Poinkawatui. Cataract Iramapara. Gebiet der Akawais. Vereinigung des Wenamu mit dem Cuyuni. Mündung des Ekruyeku. Ekrekuberge. Fischzüge der Indianer. Seite 310

X.

Mein Aufbruch von Pirara. Erlebnisse an der Bucht Wai-ipukari. Bemerkungen über den Kaiman. Antritt der Expedition den Rupununi aufwärts. Mündung des Maurukiamu. Niederlassung Curua. Attalea speciosa. Niederlassung Aripai. Cassicus persicus und haemorrhus. Harpyia destructor. Pik Burukutuau-yari. Niederlassung Kuiaraton. Pockenkranke. Fälle Curuaayari. Ruru-ruru, Tremital und Trekutara-tepau. Matziendaua-Berge. Mündung des Catu-auuru. Portage Paruauku. Fryer's Cataract. Fall Cuta-tarua, Corona der Portugiesen. Fall Sarata. Quellgebiet des Rupununi. Landungsplatz von Watu-Tieaba. Waruau. Niederlassung Watu-Tieaba. Myroxylon Toluifera. Die Letzte des Stammes der Amaripas. Aussterben der Atorais, Daurais Tarumas. Die Woyawais. Trennung der Expedition. Meine Rückkehr nach Pirara. Colonel Matoz und seine Grenzbestimmungen. Abschied von Pirara. Das Abwärtsfahren der Cataracten des Essequibo. Waraputa. Mr. Pollert. Bartika Grove. Das neue Penal Settlement. Rückkehr nach Georgetown. . . . . Seite 352

XI.

Reise nach dem Quellgebiete des Pomeroon. Plantage Anna Regina. Lebensart des Callichthys coelatus. Tapacuma. Arapiacro. Pomeroon. Kaari-mapo. Niederlassung Kuamuta. Die Bodelschwinghia und die Hyla venulosa, ihr Bewohner. Psittacus madagascariensis. Mündung des Sururu. Niederlassung Akupautari. Niederlassung Arraia. Traditionen der Caraihen, ihre Sitten und Gebräuche. Cazike Mahanarva. Wirkung des Clibadium asperum. Cyphorhinus cantans. Rückkehr nach Arraia. Strychnos toxifera am Sururu. Krabbenfang an der Küste in der Nähe der Mündung des Pomeroon. Mündung des Morocco. Mission Morocco. Calyptranthes obtusa. Todtenklage der Warraus. Gulo Allamanda. Gebiet des Kamwata, Beara u. s. w. Barama. Triplaris americana. Akawai-Niederlassung Pirisana. Caraihen-Niederlassung Cariacu. Podinema Teguixin. Waini. Sandbank. Todtenceremonie der Arawaaks. Ihre Familiengesetze. Ehegesetze. Nyctipithecus trivirgatus. Rückkehr nach Georgetown. . . . . Seite 409

XII.

Rückkehr meines Bruders von dem Quellgebiet des Corentyn. Resultate dieser Expedition. Taruma-Niederlassungen. Barokoto-Indianer. Maopityans oder Froschindianer. Wasserfall des Onoro. Stromgebiet des Amazonas. Caphiwuin. Niederlassung der letzten der Maopityans. Berg Karamuzin. Cataractenreihe des Caphiwuin. Zurumata-Indianer. Verbindung des Wanamu mit dem Caphiwuin. Kaphu. Flussgebiet des Wanamu. Indianische Hieroglyphen. Cataractenreihe des Wanamu. Wasserscheide zwischen dem Amazonas und Corentyn. Pianoghottos. Vereinigung des Curuni mit dem Cutari. Cataractenreihe des Corentyn. Wasserfall Friedrich Wilhelms IV. Pfad des Don Francisco Jose Rodriguez Barata zwischen dem Corentyn und dem Essequiho. Rückkehr nach Georgetown. Excursion den Demerara aufwärts. Fluthende Grasflächen. Donacobius vociferans. Nectandra Rodiei. Die Kette der Sandhills. Fauna und Flora derselben. Goldenhill. Krümmungen des Demerara. Kashwima-Hügel. Vultur papa. Nebenflüsse des Demerara. Granitmassen. Stromschnellen. Ororu Malalli oder grosser Fall. Topographisch statistische Bemerkungen über Britisch-Guiana. Rückkehr nach Europa. . . . . Seite 465

VERZEICHNISS DER ABBILDUNGEN.

Das Innere einer Wapisiana-Hütte . . . . . Pag. 41
Esse-tamaipu Wapisiana . . . . . - 42
Piatzang . . . . . - 184
Thal des Flusses Cotinga bei seiner Vereinigung mit dem Waikueh und dem Berge Pataghe . . . . . - 186
Fall der Ruê-imcru . . . . . - 228
Roraima und Kukenam . . . . . - 259
Gruppe von zwei Wapisiana-Indianern und einem Mädchen von 11 Jahren, jenen eine Trinkschale mit Paiwari reichend . . . . . - 289
Fort Saõ Joaquim am Rio Branco . . . . . - 295

REISEN

IN BRITISCH-GUIANA

IN DEN JAHREN 1840—1844.

ZWEITER THEIL.

I.

Abreise von Pirara. Vegetation der Savanne jenseits des Pirara. Der See Venturu. Wirbelwinde der Savanne. Thierformen des Savannenstaubes. Mündung des Pirara in den Mahu. Bivouak am Pirara. Quellen des Mahu. Rückkehr des Herrn Fryer mit den Kranken nach Pirara. Meteorologische Beobachtungen am Pirara. Savannenbrand Vereinigung des Mahu mit dem Takutu. Crax tomentosa. Delphinus amazonicus. Fluss Capaya. Lager an der Mündung des Mucumucu in den Takutu. Mündung des Camu und Awarrimani. Die ersten Stromschnellen des Takutu. Berg Curatawiuhuri. Opisthocomus cristatus. Bänke des Takutu mit Agat und Chalcedon. Anas moschata. Mündung des Sawara-auuru. Weg des Chirurgen Hortsmann vom Jahr 1739. Gebirgsformation des Takutubettes. Hydrolycus scomberoides. Lebensart der Fischotter. Catarakt und Fluss Scabunk. Tabernaemontana Humboldtii. Dorf Tenettc. Cursatogebirge. Sitten der Wapisianas. Ibis oxycercus.

Der erwachende Morgen des 24. März fand uns in rüstig schaffender Thätigkeit; — das Dorf selbst war zum aufgeregten Ameisenhaufen geworden, Alt und Jung um unsere Hütte versammelt, denn es galt hier wieder einen Abschied von Kindern und Frauen. Waren die Packete auch schon am vorigen Abend den einzelnen Trägern zugetheilt, so gab es doch noch manches in der Packung zu ändern, bevor die breiten Stirnbänder befestigt werden konnten. Der Indianer trägt seine Last nur selten mit den Schultern, sondern fast durchgängig vermittelst der Nackenmuskeln. Ein breites Band aus Bast, mit den Enden an die beiden Hauptstäbe der Tragekörbe *(Rute)* angebunden, ist gerade so lang, dass die eigentliche Last auf dem Rücken ruht und von dem Kopf getragen wird, indem die Mitte des Tragebandes sich um die Stirn, statt wie bei uns die beiden Tragebänder über die Schultern zieht. Schon am gestrigen Nachmittag zeigte sich das Dorf belebter als gewöhnlich, denn die Frauen hatten ausser dem festen Surrogat für das *Paiwari,* das, wie unsere Bouillontafeln, mit auf Reisen genommen wird, noch eine

Menge Leckerbissen u. s. w. für den Ehemann zu bereiten, seine Schminkbüchse neu zu füllen, kurz alle die wichtigen Kleinigkeiten zu besorgen, die eine Reise des Indianers verlangt, und die alle vereint in ein wasserdichtes Körbchen *(Paeara)*, aus der *Calathea* geflochten, gepackt werden. Dauert die Reise mehre Tage, so ist auch das consistente *Paiwari* nothwendig; den Lieblingstrank länger als einen Tag zu entbehren, wäre eine Anforderung, der sich der Indianer nur mit Murren unterwerfen würde. Einige Tage vor dem Antritt der Reise des Hausvaters bäckt die Frau einige frische Cassadabrode, von denen eins gekaut wird, während die übrigen mit dieser gekauten Masse und dem verdickten Safte der *Manihot* zu einem Teig geknetet und wohlverwahrt mit auf den Weg genommen werden. Nach 4 bis 5 Tagen geht bereits der Gährungsprozess vor sich. Will der Indianer seinen ewig lebhaften Durst stillen, so nimmt er eine kleine Quantität von der Masse, thut diese in seine Trinkschale, giesst Wasser dazu und rührt nun den Inhalt so lange herum, bis sich jene aufgelöst hat. Freilich hält sich dieses Surrogat höchstens 14 Tage, da es bereits nach Verlauf dieser Zeit zum Tummelplatz zahlloser Maden geworden ist. Dass diese aber nicht zur Entwicklung kommen können, dafür sorgt die durstige Seele.

Zu dem eigentlichen Reisegeräth aber gehört: die geliebte Hängematte, die Jagdtasche, meist aus Jaguarfell, Bogen, Pfeile, einige Angelhaken, die gefüllte Schminkbüchse, Spiegel und Kamm, die Trinkschale, ein Paketchen Tabacksblätter und einige Streifen des papierähnlichen Bastes der *Lecythis Ollaria (Lin.)*, in das sie das Tabacksblatt einwickeln, um es als Cigarre zu rauchen.

Wussten wir auch, dass der Indianer, sobald er eine Reise von mehren Wochen unternimmt, sowohl aus Eifersucht, als auch seinem angebornen Bequemlichkeitshange nach, dem die Frau in jeder Hinsicht Genüge leisten muss, sein Weib nie zu Hause lässt, so hatten wir doch bei dem Miethen der Träger und Führer festgesetzt, dass ausser Sororeng und Aiyukante, ein *Macusi*, der meinen Bruder schon auf seinen frühern Reisen begleitet hatte, und als mächtiger *Piai* bei dem ganzen Stamme in namhaftem Ansehen stand, keiner seine Frau und Kinder mit sich nehmen durfte, um durch diesen Train die an und für sich schon zahlreiche Parthie nicht noch zahlreicher zu machen.

Als Aiyukante mit seiner Tochter und mit Banu, seiner zukünftigen zweiten Frau, einem schönen, langgelockten Mädchen von 10 Jahren, das aber eine tief eingewurzelte Abneigung gegen ihren zukünftigen Eheherrn hegte, vor unserer Hütte erschien, folgten ihm noch einige Indianer ebenfalls mit Frau und Kind, mit Sack und Pack zur Reise gerüstet, nach. Wollten wir die Reise wirklich antreten, — so mussten wir gute Miene zum bösen Spiel machen; diesen Train zurückweisen, hätte die Männer ihm folgen heissen. Die armen Kreaturen waren nicht

allein mit den ganzen Kochutensilien, Hängematten u. s. w., sondern ausserdem noch mit grossen Quantitäten Cassadamehl bepackt, obschon wir sie auf der Reise beköstigen mussten — denn das frische Cassadabrod länger als ein paar Tage entbehren zu müssen, gehörte ebenfalls wieder zu den kleinen Leiden eines indianischen Gaumen. Das Reisemehl wird in weitläuftig geflochtene Körbe, die man vorher mit Palmenblättern auslegt, festgestampft, und in jedem Bivouak soviel davon genommen, um wenigstens dem Ehemann etwas frisches Brod vorsetzen zu können, das auf einem Stein oder wohl gar in einem ihrer leeren Töpfe gebacken wird. Als Herr, Frau und Kinder die Hütte verlassen, war ihnen natürlich die ganze Meute Hunde gefolgt, die durch ihr unsinniges Bellen schon der Reise ihren Jubelhymnus entgegenschallen liessen, — glücklicherweise aber gingen die Wünsche der Herren mit denen der Thiere in entgegengesetzter Richtung, wovon die letzteren bald durch den kräftigen Prügel und die wiederholten Steinwürfe überzeugt wurden.

Nachdem wir endlich Herrn Youd und den Officieren des Forts, die nach *Pirara* gekommen, unser Lebewohl gesagt, setzte sich die 49 Personen starke Colonne nach der indianischen Sitte in Bewegung; die Weiber bildeten den Nachtrab. Der gegen Westen liegende vielfach gewundene Weg durch die Savanne brachte uns nach einer halben Stunde zu den Ufern des *Pirara*, wo dieser aus dem See *Amucu* heraustritt; der Fluss war aber so seicht, dass wir ihn ohne Mühe durchwaten konnten. Die niedlichen Gesträuchgruppen der *Helicteres guazumaefolia*, bedeckt mit ihrem scharlachrothen Blüthenschmuck, die hier in der Nähe des *Pirara*-Flusses vereinzelt standen, lagen bald hinter uns. Mit dem Ueberschreiten des *Pirara* verschwand der sich gegen Süden hinziehende Wellengrund ganz. Unsere Richtung war eine nordwestliche. Mit der veränderten Oberflächenbildung der Savanne veränderte sich auch ihr Boden. Der Thon, welcher allgemein die Unterlage bildet, verlor seine rothe Färbung, wie auch jene runden, glänzenden, durch Eisenoxyd rothbraun gefärbten Quarz- und Thonstücken, die oft meilenweit die wellenförmige Savanne überziehen, nicht mehr sichtbar waren. Die Termitenbauten fehlen ebenfalls in der Ebene ganz. Da dieser ganze Strich etwa 100 Fuss tiefer als die Niederlassung *Pirara* liegt, so bildet er während der Regenzeit den See *Amucu* oder *Parima*. In ihrem Vegetationscharakter stimmte auch diese Fläche mit dem mir schon bisher bekannt gewordenen überein, nur trat die *Byrsonima verbascifolia* hier vorherrschend auf, und überzog die Savanne nach allen Richtungen hin, und brachte mit ihren silberfarbigen, filzigen Blättern, ihren gelben Blüthen doch wenigstens etwas Abwechselung in die allgemeine Einförmigkeit, die, allerdings durch die jetzt ihrem Ende entgegengehende Trockenzeit ihren Culminationspunkt erreicht hatte. Cyperaceen, als: *Cyperus amentaceus*

(Rudge), *Isolepis junciformis (Humb. Bonp.)*, *capillaris (Roem. et Schult.)*, *Hypolytrum pungens (Vahl.)*, *Chlorideen* und *Festucaceen*, zwischen denen man jedoch auch häufig *Eriocauloneen* fand, bildeten die allgemeine Grasdecke. Unter letztern hat der *Paepalanthus capillaceus* besonders dadurch ein eigenthümliches Interesse, dass ihm der Indianer durch das Abbrennen der Savannen förmlich zur Blüthe zu verhelfen scheint. Hat das Feuer sämmtliche Blätter vernichtet, so erscheinen bereits nach 2 bis 3 Tagen aus dem starken, kurzen, blattlosen, geschwärzten Stengel, die zahllosen, wohlriechenden, kopfförmigen Blüthen; ist die Blüthezeit vorüber, dann erst folgen die neuen Blätter nach. Ich habe nur in äusserst seltenen Fällen Exemplare gefunden, die, von dem Feuer verschont, Blätter und Blüthen zugleich besessen hätten. Eine Grasart, die ich jedoch nie in Blüthe sah, bedeckte oft ausschliesslich ganze Strecken, und wurde mir besonders durch ihren Namen interessant; — die *Macusis* nannten sie «*vannah*», und solche Flächen «*vaudai*». Ob von diesem Worte vielleicht die Benennung «Savanna« herzuleiten sein möchte, muss ich freilich den Etymologen zu entscheiden überlassen! Der Boden war durch die grosse Hitze so zerrissen, dass er mit einem förmlichen Netzwerk von oft 3—4 Zoll breiten Rissen überzogen wurde.

Unsere Tour würde heute im höchsten Grade monoton gewesen sein, wenn nicht im Süden und Norden das *Canuku-* und *Pacaraima*-Gebirge diese Monotonie etwas gemildert hätte, wozu sich an dem freilich jetzt fast wasserleeren See *Venturu* noch die zahllosen blauen Blüthen der *Eichhornia azurea*, *Heteranthera limosa (Vahl.)* und die grossen Entenheerden gesellten, die sich bei unserer Annäherung unter ihrem pfeifenden Geschrei erhoben. Dass die *Anas viduata* und *brasiliensis* ihr reichhaltiges Contingent zu unserm nächsten Mahle liefern musste, brauche ich nicht zu versichern; ausser diesen belebten nur noch vereinzelte *Caracara*-Adler, die auf den ausgetrockneten Sumpfboden herumliefen und kleine Gesellschaften des *Ibis albicollis (Vieill)* die einförmige Fläche. Wurden letztere von uns aufgescheucht, dann liessen sie auch ihre eigenthümliche, schnarrende Stimme laut werden. Ich habe diese *Ibis* durchgehends weniger an dem Rande der Sümpfe, als auf der trockenen Savanne bemerkt, wo man gewöhnlich 6—8 Stück vereint findet. *Mycterien*, *Ardea*, *Cicenien* u. s. w., die früher solche Stellen belebten, — alles hatte sich mit dem verschwundenen Wasser nach den Savannenflüssen übergesiedelt.

Gegen Mittag hatte die Hitze 125° Fahrenheit erreicht, und bald traten jene Wirkungen der reflektirten Sonnenstrahlen nicht bloss in der Atmosphäre, nach welchen alle Gegenstände in eine tanzende Bewegung versetzt zu sein scheinen, sondern auch in meinem Blute in's Leben. Einzelne kühlende Luftströme, aus denen man wieder in die unbewegten, durchglühten Schichten eintrat, machten

den Gegensatz nur noch fühlbarer. Ein eigenthümliches und zugleich ziemlich neues meteorologisches Phänomen waren mir die Menge Wirbelwinde und die dadurch hervorgerufenen Wirbelsäulen, die ich seit der Savanne am *Rupununi* nicht wieder in solcher Anzahl gesehen. Plötzlich sieht man von einem Punkte aus den Staub und die Blätter der Sträucher u. s. w. ziemlich in horizontaler Richtung in schneckenförmiger Linie eine Strecke über die Ebene hingetrieben werden, bis sich der Anfang immer mehr hebt und bald als spirale Säule einen Augenblick über der Savanne steht, und dann über diese hinjagt, wobei sie gegen die Erde hin immer durchsichtiger wird, sich dann in der Mitte scheidet und spurlos verschwindet. Offenbar liegt die Ursache dieser zahlreichen Wirbelsäulen in der durch die reflectirte Sonnenhitze hervorgerufenen Ungleichheit der Temperatur der Luftschichten und in den dadurch entstehenden, zwar parallel, aber in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Luftströmen.*) Seit dem kleinen See *Venturu*, dessen noch zurückgebliebenes Wasser kaum trinkbar war, hatten wir wieder 8 — 10 Miles zurückgelegt, ohne dass unser brennender Durst Befriedigung gefunden, und doch waren jene 125° Fahrenheit noch keineswegs der Culminationspunkt der heutigen Hitze, den sie erst gegen 3 Uhr erreichte. Die am Vormittag undurchbrochene, indianische Reihe war längst aufgelöst; warf man das Auge zurück, so folgte in weiter Unterbrechung die matte Arrieregarde den Vorangehenden und viele waren sogar noch ausserhalb des weiten Gesichtskreises.

Unter Jubel, Scherz und Laune waren wir ausgezogen, doch in demselben Maasse, wie die Hitze stieg, verstummten auch nach und nach die lärmenden Stimmen. Wo irgend eine kümmerliche *Curatella* etwas Schatten warf, sah man einzelne der erschöpften Neger und Deutschen diesem blassen Schatten zueilen, um in ihm auszuruhen. Die Indianer dagegen liessen sich selbst unter ihrer Last keine solche Schwäche zu Schulden kommen; — rüstig schritten sie auf dem schmalen Pfade voran, und erwiederten alle dringend an sie gestellten Fragen: wie weit es noch bis zur Mündung des *Pirara*, unserm heutigen Ziele, sei, unter zu-

---

*) Der vom Winde aufgeregte rothe Staub der Savanne, der sich besonders an den Stengeln der *Eriocauloneen* festsetzt, enthielt nach der Untersuchung des Prof. Ehrenberg folgende mikroskopische Thierformen:

Polygastrica.

Trachelomonas volvocina.	*Difflugia areolata.*
Pinnularia borealis.	*Arcella areolata.*

Phytolitharia.

Lithodontium furcatum.	*Spongolithis aspera.*
Lith. platyodon.	*Sp. - - - fistulosa.*
Lithostylidium Amphiodon.	*Sp. - - - obtusa.*
Spongolithis acicularis.	

rückgewandtem Gesicht mit der Antwort: «*a-minki,-a-minki, Matti* (Freund, sehr weit, sehr weit)!» freilich ein leidiger Trost für Todmüde und Halbverdurstete! Endlich tauchte in tanzender Bewegung am Horizont eine Reihe Bäume auf, — es waren die bewaldeten Ufer des *Pirara!* Alle noch nicht vertrockneten Kräfte wurden zusammengerafft, um sobald als möglich dem marternden Zustand ein Ende zu machen, und die ermüdeten Glieder in dem dunklen Schatten zu stärken. Das ersehnte *Eldorado* war nach vier Uhr erreicht; — endlich konnte der einzige Wunsch, den wir hegten, befriedigt werden! Eine Stunde Rast im dunklen Schatten der grünen Bäume stärkte die müden Glieder so, dass wenigstens der Theil unserer Colonne, welcher standhaft mit den Indianern vorangeschritten war, die Mündung des *Pirara* in den *Mahu* erreichte. Viele von den Zurückgebliebenen kamen erst spät in der Nacht, die übrigen, und dies war der grössere Theil der Neger und Deutschen, sogar erst am folgenden Morgen an. Wir hatten 17 Miles zurückgelegt, ein Marsch, der, bei 125 — 130° Fahrenheit und einer schattenlosen Savanne, keineswegs so unbedeutend war, als es scheinen könnte.

Die sich weithin ausbreitenden Aeste und die dichtbelaubte Krone eines mächtigen Maranbaumes *(Copaifera Jacquini Desf.)*, der eine kleine Strecke von der Mündung, aber in der unmittelbaren Nähe des Ufers des *Pirara* stand, dessen ungeheurer Stamm eine Menge alter und frischer Spuren aufwies, wie oft man sich schon in Besitz seines Balsams gesetzt hatte, so wie der von allem Unterholz gereinigte Boden, nach welchem dieser allgemein zur Landungsstelle benutzt worden sein musste, versprach auch uns den gewünschten Schutz, und wurde daher augenblicklich zur Bivouakstelle benutzt.

Während der Besitznahme *Pirara's* durch die Brasilianer, standen diese mit der Bevölkerung am *Rio Branco* und Fort *Saõ Joaquim* in lebhafter Communikation, der in der trocknen Jahreszeit nur durch die Seichtigkeit des *Pirara*-Flusses etwas Abbruch gethan wird, da in dieser die Bewohner am *Rio Branco* mit ihren grossen Corials nur bis hierher fahren können.

Um den Balsam der *Marane* zu sammeln, hauen die Indianer eine halbrunde Vertiefung in den untern Theil des Stammes, die sich bis zum Kern erstreckt. In gewissen Monaten, namentlich im Februar und März, fliesst der harzige Saft in Menge aus und füllt die Vertiefung an, die von Zeit zu Zeit ausgeschöpft wird. Auch wir fanden die Höhlungen gefüllt, und zahllose Wespen und Fliegen um sie versammelt. Sollten erstere den Balsam vielleicht als Bindemittel zu ihren Nestern benutzen? Ausser bei Verwundungen und zum Einsalben des Körpers und der Haare, benutzen die Indianer selbst den Balsam zu nichts weiterem, da ihnen alle jene verheerenden Krankheiten fremd sind, zu deren Heilung er früher allgemein angewandt wurde; sie sammeln ihn nur, weil er ihnen als gesuchter und müheloser

Tauschartikel bekannt geworden ist. In der unmittelbaren Nähe unsers Bivouaks zogen gleich anfangs mehre Tonteliabäume durch ihren reichen Blüthenschmuck mein botanisches Interesse auf sich. Bei der spätern Untersuchung stellte sich die Species als neu heraus, und *Tontelia guianensis (Klotzsch)* war mein erster Fun dam *Pirara*. — Das jenseitige Ufer des *Pirara* hatte eine steile Höhe von 20—30 Fuss.

Obschon die Indianer im Laufe des folgenden Tages unter der Belaubung der Uferumsäumung zwei kleine Corials entdeckten, so zeigten sich diese doch in einem so erbärmlichen Zustand, dass wir ihnen ohne vorherige gründliche Ausbesserung nicht einmal unser weniger werthvolles Gepäck würden anvertraut haben. Die Zeit zu einer solchen Ausbesserung fand sich. Um zu sehen, welchen Einfluss der Landtransport auf die beiden Chronometer ausgeübt, die sich in einem kleinen Blechkasten befanden, und von dem zuverlässigsten der Deutschen, Reiter, vermittelst eines Riemens über die Schulter, getragen wurden, war wenigstens eine Rast von drei Tagen erforderlich; die Corials konnten daher bis zum erneuten Aufbruch ausgebessert werden, und die *Curatella americana* lieferte uns in Folge ihres krüppelhaften Wuchses das trefflichste Knieholz, so dass wir den Fahrzeugen ohne grosse Mühe die so nothwendige Festigkeit geben konnten. Die gleichmässig gekrümmten Aeste dieses in den Savannen allgemein verbreiteten Baumes müssten sich ungemein vortheilhaft zu Gestellen von Militairsätteln benutzen lassen, und ich glaube sicher, dass man aus den Savannen zwischen dem *Rupununi* und *Rio Branco* die ganze europäische Cavallerie damit versehen könnte. Die *Macusi* nennen den Baum *Curatakie*, da sie mit seinen rauhen Blättern namentlich dem Futteral ihrer Blaseröhre *(Cura)* die Politur geben.

Die Einwirkung des Transportes auf die Chronometer hatte sich gleich Null gezeigt, die Corials waren reparirt, und doch waren wir leider durch einen traurigen Vorfall noch an unser Bivouak gebunden. Die grosse Zahl *Cucurit- (Maximil. regia)* und *Sawari*-Palmen, welche die Ufer umsäumten, waren, ihrer reifen Früchte wegen, der gesuchte Aufenthalt zahlloser, blauer *Araras*. Am Morgen nach unserer Ankunft hatte ich mehre geschossen, aus denen uns Hamlet eine der schmackhaftesten Suppen bereitete. Stöckle und Petri, der vierte Deutsche, hatten von dieser Suppe gekostet und darin hinreichenden Grund gefunden, sich dieses vorzügliche Gericht ebenfalls zu bereiten; schnell machten sich beide auf den Weg, um die dazu nöthigen Vögel zu schiessen.

Noch waren sie nicht lange unter den Bäumen verschwunden, als ein Schuss, und ein bald darauf folgendes, markdurchdringendes Geschrei das ganze Lager in Aufruhr brachte. Alles eilte der Gegend zu, wo wir Petri, sich am Boden im Blute wälzend und Stöckle mit ringenden und windenden Händen um ihn herumlaufen fanden. Als wir uns zu dem Aermsten herabbeugten, entdeckten wir eine

bedeutende Schusswunde an der untern Seite des Schulterblatts. Diese Stelle musste uns natürlich auf den Gedanken bringen, Stöckle sei der unvorsichtige und leichtsinnige Schütze gewesen, eine Vermuthung, die sich auch augenblicklich in den härtesten und bittersten Vorwürfen aussprach; dieser aber betheuerte, dass er unschuldig, dass seine Flinte noch geladen, dass er sich im Augenblicke des Schusses gar nicht bei Petri befunden, dass er nur erst auf dessen Hülferuf zu ihm geeilt sei, und dass dieser sich daher selbst geschossen haben müsse. So war es auch. Petri hatte ein Dickicht durchkriechen wollen, hatte das Gewehr, dessen Hahn er aber, wie er später versicherte, noch nicht aufgezogen, vorn am Lauf gefasst und hinter sich her gezogen, der Hahn war wahrscheinlich von einer Schlingpflanze festgehalten und als er straff angezogen, emporgehoben worden, und so hatte sich das Gewehr entladen. Als wir den bis jetzt immer noch Besinnungslosen nach dem Bivouak getragen, ihn dort, da er wegen der Rückenwunde nicht in der Hängematte liegen konnte, ein kleines Gerüst von Stangen bereitet, dieses dicht mit Gras belegt und nun die Wunde untersuchten, glaubte Niemand, dass er den nächsten Morgen erleben würde. Die äussere Wunde hatte die Grösse eines Zweigroschenstücks, woraus hervorging, dass er den mit Schroot geladenen Lauf ganz nahe an sich heran gezogen haben musste, das Schulterblatt aber war ganz zerschmettert. Herr Fryer, dem die Schusswunden nichts fremdes waren, suchte alles aus dem Medizinkasten hervor, was dem Gequälten nur irgend Linderung verschaffen konnte, die grösste Qual aber, die fürchterliche Hitze, konnte er leider nicht beseitigen; denn ungeachtet dass das Thermometer unter dem Zelte hing, das wieder von dem Maranenbaum beschattet wurde, zeigte dieses doch gegen 3 Uhr Nachmittags 97 — 100° Fahrenheit; sein niedrigster Stand, 6 Uhr des Morgens, betrug 73°. Ungeachtet der fort und fort wiederholten Auswaschungen hatten sich bereits am 3. Tage Maden in der Wunde gebildet; ihr Geruch war fast unerträglich. Das Wundfieber überstand er glücklich, worauf Herr Fryer die Hoffnung aussprach, dass der Arme doch noch gerettet werden könnte.

Da wir hier nicht bleiben, der Kranke uns aber auch nicht folgen konnte, so war bereits am Morgen des Tages nach dem Unglücksfall ein Bote mit der Bitte an Herrn Yoln gesandt worden, acht Indianer zu schicken, die den Verunglückten nach *Pirara* tragen sollten. Herr Fryer und Tiedge sollten ihn dahin begleiten, und so lange dort verweilen, bis er ihrer gegenseitigen Hülfe nicht mehr bedurfte. Bald aber war Petri nicht mehr der einzige Wundkranke. Die kühlenden Wellen des *Pirara* waren bei der unausstehlichen Hitze für uns Gesunde die grösste Erquickung, die uns aber leider nur zu bald vergällt wurde, da einem der Indianerknaben, die uns gefolgt waren, bei dem Ueberschwimmen des *Pirara's* von den gefrässigen *Pirais (Pygocentrus)* ein grosses Stück Fleisch aus dem Fusse ge-

rissen wurde; das schreckliche Aufschreien, als er die Wunde erhielt, liess uns anfänglich fürchten, er sei die Beute eines Kaimans geworden. Schreck und Schmerz hatten ihn so erschüttert, dass er kaum das Ufer erreichen konnte. Bei der Unzahl, in welcher der *Pirara* diesen gefürchteten Raubfisch enthielt, hatten wir von vielem Glück zu sagen, dass bei unserem vielen Baden nicht schon mehre verwundet worden waren. Da keiner Lust zeigte, seinen Körper den Räubern preiszugeben, wurde natürlich das Baden eingestellt, so schwer uns auch dieser Entschluss fiel. Die feste Ueberzeugung, dass unsere Expedition einen unglücklichen Ausgang nehmen müsste, war von jetzt an der unerschütterliche Glaube aller Abergläubischen, vom Indianer bis zu Stöckle hinauf.

Nächst dem bisherigen Bade lieferten uns die saftigen und angenehm säuerlichen Früchte einer Eugenia, *(Eugenia cauliflora Dec.?)* die ganz die Grösse und Form einer *Reine-Claude* hatten und von braunrother Farbe waren, einen ungemein kühlenden Trank, in dessen Bereitung die Indianer unsere Lehrmeister wurden; sie nannten die Frucht *Casami*. Wir fanden diese Speeies hier zum erstenmal; im Verlauf der Reise begleitete sie uns in bedeutender Anzahl den ganzen *Takutu* aufwärts, wo sie am häufigsten zwischen den Felsentrümmern auftrat, die den Fluss so zahlreich durchziehen.

Der mit seinen kaffeebraunen Wellen sich zwischen dichtumsäumten Ufern hinwälzende *Mahu*, war viel bedeutender, als ich vermuthet. Seine Quellen sollen sich auf dem nördlichen Abhange des *Pacaraima*-Gebirges, auf einem Tafellande befinden, worauf er bald einen imposanten Wasserfall, *Carona* genannt, bildet und seinen Weg durch die malerischen, obschon unfruchtbaren Thäler des Gebirges fortsetzt. Während der Regenzeit trägt namentlich dieser Fluss viel zu den Ueberschwemmungen der Savanne bei, wie zugleich dann die eigenthümliche Erscheinung in's Leben tritt, dass sich die Gewässer zweier Flüsse, die ganz verschiedenen Flusssystemen angehören, mit einander vermischen.

In Folge des jetzigen niedern Wasserstandes erhoben sich in dem *Pirara* nahe seiner Mündung eine Menge grössere und kleinere Blöcke eines grobkörnigen Quarzconglomerats, durch eisenhaltigen Thon mit einander verkittet, ihre braunen Flächen über das Wasser, und bildeten an einzelnen Stellen förmliche Bänke.*) Solche Stellen schien die ebenerwähnte Eugenia am meisten zu lieben,

*) Nach den Untersuchungen des Prof. Ehrenberg enthielten diese Blöcke folgende mikroskopische Thierformen;

Polygastrica.

Eunotia Pileus.	*Pinnularia nobilis.*
Gallionella granulata.	*Gomphonema sp.*
Navicula diaphana.	*Synedra sp.*
Pinnularia inaequalis.	*Dictyocha sp.*

da man jene nie ohne diese antraf. Bot auch die Flora in den Umgebungen der Savanne keine grosse Abwechselung*), so lieferte uns ausser der Eugenia, doch auch noch das kleine *Psidium turbiniflorum (Mart.)* in seinen kleinen, an Geschmack den Erdbeeren gleichen Früchten ein vielgesuchtes Labsal. Die Indianer nannten die Frucht *Piriko*. Die Früchte einer andern Species hatten fast die Grösse der des *Psidium pomiferum;* ihr Strauch war 3 —4 Fuss hoch, — diese nannten die Indianer *Canung*. Soviel Früchte wir auch sammeln konnten, gelang es uns doch nicht, auch nur eine Blüthe aufzufinden, um diese zwei interessanten Species bestimmen zu können.

Da die Indianer in dieser drückenden Zwischenzeit nichts zu thun hatten, so folgten sie täglich ihrer Jagdlust, und kehrten niemals ohne reiche Beute an Rehen, grossen Vögeln, wie *Mycterien*, Nimmersatt *(Sawiwi* der *Macusis)* und Enten heim. Eine der *Mycterien* mass mit ausgebreiteten Flügeln 7′ 2″. Ist der Vogel noch jung, so hat sein Fleisch viel Aehnlichkeit mit dem Rindfleisch und Hamlet bereitete uns aus der Brust so vortreffliche «*steaks*», dass diese fast gar nicht von den «*Beefsteaks*» zu unterscheiden waren. Bei den ältern Vögeln gehörten freilich andere Kauorgane und Kaumuskeln zum Zermalmen des Fleisches, als die unsrigen waren. Das dichte Gebüsch der Ufer ertönte jeden Morgen und Abend von dem lieblichen, aber klagenden Gesange des schönen Gilbvogels *(Icterus Jamacaii Daud.)*, den ich hier zum erstenmal wild sah. Er findet sich nur an den mit Gebüsch umsäumten Ufern der Savannenflüsse, und, nach der Aussage der Indianer, am häufigsten an dem *Mahu, Pirara* und *Tukutu*. Sein beutelförmiges Nest, das aus den feinsten Grashälmchen gebaut ist, hängt er auf dieselbe Weise, wie alle Species dieser Gattung, an baumartige Sträucher auf, die an dem Saum der Savanne stehen. In der Colonie ist er wegen seines schönen Gesanges ungemein beliebt und wird eifrig von den Colonisten, da ihn die Indianer bis dahin bringen, gekauft, — freilich nur um bald zu sterben, indem er sich auf keine Weise an die Gefangenschaft im Käfig gewöhnen zu können scheint. So oft ich auch den Vogel auf dieser Reise in fast jeder Niederlassung zahm fand, hatte er doch vollkommene Freiheit, hin zu fliegen, wohin er wollte. In der Colonie wird

---

Phytolitharia.

Lithostersius tuberculatus	*Spongolithis acicularis.*
Lithodontium Bursa.	*Sp. aspera.*
Lithostylidium rude.	*Sp. obtusa.*
L. Serra.	*Tineae squamula.*

*) *Licania incana (Aubl.)*, *Helicteres guazumaefolia*, *Sida linifolia (Cav.)*, *Pavonia speciosa (Humb. Kunth.)*, *cancellata (Cav.)*, *Melochia fasciculata (Benth.)*. *melissaefolia (Benth.)*, *Tibouchina aspera*, *Mimosa camporum (Benth.)*, *Neptunia polyphylla (Benth.)*. *Rhynchantera acuminata (Benth.)*, *Miconia fallax (Dec.)*.

der *Trupiale*, wie ihn die Colonisten nennen, durchschnittlich mit 5 Dollars bezahlt. Unsere *Macusis* nannten ihn *Murumuruta*, und die Brasilianer, die Nachtigall Guiana's. Ein anderer, hellbrauner Vogel, den ich ebenfalls hier zum erstenmal fand, war der *Furnarius leucopus (Sw.)*; auch er belebt das niedere Gebüsch der Ufer der Savannenflüsse. Kurz vor Sonnenauf- und Untergang tönt seine hell pfeifende Stimme aus allen Gebüschen, weshalb er von jetzt an, als Signalist für den Anbruch des Tages und den Beginn der Geschäfte desselben galt. Der geschwätzige *Qu'-est-ce-que-dit* war eben so häufig. Diese an Species so zahlreiche Gattung scheint über ganz Guiana verbreitet zu sein; die *Macusis* nannten ihn *Sette-qui*. Gleich häufig wie die *Pirais* waren im *Pirara* auch die electrischen Aale, die in Menge an der Angel gefangen wurden. So wie einer dieser Fische angebissen, fühlt man dies augenblicklich durch den Schlag, da der Gefangene seine Elektricität augenblicklich entlud, was manche lächerliche Scene herbeiführte.

Am achten Tage nach jener unglücklichen Verwundung kamen die verlangten 8 Indianer aus *Pirara* im Lager an, und da das Wundfieber glücklich überstanden war, so glaubte Herr Fryer, dass er die Reise mit dem Kranken nach *Pirara* unternehmen könnte. Der Brief Herrn Youds an meinen Bruder stellte freilich den Unfall als die gerechte Strafe des Himmels für die Uebertretung des dritten Gebotes hin; — denn es war ein Sonntag, an welchem Petri mit Stöckle, an welchem ich auf die Jagd gegangen war! Am 2. April verliess Herr Fryer mit Petri, dem eine bequeme Bahre gemacht worden war, in Begleitung von Tiedge und Hamlet, der sich auf einmal krank fühlte, unser Lager. Dass Hamlet am Tage der Abreise des armen Petri's krank werden würde, sehr krank werden würde, konnte jeder seit der Verwundung unseres kleinen Indianers Cumeru vorhersehen. Petri's Unglücksfall hatte seinen Aberglauben aufgerüttelt, Cumeru's Verwundung durch die *Pirais* ihm die Ueberzeugung gegeben, dass die bösen Geister unsern Untergang beschlossen, und es Wahnsinn sein würde, der warnenden Stimme, die laut genug gesprochen, trotzig zu widerstehen. Da er meinen Bruder von der frevelhaften Halsstarrigkeit beseelt fand, dieser bösen Omina ungeachtet die Reise fortzusetzen, musste ihn die fingirte Krankheit dem allgemeinen Verderben entreissen. So wenig wir auch anfangs geneigt waren, diese als thatsächlich anzuerkennen, so gaben wir doch endlich nach, und liessen den abergläubischen Schelm, namentlich da Herr Fryer niemand hatte, der ihm während seines Aufenthalts in *Pirara* kochen konnte, mit nach *Pirara* zurückkehren.

Um die drückende Tageshitze zu vermeiden, setzte sich der Zug schon um 3 Uhr des Morgens in Bewegung. Theilnehmend und schmerzlich bewegt nahmen wir von unserm armen Landsmann Abschied und jagten Hamlet, der seine Freude

nicht mehr verbergen konnte und mit freudestrahlenden Blicken der Bahre folgte, noch den grenzenlosen Schreck ein, dass wir ihn plötzlich zurückriefen. Die Wirkung dieses Rufes war so gewaltig, dass dem Burschen der Angstschweiss aus allen Poren trat, und er selbst dann noch mehre Minuten zitternd und sprachlos auf der Stelle stehen blieb, wo ihn jener Unglücksruf erreicht, als wir ihm längst wieder die Erlaubniss zum Ausreissen gegeben hatten.

Auch wir verliessen noch an demselben Tage unser Lager. Die beiden kleinen Corials, die von zwei Ruderern geführt wurden, beherbergten die Instrumente, einen Theil des Gepäckes und den armen Cumeru, der seinen Fuss noch nicht wieder gebrauchen konnte, aber auf keine Weise zur Rückkehr nach *Pirara* zu bewegen war.

Die während unsers Aufenthalts vom 27. März bis zum 2. April 1842 an der Mündung angestellten Thermometerbeobachtungen, ergaben folgende mittleren Resultate:

Thermometer. Fahrenheit.

6 Uhr Vormitt.	9 Uhr Vormitt.	12 Uhr Mittags.	3 Uhr Nachmitt.	6 Uhr Nachmitt.	Maximum.	Minimum.
75°. 72	83°. 13	91°. 82	94°. 92	86°. 07	98°	73°

Nach den beiden Chronometern war die geographische Länge 15′ 30″ *(in arc)* westlich des Dorfes *Pirara*.

Nachdem wir den *Pirara* gekreuzt, und mit Mühe und Anstrengung das steile, jenseitige Ufer erklommen, setzten wir den Weg in südwestlicher Richtung gegen die Mündung des *Mahu* in den *Takutu* durch eine gleich einförmige Savanne fort. Noch aber hatten wir diese nicht lange betreten, als wir auch gegen Südosten hin zahllose Rauchsäulen, die sichern Verkünder eines Savannenbrandes, aufwirbeln sahen, und uns die Indianer mit ängstlicher Hast zur Eile antrieben, da sich die Feuercolonne wahrscheinlich auf uns zuwälzen würde. Belächelten wir auch anfänglich die uns unwahrscheinlich dünkende Befürchtung, so verwandelte bereits die nächste Viertelstunde unsere lächelnden Mienen in die des bittersten Ernstes. Jede Minute steigerte die Gefahr mehr und mehr, und schon war uns die schreckliche Gewissheit geworden, ihr nicht mehr entfliehen zu können. Wo wir auch hinblicken mochten, nirgends entdeckte das suchende Auge eine dunklere Färbung in der Grasfläche, eine Sumpfstelle, nirgends eine jener Oasen, schon konnten wir die Feuerkolonne selbst unterscheiden, die durch einen aufspringenden Südostwind doppelt beflügelt auf uns zueilte, schon konnten wir das Platzen und Gedröhne der

zerspringenden Gräser deutlich hören, da entdeckte das scharfe Auge der Indianer einige kleine Erhöhungen vor uns, die nur sparsam mit niederem Grase bedeckt waren, und in wilder Flucht eilten wir ihnen entgegen, um hier das entfesselte Element vorüberrasen zu lassen. Eine halbe Minute später, und ein fürchterlicher Tod wäre unser Loos gewesen! Mit wildklopfendem Herzen sahen wir das Feuermeer, das uns bereits vollkommen in sich eingeschlossen, gleich einer Windsbraut sich auf uns zuwälzen, sengend und brennend schlug die glühende Lohe an unsere Gesichter, und nöthigte uns ihr den Rücken zuzukehren, um den fürchterlichen Entscheidungsmoment in verzweifelnder Resignation zu erwarten. — Der brennende Hauch der Lohe schlug an mir empor, — zwei glühende Feuerarme umschlangen die Basis des Hügels und vereinigten sich vor uns wieder zu einer wogenden Masse, in die ich starr vor innerm Grausen stierte, bis sie sich immer weiter von uns entfernte — wir waren gerettet! Die Flamme hatte zwar das kurze Gras des Hügels abgesengt, doch nicht soviel Nahrung gefunden, um die schaudervollen Befürchtungen zur schrecklichen Wahrheit werden zu lassen. Ganze Schaaren gieriger Raubvögel zogen gleich hungrigen Schakals in kreisendem Fluge hinter und zu den Seiten der Feuercolonne her und machten auf die dem entfesselten Elemente entfliehenden oder halbverbrannten Schlangen und Eidechsen Jagd. Sah es doch, wenn sie sich mit Blitzesschnelle auf den erspähten Raub herabstürzten, und für Augenblicke in den Rauchwolken verschwanden, als wollten sie sich freiwillig dem Feuertode weihen!

Bald war das betäubende Getöse verstummt, und nur die schwarzen Wolken verriethen noch, dass das Feuer seinen verheerenden Weg fortsetzte, den auch wir jetzt durch die leichte Asche antraten, in die uns der noch wehende Südost förmlich einhüllte, so dass wir bald in vollkommene Schornsteinfeger verwandelt waren. Dass die Indianer unendlich mehr stoischen Gleichmuth, als wir besassen, zeigte sich auch hier wieder; — während der schauerliche Moment noch lange wie ein erdrückender Alp auf uns lastete, setzten sie den Weg schon wieder mit lachender Miene und unter ununterbrochenen Witzeleien über die Verwandlung, welche die Asche an uns allen vornahm, fort, wiewohl mit jedem Schritt die Qual des Durstes sich steigerte, indem jeder Athemzug den feinen Kohlenstaub in Mund und Nase führte und die Schleimhäute vollkommen überkleidete.

Nach einer mehr als stundenlangen Tour sahen wir endlich einen dichten Waldsaum vor uns auftauchen, zu dem sich bald für das Ohr der Zauberton der Wellen des *Mahu* gesellte. Mit doppelt beflügelten Schritten stürzten wir diesen zu, um den ausgetrockneten Mund feuchten, den brennenden Durst löschen und den mit Asche bedeckten Körper von seiner unangenehmen Hülle befreien zu können. Bald war das ersehnte Ziel erreicht, aber unsere Qual noch keineswegs

beendet, denn getäuscht standen wir auf den 25 — 30 Fuss hohen, steilen Ufern und schauten auf die lockend zu uns heraufl achenden Wellen hinab, ohne sie erreichen zu können. Nachdem wir dem Flusse etwa eine halbe Stunde gefolgt, fand sich endlich eine Stelle, von der uns durch die Wurzeln einiger nahe am Ufer stehenden Bäume wenigstens die Möglichkeit gegeben wurde, die bisher ausgestandene Tantalusqual zu beseitigen. Ohne Berücksichtigung der Gefahr suchte jeder so schnell als möglich die gesteigerte Gier zu befriedigen und bald labten wir uns an dem klaren kaffeebraunen Wasser. Gestärkt und gekräftigt suchten wir das Ufer wieder zu erklimmen, was uns freilich unendlich schwerer, als das Herablassen wurde.

Das Ziel der heutigen Reise, die Verbindung des *Mahu* mit dem *Takutu*, lag noch vor uns, und rasch schritten wir ihm zu. Mehre morastige Stellen, die wir im Verlauf noch zu durchwaten hatten, waren dicht mit der herrlichen *Mauritia*, beladen mit ihren ungeheuren, oft 5 — 6 Fuss langen Fruchtbüscheln, bestanden. Viele der Büschel waren gewiss mit 800 — 1000 einzelnen Früchten besetzt. Obschon die Früchte, wenn sie bei erlangter Reife einzeln herabfallen, nicht bloss von den Indianern, sondern auch von mehrern Vierfüsslern gern gegessen werden, so muss doch der *Psittacus Makavuanna (Lin.)* der grösste Freund derselben sein, da wir selten eine Gruppe dieser Palmen fanden, in der sich nicht zahlreiche Heerden der glänzenden Vögel aufgehalten hätten, wie sie auch fast durchgängig in den von den Spechten gemachten Höhlungen dieser Palme zu nisten pflegen. Bei jeder Palmengruppe, der wir uns näherten, wurde die tiefe Stille, die besonders den Mittag in den Tropen bezeichnet, wo sich die meisten Thiere ruhig in den Schatten der Bäume verhalten, durch ein eigenthümliches Knurren unterbrochen, das sich als Warnungsruf nach allen Seiten verbreitete, bevor sich die zahlreiche Schaar unter wildem Gekreische erhob und die Palmengruppe schreiend umflog. Die grüne Färbung des Gefieders verräth nur selten dem suchenden Auge den Papagei zwischen den gleichgrünen Wedeln der Palme. Ausser diesen lärmenden Vögeln, fand sich hier noch ein zweiter, aber stummer Bewohner auf der *Mauritia*, die *Vanilla palmarum (Lindl.)*. Es ist eigenthümlich, dass diese *Orchidee* auf keiner andern Palme als der *Mauritia* vorkommt. Sie wurzelt jederzeit an der Basis der Blattstiele, zwischen denen sich immer etwas Humus ansammelt, während ihre Ranken an dem glatten grauen Stamm herabhängen. Hin und wieder fand ich diese Species auch auf Granitfelsen, wo sie in den mit Erde angefüllten Spalten wurzelt.

Gegen 4 Uhr erreichten wir unser Reiseziel, die Vereinigung des *Mahu* mit dem *Takutu*. Gleich den übrigen Savannenflüssen sind auch seine Ufer mit einer üppigen Vegetationsdecke bekleidet, durch welche ihre unmittelbaren Umgebungen so grell gegen die mehr verkümmerten Plainen contrastiren. Dieser Waldsaum,

in dem wir seiner Breite nach etwa eine halbe Stunde lang fortgeschritten waren, bevor wir den Fluss selbst erreichten, bestand theils aus hohen Bäumen, theils aus einem dichten, baumartigen Unterholze, das sich an den Ufern bis zum eigentlichen Wassersaume hinabzog, und hier die ruhig hingleitenden Wellen überhing und beschattete. Auch oberhalb war dieses Unterholz so dicht, dass es nur hier und da einem durstenden Sonnenstrahl die Erde zu küssen erlaubte. Die grössern Bäume gehörten fast durchgehends den *Cordiaceen*, *Malpighiaceen* und *Mimosen* an. — Das erstere Genus aber wurde hauptsächlich durch *Cordia tetraphylla (Aubl.)* repräsentirt, jenen interessanten Baum, den die Colonisten wegen seiner breiten, flach niedergedrückten Krone «*table tree*» nennen. Da sich die Aeste vollkommen im rechten Winkel vom Stamme abzweigen, so hat der Baum in der Ferne auch in der That ganz das Ansehen eines riesigen, runden Tisches. Wie der *Psittacus Makavuanna* die *Mauritia* zu seinem Brutort aussucht, so wählt der *Cassicus persicus* und *cristatus* besonders gern jede vereinzelt stehende *Cordia*, um an ihr sein beutelförmiges Nest aufzuhängen, wodurch das an und für sich schon sonderbare Aussehen des Baumes noch sonderbarer wird.

Ebenso häufig wie *Cordia tetraphylla* war auch eine baumartige *Malpighia*, deren reife, orangegefärbten Beeren den ganzen Boden überdeckten, die unsere Indianer mit grossem Eifer sammelten. Das Leckere, was diese daran fanden, konnten wir auf keine Weise herausfinden. Noch schöner in ihrer Form und Zweigbildung dünkte mir aber eine *Mimose* mit hellgrauem Stamm und fein gefiederten, lebhaft grünen Blättern. Leider fanden wir an diesen beiden sehr interessanten Species keine Blüthen.

Ein ziemlich freier Platz am linken Ufer des *Mahu* bot uns eine bequeme Bivouakstelle. Die beiden Boote trafen erst einige Stunden nach unserer Ankunft ein. Da der *Mahu* kaffeebraunes, der *Takutu* grünlich blaues Wasser hat, das mich wieder lebhaft an die freundlichen Wellen des vaterländischen Rheins erinnerte, nur dass das Auge vergebens nach den stolzen Zinnen alter Ritterburgen suchte und nur eine unübersehbare gelbe Ebene fand, so war wie bei dem *Essequibo* und *Rupununi*, die Grenzlinie der Gewässer beider Ströme erst nach einer weiten Strecke verschwunden. An ihrer beiderseitigen Vereinigung beträgt die Breite des *Mahu* 263, die des *Takutu* 192 Yards, was leicht zu der Annahme verleiten könnte, dass der letztere ein Nebenfluss des ersteren wäre. Die *Wapisianas* und *Atorais*, die das Stromgebiet desselben bewohnen, nennen ihn *Butu-auuru*. Den *Mahu* nannten unsere *Macusis: Ireng*. Da die geographische Breite der Vereinigung beider Flüsse noch nicht bestimmt war, so sollte so lange hier verweilt werden, bis der Himmel eine astronomische Aufnahme erlaubt haben würde. Meine Jagdlust fand durch diese Zögerung, namentlich in Folge der zahlreich ver-

sammelten *Psittacini* reiche Befriedigung. Die *Cucurit-* und *Sawari*-Palmen hatten den blauen *Araras*, die mit reifen Früchten beladene *Malpighia* ganze Heerden des herrlichen Sonnenpapagei's (*Psittacus solstitialis Lin. Kessi-Kessi* der Indianer), welchen letztern ich hier ebenfalls zum erstenmal sah, während der breite Waldsaum, der geliebte Aufenthalt des schönen Hokkohuhns (*Crax tomentosa Spix*, *Ourax erythrorhynchus Sw.*, *Pauituima* der Indianer) war. Da sich der herrliche, metallglänzende Vogel nur in den bewaldeten Ufersäumen der Savannen aufhält, nennen ihn die Colonisten Savannen-*Powis*.

Nach den Circummeridianhöhen des südlichen Kreuzes, liegt die Mündung des *Mahu* unter 3° 35′ 8″ Norderbreite.

Das herrliche Sternbild, das südliche Kreuz, wird von den Indianern allgemein als die Wohnung des Geistes der Savannen angesehen, wie sie uns auch versicherten, dass der Augenblick, wo es den Zenith erreicht, von den *Pauituimas* durch ihren tiefen, klagenden Ton verkündet würde. Wir hatten zu dieser Versicherung immer ungläubig gelächelt. Denn obschon diese Angabe schon früher einmal sich wirklich bestätigt, so war doch das Erreichen des Meridians gerade mit der Zeit zusammengetroffen, an welcher gewöhnlich der Vogel seine dumpfe, melancholische Stimme erschallen lässt, nämlich um 4 Uhr des Morgens, so dass wir in dieser einen Thatsache noch keineswegs eine Bestätigung der Behauptung finden konnten. Am 4. April aber hatte das *a* des Kreuzes 25 Minuten nach 11 Uhr Nachts eben den Meridian erreicht, und in demselben Augenblick schallten die hohlen Töne der *Pauituimas* durch die stille Nacht; nach Verlauf einer Viertelstunde lag wieder tiefe Ruhe auf unsern Umgebungen. Da wir während dieser Zeit die Stimme des Vogels niemals gehört hatten, zeigte sich in diesem Falle die Angabe als so evident und schlagend, dass alle Zweifel an der merkwürdigen Thatsache bei uns verschwanden.

Der Himmel war während unseres Aufenthaltes an der Vereinigungsstelle grösstentheils bewölkt, was, verbunden mit dem frischen Ostwind, viel dazu beitrug, die Hitze zu mildern, der wir wegen einer 2600 Fuss langen Sandbank in der unmittelbaren Nähe des Lagers ausserdem gewiss ausgesetzt gewesen wären. Schon am Abend unserer Ankunft war meine Aufmerksamkeit durch das zahlreiche Auftauchen grosser Delphine mehrfach erregt worden. Nicht selten erschienen 6 — 8 paarweise, pfeilschnell an der Oberfläche herumschwimmend, oder in ewigem Wechsel auf- und niedertauchend, wobei sie nicht allein ihre spitze Schnauze, sondern meist auch einen grossen Theil ihres 7—8 Fuss langen Leibes über das Wasser erhoben. Sowie der Kopf über der Oberfläche hervorragte, trieben sie unter einem lauten Geräusch, das viel Aehnlichkeit mit dem Schnau-

ben der Pferde hatte, das beim Schlucken in die Schnauze getretene Wasser als feinen Staubregen aus den Spritzlöchern, was dem stillen Landschaftsbilde einen ungemeinen Reiz verlieh. Nie habe ich bemerkt, dass diese Species, wie es andere thun sollen, das Wasser in Strahlen ausgestossen hätte. Leider fehlte uns eine Harpune, um eins dieser interessanten Thiere in unsere Gewalt zu bekommen. Alle die zahlreichen Versuche, sie durch die Kugel zu tödten, misslangen. Ausser im *Takutu* und *Zuruma* habe ich sie in keinem andern Fluss Guiana's gefunden, selbst den *Mahu* schienen sie nicht aufwärts zu gehen. Nach den Kennzeichen, die wir bei dem flüchtigen Auftauchen beobachten konnten, musste es *Delphinus amazonicus (Mart.)* sein, der seinen Weg leicht durch den *Rio Negro*, *Rio Branco* nach dem *Takutu* gefunden haben konnte. Besonders häufig erscheinen sie während der Regenzeit und unmittelbar nachher, wo die erhöhte Wassermasse die Stromschnellen noch bedeckt. Die seeähnlichen Stellen bei der Vereinigung zweier Flüsse müssen sie besonders lieben, wenigstens glaubten wir uns durch die grosse Anzahl, die wir in der Nähe der Vereinigung des *Zuruma* und *Virua* mit dem *Takutu* fanden, zu diesem Schlusse berechtigt. Oberhalb der Vereinigung des *Mahu* waren sie ganz verschwunden.

Bei einem der Ausflüge auf das jenseitige Ufer des *Takutu* hatten die scharfspähenden Augen eines Indianers ein Corial in dem Ufergebüsch versteckt gefunden; — vermöge der Elastizität des menschlichen Gewissens waren auch unsere Begriffe über das Mein und Dein etwas weiter geworden, es wurde als glücklicher Fund willkommen geheissen und an seinen schadhaften Stellen einer gründlichen Reparatur unterworfen. So verlockend auch die reinen Wellen uns zum Bade einluden, so liess die Furcht vor den räuberischen *Pirais* uns doch allen Verlockungen widerstehen, da niemand für die momentane Abkühlung einen Theil seines Körpers auf das Spiel setzen mochte. Dass die Räuber aber in wahrer Unzahl hier versammelt sein mussten, zeigte die Menge, welche die Indianer mit der Angel fingen; mit ihnen zugleich ging auch ein anderer interessanter Fisch häufig an den Köder, der *Pimelodus insignis (Jard.)*. Der Fisch zeichnet sich in seinem äussern Habitus besonders dadurch aus, dass die zweite Rückenflosse sich von dem Schwanze bis zur ersten Rückenflosse erstreckt, wobei das erste Paar der Flossenstrahlen von nahmhafter Grösse ist. Wurde er an der Angel aus dem Wasser geworfen, so lebte er oft noch länger als eine halbe Stunde ausserhalb seines eigentlichen Elements. Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen, und sein Fleisch gehört unbestritten zu den schmackhaftesten Leckerbissen; er wurde bis zu 18 Zoll Länge gefangen.

Wie am *Rupununi*, so fand ich auch auf der oben erwähnten Sandbank den *Desmanthus* mit seinem Schmarotzer, dem *Loranthus guianensis* bedeckt. Das jenseitige Ufer des *Mahu* war förmlich von den hohen Bäumen der schönen *Mi-*

mosa Schomburgkii (Benth.) eingefasst, deren weisser Blüthenflor die dunkle und zart gefiederte Belaubung, wie mit einem Schleier überzog. Die Thermometerbeobachtungen von 3. bis 5. April ergaben folgendes Mittel:

1842	Vormittag		Mittag 12 Uhr.	Nachmittag		Bemerkungen.
	6 Uhr.	9 Uhr.		3 Uhr.	4 Uhr.	
3. bis 5. April.	72°. 50	80°. 12	89°. 12	89°. 43	82°. 50	Einige kleine Sprühregen.

Da der natürlichen Grenzeintheilung nach der *Takutu* von seiner Quelle bis zur Mündung des *Zuruma* als ein Theil der südlichen Grenze von Britisch-Guiana gegen Brasilien anzusehen war, so wurden in jene *Mimose*, deren Species wegen Mangel der Blüthen nicht zu bestimmen war, der Name *Victoria Regina* mit dem Datum eingeschnitten und dann die Königin unter den gewöhnlichsten Ceremonien als Herrscherin über diese Strecke proclamirt.

Am sechsten April setzten wir unsre Reise fort; das Gepäck war grösstentheils in die drei Corials verpackt worden, zu dem sich auch Herr Goodall und ich gesellten, während mein Bruder und die Uebrigen ihren Weg längs dem Ufer zu Lande antraten. Er durchschritt mit seiner Parthie die eine halbe Stunde von unserm Lager entfernte seichte Stelle im *Takutu*, die auch von den Brasilianern während ihrer Verbindung mit *Pirara* als Furt benutzt worden war, und bald hatten wir die Fussgänger aus den Augen verloren; dafür rückten wir Wasserfahrenden in Folge des niedern Wasserstandes nur äusserst langsam vorwärts.

In Rücksicht des Hochwaldes stimmte die Uferumsäumung des *Takutu* hier ganz mit der des *Mahu* überein; hin und wieder hatte die Stelle des baumartigen Unterholzes der Bambus *(Guadua latifolia)* eingenommen. Hatten anfangs die Corials immer noch so viel Wasser gefunden, dass wir sie mit Stangen vorwärts bringen konnten, so fehlte dies in Folge der zahlreichen Sandbänke bald in dem Masse, dass wir die Fahrzeuge über diese hinwegziehen mussten, weshalb wir auch mehre Stunden später als die Fussgänger im Bivouak ankamen, wo wir zur Freude unserer hungernden Magen schon die gefüllten Fleischtöpfe in grosser Fülle auf die Schüsseln ausgeleert fanden; die Jäger hatten ein Reh erlegt und der Substitut Hamlet's, der ebenfalls schwarze Adams, that alles, um uns den zeitweiligen Verlust des erstern vergessen zu machen.

Das Lager war auf dem linken Ufer des *Takutu* an der Mündung des kleinen Flusses *Macupara* aufgeschlagen, der seinen Namen von einem Baume erhalten

hat, der häufig an seinen Ufern wächst, und den die *Macusis Macupara* nennen. Nach den äpfelartigen Früchten zu urtheilen, ist es *Aublet's Macoucou guianensis (Ilex Macoucou Pers.)*. Im Verlauf des Tages hatten wir die Mündung des *Manari* passirt, der sich auf dem rechten Ufer in den *Takutu* ergoss. An den Stellen, wo die Savanne bis zum unmittelbaren Bett des *Takutu* herantrat, bestanden die Ufer meist in 40 bis 50 Fuss hohen, perpendikulären Wänden, und waren durchgehends aus einem eisenhaltigen Conglomerat von Thon und abgeriebenen Quarzfragmenten zusammengesetzt, das nur von einer ein bis zwei Zoll mächtigen Schicht Dammerde überlagert wurde. Die *Macusis* nannten diese steilen Ufer *Ipera ghiri*.

Auch heute wurde uns wieder das schon seit längerer Zeit nicht mehr seltene Schauspiel einer brennenden Savanne, durch das mir jedesmal jene schauerlichen Minuten des drohenden Feuertodes in's Gedächtniss zurückgerufen wurden, zu Theil; — nur das zauberhafte Farbenspiel, welches die untergehende Sonne in den wirbelnden Rauchwolken hervorrief, entfaltete einen neuen, noch nie wahrgenommenen Reiz über die schnell vorrückende, vernichtende Feuermasse.

Da sich zur Aufnahme des Flusslaufes die Fussreise doch nicht so gut eignete, so nahm mein Bruder am folgenden Morgen ebenfalls in einem der Corials Platz. Nachdem wir eine kleine Stromschnelle passirt, die aber wohl nur bei so niederem Wasserstande bemerkbar sein mag, wurde die Vegetation beider Ufer immer wechselnder, immer reizender. Der Monat April scheint der Anfang der Blüthezeit des Innern zu sein, mag nun die Regenzeit bereits eingetreten sein oder nicht. Man hat vielfach behauptet, dass die Vegetation erst einige Tage Regen verlange, bevor sie von neuem zu treiben beginne; die Ufer des *Takutu* aber widersprechen dieser Annahme in der blühendsten Sprache, denn der Monat März und die zurückgelegten Tage des April waren fast ohne einen Tropfen Regen vorübergegangen, und doch waren die Ufer des Flusses an vielen Stellen, wie mit einem Blüthenteppich überzogen. Wie in der Heimath, um diese Zeit der Schwarzdorn noch ohne Blätter, von einem Blüthenschnee überstreut ist, so traten uns hier auch die weissen Blüthenmassen der blattlosen Sträucher mehrer *Erythroxylon*-Arten, wie *rufum* und der neuen Species *squarrosum (Klotzsch)* entgegen, unter die sich hier und da die grossen, gelben Blüthen der ebenfalls noch blattlosen *Tecoma* mischten, die theils als Baum, theils als baumartiger Strauch oft ohne Blätter, oft mit Blättern, immer aber blühend auftrat, während hier die glänzend weisse, mit rosa umsäumten Blüthen der *Gustavia*, dort die tief kornblumblaue *Jacaranda*, das weisse, lebende Schneefeld mit bunten Sträussern überstreute. *Mimosen*, *Melastomaceen* und eine schöne *Cuphea* nahmen den unmittelbaren Ufersaum ein, gegen Osten aber schlossen die dunklen Massen der höchsten Er-

hebungen des *Canuku*-Gebirges, wie der *Iquari*, *Zemai*, *Ilamikipang* und *Nappi* den Horizont wie mit einer Mauer ein. Am Morgen lag das Flussbett ziemlich gegen Süd; gegen Mittag aber wandte es sich plötzlich gegen Osten, so dass uns nach und nach auch der westliche Theil des *Canuku*-Gebirges sichtbar wurde. Es war ein reizendes Bild, so reizend, dass es uns in seiner Frische, seiner fortwährenden Abwechselung, alle die Mühen und Schmerzen vergessen liess, die uns der seichte Strom und die neuaufgetauchte Plage der Sandfliegen machten. Jenes grobkörnige, eisenhaltige Thonconglomerat bedeckte von jetzt ab an einzelnen Stellen in mächtigen Blöcken auch die Flusssohle. In der scharfen Biegung gegen Osten mündete sich auf dem linken Ufer der *Capaya (Carica Papaya)*, der die Grösse des *Pirara* hat. Nicht weit von der Mündung erheben sich mehre thonreiche Sandsteinbänke, die ersten Zeugen dieser Formation, die uns seit lange begegnet wareu, deren glatte Oberflächen mehre Eindrüeke, wahrscheinlich von Isopoden sehen lassen. Das Gestein zeigte eine Menge theils runder, theils viereckiger Vertiefungen, die oft einen Durchmesser von 6 — 8 Zoll halten. Ungefähr eine Stuude oberhalb der Mündung des kleinen Flusses *Mucumucu*, am rechten Ufer, der seine Quelle auf dem *Quariwaka* (Nebelberg), eine der höchsten Erhebungen des *Canuku*-Gebirges, hat, schlugen wir unser Lager auf, um hier einige Tage zu verweilen und Herrn Fryer zu erwarten, dem dieser Punkt bestimmt worden war, um uns zu treffen, wenn Petri's Gesundheitszustand ihm die Abreise erlaubte; zugleich wurde dieser Aufenthalt dazu benutzt, mehre Indianer zu den das *Canuku*-Gebirge bewohnenden *Macusis* zu schicken, um diese zu veranlassen, uns Cassadabrod und andere Provisionen gegen Tauschartikel zu bringen. Während die Indianer noch mit dem Reinigen uusers Lagerplatzes beschäftigt waren, wurde die ganze Mannschaft durch das plötzliche Aufschreien der niedlichen *Baru* in Allarm gesetzt, die etwas abseits eben ihre Hängematte sehlingen wollte, worin sie aber durch den emporgerichteten Kopf einer grossen Klapperschlange, *(Crotalus horridus Daud.)*, die sich eben zum Sprunge bereitete, verhindert wurde. Sie wurde getödtet, noch ehe sie den Sprung ausführen konnte; die Klapper zählte sieben Ringe.

Während von meinem Bruder dieser Aufenthalt zu einer trigonometrischen Messung der Höhe des *Ilamikipang* verwandt wurde, die sich nach einer allerdings nur flüchtigen Berechnung zu 2500 Fuss herausstellte, benutzte ich meine Zeit zur botanischen Ausbeute des waldigen Ufersaums und der angrenzenden Savanne. Der erstere bestand auch hier aus *Cucurit*- und *Sawari*-Palmen, *Erythroxylon*, *Tecoma*, *Mimosa*, *Jacaranda* und *Byrsonima*, unter welchen letztern mich namentlich eine neue Species, *Byrsonima tenuifolia (Klotzsch)*, die ebenfalls noch keine Blätter getrieben, durch den Reiz ihrer pfirsichfarbenen Blüthen in Er-

staunen versetzte. An dem Savannensaum blühte namentlich eine niedere *Calathea* mit gelben Blüthen, an die sich unmittelbar ein dichtgedrängter Streifen der niedlichen *Hypoxis breviscapa (Humb. Bonp.)* anschloss, deren ebenfalls gelbe Blüthen mich lebhaft an das heimische *Ornithogalum luteum (Lin.)* erinnerten. Die *Byrsonima verbascifolia* schien alle übrigen Gattungen und Species von der Savanne verdrängt zu haben, da man aus ihrem dichten Filz nur dann und wann einige niedere Sträucher der *Byrsonima crassifolia* auftauchen sah; an vielen Stellen erhoben sich auch mächtige Blöcke eines eisenhaltigen Conglomerats über die niedere Vegetationsdecke, die mit grossen, weissen Termitenhügeln abwechselten; ihnen zur Seite streckten meist riesige *Cactus* ihre stachlichen Arme aus, und verliehen dem sonst so einförmigen, öden Savannenbild wenigstens etwas Abwechselung.

Die Menge Rehe, die unsere Jäger von ihren Jagdparthien auf der Savanne, und die grosse Zahl der beschuppten Bewohner des Flusses, welche die Fischer in das Lager brachten, zeigten deutlich, dass jene eben so zahlreich, wie diese sein mussten. Untern den letztern fielen mir namentlich mehre *Pirai's (Pygocentrus)* wegen ihrer dunkelschwarzen Färbung und des abweichenden Colorits der Iris auf, die ebenfalls schwarz und von einem goldgelben Ring umgeben war. Einer der Fische mass 1 Fuss 5 Zoll und hatte eine Stärke von 8 Zoll. Wahrscheinlich ist es bloss eine Spielart von *Pygocentrus niger*. Leider erlaubte mir die Kleinheit meiner Spiritus-Behälter nicht, einen derselben mit mir zu nehmen. Auch der schmackhafte *Colite* der *Arawaaks*, *Corutto* der *Macusis (Platystoma tigrinum)* wurde uns in ausserordentlicher Grösse gebracht. Einer derselben wog 16½ Pfund, war 2 Fuss 11 Zoll lang und mass 1 Fuss 8 Zoll im Umfang. Für mich war der Fisch, ungerechnet seines ungemein schmackhaften Fleisches, namentlich deshalb immer ein höchst willkommenes Gericht, weil er ausser den wenigen Rippen fast gar keine Gräten hat; eine Eigenschaft, die ihn einem hungrigen Magen doppelt werth macht.

Die Töpfe unserer Indianer kamen während unseres Aufenthaltes im Lager nicht vom Feuer hinweg; denn war einer derselben geleert, so wanderte er auch schon wieder gefüllt nach dem brennenden Holzstoss zurück. Hier erst erfuhr ich, was ein Indianer, wenn der Wille mit der Fülle übereinstimmt, im Essen leisten kann! Ich sah sie mehrmals innerhalb 5 — 6 Stunden, 3 — 4 mal um den Topf versammelt und die letzte Mahlzeit mit gleichem Appetit, wie die erste verzehren.

Da die eigentliche Essenszeit meist zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang fiel, so eilten die Weiber, die am Tage nichts zu thun hatten, in die waldigen Umsäumungen des Flusses oder in die Savanne, um die reifen Früchte der *Mauritia* oder des *Psidium*, wie auch andere essbare Früchte zu sammeln,

die sie dann, in der Hängematte liegend, verzehrten, um sich damit die Zeit zu vertreiben.

Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft wurde uns von den an dem Fusse des *Ilamikipang* wohnenden Indianern eine Menge Provision, sowohl an Brod, als auch an *Yams*, *Plantains* und *Bataten* gebracht. Die Verkäufer waren meine alten Freunde aus der Niederlassung *Curata-kiu*, in der ich der Bereitung des *Urari* beigewohnt. Einer der Knaben brachte mir ein Armadill *(Dasypus villosus Des.)* mit, das er unterwegs auf der Savanne überrascht hatte. Um seine Flucht zu verhindern, band ich es mit einem Strick an dem Fuss fest. Kaum aber liessen wir es unbeachtet, als es sich in kurzer Zeit, vermöge seiner ungemeinen Muskelkraft in den Vorderfüssen, auch schon so tief in den festen Boden eingegraben, dass es bereits verschwunden war; konnten wir auch die Hinterfüsse noch packen, so gelang es doch den Indianern, die ihr Heil daran versuchten, nicht, das Thier wieder herauszuziehen, da es sich so fest an die Wandungen der Höhle anzustemmen schien, dass die hülfreichen Hände der Indianer eher den ausgerissenen Hinterfuss, als das Thier selbst hervorgebracht haben möchten. Um das geängstigte Geschöpf nicht weiter zu quälen, schenkte ich ihm die Freiheit, womit meine Helfer keinesweges einverstanden zu sein schienen, — denn es entging ihnen dadurch einer ihrer grössten Leckerbissen! Die Schnelligkeit, mit welcher sich das Armadill, namentlich, wenn es einen Feind in der Nähe wittert, in die Erde gräbt, hat später oft mein Erstaunen rege gemacht: drei Minuten sind, selbst bei einem gerade nicht lockern Boden, hinlänglich für dasselbe, um sich zu verbergen. Bei dem Eingraben kratzt es mit den Klauen der Vorderfüsse die Erde los, und scharrt sie mit den Hinterfüssen so hinter sich, dass es zugleich die Höhlung verstopft.

Die klagende und pfeifende Stimme eines Vogels, die sich sowohl während des Tages, als auch in der Nacht aus dem Dickicht hören liess, hatte meine Neugier schon von der ersten Stunde, wo wir unser Lager aufgeschlagen, auf sich gezogen, ohne dass es mir gelungen, ihn selbst zu sehen, indem er jedesmal schwieg, sobald er den Schützen bemerkte. Erst als ich die Hülfe eines Indianers in Anspruch genommen, bekam ich den Vogel in meinen Besitz. Es war die kleinste, bis jetzt mir bekannte Eulenart *(Strix passerinoides Tem.)*. Wie alle übrigen Eulen, sitzt auch sie ruhig an einem schattigen, dunklen Orte im dichtesten Gebüsch und stösst in regelmässigen Intervallen, fast ununterbrochen, jenen in der That ganz eigenthümlichen Klageton aus.

Nach der Aussage der uns besuchenden Indianer, lag die nächste Niederlassung vier Tagereisen den Fluss aufwärts, und zwar in der Nähe des *Cursato*-Gebirges, von da beginne das Gebiet der *Wapisianas;* der Landweg dahin kürze

die Reise um einen Tag ab. Diesen letztern liess mein Bruder auch die Leute, welche bisher dem Flussufer des *Takutu* gefolgt waren, einschlagen, um uns dort zu erwarten. Nach den genommenen Beobachtungen lag unser Bivouak unter 3° 20′ 37″ Norderbreite, während die meteorologischen folgendes mittlere Resultat gaben.

1842	Vormittag		Mittag	Nachmittag		Bemerkungen.
	6 Uhr.	9 Uhr.	12 Uhr.	3 Uhr.	4 Uhr.	
8. bis 10. April.	74°. 57.	79°. 67.	86°. 17.	91°. 17.	84°. 84.	Der Himmel war meist bewölkt, zugleich wehte ein starker N. N. und Ostwind.

Den Tag über wehte der Wind fast durchgängig mit Ungestüm aus N.N.O., bis er gegen Sonnenuntergang ziemlich erstarb, regelmässig nach 8 Uhr Abends wieder in W. aufsprang und sich dann nach N.N.O. wandte.

Da wir bis heute, den 11. April, von Fryer noch nichts vernommen, brachen wir das Lager ab, und setzten die Reise den Fluss aufwärts fort. Grosse, aufeinander gehäufte Blöcke des eisenhaltigen Conglomerats mit glasiger Oberfläche, überdeckten hier wie am *Rupununi*, und, nach der Angabe meines Bruders, auch am *Rewa* und *Quitaro* ganze Strecken. Das heisere Gebell und Heulen eines Hundes, der uns fortwährend längs dem Ufer zu folgen schien, machte natürlich unsere Neugier rege, bis der Urheber selbst am Wasser erschien, hinein sprang und unsern Corials nachschwamm. Da wir vermuthen mussten, dass er den Indianern gehöre, die uns Provision gebracht und von einer grossen Anzahl Hunden begleitet waren, so wollten wir ihn nicht in die Boote aufnehmen; wacker aber schwamm das Thier hinterher, wandte sich, sobald er ermüdet war, wieder zum Ufer, und lief uns abermals unter Heulen und Bellen nach. Als wir gegen Abend landeten, war er augenblicklich an unserer Seite, leckte uns die Hände und umwedelte uns unter den freundlichsten Sprüngen. Hätte uns nicht schon sein Aeusseres die portugiesische Abkunft verrathen, diese Freundlichkeit gegen Fremde würde uns darüber aufgeklärt haben. Da er uns so unverdrossen gefolgt war, nahmen wir ihn unter uns auf, bereueten es aber später häufig genug, da er durchaus kein Jagdhund war, und uns nur zu oft durch sein Bellen das Wild verscheuchte. Der Mangel an Raum in den Booten zwang ihn, am nächsten Morgen die Reise wieder zu Fuss längs dem Ufer mit fortzusetzen.

Während unserer heutigen Fahrt passirten wir die Mündungen des *Camu* und *Awarrimani;* der erstere hat seine Quellen am Abhang des *Ilamikipang*. Jenseits

der Vereinigung des *Awarrimani* erreichten wir die ersten Stromschnellen des *Takutu*, die aber so unbedeutend waren, dass wir sie ohne Aufenthalt überfahren konnten. Einige Miles weiter aufwärts mündet sich auf demselben Ufer wie der *Awarrimani* der kleine Fluss *Maripa-outé*, der seine Quelle ebenfalls an dem westlichen Ausläufer des *Canuku*-Gebirges hat. Je mehr wir uns nun dem *Canuku*-Gebirge näherten, um so häufigere Krümmungen machte auch der *Takutu*, um so schwieriger wurde unsere Fahrt. Die mächtige Erhebung des *Cumucumu*, der *Cerro d'Eldorado* oder *Cerro Ucucuamo* des Tagebuches Santos', der *Acacuamo* Caulin's, scheidet die Wasser des *Rupununi* von denen des *Takutu*. Der erstere hat den Gebirgszug durchbrochen, der *Takutu* aber wendet sich, nachdem er den *Mahu* aufgenommen, in einer scharfen Biegung von seinem südöstlichen, dann aber westlichen Lauf nach S.W. gegen den *Rio Branco*, obschon er von der Vereinigung mit dem *Mahu* an eigentlich nicht mehr seinen Namen verdient, da der erstere jedenfalls in Folge seines fortgesetzten, südwestlichen Laufes, als der Hauptfluss zu betrachten ist, wie dies auch schon, nach Alexander von Humboldt, Nicolas Hortsmann, der erste europäische Reisende, der diese Gegenden besuchte, gethan hat.

Die westliche Kette des *Canuku*-Gebirges endet sich in dem 2000 Fuss hohen *Curatawuiburi*; die südlichen Ausläufer sind weniger eine zusammenhängende Kette, als vielmehr durch Savannen von einander getrennte und vereinzelte Berge.

Je mehr wir uns dem *Curatawuiburi* näherten, um so niedriger wurde auch der Wasserstand des Flusses, um so mehr häuften sich unsere Mühen, da wir des Tages unsere Boote oft mehrmals ausladen mussten, um sie über die Sandbänke zu ziehen, wobei sich unser unverdrossener vierfüssiger Begleiter immer auf kurze Zeit unter den lebhaftesten Freudebezeichnungen wieder mit uns vereinigte. Bei einer solchen Stelle voll Mühe und Schweiss wurde meine Aufmerksamkeit durch ein auffallendes heiseres Geschrei und Gekrächze rege gemacht, das mir aus dem bewaldeten Ufersaum entgegen schallte. Als ich mich vorsichtig der Stelle näherte, sah ich eine ungeheure Heerde grosser Vögel vor mir; es waren Schopfhühner (*Opisthocomus cristatus Ill.*), *Stinkbirds* der Colonisten. Obschon die deutsche Benennung der langen Kopffedern wegen bezeichnend genug ist, so hebt der Name der Colonisten doch mit noch mehr Recht eine der vorherrschendsten Eigenschaften dieser Vögel hervor, denn ohne sie zu sehen, wird man doch bereits aus ziemlicher Entfernung, wenn auch nicht auf die angenehmste Art, von ihrer Nähe unterrichtet. Der Geruch ist so unangenehm, dass selbst die Indianer, ungeachtet seines Muskelreichthums, den Vogel um keinen Preis essen würden. Die Heerde zählte gewiss Hunderte, die sich theils sonnten, theils in dem Gebüsch herumjagten, theils von dem Erdboden aufflogen; es schien die Paarungszeit zu sein.

Ein Schuss aus meiner Flinte unter die fröhliche Gesellschaft tödtete mehre zugleich. Hat der Vogel seinen Kopf emporgerichtet, so hat er ein ganz stolzes Aussehen. Bei den ältern Vögeln waren die langen Schwanzfedern an den Spitzen, wie auch das Gewebe derselben abgerieben, ein Beweis, dass sie häufig auf dem Erdboden herumlaufen, um dort ihre Nahrung zu suchen, wobei die langen Schwanzfedern den Boden berühren. Der Geruch hat viel Aehnlichkeit mit frischem Pferdedünger, und ist zugleich so intensiv, dass ihn selbst der Balg noch jahrelang beibehält. Ausser an dieser Stelle, habe ich den Vogel nie wieder gefunden.

Die sich immermehr vermehrenden Sandbänke wurden theils von Flusssand, theils von Geröll eines grob oder feinkörnigen Quarzes und ausgezeichnet schönen Chalcedonmandeln von weisser oder gelber Farbe gebildet. Gleich häufig fanden sich auch grosse Stücke des sogenannten Fortifikationsagats, so wie eine Menge verwitterter Melaphyr darunter, aus welchem Gestein die Chalcedonmandeln herstammten. So interessant uns aber auch diese geologischen Bestandtheile an und für sich waren, um so unangenehmer und lästiger wurden uns die Folgen ihres Daseins, die gegen 2 Uhr Nachmittag eine Hitze von 126—130° Fahrenheit fast zum Unerträglichen steigerte. Endlich mussten wir die Corials ganz verlassen, und unsern Weg unter grosser Beschwerde, die Fahrzeuge hinter uns herziehend, auf den sich fortwährend 100 — 120 Fuss breiten, an dem einen oder andern Ufer gleich Dünenhügeln hinziehenden Sandbänken fortsetzen, auf einem Boden, der sich gegen 3 Uhr bis auf 110° Fahrenheit erhitzt hatte, und durch seine glänzende und flimmernde Weisse die Augen blendete und entzündete. Und doch war dies noch nicht die grösste Pein im Vergleich mit den Legionen von Sandfliegen, gegen deren fürchterliche Angriffe auf Gesicht und Hände wir uns auf keine Weise schützen konnten, da wir fast ununterbrochen bei dem Hinüberschaffen der Corials über die Sandbänke mit thätig sein mussten. Die Wirkungen des Sonnenbrandes blieben nicht lange aus, denn heute noch bekam jeder von uns Europäern ein Aussehen, als ob Füsse, Hände und Gesicht in spanische Fliegenpflaster gehüllt gewesen wären; das Gesicht hatte selbst der grosse Strohhut nicht vor den Hitzblasen schützen können. Auch mein Bruder, dessen Haut doch schon seit langen Jahren an diese Temperatur gewöhnt war, blieb nicht verschont. Der Schmerz, welchen diese Hitzblasen verursachen, übersteigt den jeder andern Brandwunde um das Doppelte. Am meisten waren Ohren, Nase und Hals geplagt, und ich glaube, dass sich diese Theile auf der *Takutu*-Reise 6 — 8 mal gehäutet haben. Mussten wir beim Ziehen der Corials im Wasser waten, und kamen etwa Stellen, wo dieses sich flacher als gewöhnlich zeigte, so dass die Beine, an denen wir die Beinkleider heraufgezogen, theilweise unbedeckt blieben, so waren diese Stellen

im Nu ebenfalls mit Blasen bedeckt; — nur die Indianer litten nichts und lächelten über unsere Klagen! Ungeachtet dieses, man möchte sagen, glühenden Bodens, fristeten doch einige Psidiumsträucher, so wie mehre *Mimosen*, *Desmanthus*, krautartige *Boragineen* und *Convolvulaceen* ihr kümmerliches Dasein in demselben. —

Noch nie hatten wir dem eintretenden Abendwind so aus innerm Herzenswunsch entgegengeseufzt, als es während dieser qualvollen Tage geschah, indem er nicht nur unsern brennenden Gesichtern Kühlung zufächelte, sondern auch die Legionen von Sandfliegen hinwegführte, deren Stiche um so schmerzhafter wurden, als wir uns die wunden Gesichter, den wunden Hals nicht kratzen durften.

Obschon mit den Sandbänken auch eine Menge von *Mycterien*, *Ciconien*, *Ardea*, *Ibis*, *Tantalus*, *Anas*, selbst die schöne *Orinoco*-Gans (*Anser jubatus Spix.*) erschienen waren, verging uns bei den Schmerzen, die wir auszustehen hatten, doch alle Jagdlust. Dass eine grosse Zahl der Wasservögel gegen die Mitte der Trockenzeit nach andern, wasserreicheren Gegenden ziehen muss, bewiesen mir diese, wenn auch immer noch zahlreichen, doch im Verhältniss zu jenen, die ich am See *Amucu* gefunden, geringen Heerden, unter denen sogar eine ganze Zahl von den mir schon dort bekannt gewordenen Species fehlte. Obschon sich der Nimmersatt nicht nur während der Regenzeit, sondern auch nach dem Ende derselben noch eine längere Zeit in unzählbaren Schaaren an den Sümpfen der Savanne aufhält, so ist sein Nest doch vollkommen unbekannt. Auf meine Fragen darnach erwiederten mir die Indianer jedesmal: «der Vogel zieht weit, weit fort,» wobei sie gegen Süden zeigten, «dort brütet er, und kehrt dann nach langer Zeit mit seinen Jungen nach der Savanne zurück.» Darf man den Angaben der Indianer auch nicht immer unbedingten Glauben schenken, da sie vermöge ihrer natürlichen Schlauheit es dem Reisenden nur zu schnell abgelauscht, was er gern hört, und ihm daher auch das überreich auftischen, was seiner Neugier zusagt, oder wenigstens in einem Gewande mittheilen, dessen dünner und trügerischer Faden aus falschen und grundlosen Naturerscheinungen und einem ganzen Gewebe von Aberglauben zusammengedreht sind, so fand diese Angabe doch in unserer eigenen Erfahrung einen hinreichenden Unterstützungsgrund für ihre Wahrheit; so vielfach und so lange Zeit wir uns auch in den Savannen des *Rio Branco*, *Takutu*, *Rupununi*, so wie in den östlich und nördlich von diesen Flüssen gelegenen Strichen aufgehalten und den Vogel in der nassen Jahreszeit überall und häufig antrafen, so haben wir doch niemals sein Nest gefunden, das nach der Grösse des Vogels ziemlich ansehnlich und in die Augen fallend sein muss. Dieselbe Beobachtung haben wir auch noch an der *Ciconia Maguari*

gemacht, während wir die Nester der *Myctei·ia* häufig auf den grossen Bäumen der Uferumsäumung und der waldigen Oasen am *Mahu*, *Takutu* und *Cotinga* fanden.

Die hässliche *Matamata*-Schildkröte, die wir seit dem *Essequibo* nicht wieder gesehen, war hier ziemlich häufig. Gewöhnlich hatte sie sich am Rande des Wassers in den Sand eingewühlt, so dass das Wasser etwa 2 Finger hoch über sie wegging, und schien dort bewegungslos auf Raub zu lauern; ebenso bewegungslos liess sie sich ergreifen, was wir freilich nur selten thaten, da sie ausser mit einer hässlichen Gestalt, auch mit einem ekelhaften Geruch begabt ist. Sahen wir unter den Vierfüsslern auch dann und wann Tapire, so waren diese doch fortwährend so auf ihrer Hut, dass sie sich schon in weiter Entfernung aus dem Staube machten. Weniger scheu zeigte sich das Wasserschwein. Ich fand oft 6 — 8 Stück beisammen, die immer eine Reihe bildeten, in deren Mitte sich die Jungen befanden. Trafen wir aber unser Ziel nicht unmittelbar tödtlich, so entging uns jedesmal die Beute, indem sich dass verwundete Thier augenblicklich in das Wasser stürzte, dessen Nähe sie selten verlassen, und vergebens auf seine Rückkehr warten liess; nur wenn die Indianer eins derselben mit dem Giftpfeil angeschossen, wurde unser Warten dann und wann belohnt.

Am 13. April erreichten wir die ersten bedeutenden Stromschnellen, die durch eine Bank metamorphischen Grauwackenschiefers gebildet wurden, welche den Fluss in 56½° W. durchkreuzte; an einzelnen Stellen zeigte der Grauwackenschiefer grosse Mengen Granit, während dieser an andern gänzlich fehlte. Bald folgte Stromschnelle auf Stromschnelle, die jedoch nicht mehr von jenem Grauwackenschiefer, sondern jetzt von unzähligen Granit- und Gneisblöcken gebildet wurden, welche theils als einzelne Massen, theils als anstehendes Gestein den Fluss durchsetzten. Unsere Qualen und Mühen sollten jetzt erst ihren Gipfelpunkt erreichen, denn zu all den bisherigen Anstrengungen gesellte sich nun noch das täglich sich oft mehr als einmal wiederholende Ausladen und beschwerliche Hinüberziehen der Corials, welches uns, ungeachtet der unansehnlichen Fahrzeuge, besonders dadurch doppelt erschwert wurde, dass die Spalten, durch welche sich das wenige Wasser drängte, meist nur 2 — 4 Fuss breit waren. Hatten wir eine solche Felsenbarriere überschritten, dann bot uns das dahinter aufgestaute Wasser wohl einen Ruhepunkt, doch wie lange währte dieser? Nach drei bis vierhundert Ruderschlägen baute sich schon wieder eine neue Barriere auf!

Ein Glück war es, dass bei unsern äusserlichen Leiden und Mühen, nicht auch noch unser Magen zu darben brauchte, da wir nicht allein mit Brod noch reich versehen waren, sondern auch der Fluss unsern Jägern und Fischern die reichste Ausbeute darbot. Besonders reich waren die Felsenbarrieren an der

schönen und schmackhaften Bisamente (*Anas moschata*). Sie ist unstreitig die wilde Stammrace der sich häufig auf unsern grösseren Hühnerhöfen findenden *Muscovy*-Ente. Letztern Namen scheint sie von der falschen Annahme erhalten zu haben, dass sie aus Russland eingeführt sei. Da sie *Azara* selbst in *Paraguay* fand, so scheint sie über ganz Südamerika verbreitet zu sein. Was ihr den Speciesnamen *moschata* erworben, kann ich nicht recht begreifen, da sie auch keine Spur von Moschusgeruch an sich hat. Während der drückenden Hitze am Mittag und Nachmittag suchen sie meistens ein schattiges Plätzchen am Ufer oder auf den Sandbänken auf; am Morgen und Abend aber gehen sie ihrer Nahrung nach, die in Fischen, Schnecken, Algen und andern Wasserpflanzen besteht. Das Männchen ist bedeutend grösser als das Weibchen; ihre Nester bauen sie theils in hohle Bäume am Ufer, theils, wie man uns versicherte, besonders in Sümpfen auf die *Mauritia flexuosa*, von wo die Alte die Jungen, unmittelbar nachdem sie aus dem Ei gekrochen sind, im Schnabel nach dem Wasser tragen soll. Ob das Letztere wirklich faktisch ist, will ich dahin gestellt sein lassen; gesehen habe ich es nie. Dass die Ente des Nachts nur auf hohen Bäumen schläft, und auch immer nur nach solchen fliegt, wenn sie am Tage aufgescheucht wird, hatte ich jeden Tag Gelegenheit aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Selbst die, die sich am Tage in den Sümpfen der Savanne aufhalten, fliegen beim Untergang der Sonne den waldigen Oasen oder Ufersäumen zu, um dort auf den hohen Bäumen zu schlafen. Ihr Flug ist ungemein schnell und immer, besonders aber beim Auffliegen, von einem lauten und dumpfen Geräusch, ähnlich dem beim Auffliegen unserer Rebhühner, begleitet. Im Mai, wie im September fanden wir Junge, die von der Mutter sorgfältig bewacht wurden. Bei der geringsten Gefahr eilt diese augenblicklich mit den Kindern in das dichteste Gesträuch, aus dem sie dieselben, sobald die Gefahr vorüber ist, wieder durch einen besondern Ton hervorlockt. Die Paarzeit scheint die blutigsten Kämpfe unter den Männchen hervorzurufen; wenigstens fanden wir dann ganze Strecken mit den Federn derselben bedeckt. Ist die Ente nicht tödtlich verwundet, und irgend ein Dickicht in der Nähe, so entgeht dem Jäger grösstentheils die Beute, da sie sich dann augenblicklich so verkriecht, dass es meistentheils selbst den Indianern nicht gelingt, sie aufzufinden. Noch häufiger aber als die *Muscovy*-Ente waren die blauen Araras. Näherten wir uns den Bäumen, auf welchen sie sassen, so erhoben sie sich paarweise unter betäubendem Gekreisch und umkreisten uns mit wildem Gelärm. Die Pärchen sassen meist in kosender Eintracht, und unter ununterbrochenem Ausstossen eines eigenthümlichen Knurrens neben einander; wurde dann eins durch das tödtliche Schroot herabgeschossen, so umflog das Gerettete den Baum und Zweig unter klagendem Geschrei, kehrte auf die Stelle zurück und sah sich vergebens nach dem verschwundenen Genossen um. Diese zärtliche Liebe der

Paare scheint der ganzen Gattung eigen zu sein. — Es ist eigenthümlich, dass sich die Gesellschaften der beiden *Aravas*-Arten, *Macao* und *Ararauna*, streng von einander gesondert halten; ich kann mich keines Falls entsinnen, wo ich die eine Species in der Nähe der andern gesehen hätte. Prinz von Neuwied hält diese Absonderung fü eine Fabel, — mein Bruder und ich müssen sie als einen vieljährigen Erfahrungssatz aufstellen. Ausser dem Savanne-Hocko-Huhn *(Crax tomentosa)*, wurde auch häufig der *Crax alector* in dem Ufersaume geschossen. Bemerkenswerth war es, dass beide Species in diesem Monate einen starken, zwiebelartigen Geruch verbreiteten, den auch das Fleisch angenommen, was diesem einen höchst pikanten Geschmack verlieh. Höchst wahrscheinlich sind gewisse Saamenarten oder Früchte, die in diesem Monate ihre Reife erhalten, die Ursache, obschon uns der in dem Magen der Geschossenen vorgefundene Inhalt keinen Aufschluss darüber gab. Da wir hier eine so reiche Fülle von schmackhaftem Vogelwild fanden, so wurde natürlich der gleichfalls grossen Menge der zähen *Penelope Paraca* nicht geachtet, die jedes Bambusgebüsch des Ufers mit ihrem durchdringenden, fasanenähnlichen Geschrei belebte.

Schon seit einigen Tagen war ich von einzelnen Fieberschauern heimgesucht worden, die ich leider nicht im Keime ersticken konnte, da Herr Fryer dem Medizinkasten, den er uns bei seiner Abreise nach *Pirara* zurückgelassen, *Chinin* beizufügen vergessen hatte. Heute verkündete dieser unwillkommene Gast seine wirkliche Besitzergreifung in einem ziemlich raisonablen Grade, und ich hatte es unserer Vergesslichkeit zu danken, dass ich das Fieber auf der ganzen *Takutu*-Reise mit mir herumtragen musste, und mich auch erst nach unserer Rückkehr nach *Pirara* davon frei machen konnte. Nach einer astronomischen Beobachtung befand sich unser Lager vom 12. April unter 3° 12′ 51″ Norderbreite und 26,6 Miles westlich von *Pirara*.

Der Fluss behielt seinen felsigen Charakter auch am folgenden Tag bei, ja steigerte ihn sogar um vieles, da die einzelnen Blöcke jetzt eine Höhe von 20 — 30 Fuss annahmen und wild zerstreut im Fluss neben und aufeinander geschichtet herumlagen. Der *Curatawuiburi* lag N. 73° O. von uns, was auch die Hauptrichtung dieser Granitlager zu sein schien. Wurden unsere Mühen schon dadurch im Vergleich gegen gestern vielfach gesteigert, so hielten die vermehrten Qualen der Sandfliege gleichen Schritt mit ihnen. Ebenso unerwartet wie im Herbst bisweilen kalte Luft in eine mit Feuchtigkeit geschwängerte Atmosphäre eindringt und einen plötzlichen Nebel hervorruft, fanden wir uns oft in eine solche Fliegenwolke gehüllt. Die Blutgierigen fielen dann in Unzahl über uns her, und senkten unter peinigendem Schmerz, der sich mit jedem Augenblick steigerte, ihren starken, kurzen Saugrüssel in die Haut, bis sich das Thier endlich vollgesogen

hat. Während sie saugen, erhebt sich die Haut halbkugelförmig, unterläuft mit einer Feuchtigkeit, die sich, nachdem das Thier wieder fortgeflogen, mit Blut vermischt, das nach einiger Zeit eintrocknet, und jenen rothen Punkt erzeugt, der, wie ich schon früher bemerkte, mehre Tage sichtbar bleibt, bis er herausfällt. So lange die Stiche einzeln bleiben, ist die Qual immer noch zu ertragen, kommen diese Harpyen aber in solchen Massen, wie es hier der Fall war, so rufen sie nicht allein Entzündung, sondern oft auch förmliche Geschwüre hervor. Zahlreicher aber wie hier konnten sie nicht werden, was Wunder, dass daher unsere bereits durch den Sonnenbrand wunden und blasigten Gesichter heute ein noch schrecklicheres Aussehen annahmen! Den Vormittag erbarmte sich unserer dann und wann ein kühler Luftzug und verscheuchte die hungrige, erbarmungslose Schaar wenigstens auf Minuten; doch am Nachmittag verschwand auch dieser und die drückende Hitze steigerte sich so, dass das von der Sonne abgewandte Thermometer 108° Fahrenheit zeigte. Schlagen, Verscheuchen, kurz alle angewandten Rettungsversuche blieben fruchtlos, und mit einer wahrhaft verzweifelten Resignation ergaben wir uns endlich in das unvermeidliche Schicksal.

Am Nachmittag fuhren wir auf dem rechten Ufer an der Mündung des kleinen Flusses *Sawara-auuru* vorüber. *Sawara* ist, wie ich schon bemerkte, der indianische Name das für *Astrocaryum Jauari* und *auuru* heisst in der Sprache der *Wapisianas* «Fluss». Vermittelst dieses Flusses und einer unbedeutenden Portage kann man den *Rupununi* in drei Tagen erreichen. Dieser Weg hat dadurch eine geschichtliche Bedeutung, dass ihn, nach Alexander von Humboldt, der Chirurg Hortsmann im Jahre 1739 einschlug, als er *Demerara* verliess, um im Innern die Gold- und Diamantengruben aufzusuchen, wie ihn, nach derselben Autorität, auch *Francisco José Rodriguez Barata* verfolgte, als dieser 1793 zweimal von *Pará* aus Depeschen nach *Surinam* zu bringen hatte. Die Indianer und Brasilianer benutzten ihn auch jetzt noch; namentlich in der nassen Jahreszeit. Das Streichen der Granit- und Gneislager verlief fortwährend von S. 10° O. nach S. 10° W. Der Gneis zeigte sich fast durchgehends von schwarzer Farbe, nur dann und wann trat er mehr gelblich gefärbt auf. Hier und da entdeckten wir auch jene metamorphischen Schiefer mit Quarzgängen wieder, während andere Bänke aus einem verwitterten Glimmerschiefer, gelben Jaspis und grob- und feinkörnigen Quarzgeröll bestanden.

Gleich wie die Sandfliegen hatten sich mit dem Erscheinen dieser Felsenbarrieren auch die Fische vermehrt, unter denen uns namentlich der schon erwähnte schöne *Arowana (Osteoglossum bicirrhosum)* höchst willkommen war. Ihr Fang machte uns in diesen Felsenlabyrinthen wenig Schwierigkeiten, da wir nur die Zwischenräume zwischen mehren der Felsen abzuschliessen brauchten, worauf

die Indianer mit ihrem Waldmesser zwischen die abgeschlossenen einhieben, oder sie auch mit den Pfeilen schossen, wenn die Lokalitäten jene Metzeleien nicht erlaubten. Zu ihnen hatten sich eine Menge *Pirapoco* oder *Morowai (Xiphostoma Cuvieri)* gesellt, die wie jene immer an der Oberfläche schwimmen. Ihr schönes, buntes Schuppenkleid nimmt, sobald sie einige Zeit aus dem Wasser sind, eine gleichmässige, braune Färbung an. Den mit den zwei, drei bis vier Zoll langen Zähnen bewaffneten *Hydrolycus scomberoides (Müll. Trosch.)*, *Patha* der *Macusis*, der besonders die felsigen Stellen der Savannenflüsse zu lieben scheint, fand ich hier zum erstenmal. Ebenso auffallend, wie ihre Zähne, war mir ihre Muskelkraft, die sich besonders dadurch deutlich herausstellte, dass sie meist eine ganze Zeit mit dem sechs Fuss langen Pfeile, der sie durchbohrt hatte, hin und herschwammen. Die beiden gewaltigen, etwas nach Innen gebogenen Zähne, befinden sich in der untern Kinnlade und schieben sich, wenn der Fisch die Schnauze schliesst, jeder durch ein rundes Loch in dem Oberkiefer. Das Fleisch ist zwar nicht unschmackhaft, aber so grätenreich, dass ein hungriger Magen gern nach etwas anderem greifen lässt. Die Nahrung des Fisches besteht in kleinen Fischen, die er ganz verschlingt. Wie der *Pirai* biss er in seiner Gier oft die Angelschnur mit seinem scharfen Gebiss durch. Die erwähnten Zähne geben dem Fische ein merkwürdiges Aussehen, worin er nach meiner Erfahrung nur von dem mit Schienen bedeckten *Hypostoma* übertroffen wird, das hier ebenfalls durch mehre Species repräsentirt war. Da sie sich meistentheils in einer gewissen Tiefe in den Spalten zwischen den Felsenblöcken aufhielten, so tauchten die Indianer darnach unter, um sie aus ihrem Schlupfwinkel hervorzuholen, wobei sie, wie letztere behaupteten, einen eigenthümlichen Ton hören lassen sollen. Auch der *Sudis gigas* zeigte sich an den tiefern Stellen wieder.

Wo die Savanne unmittelbar bis an das Ufer herantrat, fiel dieses auch durchgängig in 15 — 20 Fuss hohen, steilen Wänden ab. Unter der *Curatella* bemerkte ich auch hier und da die mit blauen Blüthen übersäete, wenn auch niedrige *Bowdichia major (Mart.)*, mehre *Malpighien*, krautartige *Leguminosen*, besonders *Clitoria Lin. (Vexillaria, Hoffmsg.)*, die diesen sterilen Flächen wenigstens ein etwas belebteres Kleid verliehen, als das, welches die Savannen des *Mahu* und *Pirara* trugen; und da das Gras abgebrannt gewesen, aber bereits wieder durch jungen Trieb ersetzt war, so trug dieser grüne Teppich allerdings viel dazu bei, mich wieder einmal mit den einförmigen Flächen auszusöhnen.

Dass der *Takutu* ausser dem gewöhnlichen Kaiman auch noch eine kleinere Species beherberge, welche die Indianer *Kaikutschi (Champsa vallifrons Natt.)* nennen, und deren Fleisch sie, nächst dem der *Iguana*, für die grösste Delikatesse halten, hatten wir ebenfalls wahrgenommen. Am späten Nachmittag sollten wir

auch noch Zeugen eines höchst interessanten Kampfes werden. Jenseits der oben erwähnten ersten Geröllbänke lag der Fluss in tiefer und ebener Fläche vor uns, so dass die Corials nach langer Zeit wieder einmal die Wellen ungehindert durchschneiden konnten. Plötzlich sahen wir in geringer Entfernung vor uns eine ungewöhnliche Bewegung im Wasser. Wir trieben daher die Indianer zum schnellern Rudern an, um sobald als möglich in die Nähe jener Stelle zu kommen. Ein ungeheurer Kaiman hatte eben einen *Kaikutschi* in der Mitte des Leibes gepackt, so dass Kopf und Schwanz an beiden Seiten seines fürchterlichen Rachens hervorragten. Der Kampf war hart, war höchst interessant, aber alle Anstrengungen des Schwächern blieben gegen die Wuth und Gier des Mächtigern fruchtlos. Jetzt verschwanden beide unter der Oberfläche, und nur die aufgeregten Wellen des sonst glatten und ruhigen Flusspiegels verkündeten, dass in der Tiefe ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft wurde; nach einige Minuten tauchten sie wieder auf, und peitschten mit den Schwänzen die Wasserfläche, die sich in Wellen nach allen Seiten hin zertheilte; bald aber war der Erfolg nicht mehr zweifelhaft, die Kräfte und Anstrengungen des *Kaikutschi* liessen nach; wir ruderten näher; — so wie uns der Kaiman bemerkte, tauchte er unter, kehrte aber, da er seine Beute im Wasser nicht verschlingen konnte, in einiger Entfernung wieder zurück, und schwamm nach einer kleinen Sandbank, wo er sein Mahl augenblicklich begann.

Wie uns heute die weniger durchbrochene Wasserstrasse namhafte Erleichterung gebracht, so fanden wir am 14. in dem bewölkten Himmel und einem kühlenden Wind aus O. bei S. den willkommensten Begleiter bei der Fortsetzung unserer Reise; um 11 Uhr zeigte das Thermometer 90° Fahrenheit. Im Laufe des Tages passirten wir wieder eine mächtige, 50—60 Fuss hohe Bank aus Quarzgeröll, das durch einen eisenhaltigen Thon zu gewaltigen Conglomeratblöcken verkittet war; in derselben Richtung, in welcher diese Conglomeratbank den Fluss durchsetzte, konnte man das unverkittete Quarzgeröll auch als breiten Streifen auf der Savanne verfolgen. Da jenseits dieser mächtigen Felsenrippe die Sandbänke wieder häufiger wurden und damit der Fluss auch seinen alten Charakter wieder annahm, so eilte ich während des Hinüberschaffens der Corials den übrigen mit einer Flinte voraus, um an den schattigen Stellen des Ufers Enten aufzusuchen, und uns für den Abend ein schmackhaftes Mahl zu verschaffen. Das klare Wasser erlaubte mir, die belustigenden Manoeuvres zweier Stachelrochen, die sich eben in dem sandigen Boden in der Nähe des Ufers einwühlen wollten, zu beobachten und sie hatten meine Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, dass ich alles um und neben mir vergass, bis ich plötzlich durch ein dumpfes Murren und Knurren aus meinen Träumereien aufgeschreckt wurde. Es konnte, nach der gemachten Er-

fahrung vom *Canuku*-Gebirge her, nur von einem Jaguar herkommen, und als ich bestürzt und blass aufblickte, traf mein Auge wirklich etwa 10 — 12 Schritt vor mir auf einen solchen von ungeheurer Grösse, der mit sprühenden und rollenden Augensternen und mit auf den Boden niederhängendem Schwanze am Wassersaume stand, und wahrscheinlich so eben aus dem dichten Gebüsch der Uferumsäumung zur Tränke getreten sein musste. Offenbar war er über meine Gegenwart gleich ungehalten, wie ich über seine Nähe erschrocken; denn ich muss gestehen, dieses unangenehme Zusammentreffen machte mich im ersten Augenblick so bestürzt, dass ich seinen starren und feurigen Blicken, wahrscheinlich eben so starre, wenn auch weniger feurige entgegengesetzt haben mag. — Sollst du schiessen? — war der erste Gedanke — nein — denn nur der eine Lauf des Doppelgewehrs war geladen, und auch dieser nur mit Entenschrot; — was aber thun? — dich rückwärts, den Feind immer scharf im Auge behaltend, zurückziehen. Gedacht, gethan, und ohne die Augen von dem die grossen Zähne fletschenden Unthier zu wenden, ohne daran zu denken, wohin mich mein Krebsgang führen möchte, trat ich den Rückweg an. Ruhig blieb der Jaguar stehen, sah mich fortwährend starr an, zischte und knurrte ununterbrochen fort, bis er mir plötzlich durch eine Biegung des Flusses aus dem Auge verschwand, und ich nun «Kehrt um» machte, um in mächtigen Sätzen zu den Corials zurück zu eilen. Als wir mit Büchse und Kugeln zurückkehrten, hatte er sich in das Gebüsch zurückgezogen, ohne dass es uns gelungen wäre, ihn wieder aufzufinden. Der Schreck war nicht klein; denn das Bewusstsein, gar keine entsprechende Waffe gegen einen solchen Feind zu besitzen, ist lähmender, als die grösste Gefahr, der man gerüstet entgegen treten kann. —

Etwas oberhalb der ominösen Sandbank fanden wir wieder tieferes Wasser. Sechs Ottern schienen uns dasselbe streitig machen zu wollen, da sie uns ununterbrochen mit dem ihnen eigenthümlichen Schnarchen und Bellen umschwammen, in diesem Augenblick sich bis zur Hälfte ihres Körpers aus dem Wasser erhebend und uns ihr fürchterliches Gebiss zeigend, wobei sie sich den Corials so weit näherten, dass die Indianer mit den Rudern nach ihnen schlagen konnten, — im nächsten Moment aber wieder untertauchend, um sogleich mit erneuerter Wuth abermals über dem Wasser zu erscheinen. Diese Energie liess mich vermuthen, dass sie ihre Jungen in der Nähe hatten; denn sowohl früher als später, näherten sie sich wohl immer bis auf eine gewisse Entfernung unsern Corials unter jenem zornigen Schnarchen, nie aber machten sie eine förmliche Attake auf uns, wie es hier der Fall war. Auch hier wurde eine derselben verwundet, augenblicklich aber tauchte sie unter; das Wasser färbte sich roth vom Blut, das Thier kam aber nicht wieder zum Vorschein. Ueberraschten wir sie bei dem Frasse ihrer Beute am Ufer oder auf einem der Felsblöcke,

dann eilten sie mit Gedankenschnelle, jedoch jederzeit eine hinter der andern zum Wasser hinab, oder sprangen eine nach der andern vom Block hinunter. Meist haben sie ihre bestimmten Plätze, wo sie ihre Beute verzehren, deren Umgebungen durch die Ueberbleibsel, wozu der Kopf, der Schwanz und die Gräten gehören, vollkommen verpestet werden. Die kleinere Species geht gewöhnlich in Gesellschaften von 8—10 Stück auf Raub aus, wobei sie in einer Reihe den Strom entgegen schwimmen, plötzlich untertauchen, 8—10 Minuten unter dem Wasser fortschwimmen, und jeglichen Fisch, der über sie hineilt, beim Bauche ergreifen und nach dem Fressplatz schleppen, die Beute dort niederlegen und augenblicklich nach dem Wasser zurückeilen, um den Raubzug von neuem zu beginnen. Erst wenn sie eine Quantität aufgehäuft, beginnt das gemeinsame Mahl der Theilnehmer. Die Indianer benutzen diese Eigenthümlichkeit zu ihrem Vortheil: sie schleichen sich behutsam in die Nähe solcher Plätze, warten ruhig ab, bis die Ottern die Beute dort niedergelegt haben, und nehmen diese weg, sobald jene nach dem Wasser zurückgekehrt sind. Die Ottern greifen die grössten Fische, selbst den *Sudis gigas* an, und schleppen oft 12—15 Pfd. schwere an das Ufer. Mein Bruder war auf dem *Corentyn* Zeuge, wie eine Otter dieser kleinen Species einen 12 Pfund schweren *Haimura (Macrodon trahira Müll., Erythrinus macrodon Agas.)* an einem Felsblock emporzog, sich dort auf keine Weise durch das Geschrei der Indianer, welche meinen Bruder begleiteten, stören liess, sondern so lange fortfrass, bis einige derselben in das Boot sprangen und auf sie zu ruderten, wonach sie erst in das Wasser sprang und den Indianern die Beute überliess. Die eben erwähnten Fressplätze sind ausser dem pestilenzialischen Geruch ihrer Umgebung noch dadurch kenntlich, dass eine tief ausgehöhlte Strasse dahin führt. Ihre Wohnungen haben die Ottern in Löchern am Ufer. Die Jungen scheinen ziemlich lange unter dem Schutze der Eltern zu stehen. In der Gefahr ergreift die Mutter die Jungen mit der Schnautze und springt in das Wasser; sind sie in Sicherheit, so erscheint sie unter dem erwähnten, zornigen Schnarchen wieder an der Oberfläche. Dennoch wissen die Indianer die Alten zu überlisten, ihnen ihre Jungen zu rauben und diese so zu zähmen, dass sie ihnen wie die Hunde nachlaufen. Sie füttern sie mit Fisch, Fleisch und Früchten. Das Fell der grössern Species war am Bauch dunkel mäusefahl, auf dem Rücken beinah schwarz, der Kopf ebenfalls mäusefahl, die Brust zeigt einen milchweissen Fleck. Ihre Schnauze ist kurz, mit einem starken Bart besetzt; eben so sind die Füsse ungemein kurz. Das eigentliche Borstenhaar ist grob, das Wollhaar dagegen ungemein fein und von hellerer Farbe. — Die Länge der kleinern Species beträgt etwa 4 Fuss, wovon der Schwanz 13 — 14 Zoll wegnimmt. Ihre Färbung geht aus dem hell Mäusefahlen mehr in das Röthliche über. Der Bauch ist weiss, wie sich auch der weisse Brustfleck bei ihnen findet. In ihren Gewohnheiten stimmt

sie ganz mit jener überein, nur dass sie nicht, wie jene paarweise, sondern in Gesellschaften zusammenlebt; auch schien mir ihr Kopf verhältnissmässig breiter als bei jener zu sein. Die *Arawaaks* nennen sie *Assiero*, die *Caraiben Avaripuya*, die *Tarumas Carangneh*, die *Warraus* die kleinere Species *Etopu*, die grössere *Itscha-keya*, die *Macusis* die erstere *Dura*, die letztere *Maparua*. An den Küstenflüssen, besonders in *Demerara*, kommt noch die Saumotter (*Pterura Sambachii*) vor.

Unser heutiges Bivouak lag unter 3° 1′ Norderbreite, am linken Ufer des *Takutu*, und wurde von unzähligen Sträuchern jener Eugenia eingeschlossen, die wir schon am *Pirara* fanden; auch hier beugten sich die zarten Aeste unter der Last ihrer Früchte. Desgleichen kam die *Outea acaciaefolia (Benth.)* mit ihren schönen gefiederten Blättern häufig vor.

Dass der Zustand unserer an und für sich höchst gebrechlichen Fahrzeuge mit jedem Tag gebrechlicher wurde, zeigte sich immer deutlicher, und war bei dem fortwährenden Ziehen über die Sandbänke oder dem Hinüberschaffen über die Granitrippen und Geröllдämme gar nicht zu verwundern. Schon seit zwei Tagen war in jedem der Corials, sobald wir in tiefes Wasser kamen, ein Mann fortwährend damit beschäftigt, das eindringende Wasser auszuschöpfen. Der grosse Fall *Scabunk*, der grösste, den wir bis jetzt getroffen, setzte uns am nächsten Tage bedeutende Hindernisse entgegen. Der Fall hat seinen Namen von dem kleinen Flusse *Seabunk* erhalten, der sich am Fusse des Cataracts von O. her mit dem *Takutu* vereinigt. *Catu-auuru*, wie ihn die *Wapisianas* nennen, bedeutet so gut wie *Seabunk oute:* «sandiger Fluss», nach den mächtigen Sandbänken seiner Ufer. Schon hatten wir zwei unserer Corials glücklich über die Felsenbarrieren hinweggeschafft, als ein Unglücksfall für heute unserer Reise ein Ziel setzte.

Unter den zahlreichen Fischen, die dem *Takutu* eigen sind, nimmt der Stachelrochen (*Sting-ray* der Colonisten) durch seine Menge, eine der ersten Stellen ein. Wie ich schon früher angab, wühlen sie ihren platten Körper so in den Sand oder Schlamm ein, dass nur die Augen frei bleiben, wodurch sie sich selbst im klarsten Wasser den Blicken der im Wasser Herumwatenden entziehen. Hat nun Jemand das Unglück, auf einen dieser Hinterlistigen zu treten, so schnellt der beunruhigte Fisch seinen Schwanz, der mit einer auf beiden Seiten sägeartig ausgezackten Knochenstachel versehen ist, mit einer solchen Kraft gegen den Störenfried, dass der Stachel die abscheulichsten Wunden beibringt, die oft nicht allein die gefährlichsten Krämpfe, sondern selbst den Tod in ihrem Gefolge haben. Da unsere Indianer diesen gefährlichen Feind kannten, so sondirten sie immer, sobald die Corials über die Bänke geschoben oder gezogen wurden, den Weg vor sich mit dem Ruder oder einem Stocke. Ungeachtet dieser Vorsicht

wurde einer unserer Ruderer, der *Arekuna*-Indianer Awacaipu doch zweimal von einem der Fische auf der Spanne verwundet. Sowie der arme Mann die Wunden erhielt, wankte er der Sandbank zu, wo er zusammenstürzte und sich, die Lippen zusammenbeissend vor wüthendem Schmerz, im Sande herumwälzte, obschon seinem Auge keine Thräne entrollte, und seinem Munde kein Schmerzensschrei entfloh. Noch waren wir damit beschäftigt, dem armen Schelm seine Schmerzen soviel als möglich zu lindern, als unsere Aufmerksamkeit durch ein lautes Aufschreien von dem Patienten abgezogen und auf den schon so hart geprüften Cumeru gerichtet wurde, der an der Mündung des *Pirara* so gefährlich von einem *Pirai* gebissen worden und dessen Wunde noch immer nicht zugeheilt war; — eben hatte sich zu dieser an demselben Fusse eine zweite von einem Stachelrochen gesellt. Der Knabe besass noch nicht die Charakterfestigkeit, um wie Awacaipu den Ausdruck seines Schmerzes zu unterdrücken: unter durchdringendem Schmerzensgeschrei, warf er sich auf dem Boden herum, und wühlte sein Gesicht und seinen Kopf in den Sand ein, ja biss sogar in diesen hinein. Ich habe nie einen Epileptischen in solchem Grade von den Krämpfen befallen gesehen. Obschon Awacaipu auf der Spanne und Cumeru auf der Sohle des Fusses verwundet worden waren, fühlten doch beide die grössten Schmerzen in den Weichen, der Gegend des Herzens und unter den Armen. Traten die Krämpfe schon bei dem Arekuna ziemlich hart auf, so nahmen sie bei dem Knaben einen so bösen Charakter an, dass wir alles fürchten zu müssen glaubten. Nachdem wir die Wunden hatten aussaugen lassen, überbanden wir sie, wuschen sie dann mit *Laudanum* aus, und legten nun fortwährend erweichende Breiumschläge von Cassadabrod auf. Die Symptome hatten sehr viel Aehnlichkeit mit denen, welche den Schlangenbiss begleiten. Keinesfalls kann diese gänzliche Nervenerschütterung von der blossen Verwundung allein herrühren, und muss höchst wahrscheinlich zugleich einer damit verbundenen Vergiftung mit zugeschrieben werden. Ein kräftiger und rüstiger Arbeiter, der kurz vor unserer Abreise aus *Demerara*, auf der Plantage *Zelandia* von einem Stachelrochen verwundet worden war, starb unter den fürchterlichsten Krämpfen. Die Indianer benutzen die sägeartigen Stachel als Pfeilspitzen und als Lancetten beim Aderlassen.

Da wo das Wasser die Sandbänke etwas ausgewaschen hatte, zeigte sich an mehren Stellen ein weisser Kies. Das Streichen der compacten Felsmasse verlief S. 20° O., wobei das Gestein eine Menge Gänge einer abweichenden Formation von einer Breite von ungefähr 2 Fuss zeigte, die N. 60° O. die Strata durchsetzten; — auch Quarzadern durchsetzten in O. 15° S. in Menge das Massengebirge. Ungefähr 2 Miles vom linken oder westlichen Ufer entfernt, erhebt sich der Berg *Mariwette* oder *Taquiara;* seine Höhe beträgt ungefähr 2 — 300 Fuss.

Hatten sich auch am folgenden Tag die Schmerzen unsrer Patienten etwas gelindert, so waren sie doch noch vollkommen unfähig, ihre Füsse zu gebrauchen, weshalb wir sie in die Corials brachten. Wir setzten die Reise unter den bisherigen Schwierigkeiten fort, bis diese sich durch die wachsende Zahl der Stromschnellen und Cataracten so steigerten, dass wir fast alle Hoffnung verloren, sie ferner bekämpfen zu können. Riesige Granit- und Gneisblöcke, oft von 40 — 50′ im Durchmesser, versperrten uns das Flussbett fast Schritt für Schritt.

Nachdem wir unter den grössten Mühen den grossen Cataract *Curucuku* überstiegen hatten und eben schweisstriefend damit beschäftigt waren, an dem darauf folgenden Fall *Matzipao* unsere Corials durch eine 3 Fuss breite Spalte, die einzige Wasserstrasse, die er zeigte, zu ziehen, hörten wir menschliche Stimmen in dem Ufergebüsch, und bald stand zu unserer ungetheilten Freude Sororeng in Begleitung eines grossen, muskulösen und phantastisch gekleideten Indianers vor uns, dessen edle und kühne Züge dem stolzesten Römer Ehre gemacht haben würden. Die wundervolle Federmütze bestand aus den schneeweissen Federn des südamerikanischen Adlers (*Harpyia destructor Tem.*), die gleich Straussfedern in schönen Bogen über ein Stirnband von grünen Papageifedern herüberhingen. Das Septum der Nase war durchbohrt, und in der Oeffnung hing ein breitgeschlagenes und blank polirtes Geldstück; in den ebenfalls durchbohrten Ohrläppchen trug er runde, halbe Fuss lange Stäbchen von *Letterwood* (*Brosimum Aubletii*), die an dem einen Ende mit bunten Federbüscheln geziert waren. Die schöne, kräftige Figur, der phantastische Schmuck und das wundervolle schwarze, glänzende Haar, das lang über die Schultern herabfiel, hatte etwas so Imposantes, dass ich den Mann lange verwundert anstaunte; — es war ein *Wapisiana*.

Nach Sororeng's Berichten hatte die Landparthie die *Wapisiana*-Niederlassung *Tenette* in der Nähe des *Cursato*-Gebirges bereits am dritten Tage nach ihrem Aufbruche erreicht. Beunruhigt durch unser langes Aussenbleiben, hatte sich der brave Sororeng aufgemacht, um uns aufzusuchen, was ihm auch schneller gelungen, als er erwartet, da die Niederlassung nur drei Wegstunden von hier entfernt lag, eine Kunde, die uns alle in die freudigste Aufregung versetzte, welche freilich bald etwas herabgestimmt wurde, als wir hörten, dass sich in Folge eines Misswachses die Provisionsfelder in einem so erbärmlichen Zustand befänden, dass sich bereits viele Bewohner auf Reisen begeben und die Zurückgebliebenen sich grösstentheils statt des Cassadabrodes mit Palmenfrüchten begnügen müssten.

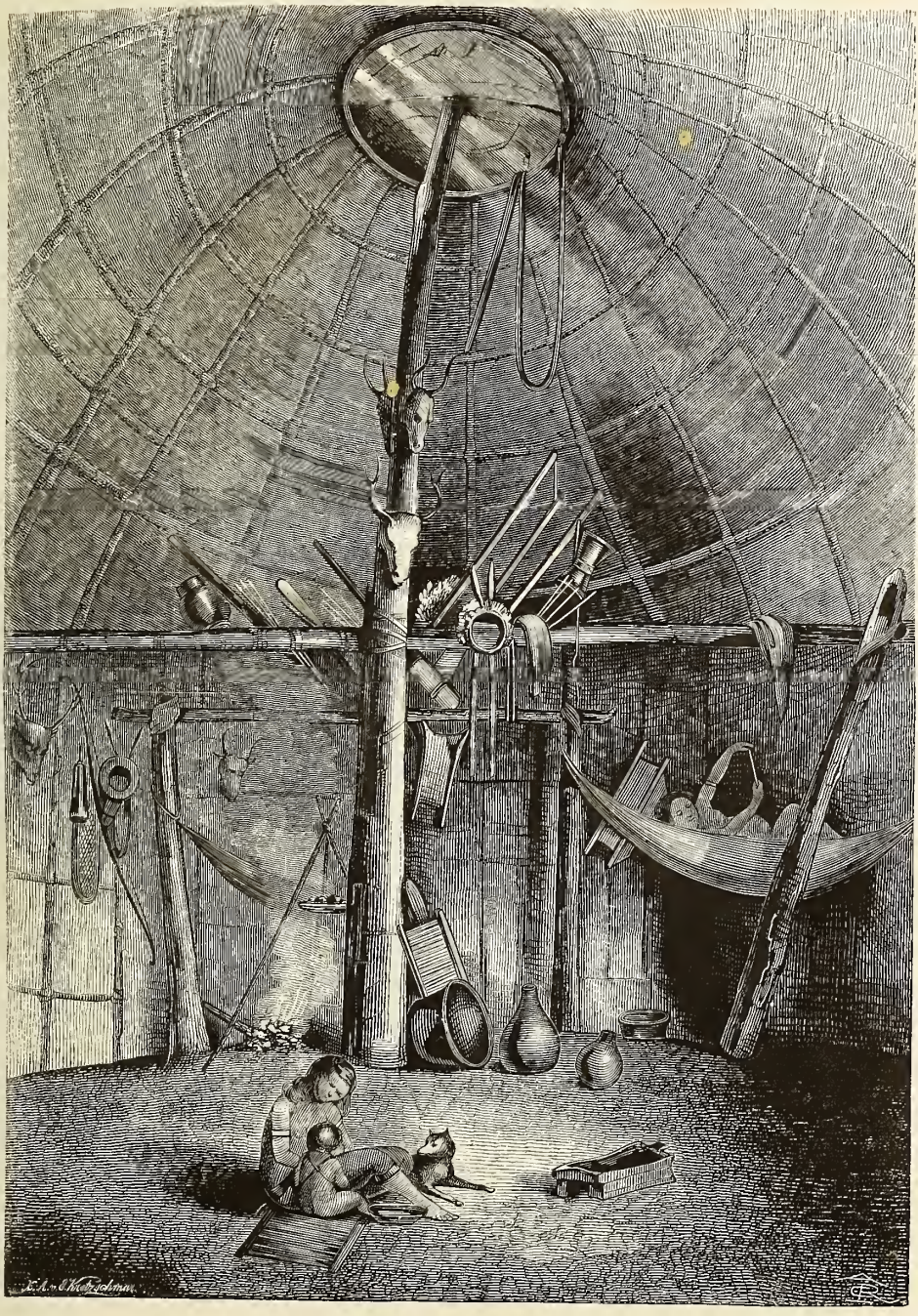
Der Plan, den Fluss in den Corials weiter zu verfolgen, war schon gestern aufgegeben worden, und die Kunde Sororeng's, dass wir bloss drei Stunden zurückzulegen hätten, um *Tenette* zu erreichen, liess uns auch nicht mehr lange mit der Ausführung unseres Entschlusses zögern. Der grosse Cataract, jetzt frei-

lich ohne Wasser, zeigte auf seinem Scheitel ein förmliches Plateau von Granit mit ungemein grossen und reichen eingebetteten Quarzmassen, während er ebenfalls von durchsichtigen Quarzgängen, wie von paralellen Gängen jenes Gesteins durchsetzt wurde, das wir schon am *Scabunk* bemerkt hatten.

Eine halbe Meile oberhalb der Fälle von *Dabaru* erreichten wir die ersehnte Landungsstelle von *Tenette*, in der Nähe des grossen Cataractes *Cocoya*, der durch die an beiden Ufern sich erhebenden Berge, der *Wawat* am westlichen und der *Tatat* am östlichen, gebildet wird. Der Fluss wird auch hier von einem Chaos von Granit- und Gneisfelsen verengt. Beide Berge sind von unbedeutender Höhe. Damit unsere Sachen schon am folgenden Morgen nach dem Dorfe geschafft werden konnten, trat Sororeng den Weg dahin augenblicklich an, um nicht allein unsere Leute, sondern auch noch einige *Wapisianas* zum Transport zu holen; wir selbst begannen mit dem Ausladen, fanden aber leider, dass das Wasser ungeachtet des beständigen Ausschöpfens sich an einigen Stellen der defectenCorials erhalten und manche Gegenstände unbrauchbar gemacht hatte.

Schon der frühe Morgen brachte unsere Leute und einige Bewohner des Dorfes zu uns; — das Gepäck wurde vertheilt und die Reise angetreten. Ein in der Savanne, südöstlich von uns, sich isolirt erhebender, ansehnlicher Hügel zog augenblicklich unsere Aufmerksamkeit auf sich; es war der kleine Berg *Tenette*, nach welchem die *Wapisianas* ihre Niederlassung, die an der südöstlichen Seite lag, benannt hatten. Eine bewaldete Fläche an seiner Basis, die sich bis zur Hälfte der Höhe emporzog, verlieh ihm ein ungemein freundliches Aussehen. Das Interesse, das mir bereits die abwechselnde Flora*) auf unserem Wege durch die etwas sumpfige Savanne erregt, wurde besonders durch einen herrlichen, hyacinthengleichen Geruch erhöht, den uns dann und wann ein starker Luftzug von dem noch ziemlich entfernten, bewaldeten Hügel zu trug. Je mehr wir uns näherten, um so reicher war die Luft mit dem herrlichen Parfüme geschwängert; um so mehr steigerte sich daher meine Neugier nach seiner Quelle, die mir bald in mehren Bäumen von mittler Höhe, ungemein gefälliger Form, und mit zahllosen weissen Blüthen bedeckt, freundlich entgegentrat. Wie der Geruch, so hatte auch die Blüthe ungemein viel Aehnlichkeit mit unserer einfachen, weissen Hyacinthe. Bei näherer Untersuchung erwies es sich als eine neue Species *Tabernaemontana*, die ich nach Alexander von Humboldt *Tabernaemontana Humboldtii (Schomb.)* nannte. Der Baum zeichnet sich nicht allein durch seine herrlichen duftenden Blüthen,

*) *Bowdichia major* (*Mart.*), *Buttneria divaricata* (*Benth.*), *Licania pendula* (*Benth.*), *Clidemia campestris* (*Benth.*), *Cuphea antisiphylitica* (*Humb. Bonp.*), *Elephantopus carolinianus* (*Willd.*), *Melochia melissaefolia* (*Benth.*), *fasciculata* (*Benth.*), *lanceolata* (*Benth.*), *Ayenia tomentosa* (*Lin.*).



Das Innere einer Wapisiana-Hütte.

sondern auch in Rücksicht seiner schönen, grossen, glänzend dunklen Belaubung aus und gehört unbestritten zu den lieblichsten Zierbäumen der Tropen. Ein dichter Kranz der *Agave vivipara (Lin.)*, der den Waldsaum umschloss und mit seinen riesigen Blüthencandelabern förmliche Verhaue bildete, über die sich die weissen Blüthenäste der *Tabernaemontana* herüberbeugten, verlieh dem Ganzen einen wahrhaft feenartigen Reiz. Hatte uns bisher bloss die liebliche Seite des Wäldchens entgegengelächelt, so setzte uns einer seiner Bäume, der sich unmittelbar neben dem Pfade nach dem Dorfe erhob, in solches Staunen, dass wir alle zugleich in einen Ausruf der Verwunderung ausbrachen. Es war ein wahrer Riese von *Bombax globosum (Aubl.)*; — wiewohl seine Höhe nur 120 Fuss betrug, so erstreckten sich seine Riesenäste doch über eine Fläche von 129 Fuss. Einen Fuss über der Erde betrug der Umfang seines Stammes 57 und die Breite einer der tafelförmigen, strahligen Ausbreitungen des Wurzelhalses 8¾ Fuss. Die *Macusis* nannten den Baum *Copalye*.

Nachdem wir das mit Vegetationswundern überfüllte, interessante Wäldchen durchschritten, sahen wir die bienenkorbähnlichen, kuppelförmigen Hütten des Dorfes über niedere *Curatella* und mit blauen Blüthen bedeckte *Bowdichia* hervorragen. Bei unserm Eintritt sahen wir eine schwarze Gestalt auf uns zueilen; — es war Hamlet, der eben hier eingetroffen, uns die Nachricht brachte, dass Herr Fryer den armen Petri noch nicht habe verlassen können, und dass er Hamlet, da seine Krankheit sich bald gehoben, vorausgesandt, um uns über sein längeres Aussenbleiben zu beruhigen. Erfreulicher als diese Nachricht, war uns eine Quantität Reis, die uns Herr Fryer durch die zwei Indianer, welche Hamlet den Weg gezeigt, zuschickte; eine Sendung, die uns bei dem in *Tenette* herrschenden Mangel doppelt willkommen war.

Die Niederlassung bestand aus sieben runden, domförmigen Hütten von 30 — 40 Fuss Durchmesser und durchschnittlich 40 — 50 Fuss Höhe. Der Eingang war auch bei ihnen die einzige Oeffnung, die bei Eintritt der Nacht mit einer Art Thür aus Palmenblättern geschlossen wurde. Wie bei den andern Stämmen bewohnten mehre Familien eine Hütte, in deren inneren Raum sich die Bewohner stillschweigend getheilt, ohne dass diese besondern Besitzungen durch Scheidewände abgetheilt gewesen wären. Das Territorium der einzelnen Familien bezeichneten einige Steine, die den Heerd bilden, drei bis vier Querbalken, durch Lianen an die aufrechtstehenden Tragbalken etwa 7 — 8 Fuss vom Boden befestigt, um die Hängematten daran zu schlingen, die Bogen, Pfeile und Blaseröhre der verschiedenen Hausherrn darauf zu legen, und die Trophäen des Muthes derselben auf der Jagd, welche nach der Reihenfolge an die aufrechtstehenden Träger befestigt waren. Den mittleren Theil der grossen Hütte nahm ein gewaltiger,

ausgehöhlter, nach indianischem Geschmack bemalter Baumstamm ein, der bei Festlichkeiten als Bowle dient, und gewiss 300 Quart fassen mochte. Dieselbe edle Gestalt, welche wir bei dem Begleiter Sororeng's bewundert, charakterisirte auch die übrigen Bewohner; alle waren schöne, schlanke Leute mit edlen, regelmässigen Gesichtszügen, grossen, römischen oder griechischen Nasen, wodurch sie sich höchst vortheilhaft von dem mehr mulattengleichen Typus der *Warraus, Macusis* und *Arawaaks* auszeichneten, wie sie überhaupt nicht nur in ihrer ganzen Physiognomie, sondern auch in ihrem Körperbau mehr an die nordamerikanische Racenentwickelung erinnerten. Gleiche Eigenschaften, nur dass bei ihnen das Kräftige und Muskulöse der Männer in einer viel zarteren Abrundung auftrat, besassen auch die Frauen, die uns Fremde mit naiv verschämtem Staunen betrachteten. Das Haar der Indianerinnen hatte ich schon vielfach zu bewundern Gelegenheit gehabt, in einer solchen Länge und Fülle aber, wie es die *Wapisianas* besassen, hatte ich es noch nie gesehen. Sie trugen es durchgängig sauber geglättet, geordnet, mit Palmöl eingerieben, und, über die Schultern herabfallend, reichte es bei vielen bald bis nz den Waden. Die Männer schneiden es fast immer kurz. In dem durchbohrten Nasenseptum trugen sie glattgeschliffene und breitgeschlagene Silber- oder Kupfermünzen, und in der durchbohrten Unterlippe entweder einen kleinen Cylinder oder eine Art Glocke von Knochen. In der Kleidung stimmten Männer und Frauen mit den übrigen Indianerstämmen überein, d. h. sie bestand bloss in einem Schaamschurz; desto abweichender aber war ihre Sprache, die viel Aehnlichkeit mit der der *Pauixanas* am *Rio Branco* hatte und in der Aussprache und Betonung der harten und scharfen Worte mich lebhaft an die Juden erinnerte.

Die endemische Hautkrankheit, die ein Erbübel der südamerikanischen Stämme zu sein scheint, war auch bei ihnen heimisch. Noch keinen der Stämme, mit denen wir in Berührung gekommen, hatten wir von ihr frei gefunden, und auch alle übrigen, die wir noch kennen lernten, waren damit behaftet.

Dass der rege Kunstsinn unseres Goodall durch die wahrhaft lieblichen Gesichtszüge und schönen Gestalten der Weiber und Mädchen augenblicklich angefeuert wurde, einige derselben seinem Skizzenbuch anzuvertrauen, erregte weniger unsere Verwunderung, als es das unendlich naiv mädchenhafte Benehmen der Originale that, die durch das Ungewisse der Handlung und das feste Ansehen des Malers in eine solche Verlegenheit und Unruhe versetzt wurden, dass die Röthe, welche die Verschämtheit auf ihre Wangen rief, selbst den braunen Teint durchbrach. Nachdem die erste Bestürzung vorüber war, fand Goodall mehr Hindernisse, als wir erwartet, denn ehe er es sich versah, waren die Schönen verschwunden, und es gelang uns erst nach vielen Geschenken, sie zu vermögen, sich im Beisein ihrer Männer oder Mütter von neuem den prüfenden Blicken

Esse-tamaipu

Wapisiana.

Goodall's auszusetzen. Noch interessanter für den Beobachter war es aber, den innern Kampf zwischen der natürlichen Schaam und der Neugier zu verfolgen. So wie Goodall seinen Blick auf dem Papier haften liess, bewegte sich auch der Augapfel des Originals darnach hin; — welcher Schreck aber, wenn sie sich auf diesem verstohlnen Weg durch uns oder den aufblickenden Maler ertappt fanden! Obschon die Männer sich offenbar durch dieses Portraitiren geschmeichelt fühlten, konnten wir sie doch eben so wenig, wie die Frauen dahin vermögen, ihrem Conterfei offen in die Augen zu schauen; die Freunde dagegen betrachteten die Gemälde mit sichtbarem Interesse.

Polygamie ist unter ihnen ebenfalls heimisch, wenn auch nicht so häufig, als bei den *Warraus* und *Arawaaks*.

Nach der Menge von Jagdtrophäen, zu denen auch die Rückenschilder mehrer Schildkröten gehörten, und der grossen Zahl ihrer schönen Hunde, müssen die *Wapisianas* ebenso leidenschaftliche Jäger sein, wie sie passionirte Raucher sind. Sie wickeln die Tabacksblätter ebenfalls in die innere Bastschicht des *Karakalli*-Baumes *(Lecythis Ollaria)* und rauchen sie als Cigarre; den Rauch bliesen sie meistentheils durch die Nase.

Da wir von hier aus unsere Reise zu Fuss fortsetzen wollten, und mein Bruder zuvor gern die trigonometrische Messung der Verbindung des *Canuku*-Gebirges mit dem *Cursato*, so wie die der isolirten Gebirgsgruppen, durch die uns später unser Weg führen sollte, vornehmen wollte, so dauerte unser Aufenthalt mehre Tage, die ich dazu benutzte, den interessanten Hügel *Tenette* botanisch genauer zu untersuchen, der nordwestlich vom Dorfe lag und sich 124 Fuss über die Savanne erhob, und dessen Spitze ausser einigen kümmerlichen *Curatella*-Gebüsch, fast von aller Vegetation entblösst ist. Bevor ich den eigentlichen Gipfel erreichte, kam ich auf zwei ziemlich grosse, mit ansehnlichen Granittafeln bedeckte Plattformen, zwischen denen eine Menge *Agaven*, *Cereus* und *Melocactus* wucherten. In der nächsten Umgebung dieser Granitplatten sprossten zwischen wild über und durcheinander zerstreuten Granitblöcken, *Plumeria*, *Polygala*, besonders *Polygala Timoutou (Aubl.)*, *monticola (Humb. Bonp.)* und *Myrtaceen*, *Melostamaceen* und *Malpighiaceen*. Ausser den oben schon erwähnten Bäumen enthielt das üppige Wäldchen auch noch einen für mich interessanten Baum, den wir zwar schon öfter in der südlich von *Pirara* sich hinziehenden, waldigen Oase gesehen, aber noch niemals in Blüthe getroffen hatten. Nicht nur das schöne, dunkel orange Holz, aus dem die Brasilianer hauptsächlich die Kirche und Fazenda errichtet hatten, sondern namentlich auch seine merkwürdigen, grossen geflügelten Saamen, zogen gleich anfänglich unser Interesse auf sich. Aus der Blüthe ergab sich, dass es eine neue Species *Ormosia* war, die den Namen *Ormosia histiophylla (Klotzsch)* er-

hielt. Da das wirklich schöne, durch seine dunkel orange Farbe, die fast in das Röthliche überspielt, dem Mahagoni sehr ähnliche Holz die herrlichste Politur annimmt, so würde es sich, wenn es ausgeführt würde, jedenfalls als ein gesuchtes Möbelholz geltend machen, wie es die Brasilianer schon als solches gebrauchen, die es *Poa da rainha* nennen. Die Aussicht von der Höhe war reizend. Von N.N.O. zog sich nach O.S.O. die malerische *Canuku*-Kette, während der 30—40 Miles im Umkreis sichtbare *Saeraeri,* mit seinen drei ziemlich tief eingesattelten, konischen Gipfeln, und eine Menge andere, isolirte Höhen sich ungefähr 18—20 Miles gegen N.O. aus der Savanne erhoben. Der Mondberg *(Kai-irite* der *Wapisianas)* begrenzte den Horizont in S.W., indess in N.N.W. der *Mariwette* seinen Gipfel in die duftigen Luftschichten streckte. Die nahe von meinem Standorte in S.O. sich erhebende Gebirgskette *Cursato*, *Ursato* oder *Cussato,* wie ihn auch manche Stämme nennen, ist nur von geringer Ausdehnung. Ihre sich von N. nach S. erstreckende Längenachse beträgt kaum 5 Miles, und ihr höchster Punkt, unter 2° 47′ Norderbreite, erhebt sich nicht über 3000 Fuss über den Spiegel des *Takutu.* Wie das *Canuku*-Gebirge, so ist auch das *Cursato*-Gebirge dicht bewaldet, nur fehlen ihm jene mächtigen, steilen Granitklippen und Kegel, die dem erstern einen so malerischen und romantischen Charakter verleihen. Gegen S.O. von *Cursato* erhebt sich der *Duruau;* diesem folgt der *Manoa.* Nach der Behauptung der Indianer soll dessen Contur die Gestalt eines Ameisenbären wiedergeben, daher auch sein Name. Leider musste ich meinen Begleitern versichern, dass meine Phantasie viel zu dürr und trocken sei, um dies herauszufinden.

Mein Fieber hatte sich jetzt völlig eingebürgert und gab mir seine Gegenwart alle drei Tage auf eine solche Weise zu erkennen, dass es selbst das Mitleiden des *Piai* der Niederlassung erregte, denn während eines der Anfälle trat er unaufgefordert an meine Hängematte heran, blies mir in das Gesicht, und murmelte zugleich ununterbrochen unverständliche Worte zwischen den Zähnen, um mich dann abermals anzublasen. So wenig mich auch mein Zustand zum Lachen geneigt machte, so wurde die Lust dazu doch endlich in einem solchen Grade rege, dass ich ihr nicht mehr widerstehen konnte. Beleidigt und zürnend wandte sich der sympathische Arzt ab und verkündete am folgenden Tage, wo das Fieber mich noch immer hernmschüttelte, allen seinen Pfleglingen, das sei die Strafe, dass ich gestern bei seiner Entzaubernng gelacht.

Die Langeweile, die mich mit ihrer lästigen Gegenwart in meiner Hängematte jedenfalls heimgesucht haben würde, wurde mir durch die sonderbaren und lächerlichen Capriolen eines jungen Ameisenbären *(Myrmecophaga jubata Lin.)* vertrieben, den unsere Jäger am Tage nach unserer Ankunft aus der Savanne mitgebracht, in der sie ihn in Gesellschaft seiner Mutter angetroffen, und bevor er

sich auf den rettenden Rücken derselben hatte flüchten können, gefangen hatten. Die ersten zwei Tage war er ungemein wild und wagte sich nur selten aus den dunkelsten Schlupfwinkeln der Hütte hervor. Näherte sich jemand, so ergriff er zwar immer nur die Defensive, diese aber in einer Art, die selbst den Verwegenen zur Vorsicht nöthigte. Indem er sich niedersetzte und den linken Vorderfuss auf die Erde stemmte, hieb er mit dem rechten so kräftig nach dem Ruhestörer aus, dass jedes Treffen mit den harten langen Krallen gewiss einen namhaften Muskelverlust nach sich gezogen haben würde. Wurde er von hinten angegriffen, so veränderte er gedankenschnell seine Position, und geschah es von mehren Seiten, so warf er sich auf den Rücken, führte dann seine Hiebe mit beiden Vorderfüssen und stiess dabei fortwährend unmuthige und zornige Töne aus, die viel Aehnlichkeit mit dem Knurren der jungen Hunde hatten. Oft genug vermischte sich damit das Zetergeschrei der jungen Jagdhunde, deren freundliche Absicht, mit dem neuen Gesellschafter zu spielen, auf das jämmerlichste von dem wilden Fremdlinge vergolten wurde. Hatte er einen derselben ergriffen, so konnte diesen nur die vereinte Hülfe mehrer Indianer aus der tödtlichen Umarmung retten, in der er den Zudringlichen mit übergeschlagenen Vorderfüssen an sich drückte. Da der Ameisenbär weder eine Höhle, noch ein bestimmtes Lager hat, in dem er die Nacht zubringt, so scheint ihm die Natur den langbehaarten Schwanz als Decke gegen die kühlere Nacht und gegen den Regen verliehen zu haben, wenigstens brauchte ihn unser kleiner Gefangener zu diesem Zwecke. Legte er sich zum Schlafen nieder, so zog er entweder alle 4 Füsse unter den Bauch zusammen, und bedeckte dann den ganzen Leib mit dem Schwanze, oder er nahm die Lage eines schlafenden Hundes an, und breitete den Schwanz nur über den Kopf und den Vordertheil seines Körpers. Auffallend war es mir, dass sich sein ganzer Körper immer eiskalt anfühlte. War es in der Hütte ruhig geworden, dann hob er seine spitze Schnauze empor, schnüffelte einigemal in der Luft herum, erhob sich und lief, mit der rüsselförmigen Schnauze fast die Erde berührend, in dem Raum umher. Kam er in die Nähe eines Hundes, oder eines andern Gegenstandes, so setzte er sich augenblicklich auf die Hinterfüsse, streckte die Schnauze in die Luft, schnüffelte und untersuchte diese nach allen Richtungen, knurrte und murrte, bis er sich endlich wieder auf seiner alten Fährte fortbewegte. Aus allen Beobachtungen, namentlich aber daraus, dass er häufig an Gegenstände, die in seinem Wege lagen, anrannte, nahm ich deutlich wahr, dass sein Gesichtsorgan ungemein schwach sein muss. Nie war sein knurrender Ton missmuthiger, als wenn er wirklich an einen Gegenstand angelaufen war. Diese Species muss eben so gut klettern können, wie der kleinere Ameisenfresser *(Myrm. tetradactyla)*, denn unser Gefangner unternahm seine Excursionen nicht nur auf ebener Erde, sondern dehnte sie auch

auf die Pfähle und Wände der Hütte aus, an denen er mit der grössten Leichtigkeit emporkletterte. Hatte er eine Zeitlang ruhig gelegen, so richtete er sich plötzlich auf den Hinterfüssen, wie die Bären, auf, schnüffelte in der Luft herum und legte sich, wenn er nichts Verdächtiges entdeckt hatte, wieder nieder. Aus Schnauze und Nase tröpfelte ihm ununterbrochen eine dem Wasser ähnliche Flüssigkeit; saufen sah ich ihn äusserst selten. Wir fütterten ihn mit Termiten, welche die Indianer in der Savanne sammelten. Die Schnelligkeit, mit der er seine lange, klebrige Zunge in die Masse steckte und bedeckt, mit den Insekten, wieder zurückzog, benahm mir die Verwunderung, wie ein so grosses Thier seinen Hunger mit so kleinen Insekten stillen könnte. Mit den Termiten verschlang er zugleich auch eine grosse Menge Baumaterial der Hügel. Eben so gern, wie die Termiten, verzehrte er klein gehacktes Fleisch, womit mein Bruder bereits auf seiner frühern Reise lange Zeit zwei junge Ameisenbären gefüttert hatte. Da wir nach Entdeckung der Quellen des *Takutu* wieder über *Tenette* zurückkehren wollten, so liess ich meinen Gefangenen zur Pflege hier, um ihn dann mit nach *Pirara* und *Demerara* zu nehmen, und später nach Berlin zu befördern. Leider fand ich ihn bei unsrer Rückkunft verendet; die Indianer hatten ihn wahrscheinlich verhungern lassen.

Da die Natur dem Ameisenbär die Waffe der Zähne versagte, verlieh sie ihm in den ungeheuren Klauen und der ausserordentlichen Muskelkraft der Vorderfüsse ein nicht minder gefährliches Vertheidigungsmittel. Selbst aus den Kämpfen mit dem Jaguar soll er oft als Sieger hervorgehen, und die Indianer versicherten uns, dass sie nicht nur oft schon Jaguare allein mit aufgerissenem Leibe, sondern auch beide Kämpfer zugleich todt in der Savanne gefunden hätten. Der Jäger wird sich einem, mit dem Giftpfeil angeschossenen Ameisenbär nie früher nähern, als bis er überzeugt ist, dass das Gift seine volle Wirkung ausgeübt. Die Weibchen werfen alljährlich nur ein Junges, das sie, nachdem es einige Tage alt ist, auf ihrem Rücken herum tragen. Auch in Gefahr nimmt das Junge seine Zuflucht dorthin. Das Junge begleitet die Mutter gewöhnlich ein Jahr, bis es von einem neuen Nachkömmling verdrängt wird, und dann als emancipirt anzusehen ist.

Der Ameisenbär läuft, wie bekannt, auf der äussern Seite der Sohle der Vorderfüsse, wobei er die Klauen unter der Sohle zusammenzieht, da er diese nicht, wie das Katzengeschlecht zurückziehen, und daher auch nicht auf der platten Sohle laufen kann. An der Zungenwurzel befinden sich zwei grosse Drüsen, die die Zunge mit der erwähnten klebrigen Feuchtigkeit versehen. In noch flüssigem Zustand ist diese Sekretionsmasse ungemein zähe, in trockenem kann man sie selbst zwischen den Fingern zu Pulver reiben.

Da die grosse Hütte, welche wir eingenommen, auch noch von ihren Ei-

genthümern bewohnt wurde, so gab mir die Beobachtung ihres Thuns und Handelns manche Abwechselung auf meinem Lager. Die *Wapisianas* weichen in ihrer Lebensweise fast gar nicht von den andern Stämmen ab, die ich bereits kennen gelernt hatte. Mit dem Erwachen des Morgens erhob sich auch hier der Herr Gemahl, trat vor die Thür, reckte, streckte und rieb sich mehremal die Glieder, und entfernte sich dann, um seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, wobei Männer und Frauen eine ungemeine Verschämtheit bekunden, indem sie dies nie in Gegenwart von Andern thun, und dann alles, wie die Katzen, mit Erde bedecken. Ist dies geschehen, so kehrt er nach der Hütte zurück, hockt am Feuer nieder, sucht dies, ohne mit den Genossen ein Wort zu sprechen, zu unterhalten, röstet sich Früchte oder verzehrt das ihm von den Frauen vorgesetzte Frühstück, und eilt dann zur Jagd oder zum Fischfang, während die Frauen sich und den Kindern das Haar glätten und salben, den Körper bemalen, und dann andere häusliche Verrichtungen vornehmen, oder auf das Feld und in den Wald eilen, um Früchte zu suchen, da ihnen ersteres, in Folge des Misswachses, wenig oder nichts bot. Im Baumwollspinnen waren sie eben so geschickt, wie die *Macusis*.

So reinlich sich die *Wapisianas* in Bezug auf den Körper zeigten, so schien doch jede Familie die Reinigung der Hütte als eine Beschwerde anzusehen, die man lieber unverrichtet liess, denn der Staub und Schmutz hatte sich hier förmlich massenhaft aufgehäuft. Das Unangenehme meiner Lage wurde durch den Rauch von vier bis fünf unerlöschlichen Feuern erhöht, der ausser der Thür vergebens nach einem Ausgang suchte, so langsam schleichend er sich auch in der domförmigen Kuppel in vielfach verschlungenen Windungen hinbewegte; er belästigte mich so, dass meine Augen in einem fortwährenden Thränenbade schwammen. Dazu kam noch das unausstehliche Bellen der vielen halbverhungerten Hunde, das jedesmal ausbrach, sobald einer unserer Leute in die Hütte trat, das Geschrei zahlloser Papageien, so wie des anderen zahmen Geflügels, und zahllose Heerden blutdürstiger Flöhe, auf die meine Gegenwart in der Hängematte eine besondere Anziehungskraft zu üben schien.

Mehre Hokkohühner *(Crax tomentosa)* übten offenbar die Oberherrschaft über das übrige zahme Federvieh aus, und die Hühner, *Psophia, Penelope* hatte ihr hartes Scepter in eine Furcht und Unterwürfigkeit gesetzt, die wahrhaft lächerlich war; — denn nicht genug, dass sie sich bei Tage in ihren launenhaften Willen schicken mussten, durfte es selbst bei hereinbrechender Nacht kein Anderer wagen, sich da zur Ruhe niederzulassen, wo diese sich hinsetzen wollten.

Den Mangel der *Cassada* mussten die eben reifen Früchte der *Melicocca bijuga*, *Macu* der *Macusis*, *(Genipa Merianae Rich.)* und *Genipa edulis (Rich.)* ersetzen. Die Frucht der erstern ist in der Colonie, wo der Baum cultivirt

wird, unter dem Namen «*Marmoladabox*» geschätzt; die *Wapisianas* nennen sie «*Umpa*».

Wie der Papagei, so verkündet hier noch ein anderer Vogel, der *Ibis oxycercus (Spix.)*, *Tah-rong* oder *Tah-rah* der *Macusis* und *Wapisianas*, den anbrechenden Morgen. Zwei Paare derselben, die sich in der Nähe der Niederlassung aufhielten, liessen jeden Morgen bei Tagesanbruch ihr lautes, schnarrendes, langgezogenes und durchdringendes Geschrei hören, das den Worten *Tah-rong* ähnelt und das sie, paarweise von Baum zu Baum fliegend, ausstiessen. Das Weibchen ging dem Männchen nie von der Seite: wo dieses hinflog, eilte es ihm nach und kehrte am Abend unter demselben unangenehmen Geschrei nach ihrem Ruheplatz, einer *Mauritia*, gleichzeitig mit ihm zurück. Als das Männchen geschossen wurde, kehrte das Weibchen wie die *Aravas*, ununterbrochen auf die Stelle zurück, wo es dasselbe zum letztenmal gesehen. Das metallglänzende Gefieder und die orangefarbene Wachshaut des Schnabels und der Augenringe, giebt dem Vogel ein schönes Aussehen. Ich habe diesen *Ibis* nur in der Umgegend von *Tenette*, sonst nirgends anders gefunden.

Südwestlich von der Niederlassung, in einer kleinen Entfernung, zog sich ein ansehnlicher Sumpf hin, dessen Wasser aus der Ferne von der dichten Vegetation, namentlich der *Mauritia* in der üppigsten Ausbildung, ganz verborgen wurde. Ich fand hier Stämme von 100—120 Fuss Höhe, bis zu der Stelle, wo sich die grossen, fächerartigen Wedel auszubreiten anfangen. Der wilde Plantain der Colonisten, *(Ravenala guianeusis)*, schloss sich in ihrer Höhe an die stolzen Palmen an; *Cannaceen*, Farrn, *Zingiberaceen* folgten dann, die an dem Wassersaum von einem Blüthenkranz der *Rhynchanthera grandiflora (Dec.)*, *Microlicia bivalvis (Dec.)*, *brevifolia (Dec.)* und einer neuen Species, *Microlicia heterophylla (Klotzsch)* umschlossen wurden. Den Saum entlang zogen sich eine Menge Löcher hin, die die Indianer zu dem Zwecke ausgetieft hatten, damit sich das zu ihrem täglichen Gebrauch nöthige Wasser durchseihen sollte. Freilich durfte man, wollte man sich den Appetit nicht ganz verderben, diese Flüssigkeit nicht mit kritisirenden Augen ansehen!

Einen interessanten Fund hatte ich bereits an dem ersten Tage nach unserer Ankunft in dem Wäldchen des Hügels an einem Exemplare des schönen Nachtfalters, der *Noctua (Erebus) Agrippina* gemacht, das an einem Baume sass; der Schmetterling mass bei ausgebreiteten Flügeln 10 Zoll; es war das einzige Exemplar, das mir auf der ganzen Reise vorgekommen ist.

Auffallend war es uns, bei den *Wapisianas* ein Salz vorzufinden, das sie, wie wir auf unsere Erkundigung erfuhren, in der Savanne sammelten und das ungemein scharf war. Bei dem Aufsammeln gleicht die Masse unserer

Torferde, die erst später durch wiederholtes Waschen eine weissliche Farbe erhält.

Der *Takutu* hatte uns bisher die Reise so schwer gemacht, dass wir seine Hülfe im Transport unserer Sachen gern entbehren wollten, dafür freilich aber einen grossen Theil unseres Gepäckes in *Tenette* zurücklassen mussten, indem das Dorf nicht mehr soviel männliche Bewohner besass, als zum Fortzuschaffen desselben nöthig waren. Was daher nicht durchaus nothwendig war, blieb hier.

Das Mittel der während unseres Aufenthalts angestellten Thermometerbeobachtungen war:

1842	Vormittag		Mittag	Nachmittag		Bemerkungen.
	6 Uhr.	9 Uhr.	12 Uhr.	3 Uhr.	6 Uhr.	
16. bis 23. April.	75°. 87	79°. 83	87°. 63	90°. 10	81°. 33	Beobachtungen wurden in einer nach allen Seiten offenen Hütte gemacht, wo das Thermometer vor den reflectirten Sonnenstrahlen geschützt war.

II.

Aufbruch von Tenette. Bulimus haemastomus. Orthalicus gallina, undatus. Descimentos der Brasilianer. Niederlassung Auuru-paru. Berg Kuipati. Savannenreh. Fluss Curati, Guidiwau. Berg Wurucokua. Fluss Watuwau. Kai-irite oder Mondgebirge. Auffallende Granitflächen. Tuarutu-Gebirge. Felsenpyramide Aikuwe. Wasserloses Gebirgsdefilé. Fluss Manatiwau. Niederlassung Tuarutu. Abenteuer Hamlet's. Mischling von Neger und Indianerin. Hautkrankheit der Indianer. Granitfelsen Uruwai-Wapuna und Curuschiwini. Abreise von Tuarutu. Ossotschuni-Gebirge. Bertholletia excelsa. Atta cephalothes. Macusi-Niederlassung Maripa. Quelle des Watuwau. Die verschiedenen Arten des Katzengeschlechts in Guiana. Ampelis Pompadora. Quellen des Takutu. Stromgebiet desselben. Ateles paniscus.

Mit Tagesanbruch des 23. April verliessen wir das unter 2° 49′ 40″ N.B. und 59° 48′ 29″ W.L., 13 Miles westlich von *Pirara* liegende *Tenette*. Meine Schuhe waren durch das häufige Baden in dem Wasser des *Takutu*, da ich sie aus Furcht vor den Stachelrochen nicht auszuziehen wagte, in einen solchen Zustand versetzt worden, dass sie mir für einen Landweg keinen Nutzen mehr gewähren konnten; ich musste zu einer Unterlage greifen, die mich so ziemlich in unmittelbare Berührung mit der mütterlichen Erde brachte. Schuhmacher gab es nicht, und ich sah mich daher genöthigt, wie die Indianer auf Sandalen zu laufen. Dieser Entschluss war aber leichter gefasst, als ausgeführt, da die Verbindungshaut meiner Zehen, wie die Haut- und Muskelbedeckung der Achillessehne noch ganz ihre deutsche Empfindlichkeit besass. Die Sandalen werden aus den gespaltenen Blattstielen der *Mauritia* gemacht, und allgemein von den Indianern der Savanne und der Gebirge getragen, da ohne diese ihre Füsse durch die zahllossen scharfen und spitzen Quarzfragmente, die beide bedecken, zerschnitten und zerstochen werden würden. Auf ähnlichem Terrain hält eine

solche Sohle freilich kaum 2 — 3 Tage, doch jede Palme liefert eine neue. Um sie an den Fuss zu befestigen, befinden sich an beiden Seiten Schnuren aus den Fibern der *Bromelia Karatas*, die zwischen der grossen und der zweiten Zehe hindurchgezogen, oberhalb der Hacke um das Bein geschlungen, und über dem Spann zugebunden werden. Anfangs ging das Laufen auf diesem einfachen Schuhwerk ganz gut, bald aber begann das Hinken, und schon nach einer halben Stunde lief mir das Blut zwischen den Zehen und an der Hacke hinab, wo sich durch die fortwährende Friction die Schnuren eingerieben hatten. Da die Wunden nie zuheilen konnten, so war die Zeit, bis zu welcher sich an diesen Stellen eine Hornlage gebildet, wahre Kreuz- und Marterwochen; — doch die Noth wurde auch hier die beste Lehrmeisterin — Abänderung war nicht möglich, ich musste mich in das Unvermeidliche ergeben!

Nachdem wir von *Tenette* aus unsern Weg durch die Savanne eine Stunde gegen S.W. fortgesetzt, erreichten wir die Mündung des kleinen Flusses *Cursorari* und damit auch wieder den *Takutu*. Unzählige Bäume und Sträucher der herrlichen *Elisabetha coccinea (Schomb.)*, überstreut mit ihrem glänzenden, rothen Blüthenschmuck, umsäumten die Ufer des kleinen Flusses und hüllten diesen förmlich ein. Die Bäume waren zugleich mit Knospen, Blüthen und Schooten bedeckt; besonders verliehen die letztern durch ihr rothes, sammtartiges *Carpellum* dem Baume ein höchst interessantes Aussehen. Ein kleines Corial, das wir hier fanden, brachte uns nach dem gegenüberliegenden Ufer des *Takutu*, wo sich ebenfalls, dem *Cursoravi* gegenüber, ein kleiner Fluss einmündet, und von wo wir unsern Weg mehr gegen S. nach dem in eine Spitze auslaufenden Berg *Auuruparu* richteten, der sich in einiger Entfernung vor uns erhob. Auf der Savanne selbst, die wir durchschritten, wechselten fortwährend Flächen mit vereinzelten *Curatella* und *Bowdichia* bestanden, mit dichtbewaldeten Oasen. Nähert man sich einer solchen Oase, die meist einen Umfang von 1 — 6, oft noch mehr Miles hatten, so verkündet schon der veränderte Vegetationscharakter ihre Nähe, ohne dass man sie selbst zu sehen braucht. Die vereinzelt stehenden Bäume der *Curatella* und *Bowdichia* werden zahlreicher, hier und da mischt sich schon der Strauch einer *Rubiacea*, *Composita* oder *Melastomacea* ein; noch aber kann man nicht sagen, ob die Savannen- oder Waldvegetation die überwiegende ist; — ein Zweifel, der vollkommen gehoben wird, sobald *Solanum*, *Apeiba*, *Helicteres*, *Mimosa*, *Bauhinia*, *Peltogyne*, *Melastoma*, *Sauvagesia* und *Wedelia*, von *Agaven* und *Cactus* umsäumt, den Blicken entgegentreten, und die kühlende Atmosphäre der brennenden Haut und lechzenden Zunge, die Nähe der dichtbelaubten *Myrtaceen: Lecythideen*, *Laurineen*, *Leguminosen* und *Euphorbiaceen* verkündet. Ist die Fläche, die eine solche Oase einnimmt, sumpfig, dann ist die

Familie der Palmen und *Heliconien* die vorherrschende. Der Boden dieser Oasen weicht natürlich, wie ihre Vegetation, ganz von dem der Savanne ab, und besteht meist aus einem reichen Marschgrund, oft auch aus schwerem Lehm mit Sand und verrotteten vegetabilischen Bestandtheilen gemischt. Wir überschritten im Verlauf des Vormittags den kleinen Fluss *Totowau*, der von Westen her dem *Takutu* zuströmte.

Ein dunkelschwarz heraufziehendes Gewitter trieb uns zur Eile, um noch vor seinem Ausbruch eine der dichtbewaldeten Oasen zu erreichen; doch ehe wir unseren Wunsch erfüllt sahen, begann der Himmel auch schon seine Schleusen zu öffnen. Die Oase bestand fast nur aus Palmen, *Zingiberaceen*, *Cannaceae* und *Musaceen*, deren Blätter die herrlichsten Schutzdecken für unser Gepäck abgaben, welches die Indianer so schnell als möglich in einige Haufen zusammengelegt hatten. Zwei, drei Blätter der *Ravenala guianensis* bildeten für uns die trefflichsten Regenschirme, auf denen uns der herabströmende Regen noch ein ziemlich geräuschvolles Concert gab. Das Wetter hielt mehre Stunden an, und so langweilig die Sache auch an und für sich war, so hatte sie doch auch in den stummen, nackten Gruppen, die in sich zusammengekauert, vor Frost mit den Zähnen klappernd, die riesenhaften Blätter über sich haltend, um uns herum sassen, manche lächerliche Seite. Als endlich der Regen nachgelassen, setzten wir den Weg tüchtig durchnässt, durch die Oase fort, und waren nicht wenig überrascht, bei dem Heraustreten aus derselben, eine der freundlichsten Hügellandschaften sich vor uns ausbreiten zu sehen, welchen Genuss mir aber ein heftiger Fieberanfall bitter vergällte. Die waldigen Striche rückten von jetzt ab immer näher aneinander, während die Savannenflächen an Ausdehnung abnahmen. Erschöpft betraten wir am Nachmittag einen Wald, dessen tropische Fülle mich so überraschte, wiewohl ich von meinem Fieberanfall ermattet und von meinen Sandalen schmerzlich gepeinigt war, dass meine Aufmerksamkeit von allen, eben noch bitter empfundenen Leiden abgezogen wurde. Die Laubgiganten, Palmen, vereint mit riesigen *Ravenalas*, die durch ihr mächtiges, baldachinartiges Dach jedem befruchtenden Sonnenstrahl zur mütterlichen Erde den Weg abschnitten, beschatteten zahllose *Musaceen*, *Cannaceae*, *Piperaceen*, *Orchideen* und modernde Pilze, die alle mehr oder weniger durch saftige, fette Blätter und Stengel, sowie durch ungewöhnliche Färbung ihre lichtscheue Entwicklung bekundeten. Sowohl an dem Saume als in der Oase selbst, fand ich mehre Exemplare der schönen Vielfrassschnecke *(Bulimus haemastomus Lam.)*; sie ist mir später in Guiana nie wieder vorgekommen. Nach ihrem purpurrothen Saum und der Lippe des Gehäuses gehört sie unbestritten zu den schönsten Schnecken Guiana's. In der Oase waren mir bereits mehre Exemplare *Orthalicus gallina Sultana (Beck.)* und *undatus (Beck.)*

an den Baumstämmen aufgestossen. Ich habe beide Species durch ganz Britisch-Guiana gefunden; oft war das Thier der ersten Species so gross, dass es sich nicht mehr in sein Gehäuse zurück ziehen konnte.

Nachdem wir unsern Weg eine zeitlang durch den Wald mit seiner nassen, dumpfen Atmosphäre fortgesetzt, traten wir auf ein ziemlich ausgebreitetes Cassadafeld, den willkommenen Verkünder einer Niederlassung, die nicht mehr allzufern liegen konnte und die wir auch wirklich bald auf einer kleinen Erhöhung als öde Brandstätte entdeckten. Das ehedem freundliche Dorf von 5 Häusern war von einem brasilianischen Descimento (Sklavenjagd) heimgesucht, des Nachts überfallen und in Brand gesteckt worden, um seine Bewohner, Männer und Weiber, Greise und Kinder, in die Sklaverei zu führen. Nur eine der 5 Hütten war noch in leidlich bewohnbarem Zustande. Indem wir uns mit innerm Unwillen über all das Elend, welches europäische Cultur über den friedlichen Heerd gleichberechtigter Brüder gebracht, zwischen den lautklagenden Zeugen der menschlichen Bosheit umsahen, und jeder nach der Verwirrung, in welcher zerbrochenes Kochgeschirr, zerbrochene Waffen und halbverkohlte Feuerbrände umherlagen, sich die Scene ausmalte, von der nur die stillrauschenden Bäume Zeugen gewesen, traten mehre *Macusis* aus der Hütte, die noch vor dem Wetter Schutz gewährte. Es war eine Familie vom *Rio Branco*, die hier übernachten wollte und unter der mein Bruder zu seiner grossen Freude zwei seiner frühern Begleiter auf der Reise nach der Quelle des *Orinoko* erkannte. Die Freude über dieses unerwartete Zusammentreffen war aber um so grösser, als er damals den einen derselben todtkrank in einer Niederlassung an den Ufern des *Rundanama* hatte zurücklassen müssen. Nach seiner Wiedergenesung hatte der Mann allein einen Weg von mehr als 300 Miles zurückgelegt, um wieder zu seinem Dorfe zu gelangen! —

Nachdem wir einige Stunden auf dieser Stätte der Verwüstung und menschlicher Grausamkeit verweilt, um auszuruhen, und mein Bruder seine alten Freunde mit mehren Kleinigkeiten beschenkt hatte, setzten wir, obschon es bereits spät war, doch unsere Reise noch fort, um wo möglich die nach der Aussage der Führer am Fusse des *Auuru-paru* liegende Niederlassung zu erreichen, was uns auch unmittelbar vor Sonnenuntergang gelang. Die Niederlassung bestand aus einer grossen Hütte mit 10 Bewohnern, gröstentheils alten Leuten. Als ich in die Hütte trat, begegnete meinen Augen die älteste Indianerin, die ich noch gesehen. Sie lag unbekleidet in ihrer Hängematte, schneeweisses, aber immer noch volles Haar bedeckte die zusammengeschrumpften Schultern, doch glich die ganze Gestalt mehr einem mit schlotternden Hautfalten bedeckten Gerippe, als einem wirklich noch lebenden Wesen. Die furchtbare Hässlichkeit, welche durchschnittlich dem Greisenalter der heissen Zone eigen ist, trat mir in dieser Frau so abstossend entgegen,

dass ich augenblicklich wieder ins Freie zurück eilte. Ungeachtet ihrer Schwäche hatte sie die Neugierde nicht in der Hängematte gelitten, denn kaum hatte ich die Hütte verlassen, als das wandelnde Gerippe an der Hand eines blödsinnigen Knaben, den ich früher nicht bemerkt, in der Thür erschien und mit verwunderten Augen die ersten *Paranaghieris* anschaute, die die Niederlassung besuchten. Das wirklich thierische Aeussere ihres Begleiters, aus dessen offenem Munde die Zunge auf das Kinn herabhing, seine blöden, stieren und nichtssagenden Blicke, die er abwechselnd auf der alten Frau und auf uns haften liess, machten die schon an und für sich abstossende Gestalt nur noch schauerlicher. Mein Bruder konnte, ungeachtet seines langjährigen Aufenthaltes, diesem Beispiel eines hohen Greisenalters unter den Indianern doch nur noch einen zweiten Fall an die Seite setzen.

Die Blödsinnigen werden unter den Indianern mit besonderer, ehrfurchtsvoller Scheu behandelt, da es allgemeine Ueberzeugung ist, dass diese Armen in inniger Verbindung mit dem guten Geiste stehen, weshalb auch ihre Worte und Handlungen für Aussprüche der Gottheit gehalten werden. Mit Ausnahme einer einzigen jungen, hübschen Frau, die lächelnd uns in einer Kürbissflasche etwas Honig (*Mapa*) brachte, und dafür zu ihrer unaussprechlichen Freude mit einigen Glasperlen beschenkt wurde, bestanden wie schon erwähnt alle gegenwärtigen Bewohner aus alten Leuten, zu denen aber, wie Sororeng bald herausbrachte, noch zwei junge Männer gehörten, die sich eben im nahen Walde auf der Jagd befanden. Um ihnen ein Zeichen zu geben, dass Fremde in ihrem Besitzthum angekommen, schossen wir zwei Gewehre ab. Der Schrecken, welchen diese beiden Schüsse sowohl unter den vernunftbegabten, als den vernunftlosen Bewohnern hervorrief, bewies uns deutlich, dass beiden das Gewehr mit seiner Sprache gleich unbekannt war. Das wilde Aufschreien der alten Weiber, des blödsinnigen Knaben, der auf der Hütte und den nahen Bäumen schon zur Ruhe gegangenen zahmen Papageien, Hühner u. dergl., vermischte sich mit den Schreckenstönen der wilden Vögel, die sich in Schaaren über die Wipfel der Bäume erhoben, zu einem solchen Höllenlärm, dass wir uns staunend gegenseitig ansahen, und nicht anders glaubten, als die ganze uns umgebende Welt sei wahnsinnig geworden. Mit verstörten Mienen sahen wir nach einer halben Stunde die beiden Männer über die Savanne der Hütte zugelaufen kommen, die wahrscheinlich in den Schüssen die Verkünder der Zerstörung und des Mordes gehört zu haben glaubten.

Die Hoffnungen, welche das üppige Cassadafeld in uns erweckt, wurden mit einem Male durch die Aeusserung niedergeschlagen, dass die Cassada noch nicht reif, und daher auch noch nicht tauglich zum Brod sei; wohl aber biete sich uns in den zahlreichen Reihen der Savanne eine ergiebige Quelle zur Ausfüllung der eingetretenen Provisionslücken. Um daher wenigstens unsern Bestand noch

einige Tage schonen zu können, wurde beschlossen, den nächsten Tag noch hier zu verweilen, und die Jäger mit dem anbrechenden Morgen zur Jagd zu schicken. Nachdem die freundliche junge Frau längere Zeit mit ihrem Gemahl, einem der jungen Männer, die unser Schiessen aus dem Walde zurückgerufen, gesprochen und ihm mit den sprechendsten Zeichen der grössten Freude die vorgehaltenen Perlen gezeigt hatte, zugleich einen deutlichen Wink über die Schätze fallen lassen, die wir noch besässen, meinte dieser plötzlich, dass sich morgen doch noch einige Cassadakuchen würden backen lassen, nur müsse er, bevor er sich bestimmt darüber aussprechen könne, noch einmal das Feld besehen.

Das unangenehme, ohrenzerreissende Geschrill und Gezirpe zahlloser Cicaden *(Cicada grossa* und *manifera)* scheuchte uns mit Sonnenaufgang aus unserm festen Schlaf auf. Während sich die besten Jäger in Begleitung der beiden jungen Männer in dem Savannengebüsch verloren, wagte ich mit Goodall noch einmal das Altershospital zu betreten, und mich genauer als gestern in der Hütte umzusehen. Ausser einigen alten Mütterchen, die unter der Hängematte ihrer eben so alten Männer sassen, um das Feuer unter denselben zu erhalten, oder ein Töpfchen mit den Ueberbleibseln von den Mahlzeiten des gestrigen Tages zu wärmen, lag alles noch in den Hängematten. Wie mich gestern der unerwartete Anblick der alten Frau zurückgescheucht, so hätte es heute beinahe der eines nicht gerade viel jüngern Mannes gethan, dessen unmässig aufgeschwollener Leib deutlich genug zeigte, dass er mit der Wassersucht oder irgend welchem Leberleiden im hohen Grade behaftet war. Der blödsinnige Knabe sass unter der Hängematte des Kranken und stierte gedankenlos in die glühenden Kohlen eines kleinen Feuers, warf, als ich mich ihm näherte, seine stumpfen, aber furchtsamen Blicke auf mich, und verschwand mit der Schnelligkeit eines aufgescheuchten Rehes in dem dunkelsten Winkel der Wohnung, wodurch die hochbejahrte Frau des Kranken, die neben ihm sass, auf uns aufmerksam gemacht wurde. Ein neugeflochtener, breiter Strohhut, wahrscheinlich brasilianisches Fabrikat, der auf wer weiss welchem Wege des Tauschhandels hierher verschlagen worden war, zog meine Aufmerksamkeit um so mehr auf sich, als der meine sich in einem ganz schlechten Zustande befand. Mein Vorschlag, mir denselben abzulassen, wurde leichter eingegangen, als der Antrag Goodall's, ihm den dicken Haargürtel *(Matupa)* zu verkaufen, welcher neben dem Hute hing, und durch seine Stärke ein sprechendes Zeugniss von der frühern Tapferkeit und dem manneskräftigen Muthe des Besitzers ablegte Die Trennung von dem Hute wurde dem Alten eben nicht schwer, und unser Handel war bald abgeschlossen. Anders aber verhielt es sich mit der geliebten *Matupa,* aus deren Anblick der verglimmende Lebensfunken noch eine kümmerliche Nahrung zu ziehen schien. Bei dem Manne war daher Goodall's Ueberredungsgabe vergebens! — Die Veränderung der

apathischen Züge der Frau, die der Anblick der glänzenden Perlen hervorgebracht, liess Goodall sein Strategem ändern und sich an die Frau wenden, die, geblendet von der Eitelkeit, nun den Gemahl zu überzeugen suchte, dass sie wohl noch Perlen, er aber seine *Matupa* nicht mehr gebrauche. Doch die Trennung war zu schwer; den Gürtel nach allen Seiten traurig anblickend, schüttelte er den Kopf, und hielt ihn der Frau hin, die ihn wieder an den alten Ort hängen sollte; ärgerlich that dies die getäuschte Ehehälfte und händigte Goodall zugleich die Perlen wieder ein, die sie schon erhalten. Da fügte der unerschütterliche Käufer zu den Perlen noch einige andere Kleinigkeiten, und augenblicklich begannen die Capitulationen zwischen Frau und Mann von neuem, die damit endeten, dass der Kranke die *Matupa* herabnehmen liess, sie in die Hand nahm, sein Gesicht hineindrückte und sie dann seiner Frau überliess, die sie, eitel Freude strahlend, Goodall überreichte. Ohne einen Blick auf die Gegenstände zu werfen, welche die Frau erhalten, und die sie ihm vorhielt, kehrte sich der Kranke in der Hängematte um und verbarg sein Gesicht in den Falten derselben.

Im Laufe des Vormittags bestiegen wir den kahlen Gipfel des *Kuipaiti*, den wir schon von *Tenette* aus gesehen hatten. *Kuipaiti* scheint der Collectivname für alle Hügel zu sein, die aus Massengebirge bestehen und nur mit einer spärlichen Vegetation bedeckt sind, da wir diese Benennung noch bei einer grossen Menge anderer Berge antrafen. Die Basis des Hügels bestand aus Granit und Gneis; von seinem südwestlichen Abhang zog sich ein mehr als 1000 Fuss langer Gesteinwall von ungefähr 50—60 Fuss Höhe hin. Die Aussicht von dem Gipfel, der einer jüngern Formation angehörte, war reizend und viel ausgedehnter, als die vom *Tenette*. Der Gipfel mochte sich etwa 500 Fuss über die Savanne erheben. Gegen S.W. thürmte sich das Mondgebirge, *Kai-irite* der *Wapisianas*, empor, während sich das ferne *Canuku*-Gebirge gleich einem dunklen Bande am nördlichen Horizonte hinzog, und hier und da durch schwarze Wolkenmassen zerrissen wurde, die auf seinem Rücken zu ruhen schienen; umsäumt von grünem Gebüsch und riesigen Bäumen schlängelte sich der *Takutu* in tausendfachen Krümmungen durch die Savanne zu unsern Füssen hin und nahm in S.W. die Wellen des *Curati* auf. Zugleich mit uns trafen die ausgesandten Jäger nach kurzer Abwesenheit reich beladen im Lager ein. Sieben schöne Rehe waren der Lohn ihres Jagdzuges. Da wir erst nach vier Tagen wieder eine Niederlassung antreffen sollten, so war uns dieser reiche Erfolg auf der Jagd um so erwünschter. Alle Hände hatten jetzt vollauf zu thun. Dort wurden Gerüste zum Räuchern errichtet, hier die Rehe ausgeweidet und in Stücke zerlegt; nach kaum anderthalb Stunden wurde ein Theil der Beute, welche noch kurz vorher im Grase herumsprang, schon verzehrt. Ein grosser Leckerbissen für die Indianer schienen die Einge-

weide, namentlich aber der Magen des Wildes zu sein, da sie diese Theile immer zuerst verzehren. Freilich nahmen die Frauen das Reinigen derselben nicht gerade allzugenau, und die Aufforderung, ihr Gast dabei zu sein, fand daher bei uns taube Ohren, namentlich da es uns an Fleisch nicht fehlte, wenn sich die Indianer an ihrem Lieblingsgericht labten. Die *Macusis* nannten das Savannenreh *Waiking*, die Colonisten *Begu*. Allem Anschein nach bildet es gleichsam das Mittelglied zwischen Hirsch und Reh. Es findet sich stets einzeln, äusserst selten in Rudeln und dann immer nur zu 3 bis höchstens 5 Stück vereint in der Savanne. Das Junge muss das Weibchen im März oder April werfen; wenigstens befanden sich unter unserer Beute vier hochträchtige Ricken; da ich aber auch im September oder Oktober solche erlegte, so werfen sie entweder zweimal im Jahre, oder sind überhaupt an keine bestimmte Brunstzeit gebunden. In Wäldern kommt dies Reh niemals vor. Da die Savanne nur wenig oder gar kein Gebüsch hat, in dem sich der Jäger an das Reh anschleichen könnte, so ist es ungemein interessant, ihn auf dieser Jagd zu beobachten. Sobald er das Wild bemerkt, und das Reh beugt sich zum Fressen nieder, so bewegt sich der Jäger, gleich der Katze, kriechend vorwärts, wobei er das Thier jedoch immer im Auge behält, um augenblicklich unbeweglich, gleich einer Statue, liegen zu bleiben, so wie jenes den Kopf wieder emporrichtet. Nichts kann seine Geduld ermüden, sollte er auch zwei bis drei Stunden nöthig haben, um sich auf diese Weise bis auf Schussweite zu nähern. Ist er dem arglosen Wilde bis auf ungefähr 100 Schritt nahe gekommen, so ahmt er auf das Täuschendste den Lockruf des Bockes nach. Das Reh wird aufmerksam, spitzt die Ohren, stampft mit den Vorderfüssen und sei es nun Mangel an scharfem Gesicht, oder scharfer Witterung, kurz, das Thier fängt an, den Jäger in immer engern und engern Windungen zu umkreisen, bis es sich ihm ungefähr 20 Schritt genähert, wo es als sichere Beute der Schrotkörner oder des noch sicherern Pfeiles fällt. Dem unbetheiligten Zuschauer dünkt es, wenn er den Jäger bewegungslos im Grase stehen, und sich das Reh ihm immer mehr und mehr nähern sieht, als müsse Zauberei dabei im Spiele sein. Uns ist es nie gelungen, das Wild auf diese Weise zu erlegen! Ausser der eben erwähnten Species besitzt Guiana noch den *Cervus rufus (Ill.)*; das Gehörn des männlichen Thiers führt keine Enden. Er lebt einzeln in den Wäldern, und sucht nur des Morgens und Abends die freien Stellen des Waldes, oder tritt auch an den Waldsäumen auf die Savanne heraus. Die Mutter führt das weissgefleckte Junge mit sich. Diese Hirsche werden besonders von den Stechfliegen geplagt und ihr ganzer Körper ist mit der Larve des Insects bedeckt. Die Holzböcke *(Ixotes)* peinigen sie nicht minder. Unsere Jäger brachten oft Thiere nach Hause, deren Kopf und Hals

förmlich von diesen Holzböcken bedeckt war, so dass uns der Eckel das Mahl unmöglich machte. Die dritte Species ist der *Cervus simplicicornis? (Ill.)*, der sich ebenfalls nur im Walde und besonders häufig an der Küste aufhält, wo er gegen Abend oder am Morgen meist die an den Urwald grenzenden Plantagen besucht, und dort geschossen wird. Das Fleisch ist schmackhaft und gilt in der Coloniestadt als eine grosse Delikatesse. Die vierte und kleinste Species ist unter dem Namen *Walibisiri (Cervus humilis?)* bekannt; sein Aufenthalt ist ebenfalls in dichter Waldung.

Bei der Rückkehr vom *Kuipaiti* fand ich im Gebüsch mehre interessante Käfer, unter denen mir namentlich ein Bock mit langen Hörnern, die mit schwarz und weissen Bürstchen besetzt waren, viel Freude machte. Schon glaubte ich, es sei eine neue Species, die ich, nach der Uebereinstimmung der Färbung der erwähnten Büschel mit den preussischen Nationalfarben, als *borussica* bezeichnen zu dürfen hoffte, als sich ergab, dass er bereits in d'Orbigny's Reise unter dem Namen *Cosmisoma formosa* abgebildet, aber noch nicht beschrieben ist. Die *Buprestis gigantea* flogen in grosser Menge von Baumstamm zu Baumstamm. Die Indianer stellen diesem Käfer besonders nach, da sie seine metallschimmernden Flügeldecken zu Halsketten und dergleichen Schmuck benutzen. Das zerschrotene Holz an den umgestürzten und vermodernden Stämmen bewies, dass *Passalus* und *Calandra* häufig hier vorkommen; — beide sind eine Delikatesse der Indianer, die sie roh verzehren.

Die Inspection des Cassadafeldes von Seiten des jungen Mannes musste nicht ohne Erfolg gewesen sein, denn seine junge Frau brachte uns am Abend wirklich mehre Cassadakuchen.

Mit dem frühen Morgen packten wir unsere geräucherten Rehe in Körbe und brachen auf. Anfänglich durchkreuzten wir die pfadlose Savanne, wandten uns dann aber gegen den in der Ferne sich in Süden erhebenden Berg *Wurucokua*. Die Savanne wurde immer freundlicher, die Umgebungen immer lachender; nach allen Seiten tauchten um, neben und vor uns bewaldete Bergkuppen auf, bis wir endlich den Fluss *Curati* durchwaten mussten, da viele den schwindelnden Gang über die natürliche Brücke, welche ein umgestürzter Baum bildete, nicht wagten. Der *Curati* bildet in Verbindung mit dem *Guidiwau* und einer kurzen Portage eine treffliche Wasserstrasse mit dem *Rio Branco*. Jenseits des *Curati* überschritten wir einen sanften Wellenboden, den unsere Führer *Wariweh* nannten. Von einem dieser Hügel starrten uns die traurigen Brandruinen einer Niederlassung entgegen; ob auch diese das Werk der Brasilianer waren, konnten wir nicht erfahren. Die Höhe, auf welcher die Niederlassung gestanden, bot eine reizende Aussicht, und von den umgestürzten Lehmwänden der Hütten, auf denen wir unser Frühstück

verzehrten und die uns sagten, dass ihre Bewohner *Macusis* gewesen, da die *Wapisianas* nur kuppelförmige Hütten aus Palmenblättern bauen, bemerkten wir, dass sich die bewaldete Hügelreihe 1½ Mile von N.N.O. nach S.S.W. hinzog. Eine Menge *Capsicum*-Sträucher, mit rothen und gelben Früchten behangen, waren von dem Feuer unversehrt geblieben, und ein willkommener Fund für unsere Begleiter.

Gegen O.S.O- verlief eine Anzahl vereinzelter Berge, unter denen der *Wurucokua* und *Wayawatiku* die höchsten waren; diese ansehnlicheren Erhebungen waren nur spärlich bewaldet, dafür aber ihre Abhänge mit massenhaften Felsentrümmern bedeckt, zwischen denen der tropische Winter eine Menge Wasserstrassen ausgespült hatte. Mehre kleine Nebenflüsse des *Watuwau* hatten dazwischen ihre Quellen. Vom *Wurucokua* zog sich, wie vom *Kuipaiti* ein Trümmerwall S. 60° O. ungefähr eine Mile in die Savanne herab, über die sich der Berg etwa 1500 Fuss erhob. Nach einem fernern Marsch von einer halben Stunde, stiessen wir abermals auf eine Erhöhung, die von rothem, verhärtetem Thon gebildet wurde, in dem eine Menge eckige Quarzfragmente eingebettet waren, während ihre Oberfläche mächtige, in Zersetzung begriffene Granitblöcke überzogen.

Der Berg *Piritate* bildet den südlichen Vorposten der Berggruppen *Wurucokua*, *Wayawatiku* und *Wakuroite*. Längs ihrer östlichen Abdachung erstreckt sich gegen den *Tuarutu* und *Ossotschuni* eine andere Gruppe gegen S., wie gegen den *Kai-irite* eine südwestlich. In ihrer Formation ganz übereinstimmende Gruppen, wie der *Pauisette*, *Rhati*, *Duruau*, *Pinighette*, zogen etwa 5 Miles vom Bette entfernt auf dem rechten Ufer des *Takutu* von N. nach S. hin.

Am Nachmittag betraten wir eine niedere Savanne, in der wir eine Menge Sümpfe zu durchwaten hatten, deren Wasser und Schlamm uns oft bis über den Gürtel reichte. Die *Mauritia* bildet in diesen Sümpfen förmliche Wälder, die von grossen Heerden *Araras* und kleinen Papageienarten bevölkert waren. So oft ich auch schon solchen Heerden begegnet, so oft mir ihr widriges Gekreisch die Ohren zerrissen, so hatte doch der unendliche Reiz, den ihr glänzendes Gefieder entfaltet, wenn die Fliehenden paarweise in unbedeutender Höhe hinziehen, für mich noch nichts von seinem Anziehenden verloren.

Fast durchgängig erheben sich in solchen Morästen, ich weiss nicht aus welcher Ursache, eine Menge kleiner Hügel, so dass man immer von dem einen zum andern zu springen suchen muss. Wehe aber dem Armen, der zu kurz springt — ein Schlammbad bis unter die Arme, oder noch tiefer ist die unausbleibliche Folge und das schadenfrohe Lachen der ganzen Gesellschaft der Lohn seiner falschen Berechnung oder schwachen Sprungkraft. Nächst diesen Hügeln zogen namentlich ganze Haufen von Reh- und Jabiruknochen unsere Aufmerksamkeit auf sich, ohne

dass wir uns auch hierbei erklären konnten, wie sie hierher gekommen. Hätte man auch annehmen wollen, dass irgend ein Raubthier diesen Sumpf zur Wohnung erkoren, und die durstenden Rehe bei Stillung ihres Durstes überfallen, so war doch die Ueberrumpelung der *Jabirus* nicht so leicht zu deuten. Nicht weit davon hatte sich eben eine Parthie Aasgeier an das Skelettiren eines Rehes gemacht, während ihnen auf einem nahen Baume der Geierkönig in träger Dummheit, bereits gefüllt mit dem Besten des Aases, zusah.

Die sumpfige Grasfläche wurde hier und da von kleinen Gebüschgruppen unterbrochen, und von den weissen Blüthen des *Hippeastrum Solandriflorum (Herb.)* überdeckt. Der Blüthenstiel war oft 30 Zoll lang und trug gewöhnlich 2—3 Blüthen von 10½ Zoll Länge und 6 Zoll Weite; die Blätter erscheinen erst nach der Blüthe, wie bei allen *Amaryllideen*. Am Morgen und Abend verbreiten sie einen herrlichen Geruch. Die *Macusis* nannten sie *Manasero*, die *Wapisianas: Guatappu*. Von Orchideen fand ich namentlich in der Nähe der Gebüschgruppen das herrliche *Epistephium parviflorum (Lindl.)* und *Cleistes rosea (Lindl.)*.

Höchst interessant war mir eine kleine Eule, die ich schon seit mehren Tagen bemerkt hatte; in ihrer Lebensweise wich sie von ihren übrigen Verwandten besonders dadurch ab, dass sie nicht wie diese, bei Einbruch der Nacht auf Raub ausging, sondern dies Geschäft am Tage abmachte. Sie verlässt den Boden nur selten und duckte sich, sobald sie uns sich nähern sah, nieder, um, wenn wir sie übergangen, eine Strecke wegzufliegen und sich wieder auf den Boden niederzusetzen, wobei sie immer ein pfeifendes Geschrei ausstösst. Es gelingt nur selten zum Schuss zu kommen, da sie den sich noch in grosser Entfernung befindlichen Feind immer im Auge behält, und sich seinen Augen auf listige Weise zu entziehen weiss. Es ist die *Strix cunicularia Lin.*, dieselbe Species, die auch in den Prairien des westlichen Theils der Vereinigten Staaten vorkommt, und besonders die Kolonien der Prairihunde liebt, in deren Höhlungen sie nisten und zugleich in der Gesellschaft der Klapperschlange leben soll. Nach den Aussagen unserer Indianer nistete sie hier in den Löchern und Höhlungen, die man oft an der Basis der Termitenhügel findet. Die Klapperschlange sucht diese Höhlungen wegen der animalischen Wärme des vereinten Völkchens ebenso gern auf.

Bei der Fortsetzung unseres Weges durch die Savanne begegneten uns diese Eulen heute zahlreicher als je. Sobald sie uns bemerkten, streckten sie den Hals empor, ihre grossen Augen glänzten in der Sonne gleich Sternen, dann duckten sie sich nieder, bis sie einen günstigen Augenblick zur Flucht erspäht zu haben glaubten. Dasselbe Manoeuvre exercirten auch die Ziegenmelker, die wir auf unserm heutigen Wege ebenfalls in Menge in der Savanne antrafen.

Die Vorsicht der Ziegenmelker, welche die Indianer auch zu behaupten veranlasste, dieser Vogel besitze noch ein zweites Paar Augen auf dem Rücken, und die Schnelligkeit, mit der sie sich unsern Nachstellungen zu entziehen wussten, machte uns ungemein viel Spass, bis unsere Aufmerksamkeit wieder auf einen andern Gegenstand, den schäumenden und tosenden *Watuwau*, gezogen wurde. Der Fluss war ungefähr 150 Yards breit und hat seinen Namen von dem Aasgeier den die *Wapisianas: Watuwau* nennen. Obschon er an demselben Wassermangel wie der *Takutu* litt, und uns kaum bis zum Gürtel reichte, so gehörte der Uebergang, in Folge der ungemein reissenden Strömung und der zahllosen vereinzelten Granitblöcke in allen Grössen und Formen, doch zu den schwierigsten, namentlich war er dies für mich, da mich eben wieder ein heftiger Fieberanfall überrumpelte und so weidlich durchschüttelte, dass wir am jenseitigen Ufer einige Stunden anhalten mussten, bevor ich die Reise fortsetzen konnte. Auf dieser Seite war die Savanne wieder mit kleinen, eckigen Quarzfragmenten, so wie mit grösseren Blöcken überzogen, die mir namentlich das Gehen mit den durch die Sandalen wund geriebenen Füssen ungemein schmerzhaft machten.

Nachdem wir den Rücken des *Aruatimau*, eines Hügels von ungefähr 100 Fuss Höhe, der ebenfalls mit grossen Quarz- und Granitblöcken überdeckt war, erreicht, lag das reizende Gebirgspanorama des *Kai-irite* (Mondgebirges) in einem wahrhaft zauberhaften Glanze vor uns. Nach den halbmondförmigen Umrissen seines Grates, nennen die *Wapisianas* den Gebirgszug *Kai-irite* (*Kaira* der Mond), die Brasilianer *Serra da Luna*. Der oben erwähnte magische Glanz wird, wie bei einigen Gebirgsmassen des *Canuku* und *Pacaraima* durch die Feuchtigkeit, die sich auf dem kalten Quarzgestein niederschlägt, und die Sonnenstrahlen, wenn sie sich unter einem bestimmten Winkel reflektiren, erzeugt, wie daraus hervorgeht, dass sobald die Sonne eine gewisse Höhe erreicht, die Massen ihren intensiv weissen Glanz 30 – 60 Miles weit zu verbreiten anfangen, was jedoch nach dem verschiedenen Stande der Sonne immer blos periodisch der Fall ist. So leuchtete einer der Felsen des *Pacaraima* nur vom Mai bis August, während vor und nach dieser Zeit die Strahlen nicht unter den Winkel auf seine feuchte Oberfläche fielen, um dieselbe in dem angegebenen Grade zu reflektiren. Der Felsen *Curassawaka* und *Guaniwaka* im *Canuku* hat ebenfalls solche scheinende Quarzstellen, der *Kai-irite* übertrifft sie jedoch alle bei weitem. So nahe dieser Gebirgszug dem *Rio Branco* liegt, so ist er den Brasilianern doch eben so unbekannt, wie den Indianern. Jene halten ihn für das Gebiet der wildesten und grausamsten Indianer, und vermeiden seine Nähe aus Furcht vor den Menschen, diese aber sehen ihn als den Sammel- und Tummelplatz aller bösen Dämone an, und fliehen seine Nähe aus Furcht vor der fürchterlichen Begegnung der Geister. Der Zug erstreckt

sich von N. nach S.O., steht aber mit dem Gebirge des obern *Essequibo* in keiner Verbindung. Der höchste Punkt des Gebirges erhebt sich 3100 Fuss.

Nachdem die trigonometrischen Messungen beendet waren, stiegen wir den Hügel abwärts und betraten ein enges, waldiges Gebirgsthal, dessen rechte Seite ein 900 Fuss hoher, pyramidenähnlicher Berg bildete, den die *Wapisianas* «*Aruatintiku*» (Tigerberg) nannten. Ungeachtet nach der Aussage unserer Begleiter sich hier eine Menge Jaguare aufhalten sollten, schlugen wir doch an seinem Fusse unser Lager auf, denn wir waren mehr als ermüdet, und durstiger als wir seit dem *Mahu* wieder gewesen. Der Berg ist bis zum Gipfel bewaldet; dort erhebt sich noch eine nakte, spitze Felsenmasse über die dunkle Laubmasse. Die Hügel der linken Thalseite waren nur von unbedeutender Höhe.

Einige kleine Vertiefungen, mit einem bläulich milchigen, dicken Wasser angefüllt, lieferten nicht soviel, um unsern Durst zu löschen und die Gefässe zum Kochen zu füllen. Glücklicher Weise fanden die Indianer mehre Melicoccabäume, deren Früchte uns das reichten, was uns die Vertiefungen versagten. Ein wüthender Sturm, der sich gegen Mitternacht aus S.W. erhob, sauste mit solcher Gewalt und Wuth durch das enge Thal, dass wir jeden Augenblick durch irgend einen entwurzelten Baum erschlagen zu werden fürchteten. Der Durst trieb uns schon vor Sonnenaufgang aus den Hängematten und zum Antritt der Tagestour. Der Weg führte uns bald an der isolirten Hügelgruppen *Tabaitiku* vorüber, die einen ziemlich regelmässigen Halbkreis bildet und mit dem westlichen Ausläufer des *Aruatintiku* in Verbindung steht. Auch hier war die Basis der einzelnen Hügel dicht bewaldet, während ihre Gipfel in schroffen und kahlen Felsenzinnen ausliefen. Eine schöne, blühende, baumartige *Cassia* verlieh dem Thalwalde ein ungemein liebliches und wechselndes Colorit. Bald darauf wurde die Savanne immer steiniger, die einzelnen Quarz- und Granitblöcke nahmen immer mehr an Höhe und Umfang zu und wuchsen endlich zu förmlichen Felsen an, bis sie von der isolirt aus der Savanne aufspringenden, kleinen Gebirgskette *Muruwit* mit ihren thurm- oder säulenförmigen Felsengipfeln unterbrochen wurde. Der westlichste dieser Berge, an dem uns der Weg vorüberführte, ist eine solide Granitmasse von 4 — 500 Fuss Höhe; die *Wapisianas* nannten ihn, wie alle kahlen Felsenhöhen, *Kuipaili*. Der Coloss bot nach seinen von drei Seiten senkrechten Abfällen und einer Menge *Cereus*, *Melocactus*, *Agaven*, *Tillandsien* und *Orchideen*, besonders *Epidendrum*, *Monachanthus*, *Cyrtopodium Andersonii*, und einzelne *Gesnerien*, die in dem Felsengeklüft hinlängliche Nahrung fanden, ein gar wunderbares Bild, das durch einen förmlichen Pallisadenkreis von riesenhaftem, grauem *Cereus*, der die Basis der dunklen Gesteinmasse umzog, ein höchst charakteristisches Aeussere erhielt. Dieser Pallisadenkreis schmückt sich nur des Nachts

mit seinem festlichen Kleide, den reizenden, feenhaften, oft fusslangen weissen Blüthen, die dann aber mit ihrem Dufte die ganze Luft erfüllen und sich schon wieder schliessen, ehe die Sonne das erste Viertel ihrer Bahn durchlaufen, um sich nie wieder zu öffnen. Nur die schönen rothen, apfelartigen Früchte unterbrachen in etwas die düstere Einförmigkeit dieser Verhaue und boten unsern lechzenden Gaumen eine Labung, die man sonst in ihrer Nähe vergebens sucht, da ihr Auftreten das sicherste Zeichen einer vollkommnen wasserarmen Umgebung zu sein pflegt Da mein Bruder zum Behuf einiger Messungen von der einzig zugänglichen Seite den Gipfel ersteigen wollte, so eilten wir übrigen voraus und einem dichten Gebüsch zu, das sich am Horizont aus der Savanne erhob; denn dort musste Wasser sein! — Die sengende Hitze hatte unsre Sehnsucht nach einem Tropfen des flüssigen Elements so gesteigert, dass schon die Hoffnung in jenem dunklen Gebüsch solches zu finden, mich kaum auf den lieblichen blauen Teppich, den hier und da die niedliche *Xiris americana (Aubl.)* über die Savanne ausbreitete, achten liess; hier und da streute eine Varietät weisse Flocken in die tiefgesättigten blauen Flächen, die uns die Erfüllung unserer Wünsche fast mit Gewissheit verhiess, obschon sie mehrmals durch andere Strecken wankend gemacht wurde, die förmlich mit ein halb bis zwei Fuss hohen Granitplatten gepflastert waren. Hatte mich die *Xiris* nicht in meinem Wettlauf nach dem lockenden Gebüsch aufhalten können, so blieb ich doch verwundert vor der ersten dieser merkwürdigen, natürlichen Pflasterungen stehen, die sich etwa über eine Fläche von 200 Fuss Breite ausdehnte. Keine Platte lag auf der andern, das Auge schaute über eine vollkommene Steinflur, in welcher Platte an Platte gelegt war, zwischen denen hier üppige *Rhexia* und *Melastoma,* dort *Clusien, Euphorbien, Peperomia, Gesnerien* oder *Tillandsien* ein förmliches, wenn auch in seinen Maschen unregelmässiges Netzwerk bildeten. Wo die jedesmaligen Zwischenräume sich etwas grösser zeigten, starrten uns zahllose *Melocactus*, bewaffnet mit ihren furchtbaren, langen Stacheln und ihrer aschgrauen Oberfläche, umgeben von ihrer unzählbaren Nachkommenschaft, entgegen; — doch unwiderstehlich zog uns der brennende Durst und mich ausserdem ein heftiger Fieberanfall dem dunklen Gebüsch zu, unsers Bleibens war hier nicht! — Von diesem e i n e n Gedanken beherrscht, hatte ich nicht auf den Weg geachtet, da hielt ein markdurchdringender Schmerz in der Fusssohle, der mir einen lauten Schrei auspresste, plötzlich unsere Eile auf. — Ich war auf einen *Melocactus* getreten, die ¼ Fuss langen Stacheln waren mir durch die Sandalen in den Fuss gedrungen und hier abgebrochen. Gestützt auf die Schultern zweier Indianer hinkte ich blutend dem Gebüsch zu, wo wir nicht allein unsere Hoffnungen erfüllt fanden, sondern wo ich mir auch die abgebrochenen Stachelspitzen von den Indianern aus der Sohl herausschneiden und die Wunden aus-

waschen lassen konnte. Die brennenden Schmerzen des Fusses und der doppelt zurückgekehrte Fieberanfall nöthigten mich, die Hängematte in dem Schatten zweier Bäume aufzuschlingen, um mich bis zur Ankunft meines Bruders wenigstens etwas zu erholen. Dieser hatte inzwischen auf dem Gipfel des *Kuipaiti* eine niedliche *Helicteres* gefunden; es war eine neue Species, *Helicteres glaber (Schomb.)*.

Der Durst, der Fieberanfall und der Schmerz der Fusssohle hatten mich so ermattet, dass ich mich bei der Fortsetzung der heutigen Reise kaum vorwärts bewegen konnte, und mehr geschleppt werden musste, als dass ich selbst ging. Dazu gesellte sich noch der lästige Kohlenstaub, der durch das Anbrennen der Savanne entstanden, dass die Indianer niemals unterlassen können, wenn sie von einem Rendezvous aufbrechen. Das Feuermeer, durch einen östlichen Wind heftig angefacht, wurde in der Richtung, die wir einzuschlagen hatten vor uns hergetrieben. Eine dichte Waldgruppe in der Ferne hatte ihm «Halt» geboten, was uns die fixirten Rauchsäulen verkündeten, die von ihrem Saum aufstiegen.

Nachdem wir die Oase und ein kleines Flüsschen, das sich in tausend Krümmungen durch sie hinwand, durchschritten, traten wir wieder in die offene Savanne und damit zugleich in einen fast ununterbrochenen Sumpfboden, auf welchem uns der Wasserüberfluss fast eben so peinigend wurde, als am Vormittag der Wassermangel. Sumpf folgte auf Sumpf, die wir alle zu durchwaten hatten, wobei uns das Wasser oft bis unter die Arme reichte. Bei solcher Gelegenheit erregten die abgehärteten Naturen unserer Indianer unsere volle Verwunderung. War einmal ein längerer, trockner Zwischenraum eingetreten, und erreichten wir dann wieder Sumpfstellen, so ging es von Seiten unserer Begleiter, obschon sie in Folge ihrer Last von Schweiss trieften, ohne Zaudern in das Wasser hinein und hindurch. Hätten wir nach jedem Durchwaten unsere allerdings einfache Bekleidung, die eben nur in einem Hemd und leinenen Hosen bestand, wechseln wollen, dann hätten wir eine andere Garderobe besitzen müssen, als wir bei uns führten.

Plötzlich wurde die lautlose Stille, die nicht allein in unserer Colonne, sondern über die ganze Umgebung herrschte, in der Ferne durch ein heftiges Hundegebell unterbrochen, das uns von einem bewaldeten Hügel, an dessen Abhang sich eine unförmliche Granitmasse erhob, entgegenschallte, ohne dass unsere Augen die Urheber desselben auffinden konnten. Da unsere Begleiter mit Recht schlossen, dass da, wo Hunde bellten, auch Menschen sein müssten, brachen sie in ein helles Geschrei aus; alles blieb still, nichts Lebendes liess sich blicken. Der Vortrab verdoppelte seine Schritte, der Felsen wurde erstiegen, eine dichte Umsäumung aus *Agava vivipara*, die ihre candelaberartigen Blüthenstengel hoch in die Luft getrieben und sich an das Gebüsch anschloss, wurde durchschritten, und bald entdeckten die vordersten auf einer Felsenbank zwischen den *Agaven* einen alten

Indianer, der Pfeil und Bogen in der Hand trug und unsere Bemühung gleichgültig beobachtete. Nachdem er einige Worte mit unsern Indianern gewechselt, drehte er sich nach einem dichten Gebüsch um und stiess einige laute Töne aus — worauf sich das Gebüsch theilte und eine junge, niedliche Indianerin mit einem hübschen Knaben an der Hand zum Vorschein kam, der nicht lange darauf ein junger, starker, ebenfalls mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Indianer in Begleitung mehrer schönen Hunde folgte.

Die Jagdparthie hatte uns schon in weiter Entfernung bemerkt, und uns, durch unsere grossen Strohhüte verleitet, für Brasilianer gehalten; als ihnen das nicht zurückzuhaltende Gebell der Hunde gesagt, dass ihre Gegenwart verrathen sei, hatte sich das junge Ehepaar mit dem Sohne in einen sichern Versteck zurückgezogen; nur der alte Mann, den sein hohes Alter vor der Sklaverei schützte, war zurückgeblieben, um die vermeintlichen Menschenjäger durch seine Gegenwart von einem genauern Durchsuchen des Waldes abzuhalten, oder im Nothfall den Verborgenen ein Zeichen zu geben, die weitere Flucht zu ergreifen.

Die Leute waren aus der Niederlassung *Tuarutu*, unserm vorläufigen Reiseziel, in den uns jetzt nicht mehr allzufernen Gebirge gleiches Namens gelegen. Um sich in der Savanne Rehe zu schiessen, die es im *Tuarutu*-Gebirge nicht giebt, hatte die Parthie ihre Jagdstreiferei bis hierher ausgedehnt. Sie hatten das Dorf vor 3 Tagen verlassen.

Die allseitig ersehnte Ruhe nach einem so ermüdenden Marsche verscheuchte leider ein fürchterlicher Gewittersturm, der gegen Mitternacht mit einer solchen Heftigkeit über uns hereinbrach, dass an keinen Augenblick Schlaf mehr zu denken war. Der Regen stürzte in solchen Strömen auf unsere Zelte nieder, dass nicht einmal die dickgeölten Zelttücher dem Angriff widerstehen konnten, obschon wir diese unter dichtbelaubten Bäumen aufgespannt hatten. Alle Elemente waren in Aufruhr; der entfesselte Sturm sauste und rasete durch den uns umschliessenden Wald, wobei sein wildes Geheul in einzelnen Momenten von den krachenden Donnerschlägen oder dem dumpfen Gedröhn eines in grösserer oder geringerer Entfernung stürzenden Riesenbaumes übertäubt wurde, das uns jedesmal im Innersten erzittern liess, da wir in Folge der wahrhaft ägyptischen Finsterniss, die nur auf Augenblicke von den flammenden Blitzen erhellt wurde, immer fürchten mussten, einer der mächtigen Bäume in unserer unmittelbaren Nähe sei entwurzelt, und werde uns im nächsten Augenblick unter seiner Last begraben. So schwer es uns auch wurde, bei dieser Aufregung der Elemente in unserer Hängematte liegen zu bleiben, so war dieses vollkommen passive Ausharren doch das einzige Mittel, den uns überall drohenden Gefahren wenigstens so weit zu entgehen, als sie nicht über das Fleckchen hereinbrachen, das wir eben inne hatten. Die armen India-

ner, die sich keines solchen Wetters versahen, waren noch viel schlimmer daran, als wir, da sie sich keine Reisehütten aufgebaut und ihre Hängematten blosz wischen den Bäumen aufgehangen, aus denen sie das grauenhafte Wetter unter unser Zeltdach trieb, wo sie wie die Heringe an einander geschichtet, auf den Fersen hockend und zähneklappernd vor Frost auf dem Boden sassen, und dann und wann von den Blitzen grell beleuchtet wurden, um dem Auge im nächsten Moment wieder zu verschwinden.

Endlich, wir hatten ihn lang ersehnt, kam der Morgen, und es wurden augenblicklich alle Anstalten zur Fortsetzung der Reise getroffen; — unbemerkt war die Indianer-Familie schon aufgebrochen, denn vergebens suchten wir sie bei Anbruch des Tages, und waren daher genöthigt, ohne ihre Führung die niedere Savanne zu durchwaten, die der wolkenbruchähnliche Regen in einen förmlichen See umgewandelt hatte. Bei der kühlen Temperatur des frühen Morgens war dieser über zwei Stunden anhaltende, nasse Weg, auf dem uns das Wasser oft bis über die Knie ging, kein angenehmer. Ausser einer neuen Species *Oncidium*, die den Wasserspiegel an einzelnen Stellen mit ihren gelben Blüthenstengeln überragte, war die niedere Vegetation gänzlich überdeckt.

Bald nachdem wir die wasserreiche Savanne durchschritten, nahm uns das waldreiche *Tuarutu*-Gebirge auf, wie wir zugleich ein schmales Defilé betraten, das sich in dem dichten Urwald und zwischen Bergen von 4—500 Fuss Höhe hinzog, die in der Ferne von einer noch höhern Kette überragt wurden. Der Pfad wurde immer steiniger und unwegsamer, bis er endlich ganz verschwand, und dann wieder auf einzelnen kleinen, steinigen Savannenflecken zum Vorschein kam, die von nun an fast ununterbrochen mit dem dichten Urwalde abwechselten.

Unsere Neger und Farbigen erhielten die strengsten Befehle, sich mehr zusammen und namentlich zu der Avantgarde der Reihe zu halten, da zwischen den Felsentrümmern und in dem pfadlosen Urwald ein Abirren nur zu leicht möglich war. An vielen Stellen mussten wir endlich sogar Hände und Füsse zugleich brauchen, um über die massenhaften Granitblöcke, die oft förmliche Gürtel und Verhaue bildeten, hinwegzukommen. Es war die wildeste und romantischste Scenerie, die ich noch gesehen; eine Landschaft mit unendlichen Reizen, die in ihrer steten Abwechselung zwischen phantastischen Felsenriffen, die hier gleich Cyclopenbauten aus der tiefgesättigten Belaubung emporragten, und den lieblichsten Wiesenthälern, das Auge mit einem bannenden Zauber fesselte. Gleich den Ameisen klimmten die braunen Gestalten mit ihren Lasten in den düstern Massen empor, — jetzt verschwanden sie zwischen den Spalten und Rissen, um bald darauf, wie der Bergmann aus dem Schacht, wieder aufzutauchen; — endlich zog eine riesige Pyramide, die in einer Entfernung von etwa 2 Miles uns

zur Linken ihre Umgebungen weit überragte, alle Blicke auf sich; — die *Wapisianas* nannten sie *Aikuwe*, und mein Bruder glaubte sich in die Nähe der Ufer des *Quitaro* versetzt, auf dessen schäumende und von Cataracten unterbrochene Wasser ebenfalls eine in ihrer Form vollkommen gleiche Felsenmasse, der *Ataraipu* (Teufelsfelsen) ernst und düster herabschaut. Der Wald, der die wilden Savannenstrecken unterbrach, wurde endlich so dicht, dass selbst die sengenden Strahlen der Mittagssonne die fest von Lianen in einander verschlungenen und mit einander verbundenen Baumgipfel nicht durchbrachen. Während uns eine weniger grosse Anzahl eckiger, scharfer und spitzer Felsentrümmer den Boden gangbarer machte, wurde er dafür von mächtigen Baumwurzeln überzogen, an denen ich die Schnüre meiner Sandalen durch unaufhörliches Anstossen nur immer tiefer in das Fleisch zwischen den Zehen eintrieb, so dass mich der Schmerz bei jedem neuen Anstoss zu den künstlichsten Luftsprüngen zwang, und mich laut aufschreien machte. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich jetzt ein Paar Schuhe oder Stiefeln herbeizaubern oder wenigstens meine Beine an den stelzenartigen Schritt der Indianer gewöhnen können! Zu diesen allgemein verbreiteten Hemmnissen gesellten sich noch hier und da Verhaue von umgestürzten Bäumen, die die gestrigen und frühere Stürme auf einander gethürmt hatten, und ungeheure Schichten von trocknen Wedeln der Stechpalmen (*Astrocaryum, Bactris*), deren Stacheln mir fast bei jedem Schritte fühlbar machten, dass meine Füsse auch an andern Stellen, als der Ferse verwundbar waren. Zum ersten Male waren die Indianer Gegenstand meines Neides; die braunen Gestalten schlüpften zwischen den Bäumen und über alle diese Hindernisse, wie die Schatten hin, ohne dass ihnen wie mir das Blut an den Füssen herabgelaufen, oder Hände und Arme zerrissen worden wären. Um, wenn auch nicht im Gesichtskreis dieser flüchtigen Führer, doch wenigstens im Bereich des Schalles zu bleiben, wurde von Zeit zu Zeit durch einen herzhaften Schrei ein Signal gegeben, das sich dann vor und hinter uns fortpflanzte, bis die Erwiederung der Nachzügler in fast unhörbaren Tönen erstarb und uns sagte, dass die gegebenen Befehle von den Negern und Farbigen doch nicht befolgt worden waren.

Nachdem wir noch einige Zeit in dem Defilé fortgegangen, erstiegen wir wieder einen Hügel, dessen Abhänge wo möglich mit einer noch grössern Zahl mächtiger Granitblöcke bedeckt waren, zwischen denen und über die wir unsern Weg in Schlangenlinien fortsetzten. Viele dieser Blöcke waren mit *Orchideen*, *Agaven* und *Cactus* bedeckt, am häufigsten mit *Cyrtopodium Andersonii*, *Schomburgkia marginata*, *Cattleya superba*, *Maxillaria*, *Brassavola*, *Vanilla*. Seit dem *Rupununi* hatte ich die *Cattleya* nicht wieder gesehen. Wo sich etwas Pflanzenerde angesammelt, da waren auch Sträucher der *Cassia* und *Eugenien* aufgeschossen, die förmlich aus den Gesteinmassen herauszuwachsen schienen. Als wir

den Gipfel erstiegen hatten, breitete sich zu unsern Füssen abermals eine steinige Savannenstrecke aus, an deren Ende sich ein riesiger *Ficus* erhob, welcher seine mächtigen, horizontalen Zweige weit in die Luft ausstreckte; diese wurden von unzähligen Stützen getragen, welche seine Luftwurzeln bildeten, die nach dem ganzen Umfang seiner Laubbedachung zur Erde herabgegangen waren und hier wieder Wurzel gefasst hatten. Giebt das mächtige Laubdach diesem Riesenbaum mit seinen Stützen, der darin am meisten dem auf *Ceylon* vorkommenden *Banyan*-Baum *(Ficus indica)* gleichkommen mag, in einer gewissen Entfernung ein schon an und für sich äusserst charakteristisches Aussehen, so trat dies hier in noch höherem Grade hervor, da sich unmittelbar hinter ihm eine ungeheure Granitmasse aufthürmte, die sich, vielleicht 1½ Mile im Umfang, wenigstens bis zu 300 Fuss erhob; über diese sollten wir hinüber! — Auf den vielen einzelnen Blöcken in dem kühlenden Schatten des *Ficus*, gönnten wir unsern müden Gliedern die uns jetzt so nöthige Ruhe, und wollten zugleich, bevor wir den Steinwall erklimmten, die Nachzügler wenigstens auf dem Grath des hinter uns liegenden Hügels erwarten, die wir auch nach und nach einzeln, aber höchst schwerfällig, dort auftauchen sahen.

Hatte schon das Aufklimmen an der riesigen Felsenmasse ungemeine Vorsicht gefordert, so wurde dieselbe in einem dreifachen Grade bei dem Herabgleiten, denn so nur konnte man das Abwärtssteigen auf der andern Seite nennen, in Anspruch genommen. Die Höhe deckten ebenfalls *Cereus*, *Melocactus*, *Agaven* und hier und dort das niedere Gesträuch eines *Desmanthus*, sowie mehre *Clusien* und *Cassien*. An der jenseitigen Basis des Felsens angelangt, schloss uns wieder ein neues, von Bergen und Felsen umgebenes Basin ein, über das uns unsere Führer, welche sich in ihrer Richtung nach einzelnen Felsenkuppen und Riffen richteten, theils durch kleine dichte Waldungen, theils über unbedeutende Savannenstrecken führten. Nur diese offenen Savannen gestatteten uns einen Rundblick über unsere wild romantischen Umgebungen. Ich habe nie wieder bizarrere Felsenmassen, nie wieder Thäler oder Höhen gefunden, die ich denen, welche unsere heutige Tour umfasste, auch nur im Entferntesten an die Seite hätte stellen können. Hatte ich früher über die reiche Phantasie der Indianer lächeln, und meine nordische Armuth bejammern müssen, wenn sie mir in diesem Felsen einen Menschen, in jenem irgend welches Thier zeigten, so glaubte ich mich hier in ein wahres Zaubergebiet versetzt, in welchem die versteinerte Welt mit brennendem Verlangen des lösenden Zauberstabes harrte, um ihr geschäftiges Leben, das ein bannendes Machtwort unterbrach, ungestört wieder fortzusetzen. Die Scheitel des gesammten Hügelkreises liefen in kahlen Granit-, Gneis- und Quarzmassen von den eigenthümlichsten Bildungen aus, während die letztern in Folge der reflectirten Sonnenstrahlen über die dunkeln Laubmassen des Thalkessels einen Glanz verbreiteten, der die Täuschung

nur noch mehr erhöhte. Schon der Gedanke, sich in diesem Felsenlabyrinth zu verlieren, erregte ein unheimliches Frösteln, und bereits befand sich einer unserer Neger, und dazu noch der kopfloseste von Allen, Hamlet, in dieser schrecklichen Lage!

Seitdem wir den Savannensee verlassen, hatten wir keinen Tropfen Wasser mehr zu Gesicht bekommen, wohl aber Felsen und Sonnenbrand unsern Durst bis zum Verschmachten gesteigert. Zu meiner Pein kam noch ein heftiger Fieberanfall, der uns zum Halten nöthigte; inzwischen wurden die Indianer angewiesen, sich in den Umgebungen zu zerstreuen, um vielleicht einen Sumpf oder ein rieselndes Bächlein aufzufinden. Mit welcher Sehnsucht namentlich ich jedem aus dem Gebüsch heraustretenden Abgesandten entgegensah, wird nur der begreifen können, der von dem Wechselfieber in seinen höchsten Stadien heimgesucht worden ist, und sich vergebens nach einem kühlenden Trunk gesehnt, nachdem ihm eine ununterbrochene Tour von fast sechs Stunden über durchglühtes Gestein und unter sengenden Sonnenstrahlen Mund und Gaumen völlig ausgetrocknet hat! Einer nach dem andern kehrte zurück, ohne nur einen Tropfen Wasser gefunden zu haben; die lechzenden Nachzügler trafen wenigstens theilweise ein und schauten sehnsüchtig mit uns den noch ausbleibenden Indianern entgegen; — aber auch diese kehrten zurück, ohne etwas anderes, als einige reife Früchte der *Cucurit*-Palme *(Maximiliana regia)* mitzubringen, die zwar etwas süsslichen Saft besitzen, dabei aber ein unangenehmes Kratzen im Gaumen zurücklassen, das bald nach dem Genuss die Pein des Durtes nur noch mehr erhöht; — und doch genossen wir sie, um der lechzenden, bleiernen Zunge, dem ausgetrockneten Munde nur etwas Feuchtigkeit zu geben.

Wiewohl noch immer sämmtliche Neger, sowie auch noch einige Andre fehlten, so glaubten wir doch keine ernstliche Befürchtung hegen zu dürfen, und da unser Warten nur unsere Pein verlängerte, so setzten wir die stumme Reise wieder fort. — Der Wald, den wir jetzt durchschritten, wurde immer dichter, die Bäume immer colossaler, und bald verkündeten die zahlreichen tiefen Seufzer, die sich von dem Vordersten auf den Nächstfolgenden u. s. w. fortpflanzten, dass wir abermals an dem ausgetrockneten Bett eines Sturzbaches angekommen waren. Bei der ersten Kunde, dass hier früher Wasser vorhanden gewesen sei, hatten wir uns nach ober- und unterhalb des Bettes zerstreut, um vielleicht in einer felsigen Vertiefung noch etwas Feuchtigkeit vorzufinden; — aber der verabredete Ruf blieb aus, einer nach dem andern kehrte zurück, und das langsame Rascheln des Laubes, das sich in dem Bett gesammelt, verrieth uns, die wir zuerst nach der Ausgangsstelle zurückgekehrt waren, da uns die Kräfte zum weitern Vordringen fehlten, dass auch jene nicht glücklicher gewesen! Nach mehrmaliger, vergeblicher Wiederholung dieser Excursionen gaben wir die Hoffnung bei den folgenden Flussbetten verzweifelnd auf.

Was aber jetzt um mich vorging, war für mich gleichgültig; — wie die Indianer in diesem Walde die Richtung nach unserm Ziele auffinden konnten, hatte für mich kein Interesse, mit abgestumpften Sinnen wankte ich willenlos meinem Vorgänger mit der mich fortwährend beherrschenden fixen Idee nach, in jedem ungewöhnlichen Ton das Wort «*Tuna*» (Wasser) zu hören.

Doch diese Lethargie sollte plötzlich auf eine nichts weniger als angenehme Weise gehoben werden.

Der Weg war immer unwegsamer und verworrener geworden, und die an der Spitze befindlichen Indianer mussten ihn von jetzt an mit Axt und Waldmesser wenigstens soweit klären, dass wir Nachfolgenden hindurchkriechen konnten. Mehre ausgestossene Schmerzensrufe, ein dumpfes Summen um meine Ohren und das gänzliche Zersprengen der Reihe spannten meine erschlaffenden Sinne wieder so weit an, dass ich mich von der Ursache der wilden Flucht überzeugen und mich derselben anschliessen konnte. Als das Gebüsch umgehauen wurde, waren mehre kopfgrosse Nester einer grossen Wespe (*Marimbonta*) mit zur Erde gefallen, deren Bewohner uns nun wahrhaft wüthend anfielen und verfolgten. Unter wildem Geschrei, mit niedergebeugtem und von den Händen bedecktem Gesichte verschwanden die Indianer im Gebüsch, aber die sich oft wiederholenden Schmerzenstöne verkündeten deutlich genug, dass mancher von den wüthenden Thieren ereilt worden sei, was uns nach beendeter Verfolgung auch die dickgeschwollenen Gesichter nur zu augenscheinlich bestätigten. Um einem solchen Wespennest auszuweichen, scheut selbst der Indianer einen bedeutenden Umweg nicht.

Eine Menge durch das Dickicht gebrochener Pfade liessen plötzlich unsre Hoffnungen von neuem aufleben. Hier mussten Menschen in der Nähe wohnen, Bäche in der Nähe sein, denn woher sonst die vielen Wege, die unsere Richtung unter allen Winkeln durchkreuzten? — Die ernste Warnung der voranschreitenden Indianer, keinen dieser trügerischen Pfade einzuschlagen, nur immer dem Vordermann zu folgen, schlugen abermals die kaum geborne Hoffnung nieder — es waren die Wildbahnen der Tapire und Schweine. Die Täuschung war für uns Europäer um so verzeihlicher, da der harte Boden keinen Eindruck der Fährte gestattet und wirklich nur das geübte Auge des Indianers diese Bahnen von wirklichen Wegen zu unterscheiden vermag. Wehe dem, der diesen trügerischen Pfaden folgt; er kann Tage, Wochen wandern, ehe er eine Hütte oder ein menschliches Wesen antrifft, wenn ihn nicht schon früher Hunger und Durst tödtet!

So mochten wir eine Strecke von einer deutschen Meile in dem unwegsamen Walde zurückgelegt haben, da hörte ich in der Entfernung einen Ton, — wie fest gewurzelt stand ich, lauschte, und die Worte: «*Tuna! - Tuna!*» schlugen an mein ängstlich horchendes Ohr. Jubelnd, zitternd vor Freude, wiederholte ich mit

so lauter Stimme, als mir geblieben: «*Tuna!*» und vorwärts ging es, um das ersehnte Wasser so schnell als möglich zu erreichen, und unter einer wahrhaft fieberhaften Aufregung stand ich bald an dem Bette des kleinen Flusses *Manatiwau*, der zwar kein fliessendes Wasser, wohl aber mehre dunkelgefärbte Pfuhle zeigte. Was kümmerten mich, was kümmerten uns alle die Schaaren Frösche, die, gemächlich ihre vier Füsse ausgestreckt, auf der Oberfläche herumschwammen und, durch das Geräusch aufgeschreckt, nach dem sumpfigen Boden untertauchten, um sich im Schlamme einzuwühlen, und das Wasser noch dickflüssiger zu machen, als es schon an und für sich war! Für uns wurde es zum Nektar, in den wir mit seligem Entzücken unser Cassadabrod eintauchten, die ersten Bissen, welche wir heute unsern Magen anboten, denn der quälende Durst, der trockne Mund, der ausgedörrte Gaumen hatte dem trocknen Brod den Weg zum Magen unmöglich gemacht. Es war ein Göttermahl für uns! Vergessen waren unter diesem Genusse alle Qualen und Schmerzen, die wir ausgestanden, vergessen alle Erinnerungen an die überstandenen Leiden, und noch ferner lag uns der Gedanke, dass der folgende Tag unser vielleicht mit gleicher Pein harrte! Um die Nachzügler zu erwarten, hätten wir keinen bessern Ort finden können. Kaum erblickten diese unsere fröhlichen, befriedigten Gesichter, als sie neue Lebenskraft bekamen, in raschen Sprüngen herbeieilten und sich nach gestillter Gier mit gleicher Fröhlichkeit neben uns lagerten. Die Indianer warfen ihre Last ab und sprangen, ungeachtet unserer Vorstellungen mit gleichen Füssen mitten in den Pfuhl hinein, um neben der Stillung ihres Durstes auch den brennenden Gliedern ein erquickendes Bad zu verschaffen, wodurch das Wasser für die Nachkommenden freilich noch consistenter wurde.

Das Flüsschen *Manatiwau* ergiesst während der Regenzeit sein Wasser in den *Warimiwau*, der sich in den *Takutu* mündet. Nachdem wir wenigstens zwei Stunden geruht, auch viele der Nachzügler uns eingeholt, fehlten nur noch Hendrick, Hamlet und zwei Indianer; da aber die beiden ersten als die schlechtesten Fussgänger bekannt waren, so glaubten wir, dass sie die Indianer durch irgend ein Versprechen vermocht hätten, bei ihnen zu bleiben, um ihnen den Pfad zu zeigen, was schon mehrmals der Fall gewesen, so dass sie oft mehre Stunden später im Lager angekommen waren. Wir brachen daher auch jetzt wieder auf, um wo möglich *Tuarutu* noch zu erreichen, das nur noch eine Stunde von hier entfernt liegen sollte, liessen aber Sororeng zurück, damit dieser die Verspäteten hier erwarten und sie davon benachrichtigen sollte.

Nachdem wir die freie, hügeliche Savanne wieder erreicht und durchschritten, die auch hier von Bergen und dichten Waldungen umschlossen war, erstiegen wir abermals einen der Hügel, dessen Abhänge und Höhe förmlich mit Quarz- und Granittrümmern, so wie von einer Menge Brauneisenstein in Körnern von Schrot-

und Postengrösse, dem Bohnenerz vergleichbar, überdeckt waren. In solcher Menge hatten wir den Brauneisenstein in dieser Form noch nicht angetroffen. Nächst diesen kleinen Trümmerfragmenten zogen gewaltige Blöcke eines körnigen Quarzes, die äusserlich durch den eisenoxydhaltigen Thon, wie er uns schon früher als verhärtete Concretionen auf den Savannen des *Mahu* aufgefallen, tief roth gefärbt waren; noch mehr Freude aber machten uns heute die beiden grossen Hütten von *Tuarutu*, die wir von dieser Höhe auf einer zweiten vor uns liegen sahen, und die wir bald erreicht hatten.

Die grösstentheils bejahrten Bewohner der beiden Häuser waren bereits durch die uns vorausgeeilte Familie von unserer Ankunft benachrichtigt, und kamen uns mit dem keineswegs tröstlichen Geständniss entgegen, dass wir hier nur wenig Provision erhalten könnten, da sie selbst beinahe Mangel litten; besser aber sei es damit in den benachbarten Niederlassungen bestellt.

Da unsere Provision ihr Ende erreicht, so mussten die Lücken wieder gefüllt werden, und wir hier einige Tage verweilen. Ein kleines Thal mit einer waldigen Oase in der Nähe beider Hütten wurde zu unserem Lager gewählt, und eben hatten wir unsere Zelte aufgeschlagen, als Hendrick mit den beiden Indianern, aber ohne Hamlet ankam, den sie bereits bei uns angekommen glaubten. Aus Hendrick's Erzählung ging hervor, dass sich Hamlet in dem Walde hinter jener soliden Granitmasse, wahrscheinlich auf einer der Wildbahnen verloren. Hendrick hatte sich durch einen Sturz über eine Baumwurzel schon früh am Tage den Fuss verrenkt, und war dadurch zu öfterer Ruhe genöthigt worden, obschon er sich, soweit es irgend seine Schmerzen gestatteten, in unserer Nähe gehalten. Das Erklimmen der grossen Felsenmasse hatte ihn so erschöpft und seine Pein so gesteigert, dass er sich auf der Plattform zu einer längern Rast niederlassen musste, wobei ihn Hamlet mit den beiden Indianern eingeholt. Hendrick bat die letztern, bei ihm zu bleiben, was sie auch thaten, während Hamlet äusserte, er werde immer langsam vorangehen, da er sonst zu spät zum Bereiten des Abendbrodes in das Bivouak kommen möchte. Hendrick folgte nach einiger Zeit mit den zwei Indianern; sie erreichten den Fluss *Manatiwau*, wo sie Sororeng vorfanden, der sie nach Hamlet fragte; da erst erinnert sich Hendrick kurz vor Eintritt der Dunkelheit eine Stimme gehört zu haben, die ganz wie der Ruf eines Menschen geklungen, die aber, nach der Aussage der Indianer, einem Thiere oder Vogel angehört haben sollte. Heute liess sich nichts mehr thun.

Mit Anbruch des Morgens (28. April) traf auch Sororeng ohne Hamlet von dem Ufer des *Manatiwau* ein, und behauptete, dass sich der Verirrte meilenweit von uns befinden müsse, da er sonst seine Signale, die er die ganze Nacht hindurch mit seiner Flinte gegeben, gehört haben und ihnen gefolgt sein würde. Es wurde

nun alles aufgeboten, um den Unglücklichen aufzusuchen, und nach vielen Ueberredungskünsten verbunden mit dem Versprechen mehrer Gläser Rum, gelang es uns endlich, zehn Indianer zu vermögen, ihre Antipathie gegen den «*Negro*», den schon längst ein Jaguar gefressen haben sollte, weshalb es unnöthig sei, sich weiter um ihn zu kümmern, zu bekämpfen und mit Stöckle an der Spitze aufzubrechen. Dieser erhielt den gemessenen Befehl, alle Viertelstunden ein Gewehr abfeuern zu lassen, und unter Lachen und Kopfschütteln traten sie ihren Weg an. —

Die Nachricht von unserer Ankunft hatte sich hier eben so schnell in der Umgegend verbreitet, als dies an andern Orten der Fall gewesen, denn schon im Laufe des Vormittags bewegte sich ein langer Zug Indianer auf unser Lager zu, um die ersten weissen Leute zu sehen und zu begrüssen, welche in diese Gegend gekommen waren. An der Spitze des Zuges schritt eine lange Gestalt, den Körper, mit Ausnahme der stark bemalten Beine und Arme, mit einem Stück bunten Kattuns umwickelt, das auf dem Wege des Tauschhandels durch wer weiss welchen Zufall hierher verschlagen worden war. Das Haar war zurückgekämmt und über der Stirn mit einer dichten Masse *Roucou* beklebt, in das sie die weissen Daunen des Hokkohuhns geklebt hatte. Ihr folgte ein anderer geputzter Indianer, der eine Art Sessel trug, dem sich dann noch eine ganze Reihe über den ganzen Körper stark bemalter Indianer anschloss, bis die Frauen den Zug schlossen. Als sie unser Zelt erreicht, begann der Häuptling seine Begrüssungsceremonie, die wie gewöhnlich darin bestand, dass er die flache Hand dreimal in der Nähe unsers Gesichts auf- und abbewegte, ohne dieses selbst zu berühren, worauf er sich gravitätisch auf den unterdess hingestellten Sessel niederliess und die Rapporte empfing, die ihm die übrigen über das, was sie an und neben uns sahen, brachten; denn er schien es unter seiner Würde zu halten, sich selbst nach uns und unsern Sachen umzusehen. Die Berichte über Sachen, welche die Begriffe dieser Naturmenschen überstiegen, die sie heute zum erstenmal sahen, schienen etwas verworren zu werden, die Mienen des Herrschers nahmen einen unwilligen Charakter an, die Unterhaltung wurde immer lebhafter, die Berichterstatter mussten immer öfterer zu dem Gegenstand zurückkehren, und ihn nochmals genau ansehen, um eine deutlichere Beschreibung liefern zu können; — endlich schien entweder seine Geduld gerissen, oder seine Neugier von dem, was man ihm mittheilte, so gesteigert zu sein, dass es ihn nicht mehr auf dem Sessel litt. Er stand auf und unterwarf alles, namentlich aber den Kochapparat, den wir in einer besondern Küchenhütte aufgestellt hatten, seiner eigenen Ansicht, und als ihm Sororeng den Gebrauch desselben erklärte, erreichte sein Erstaunen den höchsten Gipfel. Auch bei ihnen erregten unsere Gabeln grosse Bewunderung, die sich noch mehr steigerte, als Sororeng ihnen die praktische Benutzung deutlich machte. Dieser Parthie folgten im Laufe des Tages noch mehre

andere, von denen ebenfalls jedes einzelne Stück auf das sorgfältigste gemustert wurde. Unter den Zuletztangekommenen zog namentlich ein Halbindianer (*Capoucre*), dessen Vater ein Neger und dessen Mutter eine Indianerin gewesen, unsere Aufmerksamkeit, besonders wegen seines eigenthümlichen Haarwuchses auf sich. Dieser hatte nämlich halb den Charakter des Vaters, halb den der Mutter angenommen, war somit weder zum vollkommen gekräuselten Wollhaar des Negers, noch zum schlichten des Indianers gekommen, und starrte nun, halb dieses, halb jenes, in die Luft, was dem Kopfe ausser einem ungeheurem Umfang ein höchst auffallendes Aussehen verlieh. In Bezug auf den Körperbau übertraf der Mischling die Indianer nicht nur an Stärke und Grösse, sondern auch an gedrungener, kräftiger Muskulatur; seine Färbung war ein Gemisch von Braun und Schwarz. In Britisch-Guiana sind uns nur wenige solcher Individuen begegnet; desto zahlreicher sollen sie in Surinam sein, wo sich die entlaufenen Sklaven vielfach mit Caraibinnen verheirathet haben.

Auch unter den *Wapisianas* fanden wir jene flechtenartige Hautkrankheit heimisch, und sahen unter den Versammelten mehre Individuen, die in einem ziemlich hohen Grade damit behaftet waren. Bei einzelnen Kranken war nicht allein die Brust und das Gesicht, sondern selbst die Extremitäten mit den sich schuppenden, weissen Flechten überzogen, was ihnen ein höchst merkwürdiges, gewissermassen abschreckendes Aeussere gab; — es waren, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, umgekehrte Schimmel. Allen Erfahrungen nach, die wir machten, scheint bei den Indianern gerade die Haut das reizbarste und den meisten Krankheiten unterworfene Organ zu sein. Auch hier entdeckte mein Bruder einen alten Bekannten vom Fort *Saõ Joaquim*, den er dort im Jahre 1837 als Sklaven gefunden. Später hatte sich ihm eine günstige Gelegenheit zur Flucht gezeigt, die er mit günstigem Erfolg benutzt.

Spät am Abend kehrte Stöckle mit seiner Parthie ohne Hamlet, aber wie wir wohl fanden, auch ohne viel nach ihm gesucht zu haben, in's Lager zurück. Die Indianer, welche Stöckle's Charakterfestigkeit kannten, hatten ihn ziemlich schnell zu der Ueberzeugung gebracht, dass der «*Negro*» längst von einem Jaguar zerrissen worden wäre, und sich dann ruhig niedergelegt, um die Zeit bis zum Abend zu verschlafen.

Durch diese unverzeihliche Vernachlässigung stieg unsere Besorgniss um den armen Verirrten natürlich immer mehr, und es musste jetzt alles aufgeboten werden, um ihn, wo möglich, noch zu retten. Für die Nacht wurden daher grosse Massen Holz auf dem Gipfel des Hügel aufgeschichtet und angezündet, damit Hamlet, wenn er noch am Leben war, durch den sich weit hin verbreitenden Schein aufmerksam gemacht würde. Am folgenden Morgen, dem um Mitternacht wieder ein

Gewittersturm vorhergegangen war, wurden alle Indianer der Nachbarschaft aufgeboten, um uns im Aufsuchen des wahrscheinlich schon vor Angst halbtodten Hamlet behülflich zu sein. Bald hatten die gemachten Versprechungen, denn erst nach diesen zeigten sie sich bereit, den «*Negro*» mit aufsuchen zu helfen, gegen 20 um uns versammelt, so dass wir mit unsern Leuten einen Haufen von 50 Mann bildeten, der in drei Parthien getheilt wurde; die eine derselben ging unter Leitung meines Bruders unsern alten Weg zurück, die zweite, von Herrn Goodall begleitet, wandte sich mehr nördlich, während ich mit der dritten eine südliche Richtung einschlug, wobei wir fortwährend in kurzen Zwischenräumen unsere Gewehre abfeuern sollten, um Hamlet auf die nahende Hülfe aufmerksam zu machen.

Bald hatten wir die beiden andern Züge aus dem Gesicht verloren, der Schall der von jedem abgefeuerten Gewehre wurde immer schwächer und erstarb endlich ganz. Schüttelnd und lachend meinten meine Indianer, dass der «*Negro*» das Pulver gar nicht werth sei, welches man lieber zur Jagd auf Tapire, Hokkohühner u. s. w. verwenden sollte; — ja, es gab einzelne Momente, wo ich meine ganze Ueberredungsgabe und Energie aufwenden musste, um sie vom Umkehren abzuhalten. Dieser allgemeine Hass der Indianer gegen die Neger ist merkwürdig, namentlich da er sich nicht allein auf besondere Oertlichkeiten beschränkt, sondern sich in gleichem Masse über Brasilien, Chili und Peru verbreiten soll.

Nachdem wir durch Sümpfe gewatet, durch Gebüsche gekrochen, bergauf und bergab gestiegen, über Felsen geklettert und nichts versäumt hatten, was den Verirrten nur irgend auf unser Bestreben aufmerksam machen konnte, sah ich mich gegen Sonnenuntergang, wo mich wieder ein heftiger Fieberanfall durchschüttelte, genöthigt, den Rückweg einzuschlagen. So störrisch sich auch die Indianer gezeigt, so wandten sie später doch ihren ganzen Scharfsinn an, um aus den aufgefundenen Spuren, die für mich freilich vollkommen unbemerkbar blieben, zu untersuchen, ob sie von Hamlet, d. h. von einem Neger, herstammten: «dies ist der Fussstapfen eines Indianers; dies einer Indianerin; hier ging einer vorüber, welcher nicht zu unserm Dorfe gehört», — doch die Worte, die ich so sehnlichst erwartete: «hier war der Neger,» blieben aus. Der Scharfsinn der Indianer in dem Auffinden dieser Fussspuren grenzt in der That an das Zauberhafte. Im feuchten Gras hätte auch ich mich anheischig gemacht, die Fussstapfen eines Europäers, Negers und Indianers von einander zu unterscheiden, aber diese selbst auf den Felsen zu entdecken und zu classificiren, schien mir dem Hellsehen verwandt.

Es war schon ziemlich finster, als wir in der Niederlassung ankamen, in der wir Herrn Goodall bereits vorfanden, ohne dass auch er nur die leiseste Spur von Hamlet entdeckt hatte.

Eine halbe Stunde später verkündete uns ein lautes Lärmen die Rückkehr der

letzten, aber auch glücklichen Parthie. Ungefähr sechs Miles rückwärts hatte mein Bruder den armen Teufel in dem kläglichsten Zustande aufgefunden. Schon hatten auch sie die Hoffnung auf Erfolg aufgegeben und wieder nach der Niederlassung zurückkehren wollen, als einer der Indianer ein fernes Rufen gehört, dem sie folgten und so seine Spur und Hamlet selbst fanden. Furcht und Ermattung hatten so heftig auf ihn eingewirkt, dass mein Bruder ihn anfänglich für wahnsinnig hielt, so schnell wechselten die unzusammenhängendsten Reden mit heftigem Weinen und dem ausgelassensten Gelächter. Als man ihn getroffen, hatte er eine halbausgeleerte Landschildkröte, bisher seine höchste Antipathie, auf der Schulter gehabt, um sich wahrscheinlich den Rest für die nächste Mahlzeit aufzusparen. Wie oft hatte er, wenn er uns eine zubereitete Schildkröte aufgetragen, hoch und theuer versichert, dass er sich lieber todtschlagen lassen oder verhungern würde, ehe er nur einen Bissen Schildkrötenfleisch verzehre, doch Hamlet hatte bisher noch nicht den Spruch aus Erfahrung gekannt: Noth kennt kein Gebot; diese zwang ihn sogar, das verhasste Fleisch roh zu verzehren. Um heute noch mit der Parthie nach der Niederlassung zurückzukehren, dazu war er zu schwach gewesen, es waren daher mehre Leute bei ihm gelassen worden, um ihn morgen nach dem Dorfe zu bringen.

Als er am folgenden Tage ankam, erschütterte mich sein Aussehen bis in das Innerste. In dieser zitternden, jeden Augenblick aufschreckenden, leichenhaften Gestalt, die sich ohne Unterstützung nicht aufrecht halten konnte, aus den wilden, verstörten Blicken, war Hamlet, der ewig schmunzelnde Hamlet nicht wieder zu erkennen; die Besorgniss, die schon gestern gehegt wurde, wich auch heute noch nicht, und erst am folgenden Tag, wo sein schon an und für sich schwacher Geist wieder etwas in's Gleichgewicht gekommen, theilte er uns in abgerissenen Brocken seine Leidensgeschichte mit. Nachdem er bei Hendrick und den beiden Indianern vorüber gegangen, sei er in den Wald getreten und immer auf dem ihm richtig scheinenden Weg fortgeschritten, bis ihm die tiefe Stille aufgefallen und er sich gewundert, dass er noch Niemand von den Vorangegangenen eingeholt. Er sei stehen geblieben, um den Nachtrab zu erwarten, dieser sei aber nicht gekommen, -- er sei umgekehrt, um diesem entgegen zu gehen, habe ihn jedoch nicht gefunden. Als er aber endlich gegen Abend jenen Felsen wieder getroffen, ohne auch nur eine Spur von den Zurückgelassenen zu entdecken, da habe sich ihm der schauerliche Gedanke aufgedrängt, dass er verloren sei; alle seine Hülferufe seien ohne Antwort verhallt. Jetzt hätte ihn die Furcht vor wilden Thieren und bösen Geistern, als deren unrettbare Beute er sich schon angesehen, die letzte Spur der Besinnung geraubt, und unter wildem Geheul wäre er durch das Gebüsch und Gestrüpp gebrochen, um endlich wieder an den alten Ausgangspunkt zu gelangen. Den nagenden Hunger hatte er

erst am zweiten Tage gespürt, und ihn so lange mit Pilzen gestillt, bis er in seinem Kreislaufe jene Schildkröte gefunden. Schlaf sei seit drei Tagen und zwei Nächten nicht in seine Augen gekommen, und während der letzten habe er ununterbrochen zu dem Geiste seiner verstorbenen Mutter gebetet, dass er ihn rette. Am zweiten Tage habe er zwar Flintenschüsse gehört, sei auch der Gegend zugelaufen, doch plötzlich hätten diese Signale geschwiegen, — Stöckle hatte sich mit seiner Parthie schlafen gelegt! — und er habe sich nun ohne Rettung für verloren gehalten, bis am dritten Tage erneuerte Flintenschüsse ihm verkündet, dass man noch nach ihm suche. Da habe er seine letzten Kräfte zusammen gerafft, sei der Gegend, wo die Schüsse gefallen, zugeeilt, und habe dann durch Rufen und Schreien, da er vor Mattigkeit nicht weiter konnte, seine Gegenwart kund gegeben, bis er glücklich gefunden worden.

Dass er uns bei der Fortsetzung der Reise folgen konnte, gehörte bei seinem geschwächten Körperzustande zu den Unmöglichkeiten; aber trotz der heiligen Versicherung, dass wir ihn auf der Rückkehr von den Quellen des *Takutu* hier abholen wollten, war seine Furcht in einem solchem Grade aufgeregt, dass endlich die tröstenden Ermahnungen in ernste Befehle übergehen mussten, bevor er sich in sein schreckliches Schicksal ergab, für welches er dies Zurückbleiben hielt.

Die Niederlassung *Tuarutu* lag unter 2° 7′ 3″ N.B. und 59° 46′ W.L.; der höchste Punkt des Gebirges gleiches Namens, in dem wir uns jetzt befanden, erhob sich 1800 Fuss über den *Takutu*. Einige andere bedeutende Berge in unserer Umgebung erreichten eine Höhe von 1000—1150 Fuss. Die Kette erstreckt sich der Länge nach ungefähr 10 Miles, ohne jedoch ein eigentliches Längengebirge zu bilden, vielmehr ist es eine unregelmässige Masse einzelner Berge und Hügel, die grössere Savannenflächen, durchgängig mit wilden Granittrümmern überlagert, umschliessen. Durch solche Savannenflächen und einzelne Hügel von 150—200 Fuss Höhe, steht das *Tuarutu*- mit dem *Ossotschuni*-Gebirge in Verbindung, welches sich seiner Länge nach 11 Miles von N.O. nach S.W. erstreckt. Die erwähnten steilen, granitischen Massen, die schon im *Tuarutu*-Gebirge unser höchstes Erstaunen erregten, traten im *Ossotschuni* in noch mächtigern Erhebungen auf. *Uruwai Wapuna* oder *Wahuma, Curischiwini* sind Granitcolosse, die sich von 1500 — 1800 F. erheben, und vermöge der Beleuchtung, welche durch die von den ungeheuren, eingesprengten Quarzgängen reflectirten Sonnenstrahlen verursacht wird, einen wirklich magischen Contrast gegen die dunklen, düstern Granitmassen bilden und zugleich den Waldungen an ihrer Basis einen mehr als zauberhaften Reiz verliehen. Nach der Behauptung der *Wapisianas* sollte am *Uruwai* der Taback wild wachsen. Südlich vom *Ossotschuni* zog sich dichter Urwald bis zum

fernen Horizont, während diesen in blauer Ferne gegen S.S.O. die Gebirge des *Essequibo* begrenzten.

Nach den Nachrichten, die wir hier über die Quellen des *Takutu* einziehen konnten, würden wir in zwei Tagen eine Macusiniederlassung erreichen, in deren Nähe sich diese befinden sollten.

Bis zum 2. Mai hatten wir uns soweit verproviantirt, dass wir die Reise fortsetzen konnten, wie wir auch das Versprechen erhielten, bei unserer Rückkehr soviel Vorrath zu finden, um damit bis *Pirara* ausreichen zu können. Hamlet zerfloss in Thränen, als wir Abschied von ihm nahmen und der Zug, einen Indianer von *Tuarutu* als Führer an der Spitze, sich gegen das *Ossotschuni*-Gebirge in Bewegung setzte. Nachdem wir mehre Felsenhügel, auf denen eine Menge *Orchideen*, als *Cyrtopodium*, *Monachanthus* und *Oncidium* wucherten, überschritten, erreichten wir den Fluss *Turerucata-kurin*, dessen Wasserreichthum aber keineswegs dem langen Namen entsprach. Er mündet sich in den *Ossotschuni*, der seine Quelle in dem gleichnamigen Gebirge hat, das wir zu unserer Rechten liegen liessen, seiner Abdachung ungefähr in einer Entfernung von 2 Miles folgend, wobei eine hohe, pyramidenförmige Granitmasse unsern Führern als Wegweiser diente. Als wir ermattet nach einem Trunk Wasser lechzten, bot uns am Nachmittag der kleine Fluss *Taramtibawau*, der wild über mächtige Granitplatten hinbrausste und sich zwischen ihnen hindurch wand, reiche Labung. Nach kurzer Ruhe brachen wir von neuem auf und überstiegen bald einige Erhöhungen, welche die *Wapisianas* «*Wawacunaba*» nannten, und von deren Gipfel wir eine der lieblichsten Aussichten über die Savannen und gegen S.O. auf den Berg *Vindaua* genossen, während man hinter diesem die gewaltigen Massen des *Wanguwai*- und *Amneu*-Gebirges, in der Nähe des Zusammenflusses des *Yuawauri* oder *Cassikityu* mit dem obern *Essequibo*, aufsteigen sah. Weiter gegen O. thürmte sich eine mit dem *Wanguwai* gleich hohe Gebirgsmasse auf, welche die Indianer *Uassari* nannten, und in welcher mein Bruder eins der Gebirge erkannte, die Alexander von Humboldt in seiner Reise im sechsten Bande erwähnt. Nach der angestellten Trigonometermessung differirte die Angabe Alexanders von Humboldt mit dem Resultat meines Bruders um 40 Miles zu weit nördlich; meines Bruders Rechnung gab 1° 40′ Norderbreite als ihre Lage.

Die Felsen des *Wawacunaba* zeigten sich ungewöhnlich krystallinisch, während mächtige, hellbraune Glimmerblöcke und Glimmertafeln auf den Savannen zerstreut herumlagen. Dass die Indianer den Glimmer für Gold oder Silber *(Brata)* halten, habe ich schon angeführt.

Bald darauf betraten wir einen Wald, der in der That alles übertraf, was ich bisher gesehen; — über ihn schien die tropische Vegetationskraft ihre ganze Fülle

ausgeschüttet zu haben, deren Schilderung selbst der gewandtesten Feder nur sehr annäherungsweise gelingen möchte. Palmen, *Zingiberaceen*, *Cannaceen*, *Musaceen* und Farrn bildeten diese übersättigte Waldmasse. Oft wechselten dichte Gruppen des *Astrocaryum*, *Desmoncus*, der *Bactris*, *Euterpe*, *Maximiliana* und *Acrocomia* mit grossen Strecken des wilden Plantain *(Ravenala guianensis* und *Phenacospermum guianense Endl.)* ab, die meist eine Höhe von 40 — 50 Fuss erreichten, bis jene wieder vereinzelt unter diesen auftraten und sie mit ihren stolzen Wedeln überragten. Das starke Geräusch, welches die von den Palmen herabfallenden Früchte auf den riesigen Blättern der *Ravenala* hervorbrachten, verrieth, wie eifrig die zahllosen Papageien damit beschäftigt waren, ihren Hunger an den reifen Palmenfrüchten zu stillen; — klang es doch, als wenn eben eine Hagelwolke ihren Inhalt über diesen Ort der Ueberfülle ausschütte. Den Boden, der aus einem steifen Lehm mit Sand untermischt bestand, verhüllte eine dichte Decke von *Arum*, *Canna* und Farrn, als: *Trichomanes*, *Lygodium*, *Aneimia*, *Mertensia*, *Adiantum* und *Davallia*. Der laute Schrei: «Schlange, Schlange!» und ein unmittelbar darauf folgender Schuss verkündete, dass wir es hier doppelt nöthig hatten, auf unserer Hut zu sein. Als ich dem Ort zueilte, wand sich das erlegte Reptil noch in seinem Blute und der erste Blick auf seine mächtigen Fänge zeigte, dass es zu den giftigsten zu rechnen war. Die Schlange mass 5 Fuss und hatte eine schwärzliche Färbung. Die Indianer zeigten selbst noch gegen ihren todten Feind die grösste Furcht und einen auffallenden Abscheu. Obschon ich sie noch nie gesehen, konnte ich sie doch nicht präpariren, da ich keinen Spiritus hatte.

An einem kleinen Flüsschen, das sich langsam durch den Zauberwald schlängelte, schlugen wir unser Bivouak unter einer ungeheuern *Carolinea* auf, die den Inhalt ihrer zerplatzenden Saamengehäuse, die ganze Nacht hindurch unter einem starken Geräusch auf unser Zeltdach herabregnen liess; das jenseitige Ufer war mit einem so dichten Gehege von Bambus *(Guadua latifolia)* bestanden, dass dieses selbst den grösseren Säugethieren bei ihrer Flucht ein undurchdringliches Hinderniss entgegengesetzt haben würde.

Am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg längs dem *Ossotschuni*-Gebirge fort, wobei wir einem betretenen Pfade folgten, der uns nach einem zweistündigen Marsche zu einer verlassenen Niederlassung führte, deren drei grosse, kuppelförmige Hütten auf einer Anhöhe lagen. Eine aufgelockerte Stelle in der Mitte der grössten Hütte, gab die Ursache an, welche die Bewohner vermocht, ihren gesegneten Grund und Boden zu verlassen; — es war das Grab des Häuptlings, wie uns die *Wapisianas* mittheilten.

Der noch vollkommen bauliche Zustand der Hütten zeigte, dass die Bewohner sie erst seit kurzer Zeit aufgegeben, und dennoch war das Provisionsfeld so ver-

wildert, dass *Mimosen*, *Solaneen* und *Cordia* die *Manihot* schon unterdrückt hatten; nur einige *Musa paradisiaca* und *sapientum* mit breiten, zerrissenen Blättern überragten noch die neue Generation, um in kurzer Zeit ebenfalls zu verschwinden. An dem Saum einer kleinen Oase zog eine Palme, die hier in Gruppen vereint wuchs, meine Aufmerksamkeit auf sich: es war für mich das erste Exemplar der reizenden und zierlichen *Mauritia aculeata (Humb. Bonp.)*. Obschon sie mein Bruder auf seinen frühern Reisen häufig an den Ufern des *Rio Negro* gefunden, so waren dies doch auch für ihn die ersten, die ihm in Britisch-Guiana begegnet. Erreicht die *Mauritia aculeata* auch nicht die Höhe und Stärke der *flexuosa*, so besitzt sie doch ebenfalls den dieser Gattung eigenthümlich graziösen Wuchs, der sie zu einer der grössten Zierden der tropischen Landschaft macht. Die *Wapisianas* nannten sie *Urukusch*. Die Oase, die uns jetzt aufnahm, wurde fast ausschliesslich aus *Bactris*, *Astrocaryum* und *Maximiliana* gebildet, die nur von einzelnen riesigen Laubbäumen verdrängt worden waren, unter denen ich zu meiner grossen Freude auch die gigantische *Juvia*, Brasiliennuss *(Bertholletia excelsa Humb. Bonp.)* fand. Der riesige, schnurgerade Stamm erhob sich durchschnittlich 80—90 Fuss, bevor sich die ersten Aeste abzweigten, zwischen denen sich derselbe dann noch 50—60 Fuss fortsetzte. Eine unzählbare Menge geöffneter 16—18″ im Umfang haltender Deckelkapseln lagen, ihres Inhalts beraubt, auf dem Boden umher. Jede dieser Deckelkapseln enthält 15—18 dreikantige Saamen, die im Handel unter dem Namen «brasilianische oder *Para*-Nüsse» bekannt sind, aber auf der Reise ungemein viel von ihrem lieblichen Geschmack verlieren. Zur Zeit der Reife, wenn sich die Deckel der Kapseln öffnen und die reifen Saamen herabfallen, ist der Standort dieser imposanten Bäume nicht allein der Versammlungsort der Indianer, sondern auch der Tummelplatz einer Menge Nagethiere, Buschschweine und Affen, für welche die Nuss ein eben so gesuchter Leckerbissen, wie für die Indianer ist. Besonders sind es die Affen, welche einen solchen Baum dann in ganzen Heerden umlagern; man fabelt sogar von ihnen, dass sie die steinharte Deckelkapsel, die oft auch ungeöffnet herabfällt, und die sie mit ihrem Gebiss und wegen ihrer Grösse nicht öffnen können mit Steinen aufschlügen, um zu den gewünschten Nüssen zu gelangen. So weit haben es die Schlauen in ihren Schlüssen nun freilich noch nicht gebracht, wohl aber lassen sie sich das Oeffnen der äussern, für ihr Zahnsystem undurchdringlichen Kapsel, von andern Thieren, namentlich von den *Agutis (Dasyprocta Aguti)*, *Labas (Coelogenys Paca)*, so wie von einzelnen Dickhäutern, als: *Dicotyles labiatus* und *torquatus* besorgen, denen sie im Augenblick wo diese die Oeffnung gemacht, den mühsam errungenen Lohn unter den Füssen wegstehlen, um damit auf den nächsten Baum zu eilen und den Raub ruhig zu verzehren. Gelingt das Manöuvre nicht mit der ganzen Deckelkapsel, so doch gewiss mit einzelnen

Nüssen. Nach allen gemachten Erfahrungen scheint die *Bertholletia* einen steinigen Boden zu lieben, und selten höher als 1500, aber auch nicht tiefer als 400 Fuss über dem Meere vorzukommen; ihre geographische Verbreitung muss ziemlich ausgedehnt sein, indem sie sich, nach unsern jetzigen und meines Bruders früheren Erfahrungen, auf die Flächen zwischen dem 57° — 68° westlicher Länge von Greenwich und dem 6° Süderbreite bis 4° Norderbreite erstreckt.

Nächst den Palmen und der *Bertholletia*, wurde dieser Wald mir auch noch durch ein grosses Heer der *Cuschi*-Ameise interessant, das in einer, einen Fuss breiten, ununterbrochenen Colonne auf dem Wege nach seiner Colonie, einem Hügel von mehren hundert Fuss im Umfange und sechs Fuss Höhe, unsern Pfad durchkreuzte. Eine arme *Bertholletia* war zum Feld ihrer Zerstörung auserkoren worden. Tausende waren damit beschäftigt, die aus den Blättern aus gebissenen runden Stückchen bis zum Fuss des Baumes herabzubringen, die ihnen dort von den andern abgenommen und nach der Colonie getragen wurden.

Jenseits des Waldes betraten wir wieder die offene Savanne, überstiegen einzelne kuppelförmige Hügel mit Quarzfragmenten und mächtigen Glimmerplatten überstreut, und erreichten endlich, nachdem wir den Abhang eines bewaldeten Hügels herabgestiegen, auf dem ein 120 Fuss hoher *Ficus* unser Staunen auf sich zog, die aus zwei Hütten bestehende, in der angrenzenden Savanne liegende Macusiniederlassung *Maripa*. Obschon uns ein Heer wahrhaft wüthender Hunde, das fort und fort durch neue Ankömmlinge verstärkt wurde, die Annäherung streitig zu machen suchte, während alles zahme Geflügel unter wüstem Geschrei in der wildesten Flucht auseinander stob, gelang es doch endlich den von den Frauen geschwungenen Prügeln, uns den Zugang möglich zu machen. Der Häuptling der Niederlassung, *Tuma-Tuma*, der dickste Indianer, den ich bisher noch gesehen, lag während dieses Auftritts in einer kleinen offenen Hütte ruhig in seiner Hängematte und sah unser Ankunft mit der höchst möglichen Gleichgültigkeit entgegen, rauchte, nachdem wir uns schon alle um seine Hütte versammelt hatten, ruhig seine Cigarre fort und freute sich über die blauen Wölkchen, die er kräuselnd in die Luft blies. Um diese Apathie zu brechen, trat Sororeng an ihn heran und machte ihn mit dem Zweck unserer Reise und unserer Gegenwart bekannt; das gewöhnliche «*ahem*», war die einzige Wirkung dieser Neuigkeit, und lustig wirbelten die kaum unterbrochenen Rauchwölkchen wieder aus seinem Munde auf. Mit einer so anhaltenden Missachtung und Gleichgültigkeit waren wir bisher noch von keinem Häuptling behandelt worden, obschon wir die ersten *Paranaghieris* waren, die das Dorf besuchten.

Während wir uns noch über den stoischen Gleichmuth des dicken Häuptlings ärgerten, zog ein kränklich aussehender, magerer, junger Mann, der eben in

einem höchst lächerlichen Costüme aus einer der Hütten trat, unsere Augen auf sich. Das blasse, hagere Gesicht stak bis an die Augen in einer scharlachrothen Zipfelmütze, während ein buntes Hemd den Oberkörper und ein Paar einst weiss gewesene leinene Hosen, die jedoch nur bis zu den Waden reichten, die untern Extremitäten, soweit eben ihre Kürze es vermochte, bedeckte. Nachdem er uns einen Moment fixirt, kam er auf uns zu und begrüsste uns auf die bei den *Macusis* eigenthümliche Weise. Es war ein Verwandter des dicken Häuptlings und einer der berühmtesten Hundezüchter, von dem die Indianer weit und breit ihre Jagdhunde kauften, wodurch er auch in Besitz des eben beschriebenen Anzugs gekommen. Die Zahl der Bewohner betrug zwanzig, die der Hunde wenigstens das Doppelte.

Da die Kälte des Häuptlings sich keineswegs zu mildern schien, hielten wir es für das Gerathenste, ihm das Gleiche fühlen zu lassen, was wir um so eher konnten, da uns sowohl der kränkliche Mann, als die gesammte weibliche Bevölkerung auf das freundlichste entgegen kamen. In der an die beiden Hütten angrenzenden Niederung, in der sich der *Watuwau*, den wir als reissenden Strom überschritten, jetzt als unbedeutender Bach von einigen Yards Breite hinwand, schlugen wir, ohne weiter auf *Tuma-Tuma* Rücksicht zu nehmen, unser Lager auf. Die Quelle des *Watuwau* befand sich 6 Miles weiter südlich. Kaum hatten wir die Einrichtung unseres Bivouaks beendet, als schon die Bewohner der nächsten Niederlassungen, ihren Häuptling an der Spitze, ankamen, um die *Paranaghieris* zu sehen, von deren Ankunft sie bereits am Morgen durch einen *Wapisiana* aus *Tuarutu* benachrichtigt worden waren, welcher sich die Mühe eines zweitägigen Marsches nicht hatte verdriessen lassen, um seinen Freunden die wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Die beiden Würdenträger, unser stoischer *Tuma-Tuma*, und der eben angekommene Herrscher bildeten, ihrem Körper und Charakter nach, die möglichst denkbaren Contraste, weshalb wir letztern, so abschreckend auch die dürre, ausgetrocknete, nackte, einäugige Gestalt anssah, herzlich willkommen hiessen und ihm alle mögliche Aufmerksamkeit bezeigten. Freundlich bot er uns an, uns mit dem frühen Morgen soviel Cassadabrod zu bringen, als wir bedürften, und uns auch nach der Quelle des *Takutu* zu begleiten, die er erst vor kurzem besucht hätte. Die Zuvorkommenheit, die wir gegen den gutmüthigen Einäugigen zeigten, schien, äusserlich wenigstens, den Neid des behaglichen, wohlgenährten Faullenzers auf keine Weise zu erregen; — wie bei unserer Ankunft, so behandelte er uns während des ganzen Tages kalt und geringschätzend. Als aber am nächsten Morgen die benachbarten Indianer, mit Lebensmitteln beladen, bei uns ankamen und dafür reich beschenkt wurden, als sie mit den Geschenken nach der Niederlassung eilten und die Sachen unter der lautesten Freude und einem wahrhaft

kindlichen Triumph zeigten, war es mit der Apathie und der Kälte *Tuma-Tuma's* vorbei, — denn plötzlich sahen wir ihn zu unserer grossen Verwunderung mit mehren seiner Indianer und Frauen die Anhöhe herab auf unser Bivouak zukommen und in unser Zelt treten, in dem er jeden Gegenstand, den sein Auge traf, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtete. Besonders schien ihm ein Compass viel Kopfzerbrechens zu machen und seine ganze Neugier auf sich zu ziehen. Als er sich endlich überzeugt, dass alle Mühe, der Nadel eine andere Richtung zu geben, vergeblich sei, stellte er ihn kopfschüttelnd wieder an seine Stelle, schaute uns verwundert an, und war von jetzt an der gefälligste, gutmüthigste Mensch, den man sich irgend wünschen konnte. Sein abstossendes Betragen schien weniger in seinem Charakter, als in einem bisher immer noch gehegten Misstrauen gegen unsere eigentlichen Absichten gelegen zu haben.

Die frühern Fieberanfälle und ein neuer, gesteigerter Ausbruch hatten mich so ermattet, dass ich am folgenden Morgen nicht fähig war, der Parthie nach den Quellen des *Takutu* zu folgen; ein gleiches Schicksal traf auch Hendrick, dessen verrenkter Fuss so angeschwollen war, dass er nicht einmal die Hängematte verlassen konnte und mir daher Gesellschaft leisten musste.

Den 5. Mai brachen die Uebrigen in Begleitung des einäugigen Häuptlings nach jenen Quellen auf, und überliessen es uns, uns die Zeit bis zu ihrer Rückkehr so gut als es gehen wollte, zu vertreiben, was mir die sonderbaren und wilden Capriolen einer jungen Tigerkatze, die ein Indianer vor einigen Tagen eingefangen und in einer der Hütten an einem Stricke angebunden hatte, ziemlich leicht machten. Leider war das Thier noch zu jung, als dass ich hätte unterscheiden können, ob es *Felis pardalis* oder Prinz von Neuwied's *Felis macroura* war.

Nach der Menge der Jaguar- und Tigerkatzenfelle, hauptsächlich aber nach der grossen Anzahl der Zähne, die sowohl die Frauen, als auch die Kinder als Talisman um den Hals trugen, mussten sich diese Thiere in der Nachbarschaft *Maripa's* ziemlich häufig finden. Erst vor wenigen Tagen war in der Nähe des Dorfes ein Jaguar erlegt worden, dessen Reisszähne von einer ungemeinen Grösse zeugten, indem sie 3½ Zoll lang waren, und an der Wurzel einen Umfang von 3 Zoll hatten. Die Indianer erzählten uns die abenteuerlichsten Geschichten von der Kühnheit und Raubgier der Jaguare des *Tuarutu-* und *Vindaua-*Gebirges, nach welchen sie dort selbst Menschen anfielen, was mir besonders in sofern nicht unglaublich schien, als beide Gebirge wenig oder gar keine Rehe und die angrenzenden Savannen ebenfalls keine wilden Rinderheerden beherbergen, die erst 100 Miles weiter nördlich wieder auftreten, so dass die blutdürstigen Thiere nur auf kleinere Vierfüssler, als: *Agutis*, *Labas* und *Pekaris* angewiesen sind.

Dass sich die Indianer ihre Jagdtaschen fast durchgängig aus den Jaguar- und

Tigerkatzenfellen machen, habe ich schon erwähnt; wiewohl ich aber bei einzelnen Gelegenheiten Hunderte von Indianern versammelt sah, gelang es mir doch nur selten, unter ihren Taschen, oder unter den Fellen, die wir in den Niederlassungen vorfanden, zwei, drei in ihrer Zeichnung vollkommen mit einander übereinstimmende herauszufinden, indem der Grund des Felles bei dem einen röthlicher, bei dem andern bleicher, bei dem dritten bräunlicher war; ebenso variirt auch die Grösse der Ringe, indem die einen mehr oder minder zerrissen sind, sich bald näher, bald ferner stehen, hier heller oder dunkler, dort innerhalb des Kreises stärker oder geringer gefleckt sind; ja, die Abweichung der Zeichnung geht soweit, dass nur selten die eine Seite desselben Individuums mit der andern völlig übereinstimmt. Ich halte es daher für nicht uninteressant, wenn ich hier die Erfahrungen und Beobachtungen mittheile, die ich und mein Bruder während unserer Reise in Rücksicht auf das Katzengeschlecht gemacht, ohne dabei auf eine genauere Beschreibung einzugehen. Azara hat im allgemeinen die Lebensart der Katzen trefflich beschrieben. Guiana besitzt nur zwei eigentlich typische Hauptformen, für die auf der einen Seite der Jaguar *(Felis onca)*, auf der andern der Puma *(Felis concolor)* die Repräsentanten sind, von welchen der erstere jedenfalls der stärkste, blutdürstigste und zugleich der grösste ist. Während der frühern Reise meines Bruders wurde auf den Savannen der Ufer des *Padauiri*, eines Nebenflusses des *Rio Negro*, ein Jaguarskelett gefunden, das mit Einschluss des Schwanzes 9 Fuss Länge hatte. Obschon in Britisch-Guiana allein acht gefleckte und fünf ungefleckte Katzen vorkommen, die nicht nur von den Indianern mit besondern Namen belegt sind, sondern sich auch wesentlich durch die Färbung ihres Felles unterscheiden, so dürften bei den meisten diese vielfachen Abweichungen in der Färbung eher als Varietäten, denn als wirkliche Speciesmerkmale anzusehen sein. Leider gelang es uns nicht, von diesen von den Indianern unterschiedenen 13 Arten jede einzelne an einem vollkommenen Exemplare untersuchen zu können; wir bekamen von der grössern Zahl nur die Felle, und auch diese nur in einem verstümmelten Zustande zu sehen.

Wie ich schon erwähnte, ist der Jaguar *(Felis onca Lin.)*, Tiger der Colonisten, *Taikusi* der *Macusis*, der raubgierigste und dadurch für die Rinder-, Schaf- und Schweineheerden der gefährlichste Feind. Wir fanden ihn unter einer nur unbedeutenden Abwechselung in der Färbung von der Küste bis zum Aequator.

Eine von ihm wesentlich abweichende Varietät oder Species (?) ist der Turteltiger der Colonisten. Seine Fleckung ist fast durchgängig schwarz, der Grund des Felles mehr dunkelgelbbräunlich, sein Bau zwar kräftig und stark, aber doch etwas kleiner als die *Felis onca*. Obschon auch er auf den Meiereien bedeutende Verwüstungen unter den Heerden anrichtet, so scheint sein Lieblingsfrass doch in

Schildkröten zu bestehen, denen er auf den Sandbänken auflauert, seinen Fang auf den Rücken legt, und nun an der Verbindungsstelle des Rückenschildes mit dem Brustschild mit der grössten Geschicklichkeit ein rundes Loch ausfrisst, aus dem er dann mit den Vordertatzen das Fleisch herausholt. Der *Waracaba-Arowa* der *Arawaaks* (*Waracaba* nennen diese den Trompetenvogel, *Psophia crepitans*, und *Arowa* heisst Tiger) soll nach ihrer Versicherung sehr wild und blutgierig, aber nur in den dichtesten Waldungen anzutreffen sein. Von der eigenthümlichen Färbung ihrer Brust, die ganz der des Gefieders der *Psophia* gleichkommen soll, haben sie ihren Namen erhalten. Der *Abouya-Arowa* oder *Pekari*-Tiger der *Arawaaks*, ist für seine Grösse ein ungemein kräftiges Thier. Seine Länge überschreitet nicht die von 4 Fuss, wovon 16—18 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Grundfarbe ist ein gesättigtes Gelbbraun, auf dem vom Rücken nach dem Schwanze schwarze, oblonge Streifen laufen, die einen etwas dunklern Fleck einschliessen, als die Grundfarbe ist. Die Seiten des Thieres, so wie die übrigen Theile, sind mit unregelmässigen Flecken bedeckt. Der Schwanz ist im Verhältniss bedeutend kürzer, als der der übrigen. Am häufigsten kommt er an der Küste vor, wo er namentlich viel Schaden unter den Schafen und Schweinen anrichtet. Es ist wahrscheinlich *Felis pardalis* (*Lin.*). Der *Laba-Arowa* hat die Grösse einer wilden Katze; der Grund des Felles ist hellbraun und die Fleckung viel grösser, als bei allen übrigen. Auch diese halten sich zum grossen Nachtheil der Hühnerhöfe der Plantagenbesitzer häufiger an der Küste, als im Innern auf. *Laba* nennen, wie ich schon erwähnt, die Indianer die *Coelogenys Paca*, der diese Katze besonders nachstellen soll. Wahrscheinlich eine blosse Varietät dieser Katze nennen die Indianer *Aguti-Arowa*; ihr Fell hat dieselbe Grundfarbe; nur die Fleckung weicht von der des *Laba-Arowa* ab, indem dieselbe nicht nur kleiner, sondern namentlich auch viel dichter ist. Sie hat ihren Namen von dem *Aguti* erhalten, das sie, wie jene das Backenthier, besonders gern fressen soll. Wahrscheinlich ist es *Felis macroura* (*Neuwied*).

Zwei bedeutend kleinere Arten nannten die Indianer Rattentiger. Ihre Grundfarbe stimmt ganz mit der unserer jungen Rehe überein, während die des Kopfes und die Nähe der Schulter abwechselnd rund und oblong gefleckt ist. Der Schwanz ist weiss und schwarz geringelt. Sie erreichen kaum die Grösse unserer zahmen Katze und ihr Raub scheint bloss in Vögeln zu bestehen. Beide kommen nur im dichtesten Wald vor. Sie stehen der *Felis tigrina* (*Lin.*) nahe. Bei der *Felis concolor* unterscheiden die Indianer den *Wawula-Arowa* von dem *Soasoranna-Arowa*; ersterer findet sich sowohl in den Wäldern der Küste, als auch auf der Savanne, letzterer nur auf den Savannen des Innern. Der *Wawula-Arowa* (*Felis concolor*) ist schon so bekannt, dass er keiner nähern Beschreibung bedarf. In Rücksicht seiner Stärke steht er dem Jaguar keineswegs nach, und ein glaub-

hafter Plantagenbesitzer versicherte uns, einen geschossen zu haben, der eben damit beschäftigt war, ein Maulthier, welches er überfallen, durch einen bedeutenden Plantagengraben, der nur etwa bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, und an einem daran stossenden Hügel empor zu schleppen. Wie für den Jaguar, so scheinen auch für den *Puma* die Hunde eine Lieblingsbeute zu sein, denen sie auf jede Weise nachstellen; wird er aber von Hunden verfolgt, so flüchtet er sich gleich auf einen Baum, wo er in der Regel ohne Gefahr geschossen werden kann. Ebenso beutegierig folgen sie den Heerden der *Pekaris* und überfallen mit sicherem Sprunge die Nachzügler, hüten sich aber wohl, ihre Angriffe auf die Mitte der Heerden zu richten, da sie ein solch frevelndes Beginnen oft mit dem Tode würden zahlen müssen. Das Weibchen wirft jedesmal zwei Junge, bei denen sich noch dunkle Flecken unterscheiden lassen.

Der *Wilibisiri-Arowa* ist ebenfalls eine ungefleckte Katze, die jedoch als sehr selten bezeichnet wird. Ihre Färbung wurde als ein Hellgrau angegeben, das sich am Leibe und an der Brust dem Weiss nähert, wie auch ihr Schwanz nicht die schwarze Spitze des *Puma* haben soll. Die Indianer nennen, wie schon erwähnt, die kleinste Rehart, welche in Guiana vorkommt, *Wilibisiri*, und dieser stellt jene besonders nach; wahrscheinlich ist es *Felis unicolor?*

Der *Hacca-Arowa* der Indianer *(Felis Yaguarundi)*, dem ich oft begegnete, ist etwas grösser als unsere Hauskatze; seine Färbung ist ein dunkles Grauschwarz, das am Bauch in ein mäusefarbenes Grau übergeht. Der Schwanz hat ebenfalls keine Ringe. Er hat seinen Namen von dem Vielfrass *(Gulo barbarus)*, dem er in seiner schwarzen Färbung ähnelt, und den die *Arawaaks Hacca* nennen.

Noch gefürchteter, als der gewöhnliche Jaguar und der Puma ist der schwarze Jaguar *(black-tiger* der Colonisten). Ob es blos eine Varietät der gewöhnlichen *Felis onca* ist, muss ich der Entscheidung der Zoologen anheimgeben; meiner Ueberzeugung nach aber dürfte er für mehr als eine solche, für eine besondere Species anzusehen sein, indem er sich nicht blos durch seine vollkommen abweichende Färbung, sondern namentlich auch durch seine Grösse vom Puma ebenso, wie vom Jaguar unterscheidet. Die glänzend schwarze, sammetartige Färbung und die noch schwärzere, volle Fleckung, die man jedoch nur dann wahrnimmt, wenn das Licht unter einen bestimmten Winkel auf das Fell fällt, macht dasselbe zu einem der schönsten Pelzwerke, die man finden kann. Das Thier muss äusserst selten sein, da ich während meines ganzen Aufenthalts bei den Indianern nur zwei Felle gefunden, nie aber die Katze selbst gesehen habe. Das eine Fell sah ich in *Morocco*, wo das Thier von einem Indianer in der Nähe der Mission getödtet worden war, das zweite in Fort *São Joaquim*; beide Male aber waren die Felle durch das Abschneiden der Füsse so verstümmelt, dass sie zur genauen Bestimmung

nicht zu gebrauchen waren. Nach der Entfernung, in welcher das Thier in beiden Fällen erlegt worden war, muss er sich von der Küste bis zum Aequator verbreiten. Am *Demerara* soll er nicht so selten sein; dort nennen ihn die Indianer *Maipuri-Arowa*, weil er dem Tapir besonders gern nachstellt. Sein Schwanz ist ansehnlich länger, als der des gewöhnlichen Jaguars; in der Schädelbildung scheint er sich mehr dem Puma zu nähern. Die Indianer fürchten die übrigen zusammen nicht so, wie den schwarzen allein, da er den Menschen bei Tag und Nacht eben so blutdürstig anfallen soll, wie den Tapir und die Rinderheerden. Allen Erfahrungen nach kommt die *Felis onca* und *concolor* häufiger an der Küste, als im Innern vor, und fast kein Jahr vergeht, in welchem nicht 20—30, meist in grossen Fallen gefangen und getödtet werden. Die bedeutende Viehzucht, die namentlich auf den Plantagen und Meiereien zwischen dem *Essequibo* und *Berbice* betrieben wird, scheint die Thiere besonders hierher gezogen zu haben. Haben sie einmal ihr Lager in der Nähe einer solchen Meierei aufgeschlagen, so vergeht selten eine Nacht, wo sie nicht gegen die Heerden auf Raub ausgehen. Gewöhnlich saugen sie dem erlegten Vieh das Blut aus und fressen von der Beute nur 10—15 Pfund aus der Brust, oder vom Hals und lassen das übrige entweder liegen, oder schleppen es in das nahe Gebüsch; nur die äusserste Noth kann sie zu dem Zurückgelassenen zurückführen. So viel Feuer die Besitzer auch während der Nacht um die Hürden anzünden mögen, so sind diese doch keineswegs im Stande, sie zu vertreiben.

Die oben erwähnten Fallen stimmen in ihrer Construction ganz mit unsern Ratten- oder Marderfallen überein. Sie bestehen in einem grossen Kasten, dessen starke Bohlendecke und gleichstarker Bohlenboden nach allen vier Seiten mit starken Eisenstäben verbunden ist, und haben an der einen Seite eine Fallthür, die durch ein Stellbrett in der Höhe erhalten wird. In einen Verschlage, innerhalb des Kastens, der ebenfalls durch starke Eisenstäbe von dem Hauptraum getrennt ist, wird ein Schaf oder eine Ziege eingesperrt und die Falle dann an einem etwas abgelegenen Theile der Plantage aufgestellt. So wie der Jaguar oder Puma, um die Beute zu ergreifen, durch die Fallthür in den Kasten kriecht und auf das Stellbrett tritt, fällt diese hinter ihm zu und der Räuber ist gefangen. Auf diese Weise hatte unser Freund, van Günthern, auf der Plantage *Greenwich-park* in einem Jahre 4 Stück überlistet, von denen es jedoch einem gelungen war, die daumenstarken Eisenstäbe zu zerbrechen, und sich während der Nacht aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Die Wuth des betrogenen Thiers, sein Brüllen und seine Anstrengungen, sich zu befreien, sollen etwas wahrhaft Grauenerregendes haben. Meistentheils werden die Gefangenen in der Falle erschossen. Kurz vor meiner Abreise nach Europa hatte ein junger, kühner *Vaqueiro* von 18 Jahren auf einer Meierei in der Nähe von *Demerara* einen Jaguar, der sich der Heerde am Tage genähert, zu

Pferde mit dem Lasso gefangen und erdrosselt. Diese kühne That war wochenlang das allgemeine Tagesgespräch, und da dies der zweite Jaguar war, den er in kurzer Zeit getödtet, erhielt er vom Gouverneur eine ansehnliche Belohnung.

Dass der Jaguar die Hunde oft mitten aus dem Kreise der Indianer und aus den Meiereien herausholt, habe ich früher schon angeführt, und eben so die auffallende Thatsache erwähnt, dass er sich, sobald er auf der Jagd von der Meute verfolgt wird, auf den ersten, besten schrägstehenden Baum flüchtet, wo er meist eine leichte Beute des Jägers wird. Missglückt der Schuss oder wird der Jaguar blos leicht verwundet, so stürzt er sich freilich mit unwiderstehlicher Wuth auf den Jäger, den dann nur eine andere Waffe und kaltblütige Geistesgegenwart vom Tode retten kann. Bei meiner Expedition, den *Demerara* aufwärts, traf ich einen Neger, der bei einer solchen Gelegenheit nicht nur seine rechte Hand, sondern auch einen bedeutenden Theil seiner Schultermuskeln eingebüsst hatte. Er war in Begleitung eines Indianers und seiner drei Hunde auf die Jagd gegangen; da trieben die Hunde einen Jaguar aus seinem Lager auf, der sich zuletzt auf einen halbentwurzelten Baum flüchtet. Unter lautem Gebell umstellen ihn die Hunde, der Neger nähert sich dem Gefangenen bis auf ungefähr 18 Schritt, feuert sein Gewehr ab, trifft aber das wüthende Thier nicht tödtlich und mit zwei Sprüngen hat der verwundete Jaguar den unglücklichen Jäger erreicht, und seine Tatzen in die Schultern desselben eingeschlagen, um ihm im nächsten Augenblick die Kehle zu zerfleischen. Um diesen grausigen Moment abzuwenden, mochte der unglückliche Waidmann unwillkürlich mit der rechten Hand in den blutgierigen Rachen des Raubthieres gefahren sein, denn als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine rechte Hand neben ihm. In dem entscheidenden Augenblicke war nämlich der nachfolgende Indianer auf dem Kampfplatze angekommen und hatte dem Jaguar sein langes Waldmesser durch das Herz gestossen, ohne jedoch verhindern zu können, dass dieser im Todeskampf den schon bewusstlosen Neger noch das ganze Fleisch der Schultern, in das er seine Krallen eingeschlagen, mit herabriss. Dass der Jaguar auch von freien Stücken Menschen angreift, dafür wurden uns mehre Beweise geliefert. So trug einer der Begleiter meines Bruders auf seinen frühern Reisen, noch die Narben auf der Brust, die ihm die Zähne eines Jaguars verursacht, welcher, als der Indianer, noch als ein Knabe, mit seiner Grossmutter auf das Cassadafeld gehen wollte, aus dem Dickicht gestürzt war, und ihn an der Brust packte und fortschleppte, woran er jedoch durch die muthige alte Grossmutter verhindert wurde, die ihn mit dem Waldmesser angriff, was ihm so unerwartet kam, dass er den Knaben fallen liess und die Flucht ergriff.

Ausser zu der Zeit, wo das Weibchen Junge hat, scheint der Jaguar kein besonderes Lager zu besitzen, sondern nach Beute suchend, überall herumzu-

schweifen. Beim Anblick von Menschen, wenn sie nicht von Hunden begleitet sind, ergreift er niemals die Flucht, sondern geht ruhigen Schrittes weiter, wobei er sich nur dann und wann umsieht. Erst wenn ihm die Verfolger zu sehr auf den Fersen sind, und ihre Zahl seiner Kraft überlegen zu sein scheint, beginnt er einen kurzen Trott. Mit der grössten Leichtigkeit überschwimmt er die breitesten Flüsse und hält dabei seinen Schwanz gekrümmt über dem Wasser, woran man ihn schon beim Schwimmen aus ziemlicher Entfernung erkennen kann; steigt er dann am Ufer empor, so schüttelt er ganz wie unsere Hunde das Wasser erst von sich, bevor er den Landweg antritt. Umkreist er ein Bivouak oder eine Viehhürde, so geschieht dies stets unter einem ununterbrochenen Knurren; geht er erst bei Nacht auf Beute aus, so erhebt er sich unter einem furchtbaren Gebrüll, das dann den ganzen Wald durchdröhnt. Nicht nur die Indianer, sondern auch die glaubwürdigsten Colonisten versicherten uns, Augenzeugen von Kämpfen des Jaguars und Kaimans gewesen zu sein, die man bisher immer noch für Fabeln gehalten hat. Nach ihrer Versicherung soll der Jaguar in einem solchen Kampfe nur dann unterliegen, wenn seine Klauen zwischen den Bauchschilden des Gegners eingeklemmt werden, worauf ihn dieser gewöhnlich in das nahe Wasser zieht und ersäuft; — der Kampf beginnt stets nur auf dem Lande.

Die fast unglaubliche Dreistigkeit der Jaguare hatte mein Bruder auf seinen frühern Reisen aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Während seines Aufenthalts in dem Caraibendorfe *Curassawaka* am *Rupununi*, hatte das erwähnte verdächtige Knurren und das wüste Geheul während der Nacht die Nähe eines Jaguars verkündet. Meines Bruders Zelt war etwa hundert Schritt von den Hütten der Indianer aufgeschlagen. Eine seiner Hündinnen hatte ein Junges, welches am Morgen fehlte, und bald war auch eine Hängematte, die gewaschen worden war und die er in das Zelt gelegt, so wie jede folgende Nacht ein anderes Stück, ein Tuch oder irgend ein Kochgeschirr verschwunden. Der Verdacht fiel natürlich auf die Indianer, trotz ihrer Versicherung, dass der Jaguar der Dieb sei. Alle Versuche den Urheber des nächtlichen Gebrülls zu verscheuchen, blieben erfolglos. Die Diebereien dehnten sich bald auch auf die Zelte der drei europäischen Begleiter meines Bruders aus, und der Verdacht gegen die Bewohner stieg immer mehr. Das wilde Gebrüll des Thieres hatte die Gesellschaft natürlich vorsichtig gemacht; auch mein Bruder legte, als er nach einem neuen Diebstahl bis spät in die Nacht hinein in seinem Zelt arbeitet, zwei geladene Pistolen neben sich. Eben blickt er von der Arbeit auf, als er einen Gegenstand vor sich sieht, den er aber wegen der schon geschlungenen Hängematte nicht deutlich unterscheiden kann; er hebt das Licht empor, und ruhig blickt ihm der Jaguar, der vier Schritt vor ihm steht, in die Augen, doch ehe er die Pistole ergriffen, war der lästige Besuch verschwunden. Die nächste

Nacht wird er durch ein Thier, das eben unter seiner Hängematte durchkriecht und mit dem Rücken an ihm hinstreift, aus dem Schlafe erweckt; er glaubt, es sei einer seiner Hunde, und schlägt mit der Hand wacker auf den Rücken, nicht des Hundes, sondern des Jaguars, der unter einem knurrenden Ton mit einem Satz durch die Zeltwand springt. Am Morgen wurde eine allgemeine Jagd veranstaltet, auf der man zwar nicht den Ruhestörer, wohl aber die gestohlnen Gegenstände, bis auf ein Tischtuch, zerstreut im Dickicht auffand. Was das Thier zu diesen sonderbaren Räubereien veranlasst, möchte schwer zu entscheiden sein, da man bei dieser Gattung bisher noch nie die Diebeslust der Elster beobachtet hat. Unserm zweiten Koch Adams wurde während der Expedition nach den Quellen des *Corentyn* ein ähnlicher Besuch zu Theil. Ein lauter Angstschrei weckt dort das ganze Lager aus dem Schlafe auf, und der geängstigte, heulende Adams erzählt: Er habe nicht schlafen können und wach in seiner Hängematte gelegen, da sei plötzlich ein grosser, dunkler Gegenstand auf sein Lager zugekommen, in dem er bald ein Thier erkannt, das ihn vom Kopf bis zu den Zehen beschnupperte; starr vor Entsetzen habe er gleich einem Todten in der Hängematte gelegen, bis sich seinem Gesicht ein Paar glühende Kohlen genähert; da sei die Erstarrung gewichen, und unter lautem Hülfsgeschrei sei er aus der Hängematte gesprungen. Das Thier war verschwunden und die zurückgelassenen Spuren verkündeten den Jaguar.

Bei meiner Abreise von Berlin wurde mir gesagt, ich sollte, da das Museum im Besitz sämmtlicher Vierfüssler Guiana's sei, um den unnöthigen Transport zu ersparen, keinen der grössern Repräsentanten präpariren und einsenden; jetzt bedaure ich dem Auftrage Folge geleistet und die angeführten Varietäten nicht präparirt und eingesendet zu haben, da ich mich bei meiner Rückkehr vergeblich nach einigen von ihnen umsah.

Die Menge von Körben mit Brasiliennüssen, welche ich in den Hütten von *Maripa* fand, zeigten, in welcher Anzahl die *Bertholletia excelsa* auf dem *Vindana*-Gebirge vorkommen musste.

Als mir mein Fieber einen kleinen Ausflug nach den benachbarten Niederlassungen erlaubte, trat ich in Begleitung einiger Indianer den Weg dahin durch Wald und Savanne an, wo die *Mauritia flexuosa* eine Höhe von 100 Fuss, die *Mauritia aculeata* von gewiss 50 Fuss erreichte. Die kleinen dichten Gruppen und fächerartigen Wedel der letztern erhielten durch mehre gelbe und bläuliche concentrische Streifen in der Mitte ein ungemein liebliches Colorit. Den Wald bildeten grösstentheils mächtige *Ficus*-Arten, deren Früchte eben in ihrer Reife standen. Farrn, *Bapatea*, *Alpinia*, *Calathea* und *Canna* bedeckten den Boden, und eine Menge der brillanten Schmuckvögel. *Ampelis Pompadora*, welche die Indianer nach dem Tone ihrer heisern Stimme: «*Wallababa*» nannten, sassen

auf den *Ficus*-Bäumen, so dass wir schon in wenigen Minuten fünf Stück erlegt hatten. Wie häufig man auch in Guiana, namentlich am *Demerara* die *Ampelis Cotinga (Lin.)*, *coerulea (Tem.)*, *cayana (Lin.)* und *Pompadora (Lin.)*, besonders in den Monaten November bis Mitte Januar, wo die Früchte und Saamen verschiedener *Ficus-*, *Brosimum-* und *Psidium*-Arten ihre Reife erhalten, findet, so sind sie doch vom März bis Ende October plötzlich aus den Wäldern verschwunden, wie sie mit dem Beginn des Novembers wieder erscheinen; um so auffallender musste mir die hier eingetretene Anomalie erscheinen. Dass die erwähnten Ampelisarten in Britisch-Guiana nur als Zugvögel auftreten, scheint mir unter anderm daraus hervorzugehen, dass man bei ihrem Erscheinen wohl alle Uebergänge des Gefieders und Alters, niemals aber ganz junge Vögel findet, die wahrscheinlich in Folge der Schwäche ihrer Flugmuskeln die Reise noch nicht mit antreten können, oder während des ersten Jahres von einem Futter leben, das sie hier nicht finden. Ebenso wenig aber als ich während meines vierjährigen Aufenthaltes solche gesehen habe, sind ihre Nester den Indianern und Hinterwäldlern *(Backwoodsmen)* bekannt, und doch sind letztere die vorzüglichsten empirischen Naturkundigen, die man irgend finden kann; ja ich muss erklären, dass ich keine meiner Beobachtungen und Erfahrungen über die Lebensweise der Thierwelt als stichhaltig angenommen und hier mitgetheilt habe, wenn sie nicht mit denen dieser Männer übereinstimmten. Den Berichten der Indianer ist bei weiten nicht so unbedingt zu vertrauen, als den Aussagen dieser ergrauten Hinterwäldler. Nach der übereinstimmenden Behauptung dieser und der Indianer, sollen sich die angeführten Ampelisarten nach *Cayenne* begeben, um dort ihr Brutgeschäft abzumachen. Auffallend war es mir, dass ich in Bezug auf letzteres, eben so wenig etwas über die Gattungen *Chasmarhynchus*, *Procnias* und über die Species *Ampelis carnifex* erfahren konnte, obschon letztrer das ganze Jahr hindurch hier bleibt.

In der Niederlassung des einäugigen Häuptlings, der mit dem grössten Theil der männlichen Bewohner meinen Bruder begleitete, hatten die zurückgebliebenen Frauen die grösste Mühe, mich vor den wüthenden Hunden zu schützen. Nachdem endlich das wilde Heer durch Prügel theils zur Ruhe gebracht, theils in die Flucht geschlagen worden war, konnte ich in die grosse, geräumige und reinliche Hütte des Häuptlings treten, deren Wände statt aus Lehm, aus Baumrinde aufgeführt waren. Sowohl die Jagd- als Hausgeräthe waren mit einer Ordnungsliebe und Sorgfalt aufgehängt und aufgestellt, wie ich sie bisher unter den Indianern noch nie gefunden. Die ganze weibliche Bewohnerschaft war mit Baumwollespinnen beschäftigt; vergebens bemühte ich mich aber, sie zum Verkauf einiger der sauber gearbeiteten Waffen ihrer Männer zu verleiten.

Nach kurzem Aufenthalt wandten wir uns zu einem andern Dorfe, dessen

zwei neue, kuppelförmige Hütten uns schon aus der Ferne über die niedrigen *Curatella-* und *Bowdichia*-Bäume freundlich entgegenwinkten, wie uns auch das Lachen und Scherzen, in der grössern derselben, verrieth, dass wir zur glücklichen Stunde gekommen waren. Die männlichen Bewohner sassen vergnügt um mehre grosse, irdene Gefässe, gefüllt mit Paiwari, und liessen im Verein mit den Trinkschalen zugleich mehrmals alle die Tauschartikel, vielleicht zum hundertsten Male, im Kreise herumgehen, die sie am Tage vorher für ihre Provisionen erhalten hatten. Die Frauen waren eben damit beschäftigt, ihre Glasperlen an Schnüre aufzureihen. Natürlich hatten sich meine Begleiter augenblicklich in dem Kreise eingeordnet, und sprachen der Schale so wacker als möglich zu, während ich nur die Utensilien der Hütte betrachtete. Nach einstündiger Rast, während welcher man mich in Paiwari zu ertränken drohte, traten wir unsern Rückweg nach *Maripa* an, das wir noch vor Sonnenuntergang erreichten.

Schon am Mittag des 7. Mai kehrte die Parthie von den Quellen des *Takutu* zurück, die mein Bruder unter 1° 5′ Norderbreite, 19 geogr. Meilen westlich von *Pirara* getroffen hatte. Von seinem Quellpunkt an fliesst der *Takutu* gegen N.O., nimmt unter 1° 55′ einen Nebenfluss auf, der ziemlich dieselbe Grösse wie der Hauptstrom hat und vom *Vindaua* herabkommt, schlägt sich dann gegen N.W., durchströmt einen ausgebreiteten, hier und da mit Wald besetzten Savannengrund, bis ihm jenseits des *Tuarutu*-Gebirges und zwar östlich, die Wasser des *Watuwau* zufliessen. Von da an durchschneidet er die schon erwähnten sterilen Savannenflächen, in denen seine Zuströme nur aus unbedeutenden Savannenflüsschen bestehen, bis unter 3° 35′ Norderbreite und 24 Miles westlich von *Pirara* der *Mahu* auf ihn stösst, worauf sie beide vereint gegen Südwesten fliessen, den *Zuruma* oder *Cotinga* auf ihrem rechten Ufer aufnehmen, und sich dann unter 3° 1′ 46″ Norderbreite, einige hundert Yards oberhalb des Forts *Saõ Joaquim*, mit dem *Rio Branco* vereinigen. Sein ganzer Lauf mochte nach den Berechnungen meines Bruders etwa 200 Miles betragen. Während der letzten 50 Miles schlägt er förmlich einen rückgängigen Lauf ein, indem er sich gegen den *Rio Branco* von N. gegen S.W. wendet.

Der Weg bis zur Quelle war für die Parthie mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft gewesen, da er ununterbrochen durch pfadlosen Wald geführt. Alle Flussbetten, die sie durchkreuzt, hatten sie ohne Wasser gefunden, bis sie nach einem vier und zwanzigstündigen Marsch ihren Durst in dem Wasser des *Takutu* stillen konnten. Das Bett des Flusses hatte hier noch eine Breite von 10 — 12 Fuss und bestand aus einer Menge zusammenhängender Pfuhle mit einem fast schwarzen Wasser, welche Färbung seine Wellen erst dann verlieren, wenn sie die ocher- und lehmhaltigen Savannen durchfliessen. Nach der Färbung des Wassers nennen

ihn die *Wapisianas* auch *Buti-vanuru* oder «schwarzer Fluss». Nachdem sie dem Ufer noch mehre Miles aufwärts gefolgt, stiessen sie in einem Dickicht von wildem Bambus und himmelhohen Bäumen auf die Quelle des Flusses selbst.

Einer der Indianer der Parthie brachte einen getödteten *Coaita*-Affen (*Ateles Paniscus, Geoffr.*) mit, den er in der Nähe von *Maripa* aus einer Heerde erlegt hatte. Es ist dies unstreitig einer der hässlichsten Affen, und als die Jäger ihn unmittelbar nach ihrer Ankunft absengten, um ihn als Abendbrod zu verzehren, kam mir seine Aehnlichkeit mit einem Negerkinde so überraschend vor, dass ich mich von dem Mahle abwenden musste, um nicht alle meine kaum niedergekämpften Antipathien wieder in mir erwachen zu lassen. Die Behauptung der Indianer, dass diese Affen bei ihrer Verfolgung trockne Zweige und Früchte abbrechen, und sie nach ihren Verfolgern schleudern, wurde durch Hrn. Goodall bestätigt, der an der Jagd Theil genommen hatte. Der *Ateles Paniscus* ist nur auf gewisse Lokalitäten beschränkt. Man findet ihn meist in Gesellschaften von 16—20 Individuen; oft auch in geringerer Zahl. Nie bemerkte ich sie auf der Erde, stets nur auf den höchsten Bäumen. Trifft sie ein Sonnenstrahl, so legen sie sich lang ausgestreckt auf die Aeste, um sich zu sonnen. Bei allen seinen Bewegungen braucht dieser eckelhafte Affe seinen Schweif. Wird er verfolgt, so flieht er wohl mit bedeutender Schnelligkeit, springt aber weniger als die andern Affen.

III.

Vorbereitung zur Rückkehr nach Pirara. Geographische Lage Maripa's. Theilung der Parthie. Aufbruch von Tuarutu auf dem alten Wege. Indianisches Feuerzeug. Dasypus giganteus. Dasypus villosus. Dicotyles labiatus und seine Jagd. Gulo barbarus. Einschiffung auf dem Takutu. Dicotyles torquatus. Ankunft in Tenette. Herr Fryer. Eintreffen der andern Parthie. Quelle des Rupununi. Pinghette-Gebirge. Manette-Gebirge. Vorboten der Regenzeit. Aufbruch von Tenette. Calycophyllum Stanleyanum. Gebrauch der Saamen von Mimosa acacioides. Honigbiene. Rückkehr nach Pirara. Lebensmitteltransport aus Georgetown. Rückkehr Petri's und der Boote dahin.

Der Zweck unserer Expedition war erfüllt, unserer unmittelbaren Rückreise würde nichts mehr im Wege gestanden haben, wenn mein Bruder nicht noch die geographische Lage von *Maripa* hätte bestimmen wollen, die sich bald zu 1° 54′ 37″ N.B. und 59° 45′ W.L. herausstellte.

Hendrick's Fuss war leider noch nicht soweit wieder hergestellt, dass er mit uns aufbrechen konnte, weshalb wir uns genöthigt sahen, ihn bis zu seiner völligen Genesung hier zurückzulassen. Damit er keinen Mangel leiden sollte, und sich später auch Führer zu seinem Rückweg nach *Pirara* dingen könnte, versahen wir ihn mit einer hinlänglichen Menge von Tauschartikeln. Am Abend vor unserer Abreise brachte uns noch der rothmützige, junge Indianer, der auf die Jaguarjagd ausgegangen war, ein *Kairuni (Dicotyles labiatus)*, das uns unendlich lieber war, als der grösste Jaguar, da schon seit einigen Tagen unsere Kost in nichts als Vegetabilien bestanden hatte. Die diesem Thiere eigenthümliche Rückendrüse, welche eine stark übelriechende Flüssigkeit absondert, hatte er, um das Fleisch essbar zu erhalten, unmittelbar nach dem Erlegen ausgeschnitten. Das Fleisch wich sowohl im Ansehen, als im Geschmack von dem unserer Schweine ab und war zähe. Die

nach dem Abendessen bleibenden Reste liessen wir während der Nacht räuchern. «*Kair*» heisst bei den *Macusis* «übelriechend», daher auch der Name *Kairuni*.

Der einäugige Häuptling, der uns, oder vielmehr unsere Tauschartikel ganz besonders in das Herz geschlossen hatte, so wie mehre seiner Unterthanen und Bewohner *Maripa's*, boten sich uns zu Begleitern bis *Tenette* an, was wir um so lieber annahmen, als wir von *Maripa* und *Tuarutu* unsern Bedarf an Cassadabrod bis *Pirara* mitnehmen mussten, weil wir in *Tenette* nichts erwarten konnten.

Unsere Parthie zählte beim Aufbruch 50 Individuen, die durch eine Meute von 25 Hunden begleitet wurde. In keiner Niederlassung hatte ich noch soviel und so schöne Hunde gefunden, als in *Maripa*. Der schönste von allen aber war *Tewanau*, der von dem rothmützigen Indianer für eine Flinte eingetauscht wurde. Der Hund hatte eine Höhe von 1 Fuss 11 Zoll, und mass von der Nase bis zur Schwanzspitze 4 Fuss 3 Zoll, wovon allein 1 Fuss auf den Schwanz kam. Schade war es, dass das schöne Thier castrirt war, was die *Tarumas* eben so gewöhnlich, wie die Brasilianer mit ihren Hunden zu thun pflegen. Die kleine Tigerkatze wurde von einem der Indianer in einer Art Käfig getragen.

Unter grossem Lärm und noch grösserem Hundegebell setzte sich endlich der Zug in Bewegung, wobei der dicke Häuptling *Tuma-Tuma* ruhig in seiner Hängematte liegen blieb und seine Cigarre rauchte. Um Mittag des zweiten Tages erreichten wir die Niederlassung *Tuarutu* wieder, und Niemand war glücklicher darüber als Hamlet, der sich abermals für verlassen und verloren gehalten hatte. Die Einwirkungen seiner Todesangst zeigten sich immer noch so deutlich auf dem früher so behaglichen Gesicht, dass ihn keiner seiner frühern Bekannten in diesem Zustande wieder erkannt haben würde.

Die Bewohner von *Tuarutu* und seinen Umgebungen hatten Wort gehalten, und eine solche Quantität Brod gebacken, dass wir schon für den folgenden Tag, den 12. Mai, unsere Weiterreise festsetzen konnten, die wir aber getrennt antreten mussten, da sich meine Fieberanfälle in der letzten Zeit täglich mit gleicher Heftigkeit wiederholten. Der nächste, d. h. unser alter Weg nach *Tenette* war in diesem geschwächten Zustande der beste. Mein Bruder dagegen wollte den *Takutu* überschreiten und mit Goodall auf dem östlichen Ufer dahin zurückkehren. Am Nachmittag besuchte ich noch eine nahe Niederlassung, in der ich die Bewohner beim Mahle fand; sie verzehrten einen Kaimanschwanz, der aber meinen Appetit keineswegs rege zu machen vermochte. Unter den Schmausenden befand sich ein Taubstummer, ein kräftiger junger Mann von ungefähr 25—30 Jahren, der sich, als wir kaum ihrem Kreise näher getreten, schleunigst erhob, und in einer Ecke der Hütte mehre Waffen auf eine etwas ungeschickte Weise zu verbergen suchte, was wir uns nicht

eher erklären konnten, als bis uns Sororeng den gewünschten Aufschluss gab. Auf irgend eine Weise mochte er erfahren haben, dass wir diese Gegenstände gern eintauschten; um nun nicht in Versuchung zu kommen, seinen geliebten Waffen gegen ein angebotenes Messer oder dergl. untreu zu werden, hielt er es für gerathener, dieselben unsern Augen zu entziehen. Was er uns von dieser Seite unmöglich machte, suchte er durch einen grossen Vorrath von Tabak *(Cawai)* auszugleichen, den er uns zum Tausch anbot. Die Zubereitung des Tabaks besteht bei den Indianern ganz einfach darin, dass sie die grösseren Blätter sammeln, einige Tage einzeln im Schatten der Hütte aufhängen, und, wenn sie beginnen gelblich zu werden, in faustdicken Bündelchen von der Länge der Blätter vereinigen, die sie fest mit Bast umwickeln.

Den folgenden Morgen verliess ich mit Hamlet und mehren Indianern *Tuarutu*, worauf auch die andere Parthie aufbrach. Hamlet, der von jetzt an beständig der zweite oder dritte in der Reihe blieb, erkannte augenblicklich die Stelle, wo er vom eigentlichen Wege abgekommen war, und zeigte sie uns unter den kläglichsten Mienen.

Am 13. Mai erreichten wir den Felsen, auf dem wir die Jagdparthie aus *Tuarutu* getroffen hatten, und ein heftiger Fieberanfall nöthigte mich, ihn zu unserm Bivouak zu wählen; — als es jedoch zum Feueranzünden kam, zeigte es sich, dass Hamlet auch das letzte der Feuerzeuge im gestrigen Bivouak hatte liegen lassen. Nur die Versicherung der Indianer, uns schnell aus der Verlegenheit zu helfen, konnte Hamlet vor mehr als einem bösen Gesicht bewahren, da dies nun schon das dritte bis vierte Feuerzeug war, das durch seine Nachlässigkeit stehen geblieben war. Ich hatte zwar schon früher oft genug gehört, dass der Indianer auch ohne Stahl und Stein sein Feuer anzünden kann, bisher aber hatte die Gelegenheit gefehlt, dies aus Erfahrung kennen zu lernen. Wie wir unsere Feuerzeuge bei uns tragen, so führten unsere Begleiter zwei Stückchen Holz bei sich. Eins derselben war ungefähr einen Finger breit und einen halben Fuss lang. In diesem befand sich etwa einen Zoll von dem einen Ende ein konisch durchgebohrtes Loch, welches das Ende eines runden Stäbchens etwa um die Hälfte ausfüllte. Nachdem der Indianer unter das Loch etwas von dem Faserfilz gelegt, mit welchem mehre Ameisenarten ihre Höhlungen ausfüttern und den sie von einer *Melastomacee* nehmen, hielt ein anderer Indianer das Stück Holz mit dem Loche auf dem Boden fest, indessen der andere das zweite Stück mit grosser Schnelligkeit zwischen beiden Händen in dem Loche herumdrehte; nach Verlauf einer halben Minute fing der untergelegte, sogenannte Ameisenzunder Feuer. Diese feine, filzige Masse führen die Indianer stets in einem verschlossenen Stück Bambusrohr bei sich. Obschon wir Europäer, wie auch die Farbigen und Neger es oft versuchten, auf diese Weise Feuer anzumachen, so blieb dies doch ein vergebliches Bemühen,

mochten wir auch noch so quirlen. Die zwei Stücke Holz werden, wie ich später bemerkte, nur aus dem Holze der *Apeiba glabra (Aubl.)* geschnitten.*)

Kaum loderte die Flamme unsers Feuers empor, als die Aufmerksamkeit unserer Indianer durch ein Geräusch im nahen Gebüsche rege gemacht wurde. Augenblicklich befanden sich Bogen und Pfeile in den Händen, und behutsam schlichen drei bis vier der Stelle zu. Eben so behutsam schleppte ich mich nach, doch bevor ich noch den Gegenstand herausfinden konnte, von dem das Geräusch in dem dichten Mimosengebüsche herrührte, hörte ich auch schon das Schnellen der Bogensehnen und das verdreifachte Geräusch des fliehenden Thieres. Die starke Bewegung in dem Gesträuch liess mich vermuthen, dass das Wild an meinem Standort hervorbrechen würde, was auch geschah. Es war ein riesiges Armadill, das, von zwei Pfeilen durchbohrt, seine letzten Kräfte anstrengte, sich durch das dichte Gebüsch zu drängen, woran aber die Pfeile es vielfach hinderten. Der Ruf der Jäger brachte schnell die am Feuer zurückgebliebenen Indianer an unsere Seite, das geängstigte Thier wurde umringt, und bald war es unseren Keulenhieben erlegen. Es war der so seltene *Dasypus giganteus (Desm.)*. Seine Länge betrug mit Einschluss des Schwanzes 5 Fuss, seine Höhe $2\frac{3}{4}$ Fuss, und das Gewicht bestimmt 80 bis 100 Pfund. Der Knochenpanzer bestand aus unregelmässigen Schildern, der Haarwuchs des Leibes zeigte sich ungemein spärlich und dünn. Die Klauen waren sehr stark und lang. Die *Macusis* nannten es *Maouraima*, die *Wapisianas* dagegen *Manura*. Nach Verlauf einer Viertelstunde schmorte es schon in Stücke zerlegt an spitzigen Stäben über dem Feuer, das durch das herabträufelnde Fett in hellen Flammen aufloderte. Der Geschmack des Fleisches hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem der jungen Spanferkel; leider hatte mir mein heftiger Fieberanfall allen Appetit so sehr verdorben, dass ich von dem unverhofften, schmackhaften Leckerbissen fast gar nichts geniessen konnte. Noch waren meine Begleiter mit der leckern Mahlzeit beschäftigt, als die scharfen Augen eines *Wapisiana* in der unter uns liegenden Savanne sich wieder etwas Lebendiges bewegen sahen; eilend sprang er nach der Stelle und brachte bald darauf ein anderes, kleineres Armadill am Schwanze getragen. Es war *Dasypus villosus (Desm.)*. Nach der Aussage der Indianer soll diese Species, welche sich namentlich durch einen eigenthümlichen Haarwuchs, der nicht nur den Leib, sondern auch die Rückenschilde deckt, auszeichnet, nur in der Savanne vorkommen, und sich grösstentheils von Aas nähren, weshalb sie das Thier auch nicht essen; — eine Eigenthümlichkeit, welche sie unter den sieben Species, die ich in Guiana getroffen, nur dieser zu-

*) Nach den Beobachtungen des Dr. Philippi machen die Eingebornen auf den Nikobaren, in der Bai von Bengalen, ihr Feuer auf dieselbe Weise an.

schreiben. In einzelnen Festgesängen der *Wapisianas* und *Macusis* spielt dieses *Jassi*, wie sie es nannten, eine Hauptrolle, indem jeder Refrain ungefähr mit den Worten endet: «Und wenn ich gestorben, leg mich in die Savanne, das *Jassi* wird kommen und mich begraben.» Ein ähnlicher Gesang ist nach von Martius auch am *Rio Negro* unter den Indianern gebräuchlich.

Am dritten Tage erreichten wir, halb verdurstet, und ich völlig ermattet, unser altes Nachtquartier an dem Berge *Aruatintiku* (Tigerberg), wo wir wenigstens noch soviel Wasser zu finden hofften, um damit unsern brennenden Durst, der durch die Fieberhitze bei mir zur wahren Tortur gesteigert war, löschen zu können, — doch selbst der letzte Tropfen war versiegt! Halb verzweifelt warf ich mich in meine Hängematte, während die übrigen davon eilten, um das ersehnte Element aufzusuchen. Nach einem zweistündigen, qualvollen Harren war auch der letzte zurückgekehrt, ohne Wasser gefunden zu haben; da erst führte mir die Noth und Qual den Gedanken zu, an der Stelle, wo früher solches gestanden, mit den Waldmessern einige Löcher graben zu lassen, in welchen sich auch nach und nach soviel von einer schmutzigen und morastigen Flüssigkeit sammelte, dass wir wenigstens den trocknen Mund, nachdem wir jene Masse durch ein Tuch geseihet, anfeuchten und den bittersten Durst löschen konnten.

Als wir am folgenden Morgen eine der waldigen Oasen durchschritten, hörte ich in der Ferne ein eigenthümliches Getöse, das ganz dem Gelärm galoppirender Pferde zu vergleichen war und uns immer näher zu kommen schien. Mit dem Ausruf: *Poiuka*! spannten die Indianer ihre Flinten und Bogen, und erwarteten die Annäherung der Lärmmacher, die sich auch bald als eine unzählbare Heerde *Kairunis (Dicotyles labiatus)* erwies. Sobald diese uns erblickte, hielt sie einen Augenblick in ihrer wilden Eile an, stiess dann ein dem Grunzen unserer Schweine ähnliches Geschrei aus und schickte sich nun zur Flucht an. Unter schrecklichem Zähneklappern und Knirschen stürzte sich das Heer an uns vorüber. Erstaunt und gefesselt durch dies merkwürdige Intermezzo unserer so lautlosen Reise hatte ich im ersten Augenblick selbst unter sie zu schiessen vergessen, und wollte, da ich keinen Schuss von meinen Begleitern hatte fallen hören, eben das Versäumte nachholen, als mir der zunächst stehende Indianer das Gewehr wegzog, was mein Staunen nur noch vermehrte; bald aber sollte sich mir das Räthsel lösen. Als das Gros der Heerde an uns vorüber war, und sich die Nachzügler näherten, wurden die Gewehre und Bogen in Thätigkeit gesetzt, so dass wir 4 Stück in unsere Gewalt bekamen. Merkwürdigerweise verhielten sich unsere Hunde bei diesem Vorübermarsch eben so ruhig, wie wir, und hatten sich auf die Erde niedergelegt.

Die Indianer erzählten mir jetzt, dass es meist mit der grössten Gefahr verbunden sei, in die Mitte einer solchen Heerde zu schiessen, indem sich die Thiere

dann nach allen Richtungen hin zerstreuten und auf einer solchen Flucht jeden lebendigen Gegenstand, der ihnen in den Weg käme, niederrissen und mit ihren Hauern vernichteten. Hamlet, der unter dem Vorbeidefiliren der erzürnten Menge zitternd und bebend neben mir gestanden, bekräftigte diese Aussage durch die Versicherung, dass sein Vater auf diese Weise um's Leben gekommen, da er an der Wunde, die er von einem *Kairuni* erhalten, nachdem er in die Mitte einer solchen flüchtigen Heerde geschossen, habe sterben müssen. Wird unter die Nachzügler geschossen, so setzt die Hauptmasse ihren Lauf unbekümmert fort. Beim Zerlegen fanden wir zwei hochträchtige Bachen jede mit einem Jungen unter der Beute.

Um das Fleisch wo möglich vor dem Verderben zu schützen, strengten wir alle unsere Kräfte an, die *Wapisiana*-Niederlassung am Fusse des *Auuru-paru* zu erreichen. Kurz vor unserm Eintritt in dieselbe störten unsere Hunde in einer kleinen Oase noch einen Vielfrass auf, den sie in die Savanne trieben, von welcher er sich aber so schnell als möglich wieder in die Oase und dort in einen hohlen Baum flüchtete, in dem er jedoch von den Hunden getödtet wurde. Es war *Gulo barbarus*, ein vollkommen ausgewachsenes Exemplar. Seine Länge betrug von der Spitze der Nase bis zur Schwanzwurzel 2¼ Fuss; der Schwanz selbst mass 11½ Zoll. Der weissgraue Kopf, so wie die gelblich weissen Flecken der Brust stechen gewaltig gegen die glänzend schwarze Färbung seines übrigen Pelzes ab. Wie die Füchse besitzt auch er am After zwei Drüsen, die eine übelriechende Feuchtigkeit enthalten. Später fand ich gezähmte Vielfrasse bei den Indianern. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Ratten, Mäuse, Vögel, Insekten, Früchte und Honig. Den ersteren lauern sie ganz so wie unsere Katzen auf. Sie sind ausgezeichnete Kletterer und besteigen die höchsten Bäume, um die Nester der Vögel zu plündern oder den Honig der Bienen aufzusuchen. Abwärts klettern sie stets mit dem Kopfe voran. Am Tage gehen sie meist ihrem Raube nach und schlafen des Nachts in hohlen Bäumen. Werden sie verfolgt oder in Zorn versetzt, so richten sich die Haare ihres Schwanzes empor. Die *Macusis* nannten sie ebenfalls *Maikong*, die *Arawaaks* aber *Hacca*. Sie sollen in hohlen Bäumen drei Junge werfen. Gegen 5 Uhr hatten wir die erwünschte Niederlassung erreicht, deren greise Bewohner wir abermals in den Hängematten fanden. Der alte mit der Wassersucht behaftete Mann lebte zwar noch, schien aber, nach den gebrochenen Augen und den schweren Athemzügen zu schliessen, nur noch eine kurze Spanne vom Grabe entfernt zu sein. Seine Frau sass nahe der Hängematte am Boden und der blödsinnige Knabe am Feuer unter dem Sterbelager. So wie dieser mich beim Eintritt erblickte, floh er, einige unartikulirte Töne ausstossend, wieder in den dunkelsten Winkel der Hütte. Um die jüngern Bewohner, die ich nicht anwesend fand, zurückzurufen, feuerte ich mein Gewehr ab, und führte dadurch

eine treue Wiederholung der frühern Aufruhrscene herbei. Nach Verlauf einer Viertelstunde trafen die Gerufenen ein, während welcher Zeit meine Begleiter bereits die von unserm frühern Aufenthalt her noch stehenden Räuchergerüste benutzt hatten. Eben hatten wir uns gegenseitig bewillkommt, als ein lauter Ruf die beiden jungen Männer und einige unserer Begleiter wieder in die waldige Savanne zurückführte. Ich war zu ermattet, um ihnen folgen zu können, obschon mir das Wort »*Poinka*!« eine wiederholte Jagd auf *Kairunis* verhiess. Bald brachten die Jäger noch zwei Stück ein. Auch unter diesen befand sich eine mit einem ausgewachsenen Jungen trächtige Bache; ihre Wurfzeit scheint also in den Juni und Juli zu fallen. Die uns so unerwartet zu Theil gewordene Ueberfülle an Fleisch liess die Indianer natürlich weder an die Hängematte, noch an den Schlaf denken.

Als wir am folgenden Morgen eben im Begriff waren, aufzubrechen, theilte mir der junge Indianer mit, dass, wenn ich auf dem *Takutu* nach *Tenette* fahren wolle, er mir dazu ein Corial borgen könne, in welchem nicht nur ich und zwei Ruderer, sondern auch ein Theil unseres Gepäckes vollkommen Platz hätten. Meine Ermattung liess mich gern in den Vorschlag einwilligen, während die übrigen Begleiter dem Ufer entlang den Weg verfolgen sollten. Nach einem halbstündigen Marsche in nordöstlicher Richtung erreichten wir den *Takutu*. Das Bett des Flusses war hier förmlich mit Granitblöcken überfüllt, zwischen denen sich in 3—4 Fuss breiten Kanälen das Wasser hindurchdrängte, so dass man über diesen Felsendamm das jenseitige Ufer trocknen Fusses erreichen konnte. Wir fanden in dem verheissenen Corial ein so gebrechliches und durchlöchertes Fahrzeug, dass ich schon von meinem gefassten Entschluss abstehen wollte; doch die rüstigen Hände hatten das eingedrungene Wasser bald ausgeschöpft, das fernere Eindringen durch das Stopfen der Oeffnungen zu verhindern gesucht und das Gepäck hineingelegt. Nachdem die Landparthie im Gebüsch des entgegengesetzten Ufers verschwunden war, machten wir unser Fahrzeug flott. Obschon wir auf weiter keinen Cataract stiessen, bereute ich es doch bald genug, mich dem gebrechlichen Fahrzeuge anvertraut zu haben, denn das Wasser drang bald wieder in solcher Ueberfülle ein, dass ich, da die beiden Indianer vollkommen mit dem Rudern beschäftigt waren, dasselbe nicht schnell genug ausschöpfen konnte. Um mir meinen Entschluss noch mehr zu verbittern, schüttelte mich mein täglicher Fieberanfall während der ermüdenden Anstrengung des Ausschöpfens so gewaltig, dass ich kaum meiner Sinne noch mächtig war, als wir endlich an der Mündung des *Cursorari* ankamen, wo wir die Landparthie bereits im Schatten gelagert und mit dem Zerlegen eines *Tajassu (Dicotyles torquatus)* beschäftigt fanden, den sie kurz vorher geschossen hatten. Diese Species lebt nie in grössern Heerden zusammen, sondern kommt grösstentheils nur paarweise vor,

so dass es auch zu den seltenen Fällen gehört, wenn man 6—8 auf einer Stelle vereint findet.

Das eingedrungene Wasser hatte manche meiner Packete so durchnässt, dass wir ihren Inhalt erst an der Sonne trocknen mussten, bevor wir nach *Tenette* aufbrechen konnten. Bald war es geschehen, und von dem Fieberanfall erschöpft, wankte ich nun der ersehnten Niederlassung zu. Schon aus der Ferne zog ein Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, der sich mit Bogenschiessen vergnügte und in dem ich bald Herrn Fryer erkannte, der uns freudig entgegen sprang und drei Schritt vo mir mit bestürzten Mienen stehen blieb, da er mich, ein vom Fieber abgemattetes und abgemagertes Skelett, kaum wieder erkannte. So verwundert Fryer über mein Aussehen war, eben so niederschlagend wirkte das Nein auf mich, welches ich auf meine erste Frage: ob er Chinin bei sich habe, erhielt.

Unser Freund war schon seit acht Tagen in *Tenette*, hatte Petri in *Pirara* ausser Gefahr verlassen, und da die Bewohner ihm unsere Marschroute nicht genau angeben konnten, hatte er sich entschlossen, uns hier zu erwarten, wohin wir, wie das zurückgelassene Gepäck bekundete, zurückkehren mussten. Der Frage nach Chinin folgten natürlich eine Menge anderer nach unsern Freunden in *Pirara*, die schon bei seiner Abreise von dort täglich der Ankunft eines Transports Lebensmittel aus der Colonie entgegengesehen hatten, und ich erhielt sie alle günstiger beantwortet, als die erste. Eine besondere Freude war mir noch aufbehalten. Meine Füsse waren, wie meine ganze Persönlichkeit, durch die 200 Miles, die ich auf Sandalen zurückgelegt, in einen solch verzweifelten Zustand gekommen, dass sie Fryer's ganzes Mitleiden rege machten, und er mir gern und willig das Reservepaar seiner Schuhe anbot, das er mit von *Pirara* genommen.

Damit wir bei unserer Ankunft in *Pirara* alles in einem comfortablen Zustand finden möchten, kehrte Fryer schon am folgenden Morgen dorthin zurück. Der nächste Tag brachte uns auch die andere Parthie. Sie hatten von *Tuarutu* aus ihren Weg durch waldige Savannen fortgesetzt, gegen Abend den *Takutu* erreicht, und sein etwa 80 Fuss breites Bett trocknen Fusses auf den grossen Granit- und Gneisblöcken überschritten, die dasselbe förmlich ausfüllten.

Am folgenden Tag überschritten sie die höchste Erhebungsstelle zwischen dem *Rupununi* und dem *Takutu*, die sich ungefähr 150 Fuss über dem Spiegel beider erhob; der *Rupununi* lag 6 Miles, der *Takutu* 12 Miles von ihr entfernt. Am Nachmittag erreichten sie in N. 56° O. Richtung die *Wapisiana*-Niederlassung *Cau-urua* unter 2° 28′ 25″ Norderbreite.

Da das Bett des *Rupununi* nur 1½ Miles in ostnordöstlicher Richtung von hier entfernt lag, ging mein Bruder dorthin und fand den Fluss bereits als unbedeutenden Bach mit schwärzlich gefärbtem Wasser, dessen Quelle sich nach der Aus-

sage der Indianer etwa eine Tagereise von da auf einer Savanne zwischen einer Gruppe Mauritiapalmen befinden sollte. Nach den Erfahrungen, die wir eben sowohl an dem *Takutu*, wie *Rupununi*, dem *Demerara*, wie *Barima*, in Bezug auf die Färbung ihrer Quellwasser gemacht haben, scheinen fast alle Gewässer Guiana's diese auffallende Eigenthümlichkeit zu besitzen, und es steht demnach wohl zu erwarten, dass sich diese auch bei denen des *Orinoko* herausstellen wird. Alexander von Humboldt beschränkt diese merkwürdige Thatsache auf die Länderstrecke zwischen der fünften nördlichen und zweiten südlichen Breitenparallele, aber die Quellwasser des *Barima* sind, obschon sie viel nördlicher liegen, doch noch eben so schwarz, als die des *Takutu* und *Rupununi*.

Nachdem sie am 14. das Flüsschen *Cau-urua* und eine pfadlose Savanne überschritten, kreuzten sie den Fluss *Canaru*, der sein Wasser dem *Rupununi* zuführt, und erreichten eine Niederlassung, die an dem Abhange des *Pinighette*-Gebirges errichtet war. Der höchste, in einer Pyramide auslaufende Punkt des Gebirges erhob sich etwa 900 Fuss. Den nächsten Morgen folgten sie dem von dem *Paiwu-yau* bewässerten Thale, das sich zwischen dem *Pinighette*- und *Mamette*-Gebirge hinzieht, und liessen den etwa 2500 Fuss hohen *Duruau* etwa eine Mile gegen N. 15° O. liegen, von dem sich eine ganze Gruppe, nur durch schmale Pässe getrennter Hügel in west bei nördlicher Richtung gegen das *Cursato*-Gebirge hinzog. Gleich ermattet, wie wir es gewesen, trafen sie endlich am 16. in *Tenette* ein.

Schon seit 14 Tagen hatte sich der Himmel periodisch bewölkt gezeigt, jetzt aber war das heitere Blau in ein gleichförmiges Grau umgeschlagen, ein sicheres Anzeichen der nahenden Regenzeit, welche dieses Jahr merkwürdig lange auf sich hatte warten lassen. Die Temperatur der Tage vom 16. bis 18. Mai zeigte um 6 Uhr Vormittags: 73° 25′, um 9 Uhr: 78° 17′, um 12 Uhr: 85°, um 3 Uhr Nachmittags: 88° 33′ und um 6 Uhr 80° 33′ Am 17. entlud sich unter einem starken Regen das erste Gewitter über *Tenette*.

Der *Takutu* war während unserer Abwesenheit noch mehr versiegt, und wir mussten daher am 18. Mai unsern Weg nach *Pirara* zu Fuss antreten, wohin uns die Indianer aus *Tuarutu*, um die schwarzen Soldaten zu sehen, begleiteten. Nach einem anstrengenden Marsch unter den heftigsten Regengüssen, erreichten wir endlich die Ufer des Flusses *Scabunk* oder *Cutu-auuru*, wo wir in einer waldigen Oase übernachteten, nachdem es uns erst nach vielfach vergeblichen Versuchen gelungen war, Feuer anzumachen, um unsere durchnässten Kleidungsstücke trocknen zu können. Schon ehe wir die Oase erreicht, hatten eine Menge 50—60 Fuss hoher Bäume unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die vollkommen in

eine dunkel Rosablüthendecke eingehüllt zu sein schienen; — jedoch nicht Blüthen, sondern Bracteen waren es, die dem Baume dies liebliche Aussehen verliehen. Am *Rupununi* fanden wir später denselben Baum auch in Blüthe; es war ein neues *Calycophyllum*, das *C. Stanleyanum (Schomb.)* genannt wurde. Seine lieblich gefärbten Bracteen, unter deren Menge die grünen Blätter fast spurlos verschwinden, machen den Baum zu einer der grössten Zierden einer tropischen Landschaft. Eine gleich interessante botanische Erscheinung waren für mich eine grosse Anzahl Bäume der *Mimosa acacioides (Benth.)*, *Parica* oder *Paricarama* der Indianer, deren Saamen die Indianer Britisch-Guiana's zu denselben Zwecken wie die *Otomaks* und *Guajibos* am *Orinoko* die Bohnen der *Acacia Niopo (Humb. Bonp.)*, die asiatischen Völkerschaften das Opium benutzen. Sie stossen die Bohnen zu einem feinen Pulver, brennen dieses an und athmen den Rauch ein oder reiben sich dasselbe in die Augen und Ohren. Beides setzt sie bald in einen trunkenen und extatischen Zustand, der mehre Stunden anhält und in seinen höchsten Stadien an Verrücktheit grenzt, worauf eine starke Ermattung und Erschlaffung eintritt.

Am folgenden Morgen setzten wir bei heiterm Himmel unsern Weg durch die pfadlose Savanne fort, wobei uns der *Takutu* ungefähr 2 Miles zur Linken liegen blieb. Unser Cours richtete sich nach dem westlichen Ausläufer des *Canuku*-Gebirges. Wir kreuzten am Nachmittag den *Sawara-auuru*, dessen Wasser in Folge des gestrigen Regens schon so bedeutend angeschwollen waren, dass wir unsern Uebergang erst nach Besiegung einer Menge Schwierigkeiten, die uns die vielen runden Quarz- und Granitblöcke in den Weg legten, bewerkstelligen konnten. Noch war der Tag nicht soweit vorgerückt, um unser Bivouak schon jetzt aufzuschlagen, weshalb wir den Weg fortsetzten; freilich, um dies später sehr zu bereuen, da wir uns, ungeachtet des gestrigen Regens, vergebens nach Wasser umsahen. Namentlich durch ein 1½ bis 2 Fuss hohes, hellgrünes und bläuliches, von der Luft bewegtes Gras, das gewöhnlich an sumpfigen Stellen und in grossen Flächen vorkommt, welche ganz das Aussehen eines wogenden Wasserspiegels haben, wurden wir so oft getäuscht, dass wir schon an der Erfüllung unseres brennenden Wunsches verzweifelten, als unsere Ausdauer doch noch in einem Pfuhl mit einer fast zur Consistenz verdickten Flüssigkeit in der Nähe des Fusses des *Curatawuiburi*, des westlichen Ausläufers des *Canuku*-Gebirges, belohnt wurde. —

Freudig begrüssten wir die dunkle Flüssigkeit und schlugen unser Lager unter einigen *Curatella*- und *Bowdichia*-Bäumen auf. Wo das Wasser nur noch etwas Tiefe hatte, war es förmlich mit dem schmackhaften Fische *Erithrynus unitaeniatus* erfüllt, die so die leichte Beute unserer Begleiter wurden. Zu diesem uns sehr willkommenen Gericht gesellte sich bald ein zweiter Leckerbissen, nämlich eine grosse Menge Honig. Mehre herumsummende Bienen hatten die stets

aehtsamen Indianer zu einer genauern Untersuchung der nahen *Curatella-* und *Bowdichia*-Bäume veranlasst, und bald verrieth uns ihr lauter Ruf, dass ihre Mühe nicht vergebens gewesen. Diese interessanten Honigbienen befestigen ihre oft 2—3 Fuss langen Nester, die ihrer Substanz und innern Construction nach ziemlich mit denen einer unserer Wespen übereinstimmen, an die Zweige der Bäume. Die Zellen innerhalb dieses Papierbaues bestehen ebenfalls aus sechsseitigen, papierartigen Prismen und enthalten die Larven und den Honig. Dieser unterscheidet sich von dem säuerlichen der kleinen, stachellosen Biene, die ihre Nester in hohle Bäume baut, durch seine grosse Süssigkeit. Der Körper der etwa $^4/_{10}$ Zoll langen Biene ist dunkelbraun und dicht behaart. Die Unterflügel sind schwarz mit röstfarbenem Rande. Ihr Stich ist äusserst schmerzhaft. Die *Macusis* nannten die Biene *Wampang*, die *Wapisianas*: *Camuiba*. Unsere Begleiter banden Bündel trocknen Grases an eine Stange, zündeten diese an und hielten sie unter die Nester, so dass die gefährlichen Eigenthümer von dem Rauche vertrieben wurden. Die Larven waren den Indianern ein eben so grosser Leckerbissen, als uns der Honig. Im April und Mai scheinen die Zellen am meisten mit Honig gefüllt zu sein. Die schon erwähnte stachellose Biene baut ihre Nester in hohle Bäume und sammelt zugleich auch Wachs. Den oft $^1/_2$ Fuss langen trichterförmigen Eingang in ihre Wohnung bildet sie aus einem Gemeng von Wachs und Lehm. Das schwarze Wachs, dessen Färbung sich durch keine Manipulation entfernen lässt, benutzen die Indianer zum Ueberziehen ihrer Jagdköcher *(Mujeh)* und zu Lichtern. Die *Macusis* nannten diese Species *Mapa*.

Der folgende Morgen sollte uns wieder eine jener zauberhaften Tropenlandschaften bringen, auf denen das Auge des Nordländers anfangs mit so tiefer Verwunderung haftet, bis endlich das stumme Entzücken in dem Ausruf des Staunens Worte erhält. Mitten aus einer weiten Savanne erhob sich vor uns ein spärlich bewaldeter, isolirter Hügel von ungefähr 150 Fuss Höhe, durch dessen dunkel- und saftgrünen Teppich sich zahllose weisse Stellen hinzogen. Der Weg führte uns an seiner Basis vorüber. Riesige Granitblöcke umsäumten den Fuss, bedeckten die Abhänge und krönten den Gipfel, zwischen denen Hunderte von *Agave vivipara* mit ihren blüthengeschmückten, oft 40 bis 50 Fuss hohen, an der Basis meist 2 Fuss starken candelaberartigen Blüthenstengeln hervorragten, und mit vereinzelten Waldbäumen abwechselten. Wir hatten uns gelagert, um den Reiz dieses Zauberhügels in seiner ganzen Fülle zu geniessen, da schüttelte mich wieder mein Fieber und erlaubte uns erst nach einigen Stunden den Weg fortzusetzen.

Nachdem wir den westlichen Ausläufer des dichtbewaldeten *Canuku*-Gebirges umgangen, folgten wir dem nördlichen Abhange in einer Entfernung von 1 bis 2 Miles durch dichte Palmen-, *Musaceen-*, *Zingiberaceen-* und *Cannaceen*-Waldungen,

überschritten das Flüsschen *Maripa-outé*, das seinen Namen von der zahllosen Menge der *Maximiliana regia* hat, die seine Uferumsäumung bildet, und deren Früchte die *Macusis* «*Maripa*» nennen, worauf wir eine kleine Savanne betraten, auf der wir mitten im üppigsten Leben, die düstern, feuergeschwärzten Ruinen einer zerstörten Niederlassung sahen, die laut klagend einen brasilianischen Sklavengang verkündeten. Weit über die dunkle Vegetationsmasse erhoben sich zu unserer Rechten die steilen Felsenmassen des *Ilamikipang*, und riefen mir die glücklichen Augenblicke in die Erinnerung zurück, die ich dort genossen. Bald schloss uns wieder der dichte Wald ein, bis wir einer zweiten Niederlassung begegneten, in der mein Bruder im Jahre 1838 mehre Tage verweilt hatte, und welche seitdem die Brasilianer ziemlich der Erde gleich gemacht. Am Abend erreichten wir *Curatu-kiu*, wo in der Zwischenzeit ebenfalls eine Veränderung vorgefallen war. Vergebens suchte ich nach der Hütte des greisen Giftkochers; eine frische Brandstelle und der darin aufgeworfene Hügel bezeugten, dass sie die Gebeine des berühmtesten Giftbereiters der *Macusis* deckten! An die Stelle der frühern Ordnung innerhalb seines gefürchteten Laboratoriums, war jetzt die grösste Verwirrung getreten; Trichter, Töpfe, Vorräthe von der Rinde der *Urari*-Pflanze, alles lag wild durcheinander, und mit dem Tode des Giftbereiters schien auch der Zauber aus dem Raume gewichen zu sein, denn ohne Furcht und Scheu ging jetzt Alt und Jung in das zu verschiedenen Zwecken benutzte Haus ein und aus, — ruhig hingen wir für die Nacht unsere Hängematten darin auf

Mit dem Vorsatz, *Pirara* noch heute zu erreichen, brachen wir am folgenden Morgen schon vor Tagesanbruch auf, denn 28 Miles sind unter einer tropischen Sonne eine ungewöhnliche und äusserst anstrengende Fusstour! — Jenseit der einzelnen Hütte, in der ich auf meiner Reise nach dem *Ilamikipang* übernachtet, betraten wir eine gänzlich baum- und gesträuchlose Savanne, in der an mehren Stellen selbst jede Spur von Vegetation verschwunden war. Fast schien es, als wollte uns heute die Sonne und der Durst noch einmal alle die Qualen fühlen lassen, welche sie auf dieser Expedition so häufig über uns verhängt hatten. Gegen Mittag zeigte das Thermometer 124° Fahrenheit, die wir nur um so drückender empfanden, als unser Weg für lange Zeit ununterbrochen über scharfe, spitze und erhitzte Quarz- und Conglomeratfragmente hinführte, und wir vergebens unsere Blicke nach dem labenden Anblick von Wasser ausschickten. Die Indianer eilten nach jeder Vertiefung, die sich in dem im Allgemeinen völlig gleichen Niveau der Savanne zeigte, kehrten aber jedesmal niedergeschlagen und langsam zurück; selbst das Bett des *Nappi* zeigte uns nichts als zahllose leere Gehäuse der *Ampullaria guianensis*. Endlich trafen wir in einer Vertiefung in dem Bett des *Quayé* eine von Vögeln und Thieren verunreinigte, schmutzige, dicke, grüne, schlammige

Masse, die zugleich der Lieblingsaufenthalt einer Anzahl von Fröschen und Kröten zu sein schien, weshalb wir die Flüssigkeit erst durch ein Tuch seihen mussten; — aber auch dann war dieselbe wegen ihrer Bitterkeit nicht trinkbar, und wie wir selbst unsern Mund damit nicht anfeuchten mochten, so fuhren auch die Hunde, als sie ihren Durst stillen wollten, scheu davor zurück. Einige Hütten, die wir auf einem Hügel gegen Osten entdeckten, liessen uns den Umweg von mehren Stunden und den Weg durch oft 6 — 8 Fuss hohes, schilfartiges Gras nicht achten, denn dort musste ja Wasser sein! Doch noch ehe wir dieselben erreicht, wurde unser brennender Durst gelöscht. An der Basis des Hügels, auf welcher die Niederlassung stand, fanden wir mehre tiefe, von den Bewohnern gegrabene Löcher, die, wenn auch nur spärlich, das ersehnte Element enthielten. Gierig schöpfte jeder den kühlenden Trunk; die Hunde liessen sich weder durch die Stimme ihrer Herren, noch durch Prügel von dem Wasser zurückhalten, und sprangen gerade zu in die Löcher hinein, um ihren Durst, noch eher als wir den unsern, zu löschen.

In den Hütten fanden wir nur eine freundliche Hausfrau, die uns augenblicklich frisches Cassadabrod und den mit dem schmackhaften Fleische des Hokkohuhns angefüllten Pfeffertopf vorsetzte. Die Männer waren nach *Pirara* gegangen, um beim Transport des Gepäckes, das die Militairboote aus der Coloniestadt gebracht, behülflich zu sein. Alle Strapazen des Tages waren in dieser fröhlichen Runde vergessen, warteten unserer doch jetzt Briefe aus der Heimath, kurz alles, wonach sich Seele und Leib sehnte! — Schon nach einstündiger Rast waren wir wieder auf dem Wege, um in der Niederlassung *Awarra* zu übernachten; — denn unsere Füsse versagten uns den fernern Dienst! Wir hatten heute bei einer Hitze von 120° Fahrenheit einen Weg von 20 Miles durch offene Savannen zurückgelegt.

Da mehre unserer Begleiter aus *Awarra* waren, so erregte unsere Ankunft die freudigste Aufregung, und Alt und Jung kam herbei, um die Angehörigen zu begrüssen; mit freundlichen Gesichtern, die Trinkschale in der Hand, eilten die Frauen ihren langabwesenden Männern entgegen, ohne dass diese auch nur eine Miene verzogen hätten. Ruhig und gleichgültig nahmen sie ihnen die Trinkschale ab, tranken sie aus und gaben sie zurück, ohne ein Wort, noch einen Händedruck für sie zu haben; eben so ruhig liessen sie sich die Bürde abnehmen, aus der sofort die Hängematte herausgewickelt und an der alten Stelle aufgehangen wurde, in die sich der gestrenge Herr Gemahl hineinwarf, mit gleichgültigen Blicken auf das freudestrahlende Gesicht der Frau, wie auf die jubelnden Kinder sehend, die in wilden Capriolen den heimgekehrten, jetzt ruhenden Vater umsprangen. — Trotz dieser äussern Gleichgültigkeit schlägt das Gatten- und Vaterherz im Innern eben so warm, wie bei uns daheim, aber diese Gefühle in Gegenwart von Fremden laut werden zu lassen, dagegen sträubt sich der Stolz des Indianers, der sie unter-

drückt, bis er sich unbeachtet ihnen so verschwenderisch hingeben kann, als dessen nur immer ein Europäer fähig ist. Wie oft war ich später noch unbeachteter Zeuge solcher Scenen! So lange irgend einer von uns bei einer solchen Rückkehr in der Nähe der Hütte war, hatte der Mann weder ein Wort für die Frau, noch für die jauchzenden Kinder; — für letztere höchstens einen strafenden Blick, dass sie noch nicht Meister ihrer Gefühle waren. Schweigend traten die Männer in die Hütte, warfen sich in die Hängematte, nahmen der mit der Frage: «bist du gekommen?» sich nähernden Frau, höchstens mit der Antwort: «ich bin da,» die Trinkschale ab, und erst, wenn wir uns entfernt und das Getränk seine Wirkung gethan, fingen sie an, ihre Reiseerlebnisse zu erzählen.

Auch aus *Awarra* waren mehre Männer nach *Pirara* geeilt, um bei dem Transport des Proviantes nach der Station behülflich zu sein.

Der 22. Mai war ein Sonntag, um daher noch vor dem Beginn des Gottesdienstes in *Pirara* einzutreffen, fand uns die aufgehende Sonne schon auf der Hälfte des Weges. Gegen acht Uhr erreichten wir die grosse Oase, die sich südlich von *Pirara* hinzieht, und dasselbe noch unsern Blicken verbarg. Kaum hatten wir sie durchschritten und dem freundlichen Dorfe, so wie dem Fort unser herzliches und fröhliches «Willkommen» zugerufen, als uns 20 Kanonenschüsse die Erwiederung entgegenbrüllten. Sobald wir aus der Oase herausgetreten, hatte man uns von dort bemerkt, und uns die Freude über unsere Rückkehr durch diesen Salut zu erkennen geben wollen. Der laute Gruss verwandelte das bis jetzt noch ruhige *Pirara* in einen aufgeregten Ameisenhaufen, und bald hiess uns Herr Youd und Fryer in dem in unsrer Abwesenheit ganz veränderten Dorfe willkommen. Die Zahl der Hütten, wie der Bewohner hatte sich in gleichem Masse vermehrt, und o Wunder! fast der ganze weibliche Theil derselben trat uns in einem reinlichen Anzug mit sauber gekämmten und geflochtenen Haaren entgegen. Der Unterricht, welchen die verstorbene Frau Youd früher den Indianerinnen im Nähen ertheilt, war nicht vergessen, der von Herrn Youd mitgebrachte Kattun war schnell in Kleider verwandelt worden, und der weite, faltenreiche Rock, der von den Hüften bis zum Knie reichte, erhöhte die natürlichen Reize der jungen, meist schönen Gestalten ungemein. Die Ruderer der aus der Colonie angekommenen Proviantboote trugen ausserdem noch viel zu der ungewöhnlichen Lebhaftigkeit bei.

Mitten in dem Jubel der ersten Bewillkommnung trieb mich ein neuer Anfall des Fiebers zum Medizinkasten, um dasselbe durch eine Dosis von 18 Gran Chinin aus seiner bisher unbestrittenen Herrschaft zu vertreiben. Auch der arme Petri, den Arm in der Binde, kam, um uns seinen Gruss zu bringen; er sah noch jämmerlich genug aus! Die Wunde war noch immer offen, vollkommene Heilung stand aber hier nicht zu erwarten, weshalb auch beschlossen wurde, dass er mit den Mi-

litairbooten nach *Georgetown* zurückkehren sollte, um im dortigen Hospital seine Genesung und Heilung abzuwarten.

Wir waren gerade zwei Monate von *Pirara* entfernt gewesen, und hatten über 500 Miles zurückgelegt, aber trotz der ungewöhnlichen Hitze und Anstrengung war, ausser Petri und mir mit meinen 32 Fieberanfällen, Niemand ernstlich krank gewesen; auch hatte, ausser einem Thermometer, keins der astronomischen Instrumente Schaden gelitten.

Kaum hatten wir unsere Wohnung in Besitz genommen, als das gesammte Offiziercorps, das sich durch die Ankunft eines jungen Arztes um eine Person vermehrt hatte, ankam, um uns nun mit herzlichem Händedruck zu bewillkommnen, und uns ein ganzes Packet Briefe aus der Heimath und Zeitungen aus *Georgetown* zu überbringen. Unsere Fragen an Herrn Bolby, den neuen Arzt, über den und jenen in *Georgetown* konnte uns dieser freilich nicht beantworten, da er unmittelbar nach seiner Ankunft die Coloniestadt schon wieder hatte verlassen müssen, um mit dem Proviantcommando nach *Pirara* zu gehen. Desto mehr Neuigkeiten hatten uns unsere Freunde vom Fort mitzutheilen, unter denen sich aber nicht gerade viel Erfreuliches befand; die grösste Hiobspost war die, dass sich die Brasilianer ernstlich rüsteten, um die ihnen durch die Besitznahme *Pirara's* angethane Schmach abzuwaschen. Schon sei die Miliz des *Rio Negro* und *Rio Branco* unter die Waffen gerufen, zwei Regimenter regulärer Truppen befänden sich von *Pará* her auf dem Marsche, die Besatzung des Forts *Saõ Joaquim* sei bereits mit der Mannschaft der nächsten Festungen des *Rio Negro* verstärkt, und obgleich der Commandant von *Saõ Joaquim* während unserer Abwesenheit seine freundlichen Gesinnungen durch öftern Besuch bewiesen, und seinerseits ungestört den gewinnbringenden Handel mit Vieh, Proviant, ethnologischen Gegenständen, namentlich Federputz der *Mundrucus*, *Guinaus* und *Pauixanas*, die den *Parima* und *Rio Branco* bewohnen, fortgesetzt, so könne dies doch nicht mehr lange anhalten, da die ankommende Militairmacht seinem freundlichen Verkehr bald ein unübersteigliches Hinderniss in den Weg legen würde. Auch der Frater *José dos Santos Innocentes* setzte nicht allein in eigener Person den verlockenden Handel mit dem Feinde fort, sondern liess derselben noch lebhafter durch seinen Amanuensis Aberisto betreiben; — und konnte man es den Armen verdenken? — Capitain *Antonio de Barros Leal* hatte, wie er den Offizieren klagte, seit 4 Jahren, die Besatzung im Fort seit 3 Jahren, und der arme Pater *José* sogar seit 10 Jahren keine Besoldung erhalten! Was Wunder daher, dass sie mit willigen Händen die Gelegenheit ergriffen, die vollen Taschen des Feindes zu leeren. Leider wurde der arme Commandant bald darauf von einer neidischen Parthei niederer Beamten in *Pará* angeklagt, dem Feinde nicht nur Pferde und Kühe, sondern auch Lebens-

mittel verkauft zu haben, was für ihn den Verlust der Commandantenstelle nach sich zog. Bei alledem waren unsere schwarzen Helden vom besten Muthe beseelt, und nachdem ich später die Jammergestalten des brasilianischen Militairs gesehen und kennen gelernt hatte, war ich auch fest überzeugt, dass jeder unserer Neger vier auf sich hätte nehmen können.

Als uns die Offiziere wieder verlassen, fielen wir mit einem wahren Heisshunger über unsere Briefe her und genossen, indem wir sie lasen und wiederlasen, wahre Freuden- und Jubelstunden. Mit dem Lesen der Zeitungen mussten wir freilich sparsamer verfahren, denn die lange, einförmige Regenzeit von 3 Monaten stand vor der Thür, und eine haushälterische Vertheilung der bereits altbackenen Neuigkeiten war daher um so rathsamer.

Den Morgen des 24. Mai, des Geburtstages der Königin Victoria, begrüsste das Fort mit einer Kanonensalve. Alle Flaggen desselben und *Pirara's* wehten lustig im frischen Morgenwinde, und unsere kleinen Böller, so wie mehre Kanonenschläge, die schon am gestrigen Tage zu diesem Zwecke verfertigt worden waren, erwiederten den lauten Gruss. Alles war in grosser Gala. Ein gemeinsames, heiteres Mittagsmahl, bei dem der eben angekommene Weinvorrath der Offiziere eine starke Lücke erhielt, eine doppelte Ration Rum an die Besatzung, eine einfache an die Bewohner *Pirara's* vertheilt, machten den Tag, und ein am Abend abgebranntes Feuerwerk auch diesen zu einem der heitersten, die *Pirara* noch gesehen. Merkwürdigerweise wich diese fröhliche und ausgelassene Stimmung auch die nächsten Tage nicht von einem Theil der braunen Bevölkerung, die eben noch mit dem Transport der Rumfässer vom Landungsplatz des *Rupununi* nach dem Fort beschäftigt war, und als wir selbst noch nach Beendigung dieses Transportes einzelne betrunkene Indianer bemerkten, unterlag es keinem Zweifel mehr, dass sie zu Dieben geworden waren. Indess konnten wir nicht eher strafend auftreten, als bis wir das gestohlne Gut, welches nach des Commissär Low Behauptung gar nicht aus den Fässern stammen sollte, da er diese alle voll und ohne Spur einer Oeffnung gefunden, selbst bei ihnen entdeckt. Das nächtliche wilde Jauchzen in den Hütten verrieth uns wohl die Bachanalien, aber die um die Hütten als Wachen ausgestellten Knaben, machten es uns unmöglich, sie ungewarnt dabei zu beschleichen und sie mit dem *corpus delicti* zu überraschen. Mehre Tage blieben alle Versuche vergebens; — selbst die gemachten Versprechungen blieben fruchtlos, bis endlich Hr. Youd dem Betruge auf die Spur kam. Leider war sein Amanuensis, Godfrey, ein junger, intelligenter Indianer, der in *Bartika Grove* erzogen und Herrn Youd nach *Waraputa* gefolgt war, wo er ihn beim Unterricht unterstützt hatte, der Anstifter des Diebstahls gewesen. Auf seine Anleitung hatten die Indianer mit eisernen Nägeln in jedes Fass unten und oben ein Loch gebohrt, um den Rum heraus-

laufen zu lassen, und damit eine Flasche nach der andern zu füllen; mit Wasser waren die decimirten Fässer wieder angefüllt und dann die Löcher so meisterhaft mit Wachs verklebt worden, dass dieselben sogar den scharfen Augen des Herrn Low entgangen waren. Der grösste Theil des Raubes war natürlich dem durchtriebenen Rädelsführer zu Theil geworden, der damit bis zur Stunde des reuigen Geständnisses einen gewinnbringenden Handel in den benachbarten Niederlassungen getrieben, in welchen sich in Folge des Lohnes für den Transport eine Menge Geld befand. Ein ansehnlicher Theil der Bewohner *Pirara's* und der übrigen nahen Niederlassungen hatte von dem gestohlnen Lieblingsgetränk gekauft; doch der Diebstahl war von dem Schlauen nur mit Zuziehung weniger Theilnehmer ausgeführt worden. Vierzehn Tage schwere Arbeit und schmale Kost auf dem Fort war die gerechte Strafe.

Acht Tage nach unserer Rückkunft kehrten die Boote, und mit ihnen der arme Petri nach *Georgetown* zurück, während sich mit jedem Tage die grauen, monotonen Monate näherten, und die Indianer eilten, die neu umgearbeiteten Provisionsfelder noch vor Eintritt der vollen Regenzeit zu bepflanzen. Diese Pflanz- und Säezeit heisst bei den *Macusis: Timong-pohti,* die Trockenzeit dagegen: *Awi-na.*

IV.

Eintritt der Regenzeit. Züge und Einsammeln der Termes destructor, Atta cephalotes. Phanaeus Jasius und Mimas. Meteorologische Bemerkungen. Herrichtung der Hütte für die Regenzeit. Feuchtigkeit der Temperatur und des Bodens. Rückkehr Hamlets nach Georgetown. Absendung Hendricks und Reuters dahin. Aufzählung der lästigen und gefährlichen Thiere, die die Regenzeit in die Hütte treibt. Flora der Regenzeit um Pirara. Wintersaison in Pirara. Besuch von Brasilianern. Fehlgeschlagne Hoffnungen auf gebrochne Fasten. Einwirkung der Atmosphäre auf das Leben des Indianers. Zurückberufung Youd's. Abreise desselben nach London. Sein Tod, Folgen desselben für Pirara. Behandlung des Schlangenbisses bei den Indianern. Meteorologische Beobachtungen vom Mai bis August. Rückkehr Hendricks und Reuters von Georgetown. Abberufung des Militairs. Entlassung und Tod Reuters. Manatus americanus. Baru. Zerstörung des Forts New Guinea. Erneuerter Ausflug nach dem Canukugebirge. Coracina militaris.

Die Vorboten der herannahenden Regenzeit (*Conno* der *Macusis*) wurden immer häufiger. Zu dem heftigen Wetterleuchten, das meist die ganze Nacht anhielt und den ganzen Himmelsdom mit einem fast ununterbrochnen phosphorescirenden Lichte überzog, gesellte sich bald das Erscheinen dreier geflügelten Ameisenarten, unter denen die Weibchen geröstet von den Indianern als die grösste Delicatesse betrachtet werden, weshalb ihr Einsammeln auch Jung und Alt auf die Beine brachte. Waren dieselben anfangs, wie bei uns die Schwalben, nur einzeln erschienen, so vermehrten sich die Schwärme des *Termes destructor* (*Woodlouse* der Colonisten) täglich in steigendem Verhältniss, und zogen endlich gleich dichtem Regengewölk durch die Luft, um, auf die Erde niedergefallen, die Beute der hässlichen Eidechse, *Ecphymotes torquatus*, so wie zweier anderer Ameisenarten, mehrer Vögel und namentlich der Indianer zu werden.

Verlassen die geflügelten Insekten ihre Hügel in der Savanne, so begiebt sich an jedem Abend die gesammte Bevölkerung der Niederlassung unter Lärmen und Schreien an den Saum der nahen, waldigen Oasen und zündet hier grosse Feuer an, welche von den Ameisen in immer engern und engern Kreisen umschwärmt werden, bis sie mit versengten und verbrannten Flügeln in Trinkschalen oder kleinen Körben von der lärmenden Schaar gesammelt werden. Nie fehlte ich bei diesen Zügen; sie hatten für mich einen eigenthümlichen Reiz, denn es war die täuschendste Verwirklichung der Brockenscene in Goethe's Faust oder der Sage vom Harzgeist, wenn die nackten, braunen Gestalten, Jung und Alt, in wilden Sprüngen die gewaltigen Feuer umtanzten, und dabei Stimmen laut wurden, die meinem deutschen Ohr mehr wie das wilde Frohlocken einer Schaar unterirdischer Kobolde, als die von Mitbrüdern und Mitschwestern däuchten.

Den grössten Leckerbissen liefern die geflügelten Männchen und Weibchen der *Atta cephalotes*. Lässt sich hier und da ein einzelnes dieser grossen Thiere in der Luft sehen, so schlägt der glückliche Beobachter sofort Allarm durch das ganze Dorf, alles was laufen kann, rennt mit Palmenwedeln oder anderem Gebüsch bewaffnet nach den wohlbekannten, hügelartigen Haufen im Walde, die nun von den Weibern umringt werden. Die scharfen, zangenartigen Mandibeln, mit denen Weibchen wie Männchen bewaffnet sind, würden jeden Europäer, nur nicht die Indianer in Furcht setzen. Ohne sich durch die zahllosen Wunden irre machen zu lassen, ergreifen sie mit den schon blutenden Händen jede geflügelte Ameise, so wie sie aus den Höhlungen hervorkriechen. Sollte ja ein Individuum entkommen, so stehen die Knaben mit den Palmenwedeln oder einem Busche bereit, um es niederzuschlagen. Den Ergriffenen wird beim Fang der Kopf abgerissen, und das mit einer Fettmasse gefüllte Abdomen dann geröstet oder gekocht, und so zubereitet für noch leckerer, als die Larve der *Calandra palmarum* gehalten.

Zu diesen Vorboten der Regenzeit aus der Ordnung der *Hymenopteren*, gesellten sich auch zahllose Repräsentanten aus der der *Coleopteren*, namentlich aus der Familie der *Scarabaeiden*, von der sich mit dem ersten Regen die Gattungen *Phanaeus* und *Copris* in wahrer Unzahl einstellten. *Phanaeus Mimas (Fab.)* ist der untrüglichste Verkünder des Anbruchs der Regenzeit, ebenso der weniger schöne *Phanaeus Jasius (Ol.)*. Unter den *Copris*-Arten, die ich bei dieser Gelegenheit sammelte, fanden sich auch zwei neue Species: *Copris coenosa (Erichson)* und *quadrata (Erichson)*. Die Geschwindigkeit, mit welcher sich *Phanaeus Mimas* und *Jasius* um ein todtes Thier oder ein Stück Fleisch versammeln, ist eben so merkwürdig, wie die Schnelligkeit, mit welcher sie beides begraben. Der Körper des grössten Vogels, den ich nach dem Abbalgen hinwarf, war nach Verlauf einer Stunde versenkt, ungeachtet der Boden ziemlich hart war. Kaum ist ein

Cadaver hingeworfen, so kommen sie wie die Aasgeier, aus allen Richtungen angeflogen, lassen sich neben dem willkommenen Aase nieder, kriechen unter dasselbe, und fangen an zu miniren, bis nach Verlauf einer kurzen Zeit ein Häufchen lockerer Erde den Ort bezeichnet, wo der Tod die fruchtbare Quelle des Lebens wird. Den *Phanaeus Mimas* habe ich nur äusserst selten an der Küste bemerkt.

Doch nicht allein dem Auge, sondern auch dem Ohr wird der Beginn der Regenzeit durch nie zuvor gehörte Töne verkündet. Vom Sonnenuntergang bis zu ihrem Wiedererscheinen liessen zahllose Laub- und andere Frösche, Kröten und dergleichen, unterstützt von den Ziegenmelkern und Eulen der Savanne, ihre melancholischen, aber mehr als lauten Stimmen aus dem *Amucu* zu uns herauf schallen.

Hatten wir auch bereits am *Orinoko* und *Barima* eine Regenzeit durchlebt, so war unser Gesichtskreis dort in Folge des uns umgebenden, dichten Urwaldes doch nur ein beschränkter; die freie, offene und weite Savanne liess sie uns unbeschränkt mit allen sie begleitenden Phänomenen beobachten.

Der bisher vorherrschende Ostwind schlug in einen fast ununterbrochenen West oder Nordwest um, düstere, dunkle Wolken vor sich hintreibend, die sich theils entluden, theils auf das ferne *Canuku-* und *Pacaraima*-Gebirge gleich schwarzen Mauern lagerten. Ging auch die Sonne dann und wann am Morgen heiter auf, so hatte sich doch bald aus den kleinen Wölkchen, die sie mit sich brachte, eine düstere, grauschwarze Masse gebildet, die fast auf der Savanne ruhend, ihre Ueberfülle nach einem vorhergehenden, heftigem Sturme zur Erde ergiesst, welche schon übersättigt, diese Zugaben nicht mehr in sich aufnehmen kann. Die häufigen, heftigen Schauerregen gingen bereits Anfang Juni in die schrecklichsten und wahrhaft grauenerregenden Gewitterstürme über; — oft thürmten sich zu gleicher Zeit mehre solche am Himmel empor, die sich immer mehr näherten, bis sie ihre Vereinigung unter ununterbrochenem, wildem Donner verkündeten. Diese grausen Scenen begannen gewöhnlich am Nachmittag, wiederholten sich gegen Mitternacht und verkündeten den Anbruch des Tages; die letztern waren immer die grauenhaftesten, bei denen sich unter den fürchterlichsten Donnerschlägen fast unglaubliche Wassermassen niederschlugen. Der an sich schon gerade nicht helle Tag wird dann gewöhnlich zur Nacht, die nur von den grellen, zuckenden Blitzen zerrissen wird. Da ein solches Wetter oft Stunden anhält, so betrug die Quantität des gefallenen Regens meist 3 — 4 Zoll; nie aber haben wir einen der flammenden Blitze zünden sehen.

In stärkerem oder schwächerem Grade wiederholte sich dieses schauerliche Schauspiel vom Anfang Juni an fast täglich; wie die Sonne, so bekamen wir auch

in dieser Zeit den Mond äusserst selten, und dann nur in einem düstern Schleier eingehüllt, zu sehen.

Unsere beiden Hütten, von denen die eine mein Bruder bewohnte, die andere Herrn Goodall, Fryer und mir gehörte, hielten wenigstens für uns einem solchen Wetter nicht Stand, und mussten daher nicht nur vielfach ausgebessert, sondern namentlich auch etwas bequemer eingerichtet werden, als es der indianische Comfort von einem Hause verlangt. Zuerst wurden die Bedachungen beider erneuert, um dem Regen den Eingang zu versperren, dann einige Oeffnungen in die Lehmwände geschlagen, um dem Lichte den Zutritt möglich zu machen. Die Bohlen, welche in der Kirche des Frater *José* als Sitze gedient hatten, und aus dem schönen Holze der *Poa da rainha (Ormosia hystiophylla Klotzsch.)* bestanden, erleichterten uns ungemein das Zusammenzimmern unseres Mobiliars, das freilich in Bezug auf Eleganz nicht über weiland Robinson's Arbeiten dieser Art stehen mochte; und doch sah das Innere jetzt ziemlich wohnlich aus, es hatte sogar einen gewissen gelehrten Anstrich bekommen, da die eine Seite der Wand von einer grossen Stellage eingenommen wurde, auf die ich meine gesammelten Schätze, um sie vor der unglaublichen Feuchtigkeit des Bodens zu schützen, aufgestapelt hatte, während sich an der zweiten Seite ebenfalls eine, wenn auch leichtere Stellage zum Trocknen der Pflanzen und des Papiers hinzog, was mir viel Kummer und Sorge machte, da ich dies nur durch die Feuerwärme erzielen konnte. Herbarien in Europa anzulegen ist eine leichte Sache; aber die, innerhalb der Wendekreise während der trocknen Jahreszeit angelegten, in der nassen zu erhalten, grenzt unmittelbar an die Arbeit des *Sisyphus*.

Ungeachtet des Dammes, den wir um unsere Hütten aufgeworfen, und der Gräben, die wir gezogen hatten, überflutheten die herabströmenden Wassermassen des Nachts unsre Wohnungen doch mehr als einmal, und machten den erstern zu einem Wehre und unsere Hütte zu einem kleinen See, der dann und wann wohl auch noch einen Zufluss aus dem Dache erhielt. Während wir noch mit dem Ausbau unserer Winterhütte beschäftigt waren, wurden wir eines Abends durch die helle Stimme Hendrick's aus dem Schlafe geweckt, der so eben in Begleitung einiger Indianer aus *Maripa*, vollkommen hergestellt, angelangt war. Da die Wasser des *Takutu* in Folge des anhaltenden Regens schon bedeutend gestiegen, hatte er von *Tenette* aus mit seinen Begleitern unsere Corials benutzen können und war auf diesen bis zur Mündung des *Pirara* herabgefahren. Sein Mund floss von dem Lobe der Bewohner *Maripa's* über, die ihn bis zum letzten Augenblick mit der grössten Liebe und Aufmerksamkeit gepflegt, ja von denen ihn sogar einige bis *Pirara* begleitet hatten, um das meinem Bruder gegebene Versprechen genau zu erfüllen. Reich beschenkt, kehrten diese am folgenden Morgen nach ihrer Nieder-

lassung zurück. Auch Hendrick's Bleiben in *Pirara* war nur von kurzer Dauer. Unser Provisions- und Tauschartikelvorrath war fast erschöpft. Mit dem Beginn der trocknen Jahreszeit sollte aber die wichtigste unserer Expeditionen angetreten werden, was nur mit einem namhaften Vorrathe beider Gegenstände möglich wurde. Hendrick und unser Bootsmann Reuter waren die einzigen von den Leuten, denen der Auftrag, nach der Colonie zu gehen, um von dort in dem grossen Boote, *Victoria*, in welchem die Ruderer zurückgekehrt waren, neue Provisionen und Tauschartikel heraufzuholen, übertragen werden konnte. Mit einer bedeutenden Sendung *Orchideen* und andern lebenden Pflanzen, die ich an Herrn Bach abgehen liess, damit dieser sie seinem freundlichen Versprechen gsmäss nach Berlin weiter befördern möchte, — wo sie leider gänzlich verdorben ankamen, — wurde auch Hamlet nach *Georgetown* befördert. Kurz nach unserer Rückkehr nach *Pirara* fehlte bald hier eine Parthie Perlen, bald waren dort andere Gegenstände, unter andern mir auch eine blecherne Büchse mit Pulver verschwunden, während sich Hamlet's Vorrath an gesponnener Baumwolle sichtlich vermehrte. Anfänglich fiel der Verdacht auf die Indianer, bis endlich der schlaue Stöckle, der es sich zur Aufgabe gestellt, den Dieb ausfindig zu machen, die verrätherische Büchse unter Hamlet's Sachen, so wie auch den Indianer entdeckte, der ihm für den Inhalt eine namhafte Quantität gesponnener Baumwolle gegeben. Hamlet's Stunden unter uns waren von dem Augenblick an gezählt; als Ausgestossener kehrte er mit Hendrick und Reuter nach *Georgetown* zurück.

In Folge der anhaltenden Regengüsse sahen wir bald den alten mythenreichen See *Parima* sich vor uns ausbreiten, und über die hohen Binsen und Grasarten peitschte schnell der wüthende Sturm die aufgeregten und rollenden Wogen, bis sie sich an einer der waldigen Oasen brachen, die gleich fruchtbaren Eilanden aus der jetzt schon fast unabsehbaren Fläche auftauchten. Namentlich fallen zwei dieser Oasen in Folge ihrer Ausdehnung dem Beschauer in die Augen, ohne Zweifel die «*Islas Ipomucenas*» des *Don Antonio Santos*.

Wie sich mit diesen Wasserflächen die äussern Umgebungen *Piraras* geändert, so war auch seit ihrem Beginn eine vollkommene Veränderung in der umgebenden Thierwelt eingetreten. Eine gänzlich neue Schöpfung uns bisher unbekannter Insekten, namentlich blutsaugender Zweiflügler, so wie andere unheimliche Gäste, begannen unsere Behausung zum wahren Fegefeuer zu machen. Schaaren von Sandfliegen, die dem friedlichen Dorfe bisher fern geblieben waren, folterten uns am Tage, und Tausende von Mosquitos peinigten uns die Nacht; dazu gesellte sich zu unserm bittern Schmerz auch jene Mücke mit blauem Thorax und weissen Endgliedern der Tarsen, deren langer Saugrüssel selbst die dichteste Bekleidung durchdringt. Zu diesen weniger gefährlichen als quälenden Ruhestörern kam aber

noch eine Menge Klapperschlangen und anderer Ottern, welche die Kälte und Nässe aus der Savanne nach den höher gelegenen Punkten und besonders in die Bedachungen der Hütten trieb, um sich dort ein trocknes und wärmeres Plätzchen für die Regenzeit zu suchen. Während dieser Zeit tödteten wir allein in unserer Hütte, ausser einer grossen Zahl von Nattern, fünf Klapperschlangen und vier Grubenottern, ja, selbst die Gräben und Wälle des Forts konnten die Offiziere vor diesen gefährlichen Besuchern nicht schützen. Dr. Bolby, der eines Morgens einen Gegenstand von einem kleinen Gerüste herabnehmen will, ergreift etwas eiskaltes, fährt erschrocken zurück und bemerkt nun, dass dort ein grosser *Trigonocephalus atrox* Platz genommen hat, der aber eben so erschrocken über die unerwartete Störung zu sein scheint, als der Doctor, da er die eiligste Flucht in das nahe Dach zu ergreifen sucht, was ihm jedoch durch einen kräftigen Hieb unmöglich gemacht wird. Wäre die Klapperschlange weniger träge, niemand würde bei ihrer grossen Anzahl die Savanne bewohnen können. Da die Schlange gewöhnlich zusammengerollt unter dem Grase liegt und der klappernde Ton, den sie bei der Bewegung hervorbringt, zu unbedeutend ist, um, wenn sie sich nicht gerade über einen von Gras und Gesträuch entblössten Boden windet, deutlich gehört zu werden, so hatten wir bei unsern botanischen Excursionen stets die äusserste Vorsicht anzuwenden.

Noch ekelhafter aber war uns der zahlreiche Besuch der hässlichen und widrigen *Gekonen* (*Woodslave* der Colonisten), die sich seit dem Beginn der Regenzeit in wahrer Unzahl an den Wänden, Dachsparren und in dem Dache selbst anhäuften. Namentlich war es *Hemidactylus Mabouia* (*Cuv.*) und *Platydactylus Thecony.x* (*Dum.*). Der Indianer und Farbige scheut diese Thiere eben so, wie die Schlangen, da sie von ihnen allgemein für giftig gehalten werden.*) Wenn, so erzählten sie uns, ein solches Thier von der Decke oder den Balken des Daches auf die blosse Haut eines Menschen fällt, so lösen sich die Zehenscheiben, welche das Gift enthalten (die klebrige Feuchtigkeit, welche sich zwischen diesen absondert), ab und dringen in das Fleisch ein, wodurch eine Geschwulst hervorgerufen wird, die den schnellen Tod im Gefolge hat. Selbst unter den Colonisten ist dieser Glaube herrschend, und der *Woodslave* gehört, wie die Schlangen und Skorpione, zu den gefürchtetsten Thieren. Die Fertigkeit und Behendigkeit, mit welcher er an den Wänden, selbst an den glättesten Balken oder Dachsparren hinläuft, grenzt an das Fabelhafte. Eben so eigenthümlich sind seine nickenden Kopfbewegungen, die man besonders während des Stillsitzens bemerkt. Kaum hatten wir am Abend unsere

*) Der Glaube, dass der Biss der *Gekonen* giftig sei, herrscht nach v. Tschudi auch in Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42 von Tschudi. B. I. p. 326.

düstere Lampe angezündet, so erschienen sie unter nicht seltenem Ausstossen ihrer unangenehmen lauten Töne, um die Jagd auf Mosquitos und andere Insekten zu beginnen. Die schauerlichen Erzählungen der Indianer hatten auch uns das wahrscheinlich unschädliche Thier verhasst gemacht, und fiel dann und wann bei unsern Abendversammlungen ein solcher Gast auf den Tisch, mitten unter uns herab, was bei ihrem unverträglichen Charakter eben nicht allzu selten geschah, indem sie sich fortwährend bissen und jagten, so gab es gewöhnlich eine augenblickliche Zersprengung der Gesellschaft; ja, der Eckel, den alle vor dem hässlichen Thiere hatten, liess uns nie ausgekleidet in die Hängematte legen. Zu diesen widrigen Thieren fanden sich nun noch eine Menge Kröten *(Bufo Agua Daud.)* ein, die die Regenzeit wie durch Zauberei in der Hütte versammelt hatte. Hielten sie sich auch während des Tages in den dunkeln Winkeln der Hütte, deren es wegen der vielen Kisten und Kasten eine ziemliche Anzahl gab, und unter denen sie sich förmliche Vertiefungen wühlten, so begannen sie doch mit Einbruch der Nacht ihre Streifereien nach Beute. Trat man dann unversehens eine derselben, so stiess die Gequetschte jedesmal einen Schmerzenston aus, der uns anfänglich gewaltige Luftsprünge machen liess. Auffallend war es, dass diese unangenehmen Gäste besonders gern ihr Lager zwischen den Flaschen, Wasserkrügen und andern Wassergefässen aufschlugen, obschon sie die Feuchtigkeit der Savanne flohen. Rückten wir einmal eine Kiste, die vielleicht nicht ganz fest auf dem Boden gestanden, fort, so wurden gewöhnlich ganze Nester von Kröten, *Gekonen*, Eidechsen, Skorpionen, Schlangen und Scolopendern aus ihrer behaglichen Tagesruhe, der sie sich friedlich vereint hingegeben, aufgescheucht. Ein solcher Knäuel nackter, wimmelnder, ekelhafter Thiere übergoss uns anfänglich mit einem wahrhaften Schauder, bis uns auch hierbei die Gewohnheit diese Schwäche verlernen, und uns einen tüchtigen Prügel als das beste Mittel gegen ungebetenen Besuch erscheinen liess. In den von den Indianern bewohnten Hütten bietet nur das Dach den besuchten Schlupfwinkel, weshalb die Eindringlinge auch viel leichter entdeckt und getödtet werden können. Wir dagegen konnten im wahren Sinne des Worts sagen, dass wir unsere Wohnung mit Kröten, Reptilen und anderm Ungeziefer theilten. Schuhe, Beinkleider, kurz jedes Kleidungsstück musste am Morgen erst einer genauen Durchsicht unterworfen werden, um beim Anziehen derselben nicht mit einem solchen Genossen in Collision zu kommen. Unter den Säugethieren waren es besonders die Mäuse, und ausserdem unzählige Ameisenarten, die mir wegen ihrer Zerstörungswuth manche unruhige Stunde, und, um meine Sammlungen vor ihren sträflichen Talenten zu schützen, viel Kopfzerbrechens machten. Unter den Ameisen zeichnete sich namentlich eine ganz kleine Species aus, die wir während der trocknen Jahreszeit niemals in der Hütte bemerkt hatten, die aber jetzt in förm-

lichen Schaaren angezogen kam, und es namentlich auf meine Insekten abgesehen zu haben schien. Zu dieser gesellte sich eine zweite noch kleinere Art, die besonders des Nachts eine unglückliche Thätigkeit entwickelte. Jeder Morgen lehrte uns von neuem, dass alle am vorigen Tage getroffenen Vorsichtsmassregeln noch nicht hinlänglich gewesen waren, um ihr frevelndes Streben zu paralysiren. Mochten wir unsere Kästchen mit Insekten auch an noch so stark mit Arsenikseife eingeschmierten Fäden aufhängen, mochten wir jeden frischen Vogelbalg, einzeln an einen solchen Faden befestigt, in die Luft herabhängen lassen, — alles war und blieb nur ein vergebliches Bemühen; — ihr verderbliches Treiben zeigte am Morgen, dass sie doch den Weg zu ihnen gefunden! Nichts war vor ihnen gesichert, nur das Cassadabrod und die trockenen Bälge blieben unversehrt.

Eine andere, rothe Ameise, grösser als die beiden angeführten, war unsern Sammlungen weniger nachtheilig, als uns persönlich lästig. Ehe jene noch erschienen, hatte sie sich schon an unserm Feuerplatze in der Erde angesiedelt, und wehe dem, der am Abend ihrem Neste zu nahe kam, die schmerzhaftesten Bisse erinnerten ihn mit mehr als gewünschster Deutlichkeit an ihr: *Noli me tangere.* So unangenehm das Insekt auch für uns war, so hatte es doch wenigstens eine gute Eigenschaft, nämlich dass es eine vorzügliche Reinlichkeitspolizei übte. Kein todtes Insekt oder Stückchen Fleisch, selbst das Kleinste entgeht ihnen. Kaum lag etwas Derartiges auf dem Boden, als auch eine Procession der mit den feinsten Geruchsnerven begabten Insekten aus dem Neste erschien und das Cadaver dahin schleppten.

Nur einer dieser Mitbewohner, der sich zwar durch seinen grossen Stachel fortwährend in besonderem Respect zu erhalten wusste, ihn glücklicherweise aber nur dann in Thätigkeit setzte, wenn er beunruhigt wurde, machte mir während der trüben Tage, in welchen wir einzig auf den engen Raum der Hütte angewiesen waren, ungemein viel Vergnügen. Es war eine grosse Wespe *(Sphex pensylvanica).* Gleich beim Beginn der Regenzeit erschien dieses geschäftige Insekt in unserer Hütte, liess sich auf den Boden nieder und suchte emsig nach einer für sein Nest passenden Stelle. Hatte es eine solche gefunden, so begann es unter Beihülfe der Fresszangen und Füsse eine runde Höhle zu graben, die nach dem Häufchen Erde, das es hinter sich herausschob, ziemlich tief sein musste, was sich bei näherer Untersuchung auch thatsächlich ergab. Kaum war die Minirarbeit beendet, so flog das geschäftige Thier zur Hütte hinaus und kehrte nach kurzer Zeit mit einer wenigstens fünfmal grössern Beute, die es mit den Fresszangen und den Füssen zugleich festhielt, einer *Locusta* aus der Gattung *Conocephalus,* zu seiner Wohnung zurück, legte dieselbe hier nieder, verschwand in der Höhlung und erschien bald wieder, um die Beute unter Bekämpfung einer Menge Schwierigkeiten und Hindernisse in den Gang hineinzuziehen. Kaum war dies Geschäft beendet, so flog

das nimmerrastende Thier auch schon wieder zur Thür hinaus, um neubeladen nach wenigen Minuten dieselbe mühevolle Arbeit zu beginnen. Am auffallendsten war mir, dass, obschon sich wenigstens acht dieser thätigen Thiere ihre Wochenstube in unserer Hütte ausgehöhlt hatten, und jede täglich wohl achtmal mit Beute beladen zurückkehrte, sie doch ausser der erwähnten Species, die ich nur äusserst selten in der Savanne bemerkt hatte, kein anderes Insekt herbeischleppten.

Nahm ich der sorgsamen Mutter die Beute, während sie in das Loch gekrochen war, hinweg, so unterwarf sie nach ihrer Rückkehr die Hütte der emsigsten Untersuchung und flog erst dann zu neuem Raubmord aus. War die Höhle mit Leichnamen gefüllt, so legte sie ihre Eier; die auskriechende Made fand Nahrung, die fürsorgende Mutter war verschwunden und liess sich nie mehr sehen!

In dieser Gesellschaft sollten wir nun vier Monate verleben! — Diese wenig tröstende Aussicht wurde nur dann und wann durch einen hellen und freundlichen Tag erheitert, an dem wir aus der dunkeln, engen Hütte hinaus in die freie, uns jetzt fast fremd gewordene Natur eilten. Auch die Tropen haben ihren Frühling, haben ihre jungfräulichen Maientage. Wenn die Vegetation dort auch nicht unter einer erstarrenden Eis- und Schneedecke schläft, so hat der sengende Hauch der trocknen Jahreszeit doch eine gelbgraue Decke über sie hingeweht, die, namentlich auf den weiten Savannen, dem Auge ein viel düsteres Bild bieten, als die flammende und strahlende Schneedecke des Nordens. Aber, während hier die warmen Südwinde, die ersten lösenden Strahlen der Frühlingssonne diese nur erst nach und nach verschwinden lassen, und die keimenden Sprossen und schwellenden Blattknospen nur langsam und furchtsam in die ungewohnte Atmosphäre hineinlugen, ist unter den Tropen der erste Regenguss das mächtige Zauberwort, das wie mit einem Schlage die erstorbene Vegetation in's Leben zurückruft. Alle die höhern Stellen der Savanne hüllte ein saftiges Grün ein, das an Schönheit und Frische dem des Nordens nichts nachgab, und Pflanzen lachten mir jetzt in üppiger Fülle entgegen, deren Blüthen ich vorher vergebens gesucht. Dahin gehörten namentlich *Clitoria*, *Marica*, *Hibiscus*, mehre *Melastoma*, *Phaseolus*, die herrliche *Amasonia erecta (Lin. fil.)*, *Pavonia speciosa*, *Evolvulus sericeus (Sw.)*, *glomeratus (N. ab E.)*, das gleich liebliche *Neurocarpum longifolium*, deren reizende Blüthen eine angenehme Unterbrechung in dem grünen Savannenteppich bildeten, wozu die von weissen Blüthen bedeckten kleinen Sträucher der *Myrtaceen*, die roth übergossenen *Bignonien*, das eigenthümliche *Amphilophium paniculatum* und eine wundervolle *Alstroemeria*, die sich als eine neue Species, *Alstroemeria (Bomarea) fuscata (Klotzsch)* herausstellte, ungemein viel beitrugen. Die Säume der waldigen Oasen dagegen umschloss ein weisser Gürtel des in seiner Blüthenform so merkwürdigen *Jonidium Itoubou (Humb. Bonp.)*, dessen Existenz ich früher gar

nicht geahnet, da es während der Trockenzeit abstirbt, und dessen Wurzel die Brasilianer unter dem Namen *Praya da proia* oder *Praya bianca* als ein Mittel gegen Dysenterie brauchen und zugleich als wahre *Ipecacuanha* verkaufen, da sie dieselbe Wirkung hervorbringt. Nach St. Hilaire brauchen die Bewohner von *Rio Grande do Norte* das *Jonidium Itoubou* als Heilmittel gegen Podagra und Gicht.

Selbst in *Pirara* wucherte der von der Nässe zum Keimen gebrachte Saame in solcher fabelhaften Fülle, dass die sonst so sauber gehaltene Niederlassung zu einem förmlichen Weideplatz wurde; besonders vorherrschend war: *Synedrella nodiflora (Gaertn.)* und *Porophyllum ellipticum (Cass.)*, die den Boden der Niederlassung wie mit einem Filz überzogen, über dem sich die *Passiflora foetida* in langen Ranken hinzog, während ihm das verschiedene Grün einer Menge Grasarten, so wie der *Cleome guianensis (Aubl.)*, *Cissampelos subcrenata (Klotzsch)*, mehrer *Solanum*, *Mimosen* und *Cassien* ein höchst mannichfaltges Colorit verlieh. Selbst die kleinen, bisher blattlosen Baumwollenpflanzungen um *Pirara* hatten ein frisches Kleid bekommen.

Mit dem Aufsprossen dieser Pflanzen war aber auch ein neuer Leckerbissen für die Indianer, eine Raupe erschienen, die nach ihrer Zeichnung viel Aehnlichkeit mit der unsers Kohlweisslings *(Tachyptera brassicae)* hatte. Eben so schnell, wie sie erschienen, verschwanden sie wieder, denn schon nach 8—12 Tagen hatten sie ihr Wachsthum beendet, und sich bereits verpuppt. Eben so emsig und eifrig, wie die geflügelten Ameisen wurden diese Raupen und Puppen von Alt und Jung gesammelt und verzehrt. Besonders thätig zeigten sich am ersteren Geschäft die Kinder, um dem Vater und der Mutter ein Dessert bei der Mittagstafel auftischen zu können, wobei diese Raupen mit einem Bissen Cassadabrod in solcher Menge in den Mund gesteckt wurden, dass die Ueberfülle des eckelhaften Saftes an den Mundwinkeln herablief. Gingen am Morgen die kleinen Knaben und Mädchen mit ihrem Stück Cassadabrod in Begleitung ihrer Affen auf das ergiebige Feld ihres Gaumenkitzels, so war in der Emsigkeit der erstern mit der der letztern so wenig Unterschied, als wenn sich die weiblichen Bewohner der Hütten, eine hinter der andern sitzend das Wild der Haare absuchten, und jedes erhaschte Wildpret flugs hinter die Zähne brachten. Ländlich, sittlich! —

Während so die feuchte und schwüle Atmosphäre in der vegetativen Natur wahre Wunder in's Leben rief, wirkte sie im entgegengesetzten Sinne höchst erschlaffend auf Geist und Körper, und zwar in einem solchen Grade, dass wir uns oft selbst zur Last wurden. Einige Stunden anhaltender Arbeit machte uns gewöhnlich völlig untauglich zu jeder fernern Anstrengung. Der Tag wurde meist mit Niederschreiben des Tagebuchs oder mit der Revision und Schutzmassregeln

für die Sammlungen verbracht; — aber die langen, langen Abende, an denen man nicht einmal schlafen konnte, da jeder Augenblick Ruhe durch das ununterbrochene Zwicken und Zwacken, Kneipen und Stechen, Beissen und Verwunden unserer zahllosen Peiniger vertrieben wurde, und die Zeitungen bereits drei-, viermal durchgelesen waren! Die Offiziere des Forts, die von denselben Leiden geplagt wurden, suchten eben so vergeblich ein Mittel in unserer, als wir in ihrer Gesellschaft. Ja wahrlich, es ist ein einförmiges, langweiliges Ding ein solcher tropischer Winter, in welchem sich selbst der erfinderischste Geist bankerott erklären musste. Mit doppelter Kraft erwachte daher die Sehnsucht nach den freundlichen Wintertagen der Heimath mit ihrem hellen, blauen Himmel und ihrer weissen Schneedecke.

Als wir eines Abends wieder so jammernd und klagend beisammen sassen, warf plötzlich Bingham verwundert die Frage auf, warum wir uns eigentlich diese trüben Abende nicht durch eine Parthie Whist zu verkürzen suchten? Mit Jubel wurde dieser Gedanke aufgefasst; aber woher Karten nehmen? Hr. Goodall wusste bald Rath zu schaffen. Seine Zeichenmappe enthielt noch eine Menge starkes Bristolpapier — und bald gingen unter seiner geschickten Hand zwei Spiele Karten hervor, deren Figuren die Persönlichkeiten der Expedition und der uns befreundeten und durch irgend eine Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Indianer darstellten. Acht Tage lang kamen die Offiziere des Forts zu uns nach *Pirara*, die folgenden acht gingen wir zu ihnen hinüber. Rembrandt hätte keinen würdigern Gegenstand für seinen Pinsel finden können, als das Innere einer unserer Hütten an einem solchen Spielabend. Das spärlich von Schildkrötenfett oder Palmenöl genährte Lämpchen konnte mit seiner bläulichen Flamme kaum den rohen Tisch erhellen, der ausser von den dem Naturzustande fast zurückgegebenen Spielern von einer Menge Indianer umgeben wurde, welche mit staunenden Blicken die ihnen unerklärlichen Bewegungen und die Procedur unserer Beschäftigung, das Werfen der bunten Papiere auf den Tisch und das Zusammennehmen derselben, anstarrten, und sich endlich kopfschüttelnd entfernten; oder wenn plötzlich der Ausspieler die Karte mit verzweifelt verzerrtem Gesicht auf den Tisch warf und krampfhaft nach irgend einem Theile seines geplagten Körpers schlug, um dort die blutsaugenden Mosquitos zu tödten, die ihm Honneurs und Uebersticbe vergessen machten. Noch interessanter aber würde dem unbetheiligten Zuschauer der Moment gewesen sein, in welchem sich der gefürchtete Ausruf: eine Schlange! hören liess. Wie auf Commandowort stand dann plötzlich die ganze Gesellschaft auf dem Tisch, den Stühlen oder nahen Kisten und entwarf von hier aus den Schlachtplan zur Vernichtung des sich auf dem Boden hinwindenden Ungethüms; kurz, wir erlebten Scenen, wo die durch irgend einen Eindringling erregte Confusion oder

der momentan hervorgerufene Schrecken nach ihrer Beseitigung unsere Hütten mit dem ausgelassensten Gelächter erfüllten.

Schwerer als die Langeweile war aber bald der bei uns einkehrende Mangel zu vertreiben. Mit der Zunahme der Gewitterstürme und dem Steigen der Gewässer schwand das Wild auch immer mehr aus unserer Nähe, die Beute der ausgesandten Jäger wurde immer spärlicher und kümmerlicher, bis es ihnen oft kaum in drei bis vier Tagen gelang, eine Ente oder ein *Aguti* mit heimzubringen. Mit den Rehen und Enten waren auch die Rinderheerden verschwunden und die vier *Vaqueiros* mussten die Hände in den Schooss legen. Alles hatte sich in die Gebirge zurückgezogen. Unser Vorrath von gesalzenem Fleisch war längst aufgezehrt, und die Mahlzeiten wurden immer einfacher. Anfangs halfen uns zwar treulich die Offiziere mit dem, was sie an Fleisch besassen, aus, doch auch ihre Vorräthe schwanden, und das von den Insekten verschont bleibende Cassadabrod und die daraus gekochten Suppen wurden unsere tägliche Schüssel, bis endlich einmal einer der Jäger wieder so glücklich gewesen und so viel erlegt hatte, dass acht hungrige Magen sich daran satt essen konnten. War dies bei uns der Fall, so rief ein Böllerschuss die freudige Botschaft den Offizieren des Forts zu, und von dem Flaggenstock flatterte das ersehnte Signal: «Einladung zum Mittagsessen!» wie auch wir in Tagen des Mangels alle Augenblicke unsere sehnenden Blicke nach dem freundlichen Zeichen aussandten.

Als wir uns so eines Morgens durch die Phantasie zu den gerösteten Maiskolben ein saftiges Stück Wildbraten auflegen liessen, stürzte einer unserer Jäger, der noch vor Tagesanbruch *Pirara* verlassen, um sein Glück für heute zu versuchen, mit dem Ausruf: «*Matti,-Matti*, *Caraiba*, *Caraiba*, *Soldato toukö* (Freund, Freund, viele brasilianische Soldaten)!» in unsere Hütte und bannte damit den Bissen in unserem Munde fest. An den Schrecken, den das Wort «*Caraiba*» jederzeit in einer Indianer-Niederlassung hervorruft, waren wir schon gewöhnt, aber das fatale «*Soldato toukö-toukö* versetzte doch auch uns in eine nichts weniger als gleichgültige Gemüthsstimmung — die «*Soldato toukö-toukö* mussten das brasilianische Heer sein, das, wie wir durch sichere Nachrichten wussten, bereits seit Wochen von *Pará* aufgebrochen war, um die Rothröcke von *Pirara* zu vertreiben. Nach der Aussage des vor Angst und Furcht halbtodten Indianers hatten sich die *Soldato toukö* in zwei Abtheilungen getheilt, von denen eine in einem grossen Corial den Wasserweg eingeschlagen, die andre sich nach der grossen Oase, südlich von *Pirara*, gewandt hatte. Nachdem uns unser Unglücksbote nochmals seine Aussage als wahr bestätigt, donnerten zwei Böllerschüsse zu dem Fort hinüber, und die Nationalflagge auf dem Flaggenstock verkündete der Besatzung die verhängnissvolle Neuigkeit. Jetzt stieg keck die Antwort an dem

Flaggenstock des Forts auf und alle Figuren, die wir kurz vorher noch ausserhalb der Wälle gesehen, waren nach wenigen Minuten dahinter verschwunden, um bald darauf, wie uns unser Fernrohr zeigte, bis unter die Zähne bewaffnet, wieder zu erscheinen. Von unserer Seite war natürlich an keine Vertheidigung zu denken, und resignirt mussten wir der Dinge warten, die da kommen würden, alles aufwendend, um wenigstens den Bewohnern *Pirara's* durch unsern äusseren Gleichmuth etwas Muth einzuflössen, den die sich wie ein Lauffeuer verbreitende Nachricht rein weggefegt zu haben schien. Mit ihren Bogen und Keulen bewaffnet, hatten sich die Männer sofort um uns versammelt, während sich die Frauen mit ihren Säuglingen auf den Armen, die andern Kinder an der Hand, nach unsern Hütten drängten. In dieser Verlegenheit frug ich zufällig den Indianer, der die Hiobspost gebracht, ob die Soldaten Flinten getragen, eine Frage, deren Beantwortung plötzlich alle Befürchtungen verscheuchte, denn sie lautete: «*kané* (nein)». Soldaten ohne Waffen konnten keinen Ueberfall, noch weniger eine Belagerung beabsichtigen. — Die lustig vom Morgenwind bewegte Nationalflagge verschwand vom Flaggenstock und das Signal «blinder Lärm» stieg an ihm empor. Herr Youd und Sororeng, die uns schon früher aus unserer Bestürzung gerissen haben würden, waren beide nicht gegenwärtig, wir aber konnten uns immer noch nicht daran gewöhnen, dass bei dem Indianer alles, was die Zahl der Finger übersteigt, «viel» heisst.

Indem wir uns gegenseitig noch über die homöopathische Dosis unseres Muthes lustig machten, und jeder behauptete, ihm sei es vollkommen gleichgültig gewesen, wenn sich die Kunde als wahr herausgestellt, erschien auf der spiegelglatten Fläche des ungeheuren See's ein grosses Boot, das sich *Pirara* näherte, während fast in demselben Augenblick ein kleiner Trupp Brasilianer aus der Oase heraustrat. Es waren Capitain Leal's Untergebene, ein Theil der Besatzung von *Saõ Joaquim*, die aber in nichts weniger als kriegerischer Absicht erschienen. Capitain Leal brauchte wahrscheinlich eben so gut Geld, wie Pater *José*, denn beide hatten eine grosse Corialladung Lebensmittel zusammengebracht, die sie uns zum Verkauf anbieten liessen. Dass sich unsere Unruhe in solche Freude verwandeln würde, hätte wenige Minuten vorher keiner zu hoffen gewagt. Die Neugier über die Ursache des falschen Lärms trieb natürlich die gesammten Offiziere nach *Pirara*, deren Mittheilungen über die Wirkung des Kriegszeichens unsere heutige Heiterkeit um das Doppelte erhöhten. Sie selbst hatte der Aufruf zur Vertheidigung von einer Parthie Whist aufgeschreckt und zur Vertheilung der Waffen, Munition u. s. w. getrieben, die die schwarze Besatzung mit allen Zeichen des Muthes von Helden entgegengenommen. Die uns von unserm jetzigen Koch, Adams, zubereitete grösste der Schildkröten, welche uns Capitain Leal in ziemlicher Anzahl zuge-

schickt, verwischte natürlich auch die letzten Spuren der Aufregung; noch höher aber stieg unsere Freude, als wir von den Brasilianern erfuhren, dass einer ihrer Landsleute vom *Rio Branco* mit einem noch grösserem Boote nach *Pirara* unterwegs sei, um uns eine Ladung von Schildkröten, gesalzenem und getrocknetem Rindfleisch und Farinha anzubieten. Schon nach einigen Tagen war das Boot an der Landungsstelle des *Pirara* angekommen, und da der Eigner mit dem tief gehenden Fahrzeug noch nicht bis zum Dorfe gelangen konnte, liess er uns durch einen seiner Leute bitten, dorthin zu kommen. Mein Bruder und Lieutnant Weiburg setzten sich augenblicklich zu Pferde und ritten zum Marktplatz, um sich die Waaren anzusehen, worauf sie bald mit dem Handelsmann zurückkehrten, von dem die ganze Ladung, die in 23 Riesenschildkröten (*Emys amazonica Mart.*), und einer Menge gesalzenen und an der Sonne getrockneten Rindfleisches (*Carne secca*) bestand, gekauft wurde. Für jede der Schildkröten bezahlte mein Bruder 2½ Dollar. Die *Carne secca* hatte sowohl ihrem Ansehen, als auch ihrem Geschmack nach, unendlich viel Aehnlichkeit mit einem trocknen Stück Holz, was freilich in Folge der Zubereitung nicht anders zu erwarten ist. Das Fleisch wird in lange, dünne Streifen geschnitten, tüchtig mit Salz eingerieben und dann auf Leinen gehängt, um so lange von der Sonne gedörrt und ausgesogen zu werden, bis es knochenhart und vollkommen schwarz geworden ist.

Stöckle und Tiedge mit mehren Indianern erhielten den Befehl, in einer der Buchten des *Pirara* eine Pallisadenverzäunung aufzuschlagen, in die dann unsere Schildkröten gebracht wurden und aus der sie, je nach Lust und Bedürfniss, einzeln zum Schlachten nach *Pirara* geholt werden sollten. Einzelne derselben waren so schwer, dass sie kaum von drei Mann getragen werden konnten.

Nach Verlauf von acht Tagen erging an das gesammte Offiziercorps eine feierliche Einladung: die erste der fetten Schildkröten sollte geschlachtet werden, und das konnte natürlich nicht ohne die Theilnahme unserer Freunde geschehen. Mit lachenden Mienen und der Versicherung, nicht gefrühstückt zu haben, um sich den Appetit zu der Suppe und den saftigen Schildkrötensteaks nicht zu verderben, kam die Gesellschaft an, worauf der Commissär Low vorsichtig einige Flaschen Rum in eine Ecke stellte, und etwas Zucker in einen Kasten legte, damit zu den Steaks auch ein Glas Punsch getrunken werden könnte, wozu uns bisher die Bewohner von *Nappi* unausgesetzt mit Limonen versorgt hatten. Um unsern Appetit zu vergessen, setzten wir uns zu einer Parthie Whist nieder. Stöckle, Tiedge und vier Indianer waren schon vor mehren Stunden nach dem etwa drei viertel Stunden entfernten Schildkrötenzwinger abgegangen; Adams' Wassertöpfe harrten schon längst des Fleisches, das sie uns essbar machen sollten; aber alle unsere Fragen, ob die Boten noch nicht zurückgekommen, wurden verneinend beantwortet, bis endlich

Stöckle mit einem Armensündergesicht in die Hütte trat, und uns und unsere Hoffnungen durch seine schreckliche Kunde in wahre Salzsäulen verwandelte. Mit stotternder und zagender Stimme presste er die fürchterlichen Worte aus, dass sich ausser einer todten Schildkröte keine Spur von diesen in dem Zwinger gefunden hätte; die Schildkröten hätten einige der nicht fest eingesteckten Pfähle umgerissen und wären auf und davon. Die Angst und Verlegenheit Stöckle's und Tiedge's, die sich wohl denken konnten, dass sie, die Erbauer des Zwingers, als Ursache dieses Verlustes betrachtet werden würden, grenzte an das Lächerliche, namentlich da sie sich durch Verwünschungen und Schimpfen auf die armen Thiere Luft zu machen suchten. Wir sahen uns sprachlos an, und blickten auf die Trümmer unserer Hoffnungen und Luftschlösser nieder, aus denen uns höhnisch die trockne und schwarze *Carne secca* entgegenstierte, bis das unmässige Lachen der Offiziere, die durch unsern Verlust nur um das heutige Lukullusmahl geprellt waren, auch uns aus unserer Betäubung aufweckte und uns mit in dasselbe fortriss. Ich werde diese theils ärgerliche, theils aber auch höchst lächerliche Scene niemals vergessen! Die Offiziere mussten ihren hungrigen Magen statt mit Schildkrötensuppe und Steaks, mit an der Sonne getrocknetem Rindfleisch füllen, das uns um so schwerer munden wollte, als es von unsern Freunden mit dem Salz unerschöpflicher Witzeleien gewürzt wurde, ohne dass wir uns merken lassen durften, dass sie uns ärgerten. Wir verbissen unsern Ingrimm so gut es gehen wollte, und warteten der Zeit der Vergeltung.

Niedergeschlagen sahen wir am nächsten Morgen den leeren Zwinger an und überzeugten uns leider zu spät, dass die Pallisaden für diese Riesenthiere viel zu schwach gewesen waren. Die 57 Dollars, die sie gekostet, waren hinausgeworfen und Schmalhans blieb während der ganzen Regenzeit unser Speisemeister. Aber bald sollte uns alle ein noch herberer Verlust treffen. Ein Brief, den zwei Indianer aus *Bartika-Grove* brachten, enthielt von dem Präsidenten der Missionsgesellschaft in London für Herrn Youd die Weisung, *Pirara* zu verlassen, und sich nach *Waraputa* zurück zu begeben, da die Missionsgesellschaft ihre Wirksamkeit nicht eher auf *Pirara* ausdehnen dürfe, als bis es definitiv bestimmt sei, dass dasselbe wirklich zu britischem Grund und Boden gehöre. Dass er dem Befehle Gehorsam leisten musste, sah er so gut ein, wie wir, und dass es ihn im Innersten erschütterte, jetzt wo er eben den ausgestreuten Saamen den schönsten Früchten entgegenreifen sah, das Feld seiner edlen Aufopferung wieder dem wilden Unkraut zu überlassen, fühlten wir gleich tief, da wir mehr als überrascht die Fortschritte gesehen hatten, die die jetzt bereits so zahlreich um ihn Versammelten unter seiner tüchtigen Leitung gemacht. Den Vorschlag, der dem wackern Missionar von London aus gemacht wurde, die Bewohner *Pirara's* und der Umgegend zu veranlassen,

mit ihm nach *Waraputa* zu ziehen, konnte er, wenn er nicht das Leben der ihm allerdings unbedingt Vertrauenden zum Opfer bringen wollte, nicht in Ausführung bringen. So eigenthümlich dies auch scheinen mag, so hatte es doch die Erfahrung bereits bewiesen, dass der Indianer der Savanne den Einwirkungen der feuchten und dumpfen Atmosphäre des Urwaldes unterliegt, wie auch der Bewohner des Urwaldes und der Berge verkümmert und verwelkt, wenn er seine Geburtsstätte mit der freien, offenen und feuchten Savanne vertauscht. Tödtliche Lungenkrankheiten sind hier wie dort die Folge eines solchen Wechsels. Als Herr Youd von den Brasilianern vertrieben wurde, folgten ihm mehre Familien nach *Waraputa*, und nach kurzem Aufenthalt waren die Meisten diesem Wechsel unterlegen, so dass er die Uebrigen wieder in ihre Savannen zurückschicken musste. Nach solchen Erfahrungen wäre es mehr als gewissenlos gehandelt gewesen, wenn er seine Pfleglinge hätte auffordern wollen, ihm zu folgen. Das niedliche Dorf mit seinen hübschen Häusern und seinen lernbegierigen Bewohnern, sah seinem Verfall wieder entgegen, wenn es nicht bei England blieb; — die grosse Hütte, die Herrn Youd's rastlose Thätigkeit in eine ungemein freundliche Kirche verwandelt hatte, in der sich täglich die Einwohner von *Pirara* am Morgen und Abend, — in Ermangelung einer Glocke durch die hellen Töne eine Trompete gerufen, — und Sonntags die aller nahe liegenden Niederlassungen zum Gottesdienst versammelten, wie sie auch zum Unterrichtszimmer für die Erwachsenen und Kinder diente, sollte bald wieder verödet da stehen! Wenn man Augenzeuge der monotonen und ohrenzerreissenden Grab- und Festgelagsgesänge der Indianer gewesen war, so glaubte man sich in den sonntäglichen Versammlungen unter ganz andere Menschen versetzt, sobald man sie die englischen Hymnen singen hörte, solche Fortschritte hatten Männer wie Frauen im Gesange gemacht! Besonders haben die Stimmen der Frauen unendlich viel Metall, was wir nach unsern Erfahrungen am wenigsten bei ihnen vermuthet; zugleich besitzen sie eine wahrhaft bewundernswürdige Auffassungsgabe selbst für die schwersten Melodien. Wird ihnen eine solche nur zwei- oder dreimal vorgesungen, so singen die Weiber und Mädchen sie fehlerlos nach, während die Männer sie auf ihren einfachen Flöten blasen, denen sie vorher nur die unharmonischen und monotonen Töne ihrer Nationalgesänge zu entlocken vermochten. Die Erwachsenen, besonders die Frauen, bemühten sich auch lesen und schreiben zu lernen. Jeden Sonnabend Abend kamen, wie in *Bartika-Grove*, die in der Nähe wohnenden Indianer nach *Pirara*, unter ihnen sogar die Bewohner von *Nappi*, das über 20 Miles von *Pirara* lag, um dem sonntäglichen Gottesdienste, in tiefer Stille und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beizuwohnen, und nur durch schwere Krankheit konnten sie davon abgehalten werden. Am Montag kehrten sie wieder nach ihren Dörfern zurück. Freilich hatte es Herrn Youd viel Mühe ge-

kostet, ehe er seinen Pflegebefohlnen ihre alten Gewohnheiten vergessen gemacht. Als er seine Schule und Kirche in *Pirara* eröffnete, erschienen die Kinder durchgängig von Kopf bis zum Fuss bemalt, als ginge es zu einem Trinkgelage, sie schwatzten und lachten unter einander, so oft es ihnen einfiel, und liefen auf und davon, sobald nichts Neues ihre Aufmerksamkeit fesselte. Mit den Erwachsenen ging es bei dem Gottesdienst nicht besser. Mit Ungestüm und wüstem Lärm drängten sie sich, den Körper ebenfalls auf das fürchterlichste bemalt, bewaffnet mit Bogen, Pfeilen und Keulen in die Kirche, wie zu einem Kriegstanze oder einer Schlacht, während die Frauen mit ihren zahmen Affen oder mit ihren kleinen Kindern auf den Armen erschienen, die sich dann während des Gottesdienstes auf das hartnäckigste um die Brust der Mutter zankten, bis diese einen momentanen Waffenstillstand unter den kämpfenden Partheien herbeiführte, und, je nach Belieben, diesen oder jenen in den Besitz der bestrittenen Nahrungsquelle setzte. Welche Veränderung seitdem mit diesen Leuten vorgegangen, das haben meine Leser schon oben gesehen.

Als Herr Youd seinen treuen *Macusis* den ihm gewordenen Befehl mittheilte, erregte derselbe die tiefste Bestürzung und die bittersten Klagen, da sie wohl wussten, dass weder das Militair, noch wir für immer in *Pirara* bleiben würden. Sie hatten sich daher mit ganzer Hingebung an Herrn Youd angeschlossen und beschworen ihn nun unter den rührendsten Bitten, sie nicht zu verlassen, und abermals den Brasilianern Preis zu geben. Solchen konnte die aufopfernde Liebe des Herrn Youd nicht widerstehen; schnell war sein Entschluss gefasst, und schon nach einigen Tagen brach er nach *Georgetown* auf, um von da nach London zu eilen und die Bitte seiner Pflegebefohlenen dem Präsidenten der Missionsgesellschaft persönlich an's Herz zu legen. Bei seiner Ankunft in *Georgetown* war das gelbe Fieber von neuem ausgebrochen; — schnell schiffte er sich in ein eben nach Europa abgehendes Schiff ein, aber schon nach drei Tagen erlag er dem bleichen Würgengel der Küste, der ihm auf das Schiff gefolgt war. Da sich das Schiff in der Nähe der Insel *Barbados* befand, wurde die Leiche des edelsten und tüchtigsten Missionars, den ich bis jetzt kennen gelernt habe, dort der Erde anvertraut.

Fast schien es, als sei es Bestimmung, dass die Station in *Pirara* nicht zur vollen Blüthe gelangen sollte. Schon zweimal war der Saame des Christenthums hier mit den überraschendsten Erfolgen in die Herzen der Indianer ausgestreut worden, und zweimal wurde die Erndte vor der Reife wieder zerstört! Der gänzliche Untergang der Mission stand jetzt bevor, da sich schwerlich ein Missionar finden möchte, der, selbst wenn *Pirara* zur englischen Besitzung gehören sollte, sich mit solcher Hingebung und aufopfernder Liebe in die Denk- und Handlungsweise der Indianer würde hineinleben können, wie es Herrn Youd eigenthümlich war.

Kaum hatte dieser von seinem geliebten Dorfe Abschied genommen, als eine Familie nach der andern daraus verschwand, und so immer mehr und mehr Hütten verlassen und leer standen; die melodischen und ergreifenden Gesänge der Kirche waren verstummt, und nur hier und da tönten uns am Abend oder Morgen aus den bewohnten Hütten von einzelnen Frauen gesungen oder von den Männern auf ihrer einfachen Flöte geblasen, kirchliche Hymnen entgegen. Innige Liebe zum Domini hatte die Bewohner aus nahe und fern hierher geführt, mit seinem Verlust erwachte die Sehnsucht nach ihren alten Wohnorten wieder; — *Pirara* wurde bald nur noch von uns, unsern Leuten und den Indianern bewohnt, die uns nach dem *Roraima* begleiten wollten. Nur erst gegen das Ende der Regenzeit belebte sich das Dorf dann und wann für einige Tage wieder, wenn uns die alten Bewohner in grossen Zügen Provision zum Tausch brachten.

Die allgemeine Ueberschwemmung, der fast noch täglich anhaltende Regen hatte die schwüle, drückende Atmosphäre jetzt so mit Feuchtigkeit geschwängert, dass die Kleidungsstücke, welche wir nicht brauchten, in den Koffern vermoderten, und um sie vor gänzlicher Vernichtung zu schützen, wir sie täglich am Feuer austrocknen mussten. Eiserne Werkzeuge, die nur wenige Tage am Boden gelegen hatten, waren vom Rost bis zur Unbrauchbarkeit zerfressen, das Silber oxydirte, meine Arsenikseife zersetzte sich gänzlich und alle die Hoffnungen, die ich auf meine reichen Sammlungen gebaut, schienen in der täglich weiter um sich greifenden Vernichtung untergehen zu sollen. Den Schmerz, der jeden ergreifen muss, wenn er seine Kisten lüftet, auf die er seine Zukunft gebaut, und alle die Mühe, die er angewandt, alle die Hoffnungen, die er auf diese gesetzt, der Vernichtung entgegen gehen sieht, kann nur der ganz fühlen und würdigen, welcher ähnliche Erfahrungen gemacht hat! Und doch lag in dem ernsten Entschluss, durch unwandelbare Ausdauer die feindlichen Mächte der Natur zu besiegen, eine ungemeine Befriedigung, wie zugleich jeder gelungene Versuch, diesen Dämonen auch nur eine Pflanze abzutrotzen, ein Gefühl des Stolzes und Vertrauens hervorrief, das wenigstens eine gänzliche Entmuthigung verhinderte.

Wie wir, so lebten auch die Bewohner von *Pirara* fast nur von Pflanzenkost, da ihre Fleisch- und Fischvorräthe nur zu schnell aufgezehrt waren, und selbst die erstere Nahrung wurde bald mehr als spärlich, indem die seit Herrn Youd's Ankunft angelegten neuen oder gereinigten alten Provisionsfelder, ausser den noch unreifen Maiskolben, noch keine Früchte lieferten. Die halbreifen Kolben wurden auf Kohlen geröstet, oder auch gekocht, und sowohl auf die eine wie die andere Art zubereitet, boten sie ein ganz schmackhaftes Gericht. Die öligen Früchte der *Maximiliana*, *Mauritia* und des *Astrocaryum* waren fast die einzige Nahrung der Indianer, und doch behielten sie vollkommen ihre körperliche Stärke, wozu wahr-

scheinlich der reife Stickstoffgehalt dieser Palmenfrüchte das Meiste beitrug. Waren die eingetragenen Vorräthe verzehrt, so zogen sie gewöhnlich in ganzen Caravanen nach den entfernteren Wäldern aus, um nach einigen Tagen reich beladen mit den obigen oder den Früchten einer *Eugenia*, eines *Psidiums*, der *Spondias*, der *Mimusops* oder anderen schmackhaften Vegetabilien, die uns wegen Mangels von Blättern und Blüthen unbekannt blieben, wieder nach *Pirara* zurück zu kehren.

Bald nach Herrn Youd's Abreise störte und beunruhigte uns abermals ein Unglücksfall, der einen unserer Jäger, einen jungen, rüstigen Mann betraf. Wie kein irgend erträglicher Tag verstrich, an dem wir nicht mit einander zur Jagd ausgingen, so war dieser auch heute, ohne dass gerade das Wetter dazu eingeladen hätte, mit Tagesanbruch aufgebrochen, um auf einer der vom Wasser nicht erreichten Höhen vielleicht ein Wild aufzufinden. Die Sonne näherte sich schon dem Horizont und Essetamaipu war noch nicht zurückgekehrt, was uns nicht früher auffiel, als bis wir einen andern Indianer im schnellsten Laufe über die Anhöhe auf das Dorf zueilen sahen, das sicherste Zeichen einer wichtigen Neuigkeit oder einer Unglücksbotschaft, da sich der Indianer ausserdem nur in gemessenen Schritten auf ein Dorf zu bewegt. Unsere Vermuthung bestätigte sich. Er hatte Essetamaipu, von einer Schlange gebissen, besinnungslos in der Savanne, einige Miles von *Pirara* entfernt, liegen gefunden. Mit allen möglichen Hülfsmitteln versehen, eilten wir der Stelle zu, wo der Unglückliche liegen sollte, und fanden ihn auch ohne Bewusstsein dort vor. Eine mit dem Messer auf wahrhaft schauderhafte Weise scarificirte und mit einem Streifen des Schaamschurzes überbundene Wunde über dem Knöchel des rechten Fusses, zeigte uns die Stelle, wo der Arme gebissen worden war. Das ganze Bein war geschwollen, und die heftigsten Krämpfe durchzuckten den Körper des Besinnungslosen, den man fast nicht wieder erkannte, so sehr hatten sich in Folge der Krämpfe die Gesichtszüge verändert. Als der arme Essetamaipu durch die Savanne gegangen war, hatte er auf eine Klapperschlange getreten, die er in jenem unmittelbaren und instinktartigen Rachegefühl zunächst getödtet, und dann erst die Wunde mit einer nur dem Indianer eigenthümlichen Gefühllosigkeit ausgeschnitten und überbunden hatte. Da die Verwundung auf der hochgelegenen Savanne stattgefunden, hatte er sich noch mühsam bis in die Nähe des Pfades geschleppt, wo er eher gefunden zu werden hoffen durfte, und war hier besinnungslos zusammengesunken.

Als die Bewohner *Pirara's* uns hatten forteilen sehen, war uns fast die halbe Bevölkerung gefolgt, die wahrscheinlich auch die Ursache unserer Eile erfahren hatte und nun, den Unglücklichen schweigsam ansehend, um ihn herumhockte, während die Frau und die Kinder desselben in ein herzbrechendes Jammern ausbrachen. Dem

geronnenen Blute nach zu urtheilen, musste die Verwundung schon vor mehren Stunden staatgefunden haben; ein Aussaugen oder Ausbrennen war daher nicht mehr anwendbar, weshalb wir die Wunde bloss mit Ammoniakspiritus auswuschen und solchen mit Wasser verdünnt dem immer noch Besinnungslosen einflössten. Dieses Mittel schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. Die Besinnung kehrte ihm zurück, und über Schmerzen in der Brust und der Achselgegend, so wie über Ziehen in den Gliedern und Rückenweh klagend, wurde er in seiner Hängematte nach *Pirara* getragen. Das Bein blieb mehre Tage bis zum Hüftgelenk zu einer unförmlichen Masse angeschwollen und völlig unbeweglich; dabei fühlte der Kranke bei der leisesten Erschütterung die unerträglichsten Schmerzen. Nach drei Wochen hatte ein warmer, erweichender Umschlag von Cassadabrod nicht nur die Geschwulst, sondern auch den leichenartigen Ausdruck des Gesichts und die Schmerzen vertrieben; nach Verlauf von fünf Wochen schloss sich auch die Wunde und der Kranke konnte den Fuss wieder gebrauchen.

Wird durch die schleunig angewandten Mittel auch den tödtlichen Wirkungen des Schlangenbisses vorgebeugt, so schleppt der Verwundete doch sein ganzes Leben hindurch die nachtheiligen Folgen mit sich herum, und unterliegt denselben oft noch nach mehren Jahren. Die Wunde bricht meist alle Jahre wieder auf, und das verwundete Glied bleibt ununterbrochen der schmerzhafteste Wetterprophet. Mehre Bewohner *Pirara's* waren dafür lebendige Zeugen, und ein früherer Begleiter meines Bruders, auf dessen erster Reise, Herr Vieth, der im Jahre 1834 von einer *Labaria (Trigonocephalus atrox)* am Fusse gebissen worden, war noch unmittelbar vor unserer Ankunft in der Colonie, also nach sieben Jahren, den Folgen des Bisses unterlegen. Er litt bei der geringsten Veränderung der Witterung die heftigsten Schmerzen, und die Wunde brach dann jedesmal von neuem auf, wobei sich stets eine höchst übelriechende Feuchtigkeit entleerte.

Ausser den allgemein üblichen Mitteln: Ausschneiden und Aussaugen der Wunde, so wie frischer Saft vom Zuckerrohr, wenn sich solches in der Nähe findet, dessen Genuss nach der Aussage der Indianer auch ein sicheres Mittel bei Verwundungen mit dem Giftpfeil sein soll, besitzt fast jeder Stamm noch seine eigenthümlichen Mittel, von denen man allerdings eine grosse Zahl den eingebildeten zuzählen muss. So dürfen bei einigen Stämmen weder der Verwundete noch seine Kinder, noch seine Eltern und Geschwister, sobald solche mit ihm eine und dieselbe Niederlassung bewohnen, die erste Zeit nach seiner Verwundung Wasser trinken, oder sich baden, oder nur in die Nähe des Wassers kommen; einzig seiner Frau ist dies gestattet. Ein dünner Kürbissbrei, der aber nur warm genossen werden darf, muss den Durst stillen. Geröstete Pisangfrüchte sind die einzige Nahrung, die ihnen während dieser Zeit erlaubt ist. Hat der Gebissene

nach der Verwundung Zuckerrohrsaft genossen, so muss er später alles Süsse vermeiden. Andere Stämme glauben in Frauenmilch ein wirksames Gegengift entdeckt zu haben, die sie im Verein mit den erweichenden Umschlägen aus Cassadabrod anwenden; dem letztern ist nach unsern Erfahrungen, die eigentliche entgegenwirkende Kraft zuzuschreiben. Wieder andere wenden den ausgepressten Saft der Blattstengel und Wurzeln des *Dracontium dubium (Kunth nov. spec.)* an, wie ich schon früher zu erwähnen Gelegenheit hatte. Die in fast ganz Südamerika, namentlich in Peru und Chili gebräuchliche Benutzung der *Mikania Guaco (Humb. Bonp.)*, welche die Eingebornen *Errawareng* nennen, war unter den Indianern Guiana's ganz unbekannt, obschon ich ausser dieser Species auch noch die *Mikania racemulosa (Benth.)*, *Hookeriana (Dec.)*, *denticulata (Willd.)*, *convolvulacea (Dec.)*, *Parkeriana (Dec.)* und *angularis (Humb. Bonp.)* fand, die fast durchgängig jenes bittere Princip besitzen. Einen Absud der *Mikania Guaco* und *angularis* benutzen die Farbigen als kräftiges Mittel gegen Syphilis. Ziemlich allgemein verbreitet gegen den Biss der Klapperschlange ist ein Infusum der *Byrsonima crassifolia* und *Moureila (Loudon)*, und ausser der schon erwähnten *Aroidee*, die derselben Familie angehörende *Quebitea guianensis (Aubl.)*. Die heilsame Wirkung aller dieser Mittel schien jedoch vielfach durch die Körperconstitution des Verwundeten bedingt zu sein, da Frauen und schwächliche Männer nur höchst selten mit dem Leben davon kommen.

Die von den Indianern und Farbigen am meisten gefürchteten Schlangen sind: die *Labaria* der Colonisten, *Sororaima* der *Macusis (Trigonocephalus atrox.)*, von der es einige Varietäten giebt, die sich namentlich durch eine etwas abweichende Färbung unterscheiden, und der allgemein geflohene *Bushmaster*, *Kunekuschi* der Indianer *(Crotalus mutus Lin., Lachesis muta Daud., Lachesis rhombeata Pr. Neuwied)*, dessen Grösse zwischen 4—8 Fuss wechselt und der die Stärke eines Menschenschenkels erreichen soll. Der herzförmige, durch die Giftdrüsen namhaft erweiterte Kopf der schön gezeichneten Schlange, der sich auffallend scharf gegen den Hals absetzt, wie die oft über einen Zoll langen Giftfänge verkünden schon von ferne die Gefährlichkeit des Thieres, und lebte sie nicht in den hohen Waldungen, in denen sie während des Tages auf der Erde zusammengerollt liegt, wäre sie häufiger, als sie es wirklich ist, so würde dem Wanderer auf jedem Tritt und Schritt der Tod entgegen lauern, da, nach der allgemeinen Aussage der Indianer, diese Schlange nicht wie die übrigen vor dem Menschen flieht, sondern in einer Spirale zusammengewunden den sich ihr Nähernden ruhig erwartet, und sich dann mit Pfeilesschnelle auf ihn stürzt. Bei meinem ersten Aufenthalt in *Bartika-Grove* fand ich dort einen Farbigen, dessen Sohn einige Wochen vor meiner Ankunft von dem heimtückischen *Bushmaster* in die linke Backe gebissen worden war.

Besinnungslos wird der Sohn von dem Vater gefunden, und die Wunde von dem letztern ausgesogen. Schon nach Verlauf einer Viertelstunde fühlt der Mann die unsäglichsten Schmerzen, der Kopf schwillt zu einer unförmlichen Grösse an und alle Symptome der Vergiftung treten ein, die, wie sich ergab, durch einen hohlen Zahn stattgefunden hatte, in den das ausgesogene Gift eingedrungen sein musste. Der Knabe starb und der Vater schleppte sich noch bei meiner jüngsten Anwesenheit in *Bartika* mit einem siechen Körper herum.

Die Furcht vor den zwei angeführten Schlangen übersteigt die vor der *Maracca*, wie mehre Stämme die Klapperschlange *(Crotalus horridus Daud.)* wegen ihrer Klapper nennen, bei weitem, da sich deren Biss nur in wenigen Fällen absolut tödtlich zeigt. Oft hatte ich mich letzterer bis auf 6 oder 7 Fuss genähert und sie ruhig beobachtet; zwar behielt sie mich dabei fortwährend in den Augen, zeigte aber nicht die geringste Neigung, den gefahrdrohenden Sprung auszuführen; — doch die mindeste Anreizung, eine plötzliche Annäherung versetzt das Thier augenblicklich in Wuth; sich in eine Spirale windend, den Hals und Kopf in die Höhe hebend, den Rachen weit aufsperrend, und ein ganz eigenthümliches Zischen ausstossend, schaut sie dann zornig umher, verfehlt nur selten ihr Ziel, und selbst die dichteste Bekleidung, die stärksten Stiefeln werden von ihren Giftzähnen durchdrungen. Die dabei zitternde Bewegung des Schwanzes verursacht allerdings ein Geräusch, das aber nicht laut genug ist, um weit gehört zu werden. Diese eigenthümliche Bewegung ist aber, wie man bisher geglaubt, durchaus der Klapperschlange nicht allein eigen, bei der sie als Warnung, bevor sie beisst, angenommen worden ist, sondern ich habe dieselbe auch bei nicht giftigen Schlangen, besonders bei der so schön gezeichneten *Coluber versabilis (Kuhl)* häufig beobachtet, wenn ich in die Nähe dieses Thieres kam. Mit der dreimaligen Warnung der Klapperschlange hat es dieselbe Bewandtniss, wie mit der Bezauberungskraft, die ihnen zugeschrieben worden ist. Brechen die Giftzähne durch den Biss in einem harten Gegenstand ab, so sind sie bald wieder durch neue ersetzt.

Eben so wird die *Parrot-snake (Cophias bilineatus Pr. Neuwied)*, wie sie wegen ihrer bläulich hellgrünen Färbung genannt wird, unter die giftigsten Schlangen gezählt und allgemein gefürchtet. Ihre grossen Giftfänge bekunden diese Vermuthung. Hier muss ich noch eine eben so allgemein gefürchtete Schlange erwähnen, die mir zwar selbst nicht zu Gesicht gekommen ist, von der man aber viel erzählen hört und die mein Bruder auf seiner frühern Reise erlegte. Es ist die *Iguana*-Schlange, die ihren Namen von dem Beutel erhalten, den sie wie die *Iguana* unter der Kehle hat. Ihre Grundfarbe soll gelblich sein, die von rautenförmigen schwarzen Flecken unterbrochen wird. Sie erreicht eine Länge von 5—7

Fuss. Auch an ihr soll man die zitternde Bewegung des Schwanzes vor dem Sprunge wahrnehmem. Die Indianer rechnen sie zu den gefürchtetsten Schlangen.

Die Folgen der Schlangenbisse hatten mich anfänglich ziemlich furchtsam gemacht. Wenn ich auf meinen botanischen Excursionen etwas im Grase rascheln hörte oder mich durch eine Liane aufgehalten fühlte, glaubte ich auch schon eine sprungfertige Schlange zu sehen; — doch auch hierbei wirkte die Zeit beruhigend ein. Namentlich nöthigten mich die Eidechsen bei meiner ersten Expedition nach dem *Orinoko* zu manchem Luftsprunge, bis ich das von ihnen hervorgerufene Geräusch von dem der Schlange unterscheiden lernte. Die ersteren laufen viel rascher und immer nur eine kleine Strecke, worauf sie einen Augenblick anhalten und dann wieder die Flucht fortsetzen, während die Schlange diese langsamer, geregelter und nicht stossweise antritt; nur ihr tödtlicher Sprung giebt Kunde von ihrer wunderbaren Muskelkraft. Mit Schrecken denke ich noch immer des Augenblicks, wo ich in wirkliche Berührung mit einer Schlange kam. Während meines Aufenthaltes bei Hrn. Bach sah ich nämlich auf einem meiner Jagdausflüge eine 6—7 Fuss lange Schlange in langsamem, gewundenem Laufe mir entgegenkommen; noch aber war die Entfernung von mir zu gross, um unterscheiden zu können, ob es eine giftige oder nichtgiftige sei. Beide Läufe meines Doppelgewehrs waren geladen, ruhig lege ich an, schiesse ab, und in krampfhaften Windungen dreht sich das Thier in Kreise herum; — ein Flattern in den Zweigen des Baumes, unter dem ich stand, zieht meine Aufmerksamkeit dorthin, — zwei schöne, mir unbekannte Papageien, die in dem Schatten derselben gesessen und durch den Schuss aufgeschreckt worden waren, setzen sich eben wieder auf die äusserste Spitze eines Zweiges nieder. Die Schlange schien mir tödtlich verwundet und der noch geladene Lauf brachte einen der beiden Vögel herab. Jetzt sehe ich, dass sich die Schlange mühsam nach einem dichten Gesträuch hinwindet, in dem sie während des Ladens verschwindet. Vergebens suche ich sie mit dem geladenen Gewehre in der Hand wieder auf, ich muss näher herantreten, als mir plötlich, gleich einem Pfeile, das verwundete Thier, das meine Annäherung bemerkt und sich zum Sprunge bereit gemacht hatte, gegen die Achsel springt und mich einen gewaltigen Sprung rückwärts thun lässt. Noch starr vor Schrecken, ohne zu wissen, ob ich verwundet war, sehe ich das Thier sich abermals zum Sprunge rüsten, dem aber noch zur rechten Zeit ein glücklicher Schuss zuvorkam. Bei näherer Besichtigung fand ich mich eben so wenig verwundet, wie in meinem wüthenden Feind eine jener giftigen Schlangen, sondern nur den schwärzlichen, unschädlichen *Herpetodryas carinatus (Schleg.)*. — Von den giftigen Schlangen habe ich nie welche auf Bäumen und Gebüsch gefunden, was auch die Ansicht des Prinzen von Neuwied, dass diese Schlangen nie auf Bäume zu steigen pflegen, zu bestätigen

scheint. Wie die dunkeln Schlupfwinkel, so lieben sie auch die heissesten Sonnenstrahlen und den fast glühenden Sand. Das Verhältniss der giftigen zu den nicht giftigen Schlangen möchte sich in Guiana wie 1: 8 herausstellen. Die bannende Zauberkraft, die namentlich die Klapperschlange auf Vögel und kleinere Säugethiere ausüben soll, gehört zu den gangbar gewordenen Fabeln, da mir das wilde Geschrei und das Umherfliegen der erstern, womit sie nicht nur diesen, sondern überhaupt jeden argen Feind vertreiben zu wollen scheinen, im Gegentheil mehr als einmal die Nähe eines solchen Thieres verrathen hat. Mit Recht meint Prinz von Neuwied, dass diese Fabel in der Angst ihren Ursprung haben dürfte, in welche vielleicht ein Thier gerathen konnte, das einer giftigen Schlange plötzlich ganz nahe kam und nun von ihr angegriffen wurde; auch bemerkte wohl gar der Beobachter den Schwindel des geängstigten Thieres, nachdem dasselbe bereits von der Schlange einen Biss erhalten hatte, dem sie gewöhnlich mehre auf einander folgen lassen.

Nach den in *Georgetown* von glaubwürdigen Personen angestellten Versuchen zieht der gegenseitige Biss giftiger Schlangen nur eine kurze Lethargie nach sich, die aber bald wieder verschwindet. Die Kunst, giftige Schlangen zu zähmen, scheinen die Afrikaner mit aus ihrem Vaterlande herübergebracht zu haben, da es bei diesen nichts Seltenes ist, dass sie selbst Klapperschlangen, ohne ihnen die Fänge auszureissen, so abzurichten verstehen, dass sie sich ihren Meistern ohne Gefahr ruhig um die Arme schlingen und mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fusse leben.

Dass die grösseren Schlangen ihre Beute, wenn diese nicht die Grösse ihres Rachens überschreitet, noch einige Zeit lebendig im Magen mit sich herumtragen, erlebten wir wenige Tage nach dem Unglücksfall mit Essetamaipu. Schon seit einiger Zeit hatte eine 6—8 Fuss lange Natter, die sich selbst bei dem leisesten Geräusch augenblicklich in ein undurchdringliches Dickicht zurückzog, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und unsre Geduld auf die Probe gestellt, bis sie endlich doch von einem Indianer überlistet wurde, der sie mir mit triumphirendem Lachen brachte. Ihr etwas aufgeschwollener Bauch liess mich vermuthen, dass sie vor kurzem ein Thier verschlungen habe, und als ich diesen aufschnitt, fand ich zwei grosse Kröten in dem Magen, die mit einer gelblichen Schleimhülle überzogen waren. Da ich sie für leblos hielt, warf ich sie neben mich hin, ohne sie weiter zu beachten, bis ich nach einigen Minuten zu meiner Verwunderung bemerkte, dass sie anfingen, sich zu bewegen und immer deutlichere Lebenszeichen von sich zu geben; nach 8 Minuten hatten sie sich soweit erholt, dass sie das Weite suchten. Der schnellen und mächtigen Verdauungskraft der Schlangen nach konnten sich die beiden Kröten allerdings noch nicht lange in dem

engen Gefängniss befunden haben, obschon zwischen dem Verschlingen des Raubes und dem wirklichen Tode des Räubers eine Zeit von wenigstens 6 — 8 Minuten, vielleicht noch länger liegen musste. Sehr häufig kommen in der Savanne auch die unschädlichen Schlangen *Coronella Cobella (Lin.)*, *Reginae (Lin.)* und *Merremii (Pr. Neuwied)* vor.

Nach diesem etwas längern Excurs über die Schlangen kehre ich zu unserem Leben in *Pirara* zurück, das ich aber bis zur Mitte August unberührt lasse, da jeder Tag nur die traurige und einförmige Wiederholung des vorhergehenden war, und das Auge, ausser den inselgleichen Oasen, nur einen grau umflorten Himmel und eine fast unübersehbare Wasserfläche vor sich sah, die sich in Norden bis zur Basis des *Pacaraima*-Gebirges, in N.O. und N.W. bis in weite Ferne hinzog, wo ihr Spiegel mit dem Horizonte verschwamm. Erst in der zweiten Hälfte begann sich die Atmosphäre zu ändern, die Luft wurde klarer, die Gewitter seltener, und oft vergingen 4 — 5 Tage, ohne dass Regen eingetreten wären; noch aber wehte der Wind aus Westen und Nordwesten, der den jetzt ziemlich regelmässig eintretenden Morgennebel vertrieb.*)

Die von Ende Mai bis Ende August angestellten, meteorologischen Beobachtungen gaben folgende Resultate:

Monat.	Barometer in englischen Zollen und Decimalen.				Thermometer nach Fahrenheit.			
	Höchster	Niedrigster	Mittel	Grösste Differenz	Höchster	Niedrigster	Mittel	Grösste Differenz
Ende Mai	29″500	29″292	29″334	0″ 208	91°	73° 5	81°	17° 5
Juni	29 496	29 310	29 429	0 186	90	73.5	81.07	16. 5
Juli	29 722	29 500	29 6211	0 222	86.5	74.8	80.69	11. 7
August	29 730	29 500	29 6178	0 230	88	76	82.16	12.

Von unsern Nachbarn, den Brasilianern, liefen durch unsere Indianer und Spione immer noch allerhand bedenkliche Gerüchte ein, und sollte die Kriegsthätigkeit wirklich beginnen, so war jetzt der Zeitpunkt gekommen, an dem eine solche

*) Herr Professor Ehrenberg entdeckte bei der Untersuchung des Schlammes und an den Blättern der *Nymphaeaceen* aus dem *Pirara*-Fluss folgende mikroskopische Formen:

Polygastrica:

Arcella ccornis.
A. areolata.
Navicula affinis.
N. amphisphenia.

Operation am leichtesten unternommen werden konnte, da die gefüllten Strombetten die bequemsten Heerstrassen bildeten. Ruhig mussten wir unser Schicksal erwarten, denn alle die sehnsüchtigen Wünsche, unsere Boote aus *Georgetown* nicht allein mit Lebensmitteln u. s. w., sondern auch mit den Verhaltungsbefehlen für die Besatzung von *New Guinea* zurückkehren zu sehen, waren bisher unerfüllt geblieben. In diesen Tagen des bangen Zweifels und der mit jedem Sonnenaufgang neu erwachten Hoffnung, traf eine Parthie Indianer bei uns ein, die uns mehre ihrer mit Hieroglyphen bemalten Trommeln, *Sampura*, zum Tausch anboten. Die Trommel selbst besteht aus einem $1^1/_2$ Fuss langen Horizontaldurchschnitt der *Mauritia flexuosa*, deren Mark sich leicht entfernen lässt, sobald das Stück einige Tage im Wasser gelegen hat, worauf die Cylinder mit Affen- oder Rehfell überzogen werden, das man ganz wie das Fell unserer Trommeln spannt. Nie habe ich bei den Indianern zwei Trommelschlägel gesehen. Da schon Columbus die Trommel unter den Eingebornen vorfand, so scheint sie eins jener Instrumente zu sein, von denen jede Nation der eigene Erfinder ist.

Die Pfeile des Witzes, mit welchen uns seit jenem unglückliehen Schildkrötendiner unsere Freunde vom Fort fast jeden Tag überschütteten, waren im Verlauf der Tage eben so wenig abgestumpft worden, wie unser fester Vorsatz, uns zu rächen. Noch hatte sich uns bisher keine Gelegenheit geboten, bei der wir es in einer Art und Weise gekonnt, die uns vollkommen befriedigt hätte. Jetzt war sie gekommen. Die vielfach sich erneuernden Kriegsgerüchte steigerten natürlich auch den Heldenmuth der Söhne Albion's, und die Unterhaltungen bei unsern Zusammenkünften drehten sich meist um die zu pflückenden Lorbeerkränze, mit denen bereits jeder sein Haupt bedeckt zu sehen wähnte.

Difflugia arcolata.
Eunotia Formica.
E. Monodon.
E. Pilcus.
Fragilaria glaber.
Gallionella distans.
Trachelomonas volvocina.
Himantidium Arcus.
H. zygodon.
Navicula fulva.
N. lineolata.
N. diaphana.
N. dilatata.
N. gibba.
N. Schomburgkorum.
Pinnularia dicephala.
P. macilenta.

Phytolitharia:

Lithostersius tuberculatus.
Lithodontium rostratum.
L. furcatum.
Lithostylidium Serra.
L. rude.
L. spirifernm.
Lithodontium clavatum.
Lithostylidium Clepsammidium.
L. polyedrum.
L. sceptrum.
L. articulatum.
Spongolithis cenocephala.

Kaum hatte Tiedge die Trommeln gesehen, als er dieses sein geliebtes Instrument, denn er hatte als Trommelschläger seine Militairzeit absolvirt, ergriff, und uns die kunstvollsten Wirbel vorschlug, wobei er von Stöckle auf das Trefflichste accompagnirt wurde, der sich in der Heimath aus Passion diesem Instrumente zugewandt hatte. Auf die Voraussetzung, dass die Offiziere keine Ahnung davon hätten, dass die Indianer die Trommel eben so gut besitzen, wie die Europäer, denn in *Pirara* war sie nicht heimisch, so wie auf die Fertigkeit unserer beiden Schwaben, wurde sogleich ein Racheplan angelegt. Der Zufall wollte es, dass bereits am folgenden Morgen unsere Jäger ein Reh einbrachten, und das Signal: «Einladung zum Abendessen und zu einer Parthie Whist,» wehte lustig vom Flaggenstock. Unter Scherz und Jubel über die erfreuliche Botschaft kamen unsere Freunde an, die der von Adams vortrefflich zubereitete Braten nur noch heiterer stimmte. Letzterer ist verschwunden, und die von den Offizieren mitgebrachten Ingredienzien dampfen, eben zum Punsch gemischt, in einer grossen Schüssel auf unserem Tisch, die Gläser sind bereits gefüllt, da fällt ein Ton in den Jubel hinein, der gedankenschnell das dampfende Glas von der Lippe zurückschleudert, die lachenden Mienen in die des tiefsten Ernstes umwandelt, das lauschende Ohr zur äussersten Anspannung drängt. Horch! — Horch! ist das nicht Trommelschlag? — Ja! — die bis jetzt noch vereinzelten Töne vereinen sich immer deutlicher zum kriegerischen Marsch — noch lauscht alles lautlos. — Die Hände aufgestützt, standen die Herren um den Tisch, während die versäumte Pflicht ihnen gleich der Alp den Athem raubt: «Das Fort ist überrumpelt, — die Brasilianer! — die Brasilianer!» — waren nach einigen lautlosen Minuten die ersten Worte, die sich aus der zusammengepressten Brust des Lieutenant's Bingham lösten, und hinaus stürzten die geängstigten Offiziere, um in ihrem Blute die Schmach zu tilgen, die sie schon über sich hereingebrochen wähnten. Unser Racheplan war gelungen, und mit dem Ausruf: «Kennen Sie den Todtenmarsch der Schildkröte nicht?» — stürmten wir ihnen unter olympischem Gelächter nach, ohne jedoch ihre Eile hemmen zu können, der erst durch die beiden wirbelnden Musikanten Einhalt gethan wurde, die eben um die Ecke eines Hauses bogen. Verdutzt machten die Herren Halt, und unser ausgelassenes Gelächter nöthigte ihnen die Gewissheit auf: die Schildkröte war zu Grabe getragen! Triumphirend und frohlockend kehrten wir, ärgerlich über das Gelingen unsers Racheplans die Offiziere, zu den verlassenen Gläsern zurück, bald aber stimmten die Herren mit in unsern Jubel ein, da sie wohl fühlten, dass sie, wenn sie uns das Lachen allein überliessen, noch in viel grösserem Nachtheil standen. Lieutenant Bingham meinte zwar, unsere Rache sei zu grausam gewesen, denn er könne Niemand den Gemüthszustand wünschen, den der erste deutlich hörbare Trommelschlag in ihm hervorgerufen, da mit diesem zugleich das klagende Bewusstsein der

vernachlässigten Pflicht, indem sämmtliche Offiziere das Fort verlassen, vor seine Seele getreten wäre und Sühne verlangt hätte; dennoch blieb es der heiterste Abend, den wir während der ganzen Regenzeit verlebt.

Einige Tage nachher brachten uns mehre Bewohner von *Haiowa* die ersehnte Kunde, dass unsere Boote dort angekommen seien, wonach wir sie in 3—4 Tagen in *Pirara* erwarten konnten. So lange liess sich jedoch weder unsere, noch die Ungeduld- und Sehnsucht der Offiziere zügeln, und bald eilten einige Indianer dem *Rupununi* zu, um von dort in einem leichten Corial den schwerbeladenen und langsamen Booten entgegen zu fahren, sich die Depeschen und Briefe geben zu lassen, und mit diesen so schnell als möglich zu uns zurückzukehren; ein Kanonenschuss sollte den Bewohnern des Fort's die Rückkehr ankündigen. Die folgende Nacht um 1 Uhr rollte dieser durch die stille Nacht und rief die Offiziere an unsere Seite; aber unter all' den vielen Briefen und Schreiben war kein einziges an sie gerichtet. Eben so gespannt wie mein Bruder hatte Lieutenant Bingham neuen Instructionen entgegengesehen. Mein Bruder erhielt den Befehl, die Grenzexpedition sobald als möglich fortzusetzen. Das Militaircommando schien zu unser aller Verwunderung vergessen zu sein, bis uns der Farbige, der unsere Boten nach *Pirara* begleitet hatte, das Räthsel durch die Nachricht löste, dass mit unsern Booten auch ein Polizeiboot angekommen, welches besondere Depeschen für die Besatzung von *New Guinea* überbrächte, deren Inhalt aber den Ueberbringern selbst unbekannt geblieben wäre; das Polizeiboot habe erst acht Tage nach ihrer Abreise *Georgetown* verlassen und sie jenseits der Fälle eingeholt. Die Nachrichten mussten wichtig sein, und an die Stelle der frühern Verwunderung über das Ausbleiben, trat jetzt eine zahllose Menge von Vermuthungen über ihren Inhalt. Nach zwei Tagen traf der Gesandte ein; das Detachement wurde zurückgerufen. Die Freude, welche dieser Befehl unter den Offizieren und Gemeinen erregte, grenzte fast an Wahnwitz, und es verging eine lange Zeit, bevor die ersteren den Inhalt der Depeschen uns in Ruhe und Vernunft mittheilen konnten. Die Depesche, die sogleich nach unserer Ankunft in *Georgetown* im J. 1841 durch den Polizeiinspector Crichton nach *Pirara* geschickt worden war, in welcher die Forderung gestellt wurde, dass die Brasilianer das Dorf augenblicklich räumen sollten, hatte Capitain Leal zunächst an den Präsidenten von *Pará* gesandt, von wo sie erst nach *Rio Janeiro* gelangt war. Schon im Januar 1842 war zwischen dem britischen Gesandten einerseits, und dem brasilianischen Minister des Auswärtigen andrerseits ein Tractat geschlossen, nach welchem *Pirara*, so lange die Grenzstreitigkeiten nicht definitiv geordnet wären, als neutraler Grund und Boden angesehen werden sollte, den weder Brasilien, noch England militairisch besetzen durfte. Indess sowohl ersterem, als letzterem war es gestattet, Missionare dahin zu senden. Bevor dieser Tractat

Rechtskraft erhielt, musste er erst zur Ratification nach London abgeschickt werden, was gerade in die Zeit fiel, in welcher sich, auf die Weisung der frühern Instruction Seitens Englands, das Militair zur Kriegsoperation nach *Pirara* auf dem *Essequibo* eingeschifft hatte. Im Monat Juni hatte die Ratification in London stattgefunden; Ende Juli war sie in *Demerara* eingetroffen, von wo der Gouverneur den Befehl zur Zurückrufung des Militairs einige Tage nach dem Abgange unserer Proviant- und Tauschartikelboote nachgesandt hatte. Der Präsident von *Pará*, den dieser Tractat ebenfalls erst Ende Juli erreicht, hatte bis dahin natürlich alle Massregeln getroffen, um unmittelbar nach Eintritt der trocknen Jahreszeit die Briten wieder aus *Pirara* zu vertreiben. Schon befanden sich ausser dem gesammten Militair des *Rio Negro* noch zwei Linienregimenter aus *Pará* auf dem Marsche, die bereits den *Rio Branco* erreicht, als sie von dort den Befehl zum Rückmarsch erhielten.

Dieser friedliche Ausgang war unserem Offiziereorps um so erwünschter, da sie nur zu gut voraussahen, dass sie bei ihren geringen Streitkräften alles andere, nur keine Lorbeeren erringen konnten, und so kamen die Depeschen gerade noch zu glücklicher Zeit, ehe der Angriff von Seiten der wohl mehr als achtmal stärkern Macht Brasiliens versucht worden war. Nach den Mittheilungen, die ich später aus der sichersten Quelle erhielt, hatte dieser in seiner Fassung wohl nicht gehörig überlegte Plan, dem Gouvernement nicht weniger als 24,000 Dollars gekostet; mit dieser Summe aber hätte man den beabsichtigten Zweck weit sicherer, ja selbst billiger erreichen können, wenn man einfach die Mündung des Amazonenstromes blokirte.

So sollten wir denn unsere Freunde verlieren und das Fort dazu, das nach einem ebenfalls mit angekommenen Befehl der Erde gleich zu machen war!

Welche Sensation diese Neuigkeiten nicht allein unter uns, sondern auch unter der so zusammengeschmolzenen Einwohnerzahl *Pirara's* erregte, brauche ich kaum zu erwähnen. Hier eitel Jubel und Freude, dort Niedergeschlagenheit, kurz, die entgegengesetztesten Gemüthsbewegungen kreuzten sich in buntem Gemenge. Die Boote, welche die Truppen und das Kriegsmaterial nach *Georgetown* zurückführen sollten, waren dem Boot mit den Depeschen unmittelbar gefolgt, und daher schon in der nächsten Zeit zu erwarten. Da die Offiziere jede Stunde, die sie nach deren Ankunft noch in *Pirara* verlebten, als Verlust an dem geselligen Leben in *Georgetown* ansahen, so begannen sie auch schon mit dem nächsten Tage das Einpacken der Militaireffecten u. s. w.

Der *Awaricuru* wurde bei dem eingetretenen hohen Wasserstand jetzt nur noch durch eine schmale Firste von dem See *Amucu* getrennt, wodurch unsere beiden Proviantboote auch bis an diese heranfahren, hier ausladen und dann über

dieselbe hinweggezogen werden konnten, um auf dem Spiegel des See's die ersehnten Herrlichkeiten bis in die unmittelbare Nähe des Dorfes zu bringen, was den mühseligen Landtransport unnöthig machte.

Leider hatte sowohl der Proviant, als die Tauschartikel durch den immerwährenden Regen, dem sie auf der Reise ausgesetzt gewesen, vielfach gelitten, und als wir die Kisten öffneten, in denen sich unser kleiner Vorrath von Wein, Rum u. s. w. befand, zeigte sich auch hierin eine arge Zerstörung, denn von je einem Dutzend Flaschen waren im Durchschnitt sechs Stück zerbrochen. Natürlich konnten wir diesen Verlust nur der Nachlässigkeit beim Einpacken zuschreiben, bis uns auch hier wieder die Reue oder die Rache, wegen geschmälerten Diebesantheils, Aufschluss gab. Da der Cockswain Hendrick, wie unser Landsmann Reuter, die die Aufsicht über die Ruderer führen sollten, die Kisten kannten, in welchen sich die Spirituosen befanden, so hatten sie der Versuchung nicht widerstehen können und im Verein mit den Bootsleuten Nägel durch die Fugen der Kisten getrieben, auf solche Weise in jeder der Kisten einige Flaschen zertrümmert und den auslaufenden Inhalt in Trinkschalen aufgefangen und unter sich vertheilt. Hätten die Bootsleute diesen raffinirten Diebstahl unter sich ausgeführt, er würde uns bei weitem nicht so aufgebracht haben, als da wir erfuhren, dass Hendrick und Reuter an der Spitze gestanden. Hendrick konnten wir leider nicht entbehren, doch Reuter's Tage unter uns waren nun ebenfalls gezählt; — die rückkehrenden Militairboote nahmen ihn mit nach *Georgetown* zurück, das er freilich nicht wieder zu sehen bekam, da er in *Bartika* von jener Krankheit befallen wurde, die wir an der jungen Holländerin am *Essequibo* hatten kennen lernen; am dritten Tage war ihr Reuter unterlegen.

Da Lieutenant Bingham zugleich Depeschen an den Präsidenten von *Pará* erhalten, die diesen mit dem Abzugsbefehl des englischen Militairs bekannt machten, so wurde Lieutenant Weiburg bereits am folgenden Tag damit nach Fort *Saõ Joaquim* gesandt, um sie zur Weiterbeförderung an Capitain Leal zu übergeben. Eins der drei Boote, die wir zu der *Takutu*-Reise benutzt, und die sich nach der Aussage einiger Indianer, welche vor wenigen Tagen die Mündung des *Pirara* besucht, noch dort befinden sollten, bot ihm das bequemste Mittel zur Reise, auf der ihn unser Landsmann Tiedge begleitete, um sich die uns vom Commandant Leal versprochenen Körbe mit *Mandiocca* oder *Farinha* auszubitten, die bei den Brasilianern die Stelle des Cassadabrodes vertritt. Auch sie wird aus dem Amylum der Cassadawurzel gewonnen und durch eine eigenthümliche Behandlung zu Körnern von der Grösse unserer Graupen geformt. Diese Körner wissen die Brasilianer sich beim Essen mit solcher Geschicklichkeit fingerspitzenweise in den Mund zu werfen, dass nur selten ein Korn seinen Bestimmungsort verfehlt.

Schon am sechsten Tage nach seiner Abreise war Herr Weiburg wieder an unsrer Seite und erregte namentlich durch eine Mittheilung, welche Tiedge bestätigte, mein ganz besonderes Interesse. Als sie den *Takutu* aufwärts gefahren, waren sie durch mehre unförmliche Thiere, die sich von Zeit zu Zeit mit dem Kopf über die Oberfläche des Wassers erhoben hatten, anfänglich förmlich in Schrecken versetzt worden, da ihnen diese Geschöpfe ganz unbekannt gewesen, was sich auch später bestätigt, als sie in einer Fazenda, die sich in der Nähe der Mündung des *Zuruma* befindet, zwei dieser Ungeheuer gesehen, welche man mit Harpunen gefangen hatte. Nach der Beschreibung waren es Seekühe (*Manatus americanus Cuv.*) gewesen. Da wir in 14 Tagen denselben Weg einschlugen und das Museum in Berlin keins dieser interessanten Thiere besass, so war mir diese Nachricht natürlich um so erfreulicher.

Zwei Tage nach Herrn Weiburg's Abreise nach *Saõ Joaquim* trafen die grossen Militairboote ein und alles beeilte sich, sie so schnell als möglich mit den bereits verpackten Effecten zu befrachten. Auch ich benutzte die Gelegenheit, um abermals einen Theil meiner Sammlungen unter der Aufsicht unserer Freunde an Herrn Bach zu senden, damit sie dieser weiter nach Berlin befördern möchte.

Einige Tage vor der Rückkehr der Boote, kam die junge Indianerin Baru, die uns, wie sich der Leser erinnern wird mit ihrem zukünftigem Gemahl, dem *Macusi* Aiyukante, auf der Reise nach dem *Takutu* begleitete, und schon damals eine fast unüberwindliche Abneigung gegen ihren Bräutigam gezeigt hatte, mit den sichtbarsten Zeichen der Angst und Aufregung in unsere Hütte, und bat uns unter den bittersten Thränen, sie vor den Verfolgungen des ihr verhassten Aiyukante zu retten und ihr zu erlauben, dass sie mit unsern Booten bis *Waraputa* fahren dürfe, wo sie sich unter Youd's Schutz stellen wollte. Sie könne das Weib des Verhassten nicht werden, dieser aber habe, als sie ihm ihren festen Entschluss mitgetheilt, ihr im Weigerungsfalle mit dem Tode gedroht, der ihrer ohne Rettung warte, sobald das Militair abgezogen und wir nach dem *Roraima* aufgebrochen sein würden. Baru war ohne Zweifel das schönste Macusimädchen in *Pirara;* die Aufmerksamkeit, die ihr nicht allein von den Offizieren, sondern auch von uns geschenkt worden war, und das sichtbare Gefallen, welches ein Mitglied unserer Expedition vor ihren Augen gefunden, hatte Aiyukante's Eifersucht, welche durch die Kälte und Abneigung des Mädchens zu überlegter Rache gesteigert wurde, die gewöhnliche Vorsicht vergessen und seinen Entschluss auch andern mittheilen lassen. Mein Bruder war in Verlegenheit; — Baru war nach indianischen Begriffen Eigenthum Aiyukante's, der sie schon als Kind gekauft, um sie nach Eintritt der Mannbarkeit zu seiner zweiten Frau zu nehmen, und es war von seiner Rache alles zu fürchten. Dieses Bewusstsein vermochte auch meinen Bruder, soweit es

in seiner Macht stand, den sicher düstern Folgen vorzubeugen. Noch hatte Baru, wie sie uns unter Weinen und mit zitternder Stimme versicherte, Niemanden ihre Absicht, nach *Waraputa* zu fliehen, mitgetheilt, und in der höchsten Spannung wartete das arme Mädchen jetzt auf den Entschluss meines Bruders, der ihr zu ihrer unaussprechlichen Freude auch nach kurzer Ueberlegung die Bitte gewährte. Offen gegen Aiyukante auftreten, hätte die Rachethat beschleunigen heissen, — nur List konnte sie abwenden. Aiyukante musste so lange von *Pirara* entfernt gehalten werden, bis Baru mit unseren Booten geflohen war. Schon seit längerer Zeit war Sororeng mit neidischen Augen von ihm angesehen worden, da dieser nicht nur unsere Begleiter nach dem *Takutu* in den entfernteren Niederlassungen gemiethet, sondern auch jetzt wieder mit diesem Auftrag betraut worden war. Noch fehlten uns aber einige Männer, und so frug mein Bruder den folgenden Morgen Aiyukante, ob er uns diese wol verschaffen könnte. Mit Freuden sagte er dies zu und verliess schon am Nachmittag die Niederlassung, um sich sobald als möglich in den Besitz des ihm versprochenen Lohnes zu setzen. Als er zurückkehrte, hatte Baru bereits seit zwei Tagen *Pirara* verlassen. Von allen Furien der entfesselten Leidenschaft gepeitscht, mehr einem wüthenden Thier, als einem Menschen gleich, stürzte er in unsere Hütte, um von uns seine geflohene Braut zurückzuverlangen, konnte aber nichts, als die ruhige und ernste Versicherung erhalten, dass, wenn er sich unterstände, die Geflohene zu verfolgen, wir ihn niederschiessen oder aufhängen lassen würden. Diese Ruhe und zugleich die unerwartete Drohung, deren Ausführung er keinen Augenblick in Zweifel zog, da bisher von unserer Seite jedem Worte auch die That gefolgt war, liessen ihn für den Augenblick seine Wuth im Herzen vergraben, und uns zugleich versprechen, die Geflüchtete aufzugeben. Düster verliess er unsre Hütte und kehrte erst am Tage vor unserem Aufbruch nach dem *Roraima* wieder nach dem Dorfe zurück, um uns seine Begleitung anzubieten.

Der Abend vor der Abreise der Offiziere führte uns noch einmal zur fröhlichen Abendtafel zusammen, bei der wir unter Scherzen und Lachen bis gegen Morgen vereint blieben, beim Aufbruch nicht ahnend, dass wir Dr. Bolby zum letztenmal die Hand gedrückt haben würden, der kurz nach seiner glücklichen Ankunft in *Demerara* zu einem Detachement des Westindischen Regiments nach *St. Lucie* versetzt wurde und dem gelben Fieber zur Beute fiel. Bei unserer Rückkehr nach *Georgetown* erfuhren wir auch den Tod des Lieutenant Bush, der, als er im März aus *Pirara* nach *Georgetown* zurückgekehrt und sich nach Europa eingeschifft, auf der Seereise am Bord des Schiffes starb. So waren in der kurzen Zeit von neun Monaten vier von den noch im März in *Pirara* versammelten Europäern gestorben!

Der anbrechende Morgen zeigte uns das Fort in hellen Flammen, die aufgehende Sonne beleuchtete magisch die dicht emporwirbelnden Rauchsäulen, und nach Verlauf einer Stunde starrte uns nur noch eine schwarze Brandstelle, aus der noch vereinzelte Rauchwolken emporstiegen, entgegen! Jubelnd zog das Militair ab, mit niedergeschlagenen traurigen Blicken schauten die wenigen Einwohner dem Schauspiel zu und den sich immer mehr und mehr entfernenden Soldaten nach, denn sie fühlten nur zu wohl, dass mit ihnen auch ihre bisherige Sicherheit schwand, dass ihnen *Pirara* nichts mehr bieten konnte! Die drei desertirten *Vaqueiros* hatten sich aus derselben Ueberzeugung dem Militair angeschlossen! — Reuter musste nothgedrungen folgen. Für die ersten Tage war die Heiterkeit aus unseren Hütten gewichen, und nur die angestrengte Thätigkeit, welche die Vorbereitungen zu unserer Abreise nöthig machten, milderte einigermassen den Schmerz, den der Abschied von unsern Freunden zurückgelassen.

Der tropische Winter hatte sich ausgetobt, von neuem glänzte der heitere, wolkenlose Himmel Tag und Nacht auf uns nieder, während der beständige Ost Nord Ost die ausgedehnte Wasserfläche in leichte Wellchen kräuselte und die für die Gesundheit so schädlichen Dünste verwehte, welche sich nach der Regenzeit aus der angesammelten Wassermasse entwickeln und namentlich an der Küste tödtliche Fieber erzeugen. Wo das Auge hinblickte, überall begegnete es einer neu erwachten, kräftigen Vegetation, — die ganze Natur war zum riesigen Treibhaus geworden! Nach den mit dem Pluviometer angestellten Beobachtungen betrug die Masse des vom Ende Mai bis Ende August gefallenen Regens 72 Zoll. An der Küste, wo allerdings zwei Regenzeiten herrschen, schwankte sie während dieser zwischen 80 und 100 Zoll.

Ehe wir nach dem *Roraima* aufbrachen, zog mich eine interessante Entdeckung noch einmal nach dem *Canuku*-Gebirge. Seit längerer Zeit war in Folge der gänzlich überflutheten Savanne unsere Communication mit den Bewohnern desselben unterbrochen worden, heute traf eine Parthie aus *Nappi* ein, die uns, ausser Provisionen, auch mehre Vogelbälge brachte, unter denen der durch sein purpurnes Gefieder so ausgezeichnete Schmuckvogel *(Coracina militaris)* mich in Erstaunen setzte. Nach der Aussage der Indianer erscheint der *Warara-tarika* nur während der Regenzeit im *Canuku*-Gebirge, obschon auch dann nicht alljährlich, da meinem Bruder auf seiner frühern, fünfjährigen Reise noch nie ein Exemplar vorgekommen war. Ungeachtet des nach der Versicherung der Indianer sehr beschwerlichen Weges und der Kürze der Zeit, die mir noch übrig blieb, war mein Entschluss, die Indianer am folgenden Morgen nach *Nappi* zu begleiten, gefasst, sobald ich die verführerischen, aber leider schlecht abgezogenen Bälge erblickt; denn ich durfte hoffen, dort noch manches über den Vogel zu erfahren, und wo möglich

auch noch einige Exemplare zu erlegen, was freilich in Abrede gestellt wurde. Die Hände waren in *Pirara* so in Anspruch genommen, dass mir nicht einmal Stöckle folgen konnte.

Nachdem wir beim Antritt des Weges an vier Stunden lang durch das Wasser gewatet, das uns an manchen Stellen bis unter die Arme ging, wobei ich mich wohlweislich in die Mitte der Reihe postirt hatte, indem die vorangehenden Indianer mit einem mir unbegreiflichen Scharfsinn jede Untiefe zu vermeiden wussten, erreichten wir *Awarra*, wo wir übernachteten. Den folgenden Morgen schlugen meine Führer einen von dem frühern abweichenden Weg ein, gegen den aber die gestrige Wasserparthie nur ein Vorspiel bildete. Nachdem wir über zwei Stunden den offenen Savannensee durchschritten, traten wir in den ebenfalls überschwemmten Wald, in den wir nun wacker watend eindrangen. Das kleine Waldflüsschen *Quayé*, dessen Bett ich bei meinem ersten Besuche des *Canuku*-Gebirges trocknen Fusses überschritten, hatte sich in einen reissenden Strom verwandelt. Ein gefällter Baumstamm, den aber das Wasser wenigstens 3 Fuss hoch überfluthete, bildete das einzige Uebergangsmittel. Wie aber da hinüberkommen? Alles Zeigen und Versichern der Indianer, hier läge der Stamm, half meinen blöden Augen nichts, denn ausser einer kleinen Veränderung in der Färbung und Bewegung des Wassers konnte ich mit dem bessten Willen nichts sehen; — der unbedeutendste Fehltritt würde mich in der Tiefe begraben haben. Zwei Indianer nahmen mich endlich in ihre Mitte und trugen mich mehr hinüber, als dass ich ging. Mit dieser Art Wassertouren noch unbekannt, fiel mir der Marsch ungemein beschwerlich, der mir überdies durch die Wunden, welche mir die heimtückischen Wedel der Stechpalmen, die auf dem Boden herumlagen, und die ich wegen der Höhe des Wassers nicht sehen konnte, beibrachten, noch sehr vergällt wurde. Endlich hatte ich meine Führer zwischen den Bäumen aus den Augen verloren, so dass mir das trüb gemachte Wasser für lange Zeit der einzige Wegweiser blieb, und ich dadurch beunruhigt, schneller vorwärts zu kommen suchte, dabei aber alle Augenblicke auf einer der zahllosen glatten Wurzeln ausglitt, und mir in dem Bestreben, mich aufrecht zu erhalten, an den Stämmen der Palmen oder dem dornigen Gesträuche die Hände förmlich mit Stacheln spickte. Es war ein fürchterlicher Weg! Nachdem mir noch der drei bis vier Fuss seine Ufer überfluthende *Nappi* gleiche Schwierigkeiten wie der *Quayé* entgegenstellte, erreichte ich endlich durchnässt, vor Frost zitternd und bebend, an Händen und Füssen blutend, und im wahren Sinne des Wortes todmüde, mit meinen Begleitern *Nappi*. Der freundliche Pureka, einer meiner Führer, zündete mir, während mir seine junge Frau eine Suppe von *Phytolacca decandra* und den Endspitzen der Triebe der *Manihot* kochte, ein Feuer unter der Hängematte an, als sollte ich am Abend verzehrt

werden; — doch alle diese Vorsichtsmassregeln halfen nichts, während der Nacht überfiel mich wieder mein alter Feind, das Fieber, mit solcher Macht, wie kaum je zuvor.

Am Morgen war es mir unmöglich die Hängematte zu verlassen, weshalb ich auch die Jäger zu mir rufen lassen musste, um von ihnen die gewünschte Auskunft über das, was mich hierher gebracht, zu erhalten. Das erste, was ich erfuhr, war, dass die Vögel schon seit Ende Juli fort seien, indem sie sich nur im Juni und Juli im Gebirge sehen liessen; möglich aber, dass noch einige Nachzügler aufgefunden würden.

Am folgenden Morgen eilte alles in den Wald, um sich ein Messer, den Preis, den ich auf den Vogel gesetzt, zu verdienen. Erfolglos hinsichtlich des Hauptzwecks, kehrten sie am Abend zurück, brachten aber eine Menge anderer Vögel mit, unter denen sich auch zwei Exemplare der *Rupicola* befanden, die, wie mir mitgetheilt wurde, in den angeführten Monaten ebenfalls häufig von ihren Felsenzinnen nach den hier gereiften Früchten herabkämen. Von dem *Rhamphastos vitellinus* hatten sie sogar 24 Stück geschossen. Auch diese gingen denselben Früchten wie die *Rupicola*, *Coracina* und andere *Ampelidae* nach. Leider konnte ich aus den Früchten, die gerade die schönsten der gefiederten Bewohner der Wälder zusammenlockten, den systematischen Namen des Baumes, der sie trägt, nicht erkennen.

Da das Fieber nicht weichen wollte und ich damit behaftet, die Rückkehr nicht antreten mochte, entschloss ich mich, zwei Indianer nach *Pirara* zu schicken, um mir das fehlende Chinin holen zu lassen. In Ermangelung von Tinte benutzte ich die rothe Farbe der *Bignonia Chica*, um meinen Wunsch auf ein Stückchen Papier zu schreiben, welches einer der Indianer in *Pirara* gefunden und als ein Heiligthum aufbewahrt hatte. Gegen 4 Uhr des Nachmittags verliessen mich die Boten und am folgenden Morgen um 9 Uhr standen sie mit dem ersehnten Heilmittel an meiner Hängematte. Sie hatten, ungeachtet der unsäglichen Schwierigkeiten des Weges, 10 deutsche Meilen in siebzehn Stunden zurückgelegt. Zwanzig Gran Chinin befreiten mich von meinem Störenfried.

Der *Piai* hatte mir schon am Tage nach meiner Ankunft seine Hülfe angeboten, da ich aber gerade nicht aufgelegt war, seinen Unsinn anzuhören, wies ich ihn ab. Als ich aber mein sicheres Heilmittel verschluckt, und in Folge der Gewissheit, das Fieber los zu werden, wieder heiterer gestimmt war, nahm ich seinen wiederholten Antrag um so lieber an, da ich so die Beschwörungsceremonien genauer kennen lernen konnte. Kaum war die Nacht hereingebrochen, als der alte Mann, mit zwei Blätterbündeln in der Hand, in die Hütte trat, und damit die übrigen Bewohner hinaus trieb. Jetzt löschte er alle Feuer aus, setzte sich neben meiner

Hängematte auf den Boden, peitschte diesen mit den Blättern, und erhob ein markdurchdringendes Geheul, von dem ich nur die Worte: «*Heia, Heia*» verstehen konnte; das Geheul wurde nur dann und wann von kurzen Pausen unterbrochen. Nachdem er dies eine Viertelstunde fortgesetzt hatte, vernahm ich plötzlich eine zweite Stimme an der Seite meiner Hängematte, mit der der *Piai* ein förmliches Zwiegespräch anknüpfte, an die er Fragen stellte und von der er Antworten erhielt. Ungeachtet aller Anstrengung konnte ich der Dunkelheit wegen nicht unterscheiden, ob jene Stimme von einem Helfershelfer, der sich unbemerkt eingeschlichen, herrühre, oder ob der *Piai* ein Bauchredner sei, welches letztere ich besonders deswegen annehmen möchte, weil ich am folgenden Morgen in dem Staube der Hütte nur die Spuren des *Piai*, aber keines zweiten Menschen entdecken konnte. Die Unterredungen mit dem bösen Geiste sind selbst den Indianern unverständlich; erst am nächsten Morgen pflegt ihnen der *Piai* den Inhalt derselben mitzutheilen. Nachdem das Zwiegespräch beendet war, stellte sich der Zauberer an das Kopfende meiner Hängematte und hauchte mir unter fortwährendem Geheul die Stirne an, blies mir, nachdem er sich eine Cigarre angebrannt, starke Wolken Tabaksrauch in das Gesicht, die mich fast erstickten, und drückte mir die Blätterbündel, die ich aus dem Geruch als Tabaksblätter erkannte, auf die Stirn. Dies setzte er wohl eine halbe Stunde fort und brachte mich damit in einen förmlichen Schweiss; — endlich versagte ihm seine Stimme den fernern Dienst, und ruhig verliess er die Hütte, gerade zu einer Zeit, wo meine Geduld sich verlieren wollte. Die heilige Zauberklapper, die *Maracca*, hatte er diesmal nicht benutzt.

Bei anbrechendem Morgen stand der alte *Piai* schon an meiner Hängematte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und mir zugleich in einer langen Rede, die ich leider nur dem kleinsten Theile nach verstand, die Resultate seines Zwiegespräch mit dem bösen Geiste mitzutheilen. Das Chinin hatte gewirkt, und um dem alten Mann seine Illusion nicht zu stören, sprang ich, obschon noch geschwächt vom Fieber und von der Entzauberung, doch anscheinend frisch nnd gesund aus der Hängematte auf. Die Wiederherstellung des *Paranaghieri* durch den *Piai* erregte allgemeine Sensation in der Niederlassung und wurde das Tagesgespräch; auch wich der alte Mann während meines fernern Aufenthalts in *Nappi* nicht von meiner Seite. Ein Spiegel und ein kleines Messer waren der Lohn seiner Kur und machten ihn noch glücklicher. Ich bin überzeugt, der *Piai* glaubt eben so unerschütterlich an die Wirksamkeit seiner Zaubereien, als seine Schützlinge. Oft soll sich seine Extase so steigern, dass er erschöpft und bewusstlos zusammensinkt. Da mein Fieber wegblieb, war der Ruf des *Piai* für alle Zeit unerschütterlich begründet.

Ungeachtet aller Bemühungen gelang es doch nur einem Indianer, noch ein

Weibchen der prächtigen *Coracina militaris* aufzufinden und zu erlegen; alle übrigen hatten bereits ihre Reise wieder angetreten. Wie die Weibchen aller *Ampelidae*, so steht auch das der *Coracina* in Rücksicht des Gefieders weit hinter dem des Männchens zurück. Die Flügel haben eine schwärzliche, der übrige Körper eine schmutzig braunrothe Färbung. Der Magen enthielt dieselben Beeren, die ich schon bei *Ampelis carnifex*, *Rupicola*, *Chasmarhynchus*, *Rhamphastos*, *Pteroglossus* und mehren Papageien gefunden.

Die mir anberaumten acht Tage waren verflossen, und ich musste ernstlich an meine Rückkehr nach *Pirara* denken, namentlich, da sich auch die Indianer dazu rüsteten, die von Sororeng gemiethet worden waren, uns nach dem *Roraima* zu begleiten, wozu sie, da alle ihre Bedürfnisse durch den längern Umgang mit uns befriedigt waren, nur nach vielfach fehlgeschlagenen Ueberredungsversuchen vermocht werden konnten. Ein Hauptgrund ihrer Abneigung und Weigerung war ein Krieg, in den die *Macusis* mit den *Arekunas* verwickelt seien, die jene Gegend bewohnten, weshalb diese nicht allein sie, sondern auch uns todtschlagen würden. Anfänglich bezweifelten wir die Wahrheit dieser Angabe, da der Indianer gar zu gern, um sich der Begleitung auf einer Reise zu entziehen, zu der er sich nicht aufgelegt fühlt, zu allerhand abenteuerlichen Geschichten von Kriegen, menschenfressenden Stämmen, Geistern u. dgl., die diese Gegend bewohnen sollen, seine Zuflucht nimmt, wodurch er dem Reisenden Furcht einzuflössen und ihm die Reise zu verleiden hofft. Bei der *Takutu*-Reise liessen sie sich mit einigen Messern, Kämmen, Perlen für ihre Dienste entschädigen, hier trieb die Gefahr den Lohn auf eine Flinte. Dies war auch die Bedingung, unter deren Zusicherung es mir gelang, noch zwei Bewohner *Nappi's* zu dingen. So lange der Indianer noch Bedürfnisse hat, ist er der gefälligste, dienstfertigste Mensch, den man irgend finden kann; sind diese befriedigt, so regt er weder Hand noch Fuss.

Einer der von mir gedungenen Indianer hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit Napoleon, eine Aehnlichkeit, die selbst in Paris in dem Portrait anerkannt wurde, welches Herr Goodall von ihm nahm, und das mein Bruder bei seiner Anwesenheit dort vorlegte. Natürlich wurde er von uns augenblicklich «Napoleon» getauft, ein Name, der ihm bald allgemein beigelegt wurde. Er war erst seit kurzem aus der Lehre eines *Piai* entlassen worden, hatte sich als solcher in *Nappi*, seinem Geburtsort niedergelassen, um hier zu practiciren, war aber auf ein höchst ungünstiges Feld gekommen, da der alte *Piai* in zu grossem Rufe stand. Seine kümmerliche Praxis liess ihn gern mein Anerbieten ergreifen, wobei er sich aber ausdrücklich ausmachte, dass er nur mir behülflich zu sein brauche. Bald zeigte es sich, dass er nicht blos eine körperliche Aehnlichkeit mit Napoleon besass, sondern ebenfalls ein Genie war. Er war ein tüchtiger Astronom, konnte eine Menge

Sterne mit Namen nennen, darunter auch das südliche Kreuz, und bewies sich später als einen noch tüchtigeren Geographen; — vor allem aber war er ein unvergleichlicher Esser, eine Eigenschaft, in der er alles übertraf, was ich bisher hatte kennen lernen, und die uns später manche heitere Stunde bereitete.

In Gesellschaft der Leute, die uns nach dem *Roraima* folgen wollten, und ihrer Weiber, die sie bis *Pirara* begleiteten, trat ich die Rückreise dahin an. Das Wasser war noch um keinen Zoll gefallen, weshalb auch alle die Schwierigkeiten noch einmal zu überwinden waren, die ich bei meiner Herreise hatte kennen lernen. Bei unserer Ankunft fanden wir die grossen Boote bereits auf dem See *Amucu* schwimmend und beladen, um unsere Sachen zunächst nach der Mündung des *Pirara* in den *Mahu* zu bringen, während wir alles, was nicht zur Expedition erfordert wurde, in *Pirara* zurückliessen. Da voraus zu sehen war, dass selbst der Rest der Bewohner des Dorfes nach unserer Abreise verschwinden würde, so hielten wir es der Brasilianer wegen doch für nöthig, jemand zur Aufsicht über unser Eigenthum zurückzulassen; denn die Erfahrung hatte uns hinlänglich belehrt, dass diese sich bei ihren Besuchen im Dorfe gerade keine Skrupel über das Mein und Dein machten. Zum beschaulichen Einsiedlerleben hatte keiner unserer Landsleute Anlage, es musste daher das Loos entscheiden, — und Tiedge musste bleiben, der nun für diesen Zeitraum verproviantirt und ausserdem noch mit Tauschartikeln versehen wurde.

Der Hauptzweck unserer jetzigen Expedition ging dahin, die merkwürdige Verbindungsgruppe des *Parima*-Gebirges, unter 5° 9′ Norderbreite und 61° Westerlänge von Greenwich zu erreichen, wozu uns anfänglich der jetzt so günstige Wasserstand des *Takutu* und *Cotinga*, soweit letzterer schiffbar sein würde, behülflich sein sollte, um dann erst die Landreise nach dem *Roraima*, dem Quellgebiet des *Cotinga*, fortzusetzen. Den natürlichen Grenzen nach musste der *Zuruma* bis zur Mündung des *Cotinga*, wie dieser Fluss in seinem ganzen Laufe, als westliche Grenze gegen Brasilien und Venezuela angesehen werden, weshalb eine genaue Mappirung beider Flüsse durchaus nothwendig war. Vom *Roraima* aus wollte sich mein Bruder nochmals nach dem Stromgebiet des *Cuyuni* begeben, um wo möglich dessen Quellpunkt aufzufinden, seinen Lauf bis zu dem Punkt zu ergänzen, an welchen er ihn bei seiner Reise vom *Barima* her erreichte, und zugleich die westliche Grenze gegen Venezuela zu mappiren. Ein Abstecher nach *Georgetown*, um dort einen neuen Vorrath an Provisionen und Tauschartikeln für die vierte Expedition, nach der Quelle des *Corentyn*, sollte sich daran schliessen, um dann in *Pirara* wieder mit uns zusammenzutreffen. Bei der Abfahrt Herrn Fryer's mit den beiden grössern Booten nach der Mündung des *Pirara*, wohin wir ihm zwei Tage später in dem dritten Boote folgen wollten, hätte Herrn Goodall

leicht dasselbe Geschick treffen können, dem Herr King am *Barima* verfiel. Um Fryer den Salut nachzuschiessen, waren unsere Böller schon einmal gelösst, und eben wollte sie Goodall wieder laden, als sich durch die Nachlässigkeit, mit welcher unser Neger More das Zündloch zuhielt, die eingeschüttete zweite Ladung an einem in der Pulverkammer zurückgebliebenen Funken entzündete, und Goodall Augenbraunen, Augenlieder und das Haar des Vorderkopfes wegsengte, dem unbedachten More aber beide Hände erheblich verbrannte.

Als das dritte Boot beladen war, zeigte es sich, dass wir die Reise bis zur Mündung des *Pirara*, mit Ausnahme meines Bruders, der eins der Pferde, die sich Youd und die Offiziere vom Capitain Leal gekauft und in *Pirara* hatten zurücklassen müssen, sammt dem einzigen in unserm Besitz befindlichen Sattel, benutzte, zu Fuss antreten mussten, denn den Ritt auf dem scharfen Rückgrat der kleinen, dürren Pferde zu versuchen, wäre mehr als tollkühn gewesen. Am Abend vor unserer Abreise erschien auch Aiyukante plötzlich wieder unter uns. Das aus Furcht vor ihm entsprungene Uebergewicht, welches er über die Indianer übte, liess uns sein Anerbieten, uns zu begleiten, gern ergreifen, obschon uns sein äusseres, freundliches Wesen nicht einen Augenblick über seinen innern Gemüthszustand in Zweifel setzen konnte. Von den Weibern durfte uns diesmal nur die Frau Sororeng's und noch zwei andere begleiten, was wir indess auch erst nach langen Bitten nachgaben, da beide erst seit kurzer Zeit verheirathet waren, und noch in den Flitterwochen lebten. Kate und ihr Mann waren offenbar das schönste Paar unter den Bewohnern *Pirara's*, und erstere wegen ihres muntern und aufgeweckten Wesens aller Liebling. Leider kehrte sie nicht wieder mit uns zurück!

V.

Antritt der Reise nach dem Roraima. Brutzeit der Mycteria americana. Mündung des Virua, Manucurapa der Karten. Ufer des Takutu. Fazenda des Frater José. Mündung des Zuruma oder Cotinga. Lager am westlichen Ufer des Zuruma. Schmetterlingszüge. Pimelodus Arakaima. Delphinus amazonicus (?) Taeniura motoro. Crotophaga major. Besuch der Noblesse des Forts Saõ Joaquim im Lager am Zuruma. Abbruch des Lagers. Fortsetzung der Reise den Zuruma aufwärts. Fluss Warami. Niederlassung Warami. Jagd des Dicotyles torquatus und labiatus. Mächtiges Infusorien-Lager. Tapirjagd. Beginn der Cataracten. Stromschnelle von Aratiari. Fluss Mawitzi. Felsen Maikang-Yepatori und Arawanna. Cnidoscolus Curcas. Vereinigung des Zuruma mit dem Cotinga. Lager an der Vereinigung. Stromlauf des Cotinga. Berge Piriwai und Maikangpati. Cataracten von Piriwai. Zweite Cataractenreihe des Cotinga. Stromschnellen von Panatsikameri. Natürliche Fontäne. Fuss des Pacaraima-Gebirges. Piatzang. Landreise. Lager am Fusse des Morokai. Macusi-Niederlassung Torong-Yauwise. Feier des 15. Octobers. Canis cancrivorus.

Der Morgen des 10. Septembers 1842 fand uns auf dem Wege nach der Mündung des *Pirara*, die wir jedoch wegen der allgemeinen Ueberschwemmung auf dem südlichen Ufer zu erreichen suchen mussten. Nachdem wir die Oase, welche sich südlich von *Pirara* hinzieht, durchschritten, wandten wir uns gegen W. bei S. über eine Savanne und gelangten bald zu einer buschigen Stelle, deren eigenthümliche Vegetation deutlich verrieth, dass hier eine Niederlassung gestanden haben musste, was die vielen vom Feuer geschwärzten und halbverkohlten Pfosten auch hinlänglich bestätigten. So wie unsere Begleiter die Ruinen erreicht, blieben sie stehen und brachen in die bittersten Klagen und den Ausruf: «*Caraiba*! *Caraiba*!» aus. Eine gesetzlose Bande Menschenjäger vom *Rio Branco* hatte vor drei Jahren die friedlichen Hütten in Brand gesteckt, und ihre Bewohner mit sich fortgeführt, um fern von der geliebten Heimath in der Sklaverei zu sterben!

Der Weg hatte uns ermattet, wir rasteten daher zwischen diesen Ruinen, aus denen die schwarzgebrannten Pfosten trauernd in die heisse Luft emporstarrten; — nur an dem sie umgebenden grünen Gebüsch, den üppig wuchernden Baumwollen- und *Bixa*-Sträuchern war die vernichtende Hand des Menschen spurlos vorübergegangen, und das vollsaftige, freundliche Grün bildete einen grellen Contrast gegen die düstern Mienen unserer Begleiter, die ihre Bürde niedergelegt, und theils auf den Fersen hockend, theils aufrecht stehend die schwarzen Pfosten und zerfallenden Lehmwände anstarrten. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich unserer Begleiter bemächtigt. Diese eigenthümliche und in der That ergreifende Scene, erinnerte mich lebhaft an das schöne Gemälde Bendemann's: die trauernden Juden auf den Trümmern Jerusalem's. — Um die trübe Stimmung zu verscheuchen, setzten wir nach kurzer Rast unsere Reise fort.

Um sobald als möglich die Mündung des *Pirara* zu erreichen, bog mein Bruder hier von uns ab, und verschwand uns schnell aus den Augen. Der hohe Wellenboden, den wir bisher überschritten, verflachte sich und eine ermüdende Wassertour begann. Nachdem wir etwa vier Stunden unsern Weg durch zwei, oft auch drei bis vier Fuss hoch überschwemmte Savannen fortgesetzt, erreichten wir die Einmündung des *Nappi* in den *Pirara*. Der *Nappi* war immer noch der reissende und bodenlose Gebirgsstrom und doch musste er überschritten werden. Mit den schweren, astronomischen Instrumenten darüber zu schwimmen, war bei der reissenden Strömung unmöglich, keiner der am Ufer stehenden Bäume aber war gross genug, dass seine Spitze, wenn wir ihn gefällt, das jenseitige Ufer erreicht haben würde; — das einzige Uebergangsmittel blieb daher ein Floss. Alle Hände geriethen in Bewegung, um mit den wenigen Handwerkszeugen, die wir gerade bei uns hatten, Bäume zu fällen und ein solches in Stand zu setzen. Nach vierstündiger Arbeit war das Floss beendet. Mit Mühe brachten wir es in's Wasser, um es im nächsten Augenblick vor unsern Augen versinken zu sehen! — Das frische, harte Holz war zu schwer. Jetzt blieb uns kein anderer Ausweg übrig, als einen der Indianer über den Fluss schwimmen zu lassen und ihn nach der Mündung des *Pirara* zu schicken, damit uns mein Bruder, den wir bereits dort vermutheten, eins der Boote bis zu unserem Standpunkte den *Pirara* aufwärts schickte, das uns an das andere Ufer des *Nappi* brächte.

Fünf Stunden hatten wir bereits hier zugebracht, schon neigte sich die Sonne dem Horizonte zu, und noch lag die Mündung des *Pirara* fünf Stunden vor uns. Die nichts weniger als tröstliche Aussicht, unseren Standort vor Mitternacht nicht verlassen zu können, wurde mit jeden Augenblicke gewisser. Eben als unser kräftig mit den Wellen kämpfender Bote das jenseitige Ufer erreicht, erweckten deutlich hörbare Ruderschläge in uns die freudigste Spannung, und bald setzte uns die Er-

scheinung des schon gestern von *Pirara* abgefahrenen Bootes, das eben langsam mit meinem Bruder den *Pirara* herabkam, in nicht geringere Verwunderung. So gut wie uns war dasselbe meinem Bruder als rettender Engel erschienen. Als er den *Pirara* erreicht, will er hindurch reiten, da sinkt beim ersten Schritt vorwärts das Pferd bis weit über die Knie in den Schlamm, überschlägt sich, als es sich herausarbeiten will, und wirft den Reiter ab, der, als er wieder festen Fuss gefasst, und Schlamm und Schmutz aus dem Gesicht gewischt, die Rosinante im vollen Galopp *Pirara* zusprengen sieht. Er befand sich in diesem Augenblicke in einer noch übleren Lage, als wir, — denn er war allein! Da kam auch für ihn zur rechten Zeit das rettende Boot.

Nachdem uns dieses über den *Nappi* gesetzt, und die Chronometer in demselben untergebracht waren, traten wir unsern Weg durch die zum See umgewandelte Savanne von neuem an. Die Sonne war längst zur Ruhe gegangen und immer ging es noch in der vom Mond beleuchteten Nacht durch das Wasser vorwärts, da verkündete uns endlich ein waldiger Gürtel, dass wir uns dem *Pirara* wieder näherten, und bald erblickten wir zwar vor, aber tief unter uns mehre Feuer, die ihre Schlaglichter über die tosende Wasserfläche und zwischen die dunkelbelaubten Zweige des alten Maranenbaums warfen, und die nackten, braunen Gestalten der Indianer, welche sie in hockender Stellung umringten, grell beleuchteten. Wir standen auf dem 30 — 40 Fuss hohen Ufer, in der Nähe der Mündung des *Pirara*, und ein heller Hurrahruf setzte die Ruder drüben in schnelle Bewegung, um uns zu den wärmenden Feuern zu bringen. Freilich war dies nicht so leicht geschehen, als wir wohl wünschten, denn ehe wir in das harrende Corial treten konnten, mussten wir erst das 40 Fuss hohe, steile Ufer hinabgleiten. Schon ruderten wir, die Weiber, Goodall und ich, der lockenden Wärme entgegen, als ein plötzlicher Angstruf und ein unmittelbar darauf folgender, schwerer Fall uns einhalten liess. Es musste Jemand die steile Uferwand hinabgefallen sein; — die fast minutenlange Stille, die dem Fall folgte, liess uns befürchten, dass der Unglückliche den jähen Tod gefunden, — schon war das Corial zur Rückkehr gewendet, da gab uns die dumpfe, aber wüthende Stimme Aiyukante's, mit der er zu den noch oben stehenden Indianern sprach, sowohl über die Persönlichkeit, als auch darüber Gewissheit, dass er durch den *Salto mortale* keine schweren körperlichen Verletzungen erlitten haben konnte. Als der arme Teufel mit der nächsten Fracht an die Feuer gebracht wurde, bot er einen bejammernswerthen Anblick. Mehre Wedel der Sawaripalme, auf die er gestürzt war, hatten ihre scharfen Stacheln tief in seine Brustmuskeln eingegraben, so dass er sich einer schmerzhaften Operation unterwerfen musste. Er behauptete steif und fest, dass er einen Stoss in den Rücken erhalten, und von einem der Indianer hinabgestürzt worden sei. Dass der Sturz

noch so glücklich abgelaufen, blieb uns allen ein Räthsel, namentlich da er noch seine 60 Pfund schwere Tragelast auf dem Rücken hatte. Mein Bruder war kurz vor uns im Lager angelangt, und das erste tröstende Wort, welches Fryer, nachdem sich die Aufregung über Aiyuranté's Unglücksfall etwas gelegt, uns zurief, war: dass er und die Indianer von den Mosquitos beinahe schon zu Tode gequält worden seien, weshalb sich auch der grösste Theil unserer Begleiter zwischen die Aeste des hohen Maranenbaums gebettet hätten, was das von dort herschallende: «*Matti saponteng* (Gute Nacht, Freunde!)» bestägtigte. Uns schien dieses luftige Nachtlager in der schaukelnden Hängematte doch zu gefährlich, und während sich die Weiber auf die Erde legten und mit Sand bedeckten, wickelten wir uns so dicht als möglich in die Hängematte ein. Fryer's Versicherung war keineswegs übertrieben. Während wir bei unserem frühern, achttägigen Aufenthalt an dieser Stelle nicht einen dieser Quälgeister gefunden hatten, war jetzt ihre Zahl Legion, und die helle Mondnacht hatte sie nur noch blutdürstiger gemacht.

Am Morgen fiel mein erster Blick auf den mit einem förmlichen Blüthenschnee überschütteten Maranenbaum, der von tausend und abertausend *Hymenopteren, Dipteren* und *Lepidopteren* umschwärmt wurde, und auf die aus ihrem luftigen Nachtquartier herabsteigenden Indianer. Wie in *Pirara*, so hatte auch hier in der nahen Savanne die Regenzeit eine Menge mir bis dahin noch unbekannter Pflanzen in's Leben gerufen, unter denen sich namentlich eine neue *Malvacea*, *Fugosia guianensis (Klotzsch)*, so wie die *Tephrosia toxicaria (Pers.)* auszeichnete, die die Indianer *Jarro-conalli* nannten und zum Vergiften eines Fisches, des *Jarro (Hypostoma* oder *Doras?)* benutzen, der von dem milchigen Saft des *Haiary (Lonchocarpus densiflorus)* nicht betäubt wird. In der waldigen Umsäumung des *Pirara* blühten zahllose Bäume der in ihren Formen so schönen *Outea acaciaefolia (Benth.)*, *multijuga (Dec.)* und mehre *Caesalpineen*.

Da unsere Fahrzeuge sich als zu schwer beladen zeigten, waren wir genöthigt, an diesem von den Mosquitos zur wahren Hölle gemachten Platze drei Tage zu verweilen, während welcher eins der Boote, das wir noch von der *Takutu*-Reise hier vorfanden, in fahrbaren Zustand gesetzt wurde, und freudig hiessen wir am Vormittag des dritten Tages die kaffeebraunen Fluthen des *Mahu* willkommen, von denen unsere kleine Flotte schnell seiner Mündung zugetragen wurde. Einen ganz interessanten Anblick boten uns sowohl die hohen Bäume am Ufer des *Mahu*, als auch die des *Takutu*, auf denen sich die grossen Nester des *Jabiru (Myeteria americana)* befanden. Es war Brütezeit. Fand ich diese Nester auch später oft in den waldigen Oasen und längs den baumreichen Ufern der Savannenflüsse wieder, so doch nie in einer solchen Anzahl, wie am *Mahu* und *Takutu*. Wie auf die Bäume, so baut dieser Riesenvogel sein Nest auch auf Felsenzinnen; in beiden

Fällen aber sucht er sich jederzeit die unersteiglichen aus, weshalb mir nicht nur die Farbe, sondern auch die Grösse der Eier unbekannt geblieben ist. Die Construction ihres Nestes, das sie jederzeit auf einem horizontalen Gabelzweig aufschlagen, stimmte ganz mit der unserer Storchnester überein. Auch benutzen sie das alte Nest in jeder neuen Brutzeit, die in den August und September fällt, wieder. Die Anzahl der Jungen, die das Nest erst im Januar oder Februar verlassen, beträgt durchschnittlich zwei, seltener drei. In dem Brutgeschäft wechseln Männchen und Weibchen regelmässig ab, und eins wie das andre kehrt, sobald es seinen Hunger gestillt, augenblicklich nach dem Baume zurück, um sich auf dem, dem Neste nächsten Zweige niederzulassen und dem Brütenden Gesellschaft zu leisten, oder ihn, bei herannahender Gefahr, die ihnen von Tigerkatzen und Affen häufig droht, vertheidigen zu können. Je scheuer wir den Vogel immer in der Savanne gefunden hatten, um so auffallender musste es uns sein, dass er diese Furcht jetzt ganz abgelegt hatte und ruhig unserem lärmenden Thun und Treiben unter dem Baume, auf welchem sich sein Nest befand, zusah. Die Liebe zu ihren Eiern und Jungen liess sie die ihnen drohende Gefahr nicht achten. Es ist ein herrliches Schauspiel, wenn Hunderte dieser Riesenvögel in der Savanne aufgescheucht werden, und dann in wilder Verwirrung auf und durcheinander in der Kreuz und Quer umherfliegen, bis sie in einer Höhe von 100—150 Fuss sich in eine lange Reihe ordnen, und nun in graciösem Fluge in weitläufigen Spirallinien immer höher und höher steigen, bis sie dem Auge fast ganz verschwinden, und nur noch als dunkle Punkte im blauen Aether schweben. Unternehmen sie Reisen, so ordnen sie sich ebenfalls in langen Hakenreihen, in denen der Zugführer, ganz wie bei den Kranichen, nach einiger Zeit von dem nächstfolgenden abgelösst wird. Ungeachtet ihres unförmlichen, etwas nach oben gebogenen Schnabels, wissen sie doch das Mollusk der *Ampullaria guianensis* und *papyracea* meisterlich aus dem Gehäuse herauszuziehen, ohne dasselbe sehr zu beschädigen. Die *Macusis* nannten den Vogel: *Tararamu*, die *Warraus*: *Doih*, die Brasilianer: *Juga*, und die *Arawaaks*: *Mora-coyaschre*, Geist der *Mora*.

Da der *Mahu*, *Ireng* der *Macusis*, eine Menge Krümmungen bildet, die bei dem hohen Wasserstande die Strömung namhaft steigerten, erreichten wir die Mündung bereits gegen 3 Uhr Nachmittags, und damit unser altes Lager von der *Takutu*-Reise her. Der Namenszug $\mathcal{K}$ (*Victoria Regina*) leuchtete uns hell von dem glatten, aschgrauen Stamme der riesigen *Mimose* entgegen, die mächtigen Sandbänke an der Vereinigung aber waren verschwunden, ununterbrochen und ruhig wälzten sich dem *Rio Branco* die Fluthen der 300 Yards breiten vereinigten Ströme zu, von denen wir schnell den *Takutu* abwärts getrieben wurden. Die Mündung des Flüsschens *Yaroai*, auf dem südlichen, die des grösseren *Virua*, des

Manucuropa der Karten, auf dem nördlichen Ufer, der nach der Angabe der Indianer im *Pacaraima*-Gebirge entspringt, lag hinter uns, da erinnerte die scheidende Sonne, uns eine Lagerstelle zu wählen, und bald sprangen wir an dem schräg ablaufenden, hohen südlichen Ufer an's Land, auf dessen Höhe wir eins der reizendsten Landschaftsbilder, das von der untergehenden Sonne magisch beleuchtet wurde, vor uns ausgebreitet sahen. Von N.N.W. gegen N.N.O. zog sich in weiter Linie das *Pacaraima*-Gebirge, dem sich in sanften Wellenlinien der *Wacuta*, ein kleiner Hügelzug, vorlagerte, während sich der *Waiking-epping* oder Rehberg mit seinem eigenthümlich zugekuppten Gipfel in W.N.W. und der *Warami* in W. bei S. gleich schützenden Warten erhoben. Gegen S.S.O. thürmte sich das felsenreiche *Canuku*-Gebirge mit dem *Ilamikipang* aus einer dunkeln Laubmasse auf, über welche die in W. verschwindende Sonne noch ihren flammenden Scheidestrahl warf, eine Beleuchtung, die man nur in den Tropen findet. Ein Sonnenuntergang in der endlosen Savanne ist ebenso unbeschreiblich zauberhaft, wie der Augenblick, wo die Sonne in die Fluthen des Oceans taucht. Kaum war die Tagesspenderin verschwunden, als sich auch der tausendfach besäete Himmelsdom in seiner ganzen tropischen Pracht über uns ausspannte! — Kein Windzug bewegte die Riesenwipfel der Bäume, die von unsern Feuern aufwirbelnden Rauchsäulen, die Oberfläche der majestätisch rollenden Fluthen des *Takutu*, die sich gleich einem silbernen Riesenband durch die üppige Uferumsäumung hinwanden. Die feierlichste Stille hatte sich über die ganze Natur gelagert, die nur dann und wann von den fischenden Indianern, wenn sie ihre Beute jubelnd aus dem nassen Elemente zogen, oder von der traurig klagenden Stimme eines Ziegenmelkers unterbrochen wurde. Aber wir kamen zu keinem ruhigen Genusse dieser zauberischen Landschaft; denn die Mosquitos fanden sich in solch schreckenerregenden Schaaren ein, dass uns die reizende Mondnacht zur bittern Qual wurde.

Auch auf unsrer Weiterfahrt am folgenden Morgen strömte der Fluss noch gegen S.W. zwischen dicht bewaldeten Ufern hin. Heerden von Löffelgänsen, hin und wieder einige der schönen Orinocogänse *(Anser jubata)*, so wie zahllose Enten und andere Wasservögel belebten den breiten Flussspiegel und umkreisten uns, aufgescheucht durch unser Erscheinen, mit Geschrei, während auf- und niedertauchende Delphine spielend unsern Booten folgten; doch von den Thieren, denen ich mit dem gespanntesten Interesse entgegen harrte, von den *Manatis* liess sich keins blicken! Nachdem wir eine scharfe Krümmung des aus verhärtetem Thon bestehenden 12 Fuss hohen Ufers umschifft, zeigten sich uns auf dem nördlichen Ufer einige Häuser, die Fazenda des Frater *José*, der hier bedeutende Rinderheerden weiden hatte. Wir hielten an, wurden von den braunen und bärtigen *Vaqueiros*

freundlich willkommen geheissen, und mit Milch und Käse bewirthet, welcher aber so hart war, dass wir uns fast die Zähne daran ausbissen.

Obgleich die *Caraiba-auté* (brasilianischen Häuser), wie sie unsere Indianer nannten, einen ganz europäischen Anstrich hatten, so sah es im Innern doch eben so ärmlich und leer aus, wie in den Hütten der Indianer. Einige Hängematten, mehre grosse, thönerne Geschirre, in denen sie die Milch aufbewahrten, eine Horde zum Trocknen der Käse, ein roh zusammengenagelter Tisch und einige grosse geflochtene Körbe, welche ihre bescheidene Garderobe enthielten, so wie etliche Trinkschalen und Töpfe, bildeten den ganzen Hausrath. Die Senhoras und Kinder liefen in einem ziemlich gleich ursprünglichen Zustande herum, wie die Indianer, und eine Meute grosser Hunde war eben so freundlich, wie ihre kurze Zigarren rauchenden Herren und Herrinnen, und beleckten uns die Hände, als wären wir alte Bekannte. Nach der Angabe der *Vaqueiros* lebte der Frater gegenwärtig nicht im Fort *Saõ Joaquim*, sondern in einer Fazenda, eine Tagereise den *Rio Branco* aufwärts. Leider wurde mir hier zugleich die unangenehme Nachricht, dass sich die *Peixe Boys*, wie die *Vaqueiros* die Seekuh nannten, schon seit mehren Tagen, wo das Wasser bedeutend zu fallen begonnen, aus der Nähe der Fazenda entfernt hätten. Während des hohen Wasserstandes gingen sie gewöhnlich bis zur Mündung des *Mahu* hinauf, wie dieselben überhaupt in dieser Regenperiode in solcher Anzahl dagewesen, dass sie zehn Stück harpunirt hätten. Das Fleisch wird von den Brasilianern gern gegessen. Die herumliegenden Knochen, welche die hungrigen Hunde nur wegen ihrer Härte nicht hatten verzehren können, bestätigten die Wahrheit der Angabe. So wie der *Takutu* nur um einige Fuss zu fallen beginnt, verschwinden die Manatis daraus und ziehen sich unterhalb der Fälle des *Rio Branco* zurück. Der Trieb nach reicherer Nahrung bringt sie wahrscheinlich nach dem *Takutu*, an dem ihre Lieblingsgräser, die Gattungen *Panicum* und *Paspalum* in üppiger Fülle wachsen. Ich war zu spät gekommen, um meine Hoffnungen erfüllt zu sehen!

Nach kurzer Rast und nachdem uns die freundlichen Leute, als sie gehört, dass wir einige Tage an der Mündung des *Zuruma* in den *Takutu* verweilen würden, noch versprochen, uns täglich ihren Milchvorrath dahin zu bringen, setzten wir unsere Reise fort. Gegen 3 Uhr Nachmittags war die Mündung des *Zuruma* oder *Cotinga*, der jenem von N.N.W. her zuströmt, erreicht. Der *Cotinga* ist der *Christais* der alten portugiesischen Karten und wird allgemein für einen Nebenfluss des *Zuruma* gehalten. Dieser Ansicht entgegen, nennen die *Macusis* und *Arekunas* den Fluss bis zur Mündung *Cotinga* und behaupten, der *Zuruma* oder *Zurung* sei nur ein Nebenfluss des *Cotinga*. An der Mündung hat er eine Breite von 290, während der *Takutu* eine Wasserfläche von 293 Yards be-

sitzt, worauf sie vereint einen Wasserspiegel von 378 Yards bilden. Die Vereinigung liegt unter 3° 22′ Norderbreite und 60° 12′ westlich von Greenwich. Unser Lager schlugen wir unmittelbar an der Vereinigungsstelle und zwar auf dem westlichen Ufer des *Zuruma* auf, an dem sich eine ausgedehnte Sandbank dem Fluss entlang zog.

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft ging mein Bruder in einem der Boote nach dem Fort *Saõ Joaquim*, um dort die geographische Lage der Mündung des *Takutu* in den *Rio Branco* astronomisch zu bestimmen. Im Lager selbst war man fröhlich und guter Dinge, denn in der Savanne hatten die Indianer viele Rehe entdeckt, so dass bei dem ersten Jagdzug, nach Verlauf einer Stunde, bereits neun Stück eingebracht wurden. Alles, was Hände und Messer besass, kam jetzt in die rührigste Bewegung, um die reiche Beute zu zerlegen, zu kochen, zu räuchern und vor allem zu verzehren. Auch unter diesen Rehen fanden wir beim Zerlegen hochträchtige Mütter, wodurch meine früher ausgesprochene Ansicht, dass sie entweder zweimal werfen, oder keine bestimmte Wurfzeit haben, nur noch bestärkt wurde. Unser Lager glich einer wahren Schlächterei, und doch häuften sich unsere Vorräthe nicht gerade auf, denn die Indianer assen Tag und Nacht und Napoleon entfaltete seine Virtuosität in einer erstaunenswerthen Weise. In Folge dieser ununterbrochenen Schlächterei und angelockt durch den Geruch und die Abfälle, hatten sich nicht nur unzählige *Pirais* im *Zuruma* an der Stelle unseres Lagers eingefunden, sondern die uns umgebenden Bäume waren auch mit Aasgeiern bedeckt, die mit gierigen Blicken jedem Stück entgegenharrten, das die Indianer, als nicht geeignet für den Topf, ihnen zuwarfen. Auch der *Caraca*-Adler hatte sich zu ihnen gesellt, und machte jenen jeden Bissen streitig; — der *Vultur papa* dagegen liess sich nicht blicken. Alle die übermüthigen Streiche, die bereits in *Pirara* ausgeführt worden waren, erneuerten sich auch hier wieder; ein an einem Angelhacken befestigtes Stück Fleisch, liess bald einen der gefrässigen Vögel an der Leine flattern, der dann, herausgeputzt mit Kronen, Halskrausen von weissem Papier oder bunten Lappen, als Schreckgespenst unter seine Genossen zurückflog, und nun wie ein Aussätziger von ihnen geflohen wurde.

Schon bei unserer Abreise von *Pirara* waren uns grosse Züge weisser Schmetterlinge aufgefallen, die regelmässig von S.O. nach N.W. flogen. Jetzt häuften sie sich immer mehr an. In der Färbung der Flügel glichen sie unserm Kohlweissling, nur zeigten sie sich am Schultergelenk gelber, und ein schwarzer Rand begrenzte die Färbung. In der Mittagsstunde und kurz vor Sonnenuntergang liessen sie sich in unendlicher Zahl auf den Schlammanhäufungen des Ufers oder am Saume des Wassers auf der Sandbank nieder, um auszuruhen. Nach der Behauptung der

Indianer waren es die entwickelten Insekten der Raupe und Puppe, die sie so gern gegessen.

Die *Vaqueiros* der Fazenda des *Frater José* hielten treulich ihr Wort und brachten uns jeden Morgen grosse Gefässe mit Mileh, die uns bei der sich täglich steigernden Hitze zum wahren Labsal wurde. Naeh Ablieferung der Mileh, fuhren sie meist auf die Fisehjagd, um naeh kurzer Zeit mit ganzen Kahnladungen des *Sudis*, *Osteoglossum*, *Platystoma*, *Pimelodus* und anderer Fisehe zurüekzukehren. Unter den *Pimelodus* fanden sich zwei mir bisher noeh unbekannte Speeies; die eine, der *Pimelodus Arakaima (Schomb.)* oder Tigerfiseh, wie ihn die Farbigen seiner dunkelsehwarzen Flecken wegen nennen, *Jantia* der *Vaqueiros*, *Arakaima* der *Macusis*, daher aueh der Speciesname, wurde erst dureh meinen Bruder bekannt. Wie das Fleiseh fast aller *Siluroiden*, so war aueh das seine ungemein sehmackhaft. An der Küste und unterhalb der Cataraete wird er nur äusserst selten gefunden. Der Färbung seiner Haut naeh gehört er zu den sehönstgezeiehneten Fisehen. Die Grundfarbe des Rüekens und der Seiten ist ein dunkles Rothbraun, auf dem sich eine Menge sehwarzer Flecken absetzen. Der Baueh ist heller und die sehwarzen Flecken sind weniger bemerkbar. Der zweite mir noeh nicht vorgekommene Fisch war ein *Platystoma*, das dem *Platystoma tigrinum* ziemlich nahe kam, nur unterschied es sich von diesem dadureh, dass die schwarzen Streifen nicht der Quere, sondern der Länge naeh verliefen. Zu diesen Fischen gesellte sich aueh noch eine Speeies des Stachelrochens, die nur einen sehr kurzen Schwanz, aber einen desto gefährlicheren, sägeartigen Stachel besass; es war *Taeniura motoro (Müll. Hen.)*. Leider verlor ich durch die Unredliehkeit unsers Spirituslieferanten nieht allein diese interessanten Fische, sondern auch alle andern, die ieh noch auf dieser Reise in reichem Masse zu sammeln Gelegenheit fand; ieh war mit dem Spiritus betrogen, und als ich bei meiner Rüekkehr nach *Pirara* meine Fässer öffnete, war fast der ganze Inhalt verdorben.

So glücklich die *Vaqueiros* im Fischfang waren, so wenig Erfolg hatten sie im Harpuniren der Delphine, die sich hier herumtummelten. Der spitzen Sehnauze naeh war diese Species wesentlieh vom *Delphinus phocaena (Lin.)* unterschieden, und entweder eine noch unbeschriebene Art, oder der von Martius beschriebene *Delphinus amazonicus*. Ich sah Exemplare, deren Länge wohl 7—8 Fuss betragen mochte. Die *Vaqueiros* erzählen, dass sie von Früehten und kleinen Fischen lebten.

Das Treiben auf der Sandbank und der verloekende Geruch des Fleisches hatte aueh einen grossen Kaiman herbeigezogen, der uns den ganzen Tag über, den halben Kopf aus dem Wasser steckend beobaehtete, ein Gesellsehafter, der uns nichts weniger als angenehm war, und den wir uns daher so sehnell als möglieh

von der Seite zu schaffen suchten. Als unsere Büchsenkugeln nichts helfen wollten, die jederzeit wirkungslos von dem harten Hirnschädel abprallten, worauf er ruhig und mit Verachtung aus ihrem Bereich schwamm, schlugen die Indianer den Weg der List ein. Nachdem sie ein einen Fuss langes Stück hartes Holz an beiden Enden scharf zugespitzt, befestigten sie es in der Mitte an eine Leine, umwickelten es mit Streifen Fleisch und banden es locker so daran, dass es mit ihr eine Linie bildete; das andere Ende der Leine wurde an einen Baum befestigt und der Köder in das Wasser geworfen, damit der Kaiman ihn verschlingen sollte. Das Fädchen, welches den mit Fleisch umwickelten Stock mit der Leine bisher in einer Linie erhalten hatte, sollte sich dann im Magen lösen und der Stock sich der Quere nach vor die Oeffnung des Magens legen und diesen durchstehen. Ob die Praxis hierbei mit der Theorie Hand in Hand gegangen sein würde, habe ich nicht erfahren können, da die gefrässigen *Pirais* dem Kaiman den unheilbringenden Bissen nicht gönnten, sondern den Köder augenblicklich rein abschälten. Die Indianer behaupteten steif und fest, auf diese Art schon eine Menge Kaimans gefangen zu haben.

Waren nach Verlauf weniger Tage die Rehe auch etwas scheuer geworden, so wurden doch immer noch täglich drei bis vier geschossen, jedoch überliessen wir diese Jagd gern den Indianern, seitdem wir eine grosse Menge Füchse in der Savanne entdeckt hatten. Aber Reinecke Fuchs ist unter den Tropen eben so klug und pfiffig, als seine Sippe in Europa; er wusste allen unsern Nachstellungen gar meisterhaft zu entgehen.

Unter den Vögeln war nicht minder häufig wie der *Cathartes* die *Crotophaga major*, die das Gebüsch des jenseitigen Ufers belebte und ihr merkwürdiges knarrendes Geschrei aus diesem zu uns herüberschallen liess. Die Indianer behaupten, dass nur diese ein gemeinsames Nest bauen, während die *Crotophaga rugirostra (Sw.)* und *Cr. Ani* diese Eigenthümlichkeit nicht theilt, indem bei ihnen jedes Pärchen sein eigenes Nest besitzt. Es ist ein ganz interessantes Völkchen, dessen ewig geschäftigem Treiben man stundenlang zusehen kann. Behende umhüpfen sie die Rinderheerden oder schlüpfen durch das Gras, um Grillen und andere Insekten zu fangen; — geht es aber zur Flucht, dann hört ihre Schnelligkeit auf, da ihre Flügelmuskeln gerade nicht die stärksten sind, und ihnen bald den Dienst versagen. Die grossen, gemeinsamen Nester der *Crotophaga major* enthalten oft zwanzig bis dreissig weisse oder gräulich weisse Eier von 1¼ — 1½ Zoll Länge, denen die Indianer eifrig nachstellen. Nach dem Inhalt des Magens zu schliessen, nähren sich beide Species nicht allein von Insekten, sondern auch von Saamen; namentlich scheinen sie die Beeren des *Psidium pyriferum* gern zu fressen, die ich zur Zeit der Reife gewöhnlich in grosser Menge bei ihnen fand. Der anfangs ungemein

weite *Oesophagus* verengt sich bald sehr bedeutend und erweitert sich dann wieder zu einem Vormagen, der mit Längsfalten ausgekleidet ist, während der eigentliche und fast blos hautartige Magen ein drüsiges papilloses Innere hat. Am häufigsten fanden wir die Vögel an den waldigen Umsäumungen der Savannenflüsse, wo sie unter wildem Lärm von Strauch zu Strauch flogen; seltener in der offenen Savanne und im Innern des Waldes. Merkwürdig ist es, dass sie das Pfeifen nicht vertragen kann, wenigstens fliegen sie augenblicklich davon, sobald man nur einen pfeifenden Ton ausstösst. Guiana besitzt die *Crot. major*, *Ani* und *rugirostra*, die sich nicht allein in Bezug auf den Schnabel, sondern auch in der *Iris* der Augen unterscheiden. Die erstere hat eine hellgrüne *Iris*, die von der Pupille durch einen schmalen, gelben Ring getrennt ist; bei den letzteren ist sie graubraun. Wäre die abweichende Schnabelbildung das einzige unterscheidende Merkmal, so dürfte dieses nicht ganz stichhaltig sein, da der Schnabel des jungen Vogels vielfachen Veränderungen unterworfen ist und man darnach eine ganze Reihe von Species aufstellen könnte. Besonders auffallend ist auch die ungemeine Lebenszähigkeit des Vogels, denn wird er nicht in den Kopf oder das Herz geschossen, so kann der Jäger versichert sein, dass er ihn nicht in seine Gewalt bekommt. Mit fabelhafter Schnelligkeit läuft der Angeschossene durch das Gebüsch und Gras hin, und von zehn bis zwölf, die ich oft auf einen Schuss verwundete, fand ich meist kaum einen oder zwei, wenn ich an die Stelle kam, wo sie herabgefallen waren. Gleich den andern Tag nach unserer Ankunft am *Zuruma* schoss ich einen mit der Kugel vom Baum herab. Die Kugel hatte ihm den ganzen Bauch aufgerissen, so dass die Eingeweide heraushingen, und dennoch gelang es mir nicht den fliehenden und seine eigenen Gedärme hinter sich herschleppenden Vogel einzuholen, bis ihn endlich einer der Indianer weiter als 200 Schritt von der Stelle, wo er zur Erde gefallen war, die Eingeweide um das Gestrüpp gewickelt, was ihn an der weitern Flucht hinderte, auffand und mir brachte. Die Jungen verlassen das Nest bereits ehe sie noch flugfähig sind, und hüpfen in Gesellschaft der Alten mit gleicher Gewandtheit von Zweig zu Zweig. Sobald sich Gefahr naht, erheben sich die Alten mit wildem Geschrei, das jedoch nur in zwei Tönen besteht, und in raschen Sprüngen eilen die Jungen vom Gebüsch oder den Bäumen herab, um, auf den Boden angekommen, in dem Grase zu verschwinden. Auch die Indianer unterscheiden nur zwei Species. Die *Crotoph. rugiros.* und *Ani* nennen die *Arawaaks: Cunuba*, die *Macusis*: *Owowi*, die *Wapisianas: Houwi*, die *Warraus: Ouih;* die *Crotoph. maj.* dagegen die *Macusis: Woworima*, die *Warraus: Cosac.* Jeden Morgen fanden wir die Sandbank von Maulwurfsgrillen *(Gryllotalpa oxydactyla Br.)* durchfurcht, die sich in unzähliger Menge hier aufhalten mussten. Ich hatte diese Thiere noch nie so zahlreich, als auf den Sandbänken des *Zuruma* bemerkt.

Der harte, feste, thonige Boden der Umgebung, mochte wohl Ursache sein, dass sich diese Thiere die lockeren Sandbänke aufgesucht hatten.

Der Himmel war den Wünschen meines Bruders ziemlich günstig gewesen, denn schon nach drei Tagen kehrte er von *Saõ Joaquim* zurück und brachte uns die Nachricht, dass er, um sich für die freundliche Aufnahme, die ihm geworden, abzufinden, für den nächst zweiten Tag die ganze Noblesse des Forts zu einem Mittagsessen eingeladen, was auch angenommen worden sei.

Schnell wurden die Vorbereitungen getroffen, denn nicht nur, dass wir das Mahl würdig vorzubereiten hatten, mussten wir auch für ein nächtliches Unterkommen der Damen sorgen, indem die Gesellschaft erst den folgenden Tag wieder abzureisen gedachte. Mit Axt und Schaufel wurde schnell ein Platz in der schattigen Ufervegetation gereinigt, das grösste unserer Zelte für die Senhoras aufgeschlagen, und von aussen mit der englischen und preussischen Flagge geschmückt. Die Sitzbretter unserer Boote dienten zu Tischen und Bänken. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen, galt es auch das Diner so stattlich als möglich zu arrangiren. Unsere Gäste mit dem Wild der Savanne, den Fischen des *Takutu* zu bewirthen, dagegen sträubte sich unser Ehrgeiz; — es galt, die Damen und Herren noch monatelang von dem Diner sprechen zu lassen, und wir konnten dies möglich machen, denn mit dem letzten Provisionstransport hatten wir einige marinirte und eingekochte Delikatessen in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen erhalten, die wir unserem *esprit d'honneur* grösstentheils eben so zum Opfer brachten, wie den Inhalt unsrer Weinkisten; — lieber selbst *Paiwari* trinken, als an diesem Tage nur im Entferntesten merken zu lassen, dass der hölzerne Weinkeller schwach besetzt sei! Der wichtige Tag brach an. Adams hatte bereits mit der Morgensonne den Küchenzettel erhalten; es gab: Hammelfleischsuppe, marinirten Salm, grüne Schooten und Mohrrüben mit Schinken und Schildkröten-Steaks, so wie verschiedene feine, englische Pickles; Madeira, Portwein, Champagner und Rheinwein.

Gegen Mittag brachten uns unsere ausgestellten Posten die Nachricht, dass die Caravane am jenseitigen Ufer angelangt, und eben von ihren muthigen Pferdchen abgestiegen sei, um Toilette zu machen und die Reisekleider mit dem Festschmuck zu vertauschen. Mit brennender Lunte, ebenfalls in sauberer Wäsche, unsere Bootsleute gebügelt und gestriegelt, standen wir an den geladenen Böllern, um die Cavalkade mit dem Salut zu empfangen, so wie sie aus der Uferumsäumung heraustreten würde, und sie dann mit einem unserer Boote, das ebenfalls auf das Freundlichste ausgeschmückt war, überfahren zu lassen. Gleich den bunten Schmetterlingen brachen jetzt die Gäste, Capitain Leal und Senhora Liberadiña an der Spitze, durch die grüne Umsäumung, sprangen gewandt von ihren Rossen und

wurden unter Böllerdonner zu uns übergesetzt, während mehre *Vaqueiros* die Pferdchen in ihrer Obhut behielten.

Auch hier zeichnete sich ein Creolneger, der zu der Noblesse des Forts gehörte, durch seine geckenhafte Kleidung aus. Das Prachtexemplar der ganzen Gesellschaft war aber Senhor Simony, dessen dunkle Hautfärbung gar trefflich gegen die schneeweisen Pantalons, die feuerrothe mit Gold gestickte Weste und die scharlachrothe Jacke abstach. Die äffische und narrenhafte Putzsucht muss im afrikanischen Blute liegen. Mit der uns schon bekannten Senhora Liberadiña konnten einige der jungen Damen kühnlich um den Preis der Schönheit streiten, bei denen man ebenfalls zweifelhaft wurde, ob man dem reizenden schlanken Wuchs, den zierlichen Händchen und Füsschen, den glühenden Augen, der edelgeformten Nase, oder dem feinen Munde mit den schön gereihten Zähnen den Vorzug einräumen sollte; schade nur, dass sie diese dadurch verunstalten, dass sie die Schneidezähne spitz zufeilen. Ihr Anzug war gleich geschmackvoll; blau war, wie ich während meines späteren Aufenhaltes in Fort *Saõ Joaquim* zu bemerken Gelegenheit hatte, ihre Lieblingsfarbe, denn alle Frauen trugen solche Kleider, während ein künstliches Gewebe, das ganz unsern gemusterten Spitzen gleicht, und das jede Brasilianerin sich selbst häkelt, den Busen deckte. Das lange, schwarze Haar wurde in mehren Flechten durch einen grossen Schildpattkamm zusammengehalten, während den blossen Nacken mehre geschmackvolle Ketten aus Saamen oder Korallen umschlangen, an denen der Rosenkranz und verschiedene Reliquien hingen. Senhora Liberadiña besass unter anderen sogar ein Stück des wahren Kreuzes Christi, das Frater *José* wahrscheinlich vom ersten besten Baume genommen hatte.

Nach der Begrüssung setzten wir uns zu Tisch, wo wir freilich alles aufwenden mussten, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen, denn ausser dem Commandanten waren allen übrigen Gästen die Gabeln eben so unbekannte Gegenstände, wie die Gerichte, welche vor ihnen standen, und guter Rath war theuer, wie sie geniessen, wiewol das Gelüste nicht fehlte, sie kennen zu lernen. In dem Vorgange Capitain Leal's, so wie an uns, sahen sie zwar, wozu die vor ihnen liegenden Instrumente zu benutzen, doch mit dem Willen uns nachzuahmen, ging die That leider nicht gleichen Schritt, so dass sie nur höchst selten den Bissen beim erstenmal zum Munde brachten. Die vielen vergeblichen Manoeuver und die offenbare Ungeschicklichkeit seiner Freunde schienen den Capitain Leal zu geniren. Die Verlegenheit der Senhoras steigerte sich immer mehr, dadurch aber auch ihre Ungeschicklichkeit, bis sich ihrer endlich mein Bruder annahm, und ihnen vorschlug, der Sitte des Landes gemäss zu essen, d. h. statt der Gabeln die Finger zu gebrauchen. Jetzt ging es ganz vortrefflich! Ueberhaupt lernte ich heute manche Angewohnheit kennen, die in Europa zu den grössten Verstössen gegen die gute Sitte

gezählt werden würde; — dahin gehörte namentlich das viele Spucken während des Essens, und das öftere Ausspülen des Mundes, worauf man das Wasser in einem langen, künstlichen Strahl, ohne sich von der Bank zu erheben, auf den Boden entleerte. Nach Tische griffen die Damen und Herren zu den feinen Papiercigarren und unter Gesang und Tanz, unter Begleitung der Guitarre, wurde der fröhliche Tag beschlossen.

Am folgenden Morgen brach die heitere Gesellschaft unter Jubel und Böllerschüssen wieder auf, nachdem uns Capitain Leal noch das Versprechen abgenommen, ihn bei unserer Rückkehr vom *Roraima* zu besuchen und uns selbst die zwölf Körbe *Farinha* und *Tapioca* für das Doppelgewehr abzuholen, das er noch vor seiner Abreise für diesen Preis in Empfang nahm. Indess erhielt er nur das Gewehr, wir aber nicht die *Farinha*. Als die Sonntagskleider im jenseitigen Gebüsch wieder abgelegt waren, verschwand die heitere Cavalkade unsern nachschauenden Blicken.

Schon seit acht Tagen hatte die Hitze wieder bedeutend zugenommen; die Thermometer zeigten durchschnittlich 90—96° Fahrenheit im Schatten. Der Boden der Sandbank war zur geheizten Tenne geworden, so dass das 14 Zoll tief eingegrabene Thermometer jeden Nachmittag 3 Uhr 110° angab und selbst die Indianer ihre abgehärteten Fusssohlen durch Sandalen schützen mussten. Eine Wärme von 50—60° erhielt sich in dieser Tiefe die ganze Nacht hindurch.

Die Zwecke meines Bruders waren jetzt erfüllt, die Lage der Vereinigung des *Takutu* mit dem *Rio Branco* bestimmt, die Fortsetzung unserer Reise, den *Zuruma* aufwärts, war für den nächsten Morgen festgesetzt, und das Ziel derselben, der *Roraima*, der Gegenstand des Gespräches für den Rest des Tages. Da Napoleon schon einmal dort gewesen, so gab mir dies Gelegenheit, ein geographisches Genie in ihm kennen zu lernen, denn er entwarf uns plötzlich auf der Sandbank eine ganz meisterhaft plastische Karte der Tour, die wir einzuschlagen, den Lauf der Flüsse, die wir zu durchkreuzen, die Lage der Gebirge und Höhen, die wir zu übersteigen hätten, die Niederlassungen, durch die wir kommen würden, und dies Alles mit einer solchen Genauigkeit, dass wir später darüber staunen mussten. Berge und Dörfer bezeichnete er je nach der Höhe und Grösse mit kleinern oder grössern Häufchen feuchten Sandes, den Lauf der Flüsse durch schmälere oder breitere Vertiefungen. Besondere Mühe aber nahm er sich damit, uns die Conturen des *Roraima* so treu als möglich darzustellen. Auch als Chirurg zeichnete er sich heute noch höchst vortheilhaft aus, obschon ich meinen Körper nicht dazu hätte hergeben mögen. Einer unserer Indianer hatte schon lange, in Folge des Andranges des Blutes nach dem Kopfe, an den heftigsten Kopfschmerzen gelitten; —

ein Aderlass schien das beste Gegenmittel. Napoleon übernahm die einfache, aber ohne Zweifel höchst schmerzhafte Operation. Nachdem er die Vene unmittelbar über dem Handgelenk mit den Fingern der linken Hand emporgehoben, durchstach er sie dreimal mit dem sägeartigen Stachel des Stachelrochens, wobei er natürlich beim Herauszichen mit dem Widerhaken die Wunde namhaft vergrösserte, liess den Vollblütigen einen ziemlichen Theil seines Ueberflusses an Blut verlieren und verband die Wunde dann fest mit Bast; der Patient verzog dabei nicht einmal das Gesicht.

Den 22. September brachen wir unser Lager ab und fuhren den *Zuruma* aufwärts, dessen Strömung unserm Vordringen allerdings vielfach Eintrag that. Die Ufervegetation stimmte ganz mit der des *Takutu* überein; üppige Maranenbäume, übersäet mit ihrem weissen Blüthenschmuck, ragten über die dichte Blüthendecke einer strauchartigen *Inga* und *Genipa americana*, die die Atmosphäre mit ihrem Wohlgeruch erfüllten und von dem schönen Käfer, der *Rutela laeta*, in zahlloser Menge umschwärmt wurden. Am Nachmittag erreichten wir, auf dem südwestlichen Ufer, die Mündung des kleinen Flusses *Warami*, an dem auf einer unbedeutenden Erhöhung die *Macusi*-Niederlassung gleiches Namens lag. Einige schöne Corials und der üble Zustand unseres kleinsten Bootes, das wir an der Mündung des *Pirara* wenigstens schiffbar gemacht, waren Ursache, dass wir landeten, um von den Bewohnern ein anderes einzutauschen, oder zu borgen. Die Niederlassung zählte drei Hütten und sehszehn Bewohner, die eben damit beschäftigt waren, grosse Massen Fleisch zu räuchern. Ein glücklicher Jagdzug hatte sie in den Besitz von 22 *Kairunis (Dicotyles labiatus)* gebracht. Nach den grossen Haufen gebleichter Knochen und Schädel, so wie den zahlreichen Rehgeweihen, die ich in den Hütten fand, mussten die Bewohner leidenschaftliche Jäger sein. Der nimmer gestillte Appetit unserer Leute hatte die grosse Quantität geräucherten Fleisches, die wir durch die Jagdbeute erhalten, ziemlich zusammenschmelzen lassen, weshalb uns der hier zufällig angetroffene Ueberfluss ganz willkommen war. Einige Glasperlen und Messer füllten die Lücken wieder aus, und eine Axt vermochte den Besitzer eines der Corials, uns dieses nicht nur leihweise abzutreten, sondern uns auch am nächsten Morgen zu begleiten, um uns mit dem Namen der Nebenflüsse, Berge u. s. w. bekannt zu machen. Obschon es erst Mittag war, liess sich unser Führer doch durch nichts bewegen, die gefüllten Fleischtöpfe schon heute aufzugeben, und nöthigte uns die Fortsetzung der Reise bis morgen zu verschieben.

Die zwei Species *Pachydermen*, *Dicotyles labiatus* und *torquatus (Cuv.)*, scheinen über ganz Guiana und nach *Azara* sogar bis *Paraguai* verbreitet zu sein, und da ihre Jagd unter allen jagdbaren Thieren am ergiebigsten ausfällt, so scheint diese auch am meisten betrieben zu werden. Die Hunde, welche man dazu benutzt,

sind besonders darauf abgerichtet, was um so nothwendiger ist, als beide Species eine unauslöschliche Feindschaft gegen dieselben hegen, die selbst bei dem gezähmten *Pekari* nicht verwischt werden kann. Die Dressur der Hunde besteht darin, dass sie bei dem Zusammentreffen mit einer Heerde ein Stück von den Nachzüglern abzudrängen und so lange zu umstellen suchen müssen, bis der Jäger herankommt und es niederschiesst. So wie dies erlegt ist, eilen die Hunde der Heerde wieder nach und drängen ein zweites, drittes und viertes Stück ab. Begegnet der Jäger einer Heerde, ohne dass er die Hunde bei sich hat, so sucht er sich an diese anzuschleichen, ersteigt dann einen Baum und ahmt das Gebell eines Hundes nach. Kaum haben die Thiere den Ton gehört, so stürzen sie mit aufgesträubten Borsten auf den Baum zu, von dem die Stimme ihres Erbfeindes erschallt, und umzingeln ihn unter wildem Grunzen und Zähneknirschen. Ist der Jäger mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, so kann er mehre erlegen, bevor die Heerde die Flucht ergreift; hat er jedoch eine Flinte, so verscheucht schon der Knall des ersten Schusses die Heerde. Der Jäger springt dann schnell vom Baum und sucht den Flüchtigen zuvorzukommen, um das Manoeuvre von neuem zu beginnen. Noch wüthend von der Störung, stürzen sie abermals auf den Baum zu, indess freilich nur, um wieder eins aus ihrer Mitte zu verlieren. Dann und wann nimmt diese Strategie allerdings einen unglücklichen Ausgang, wenigstens war dies bei einem *Arawaak* der Fall gewesen, der ebenfalls einer Heerde ohne Hunde begegnet und durch Nachahmung des Hundegebelles die wüthenden Thiere unter den Baum versammelt hatte. Als er eben sein Gewehr abschiessen will, bricht der Ast, auf dem er sitzt; beim Herabfallen ergreift er glücklicherweise noch einen der untersten Aeste, an dem er nun herabhängt, seine Füsse können aber von der wüthenden Schaar erreicht und zerfleischt werden. Die Schmerzen steigern die Kräfte des Unglücklichen, und es gelingt ihm, sich auf den Ast emporzuschwingen. Jetzt lässt das wilde Heer seine Wuth an dem herabgefallenen Gewehr aus, dessen Kolben es vollkommen zerbeisst, bis es endlich seinen Weg fortsetzt. Nach unsäglichen Schmerzen und Anstrengungen gelingt es dem unglücklichen Waidmann, seine Niederlassung kriechend zu erreichen. Sind die Hunde zu hitzig und dringen in die Mitte der Heerde ein, so wartet ihrer fast immer ein sicherer Tod, da sie meist mit aufgerissenem Bauche auf dem Schlachtfelde liegen bleiben. Ein gleiches Schicksal soll auch dem *Puma* und *Jaguar* werden, wenn diese in die Heerde einbrechen. Beide aber scheinen die Gefahr zu kennen, und folgen daher den Thieren gewöhnlich in der Ferne, um die Nachzügler zu überfallen. Einen grossen Jubel erregt es jedesmal unter einer Jagdparthie, wenn es gelingt, eine Heerde des *Dicotyles labiatus* in einen Fluss zu treiben. Obschon das *Pekari* schwimmt, so bewegt es sich doch nur langsam und unbeholfen im Wasser, und wird somit eine leichte

Beute seiner Verfolger. Sobald die verfolgten Thiere in das Wasser treten, springen ihnen die Indianer mit einem starken Prügel nach, und schlagen dieselben einzeln ein, höchstens zweimal auf den Rüssel; der zweite Schlag tödtet sie sicher. Ruhig lassen sie das getödtete *Pekari* schwimmen, das merkwürdigerweise nicht so leicht wie andere Thiere sinkt, und schwimmen den übrigen nach, um noch einigen den tödtlichen Schlag beizubringen; erst wenn dies nicht mehr möglich, fischen sie die Todten auf. Der *Dicotyles torquatus* lässt sich viel schwerer zähmen, als der *labiatus*, der seinem Herrn bald wie ein Hund auf jedem Schritt und Tritt folgt, während er nach allem beisst, was seine Gunst verscherzt, oder sie nicht zu erwerben verstanden hat. Beide Species fressen Saamen und Palmenfrüchte, auch durchwühlen sie, gleich unsern Schweinen, den Boden nach Würmern und Insekten. Kann sich der *Dic. torquatus* der Verfolgung nicht mehr entziehen, so flüchtet er wo möglich in einen hohlen Baum. Den *Dic. torquatus* nennen die *Arawaaks: Apuya*, die *Macusis: Paraka*, die *Paravilhanos: Pakira*, die *Warraus: Pakitye;* den *Dic. labiatus* dagegen die ersteren: *Kairuni*, die zweiten: *Poinka*, und die letzteren: *Ipure.*

Mehre trockne Maisstengel, von 18 — 20 Fuss Länge, die an den Hütten der Niederlassung lehnten, bekundeten deutlich genug die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens. Unser Lager hatten wir eine starke Viertelstunde von derselben an der Landungsstelle des *Zuruma* aufgeschlagen, wurden aber dennoch die ganze Nacht hindurch von dem Getrommel und Geheule des *Piai* gepeinigt, der sich eben bemühte, den bösen Geist von zwei Fieberkranken zu verscheuchen, die wir in einer der Hütten gefunden. Merkwürdigerweise nahm der Zauberer seine Exorcismen nicht in der Hütte vor, sondern ging trommelnd und heulend um die Niederlassung herum; ein Glück, dass wir nicht die Nacht dort zubrachten! — Schon während der letzten Nächte unseres Aufenthaltes am *Takutu* hatten wir das dumpfe Trommeln gehört, das wir damals einem Feste in einer nahen Niederlassung zuschrieben, und uns sehr wunderten, ihre Bewohner nicht bei uns eintreffen zu sehen. Jetzt war das Räthsel gelösst, — der *Piai* von *Warami* hatte sein Wesen schon seit vier Nächten getrieben, — die heilen Töne der Trommel waren durch die stille Nacht bis auf eine Entfernung von einer deutschen Meile zu uns getragen worden!

Da wir das Umpacken des Corials unmittelbar nach Abschluss des Contracts besorgt, setzten wir am folgenden Morgen unsere Reise in Begleitung unsers neugeworbenen Indianers, den *Zuruma* aufwärts fort. Je weiter wir vordrangen, um so höher wurden seine Ufer. Schon traten hier und da vereinzelte Felsenblöcke eines quarzreichen Glimmerschiefers zu Tage, bis sich die Ufer zu beiden Seiten gleich weissen Mauern neben uns aufthürmten. Diese bestanden aus einem roth

und weissen, infusorienhaltigen Thon*), mit dem sich unsere Indianer Haar und Gesicht einrieben, weil er die Haut glatt und geschmeidig machen soll. Mit dem Auftreten dieses mächtigen Infusorienlagers hatte auch die Vegetation des Ufers unendlich an Mannigfaltigkeit gewonnen.

Eben bogen wir um eine der Krümmungen herum, als wir zu unserer grossen Freude, einen Tapir mit seinem Jungen auf einer der vielen Sandbänke im Wassersaum herumwaten sahen; kaum aber war das Wort «*Maipuri*» den Lippen unserer Indianer entflohen, als wir auch bereits von beiden Thieren bemerkt wurden, die die Flucht ergriffen und in der dichten Ufervegetation verschwanden. Eben so schnell, wie sie dorthin geeilt, waren wir dem Ufer zugerudert, so dass wir ziemlich gleichzeitig an dieses sprangen, und ihnen mit Flinten, Pfeil und Bogen nacheilten. Sowie wir die waldige Umsäumung durchbrachen, bemerkten wir, dass sich die beiden Flüchtlinge in den 6 — 7 Fuss hohen Schneidegräsern und Rohr, das eine unübersehbare Fläche bedeckte, zu verbergen suchten. Unsere Meute befand sich in dem etwas zurückgebliebenen dritten Boote, und verdutzt standen wir Europäer vor der gefährlichen Pallisade, vor der wir, von frühern Erfahrungen her, heiligen Respect bekommen hatten. Unser Indianer aber konnte sie nicht abhalten, und wie die Schlangen verschwanden sie zwischen den gefährlichen Gräsern. Zwei kurz auf einander fallende Schüsse und das triumphirende Aufjauchzen der Jäger verkündeten ihr Glück. Alles drängte jetzt der Richtung zu, wir erhielten dadurch einen weniger gefährlichen Weg, und bald fanden wir die beiden glücklichen Jäger, sich auf ihr Gewehr stützend, vor dem eben verendeten alten Tapir stehen. Purera's Kugel hatte, wie sich bei dem Zerlegen herausstelte, die Lunge des Thieres durchbohrt. Es war ein Weibchen von ungewöhnlicher Grösse. Noch umstanden wir in dichtem Kreise die willkommene Beute, als uns das wilde Durchbrechen des Grases und Rohrs die Ankunft der Hunde bekundete, die gierig den Schweiss des Tapirs aufleckten. Jetzt begann die Jagd auf das Junge, dessen Spur unsere trefflichen Hunde bald aufgefunden hatten. Sobald sich das geängstigte Thier entdeckt sah, liess es einen durchdringenden, pfeifenden Ton hören, noch aber konnten wir nichts sehen, bis uns die pfeifenden, gellenden Töne verriethen, dass das Thier dem Saume des hohen Rohres, der offenen Savanne zugetrieben würde, weshalb wir so schnell als möglich nach einer nahen Erhöhung eilten, um die Jagd an-

---

*) In dem Thon entdeckte Herr Professor Ehrenberg folgende mikroskopische Formen, aus der Gruppe der

Phytolitharia:

Lithostylidium quadratum.
Spongolithis acicularis.
S. aspera.
Spongolithis fistulosa.
S. obtusa.

zuschen. Kaum waren wir dort angekommen, als das Thier aus dem Rohr hervorbrach, hinter ihm die klaffende Meute und unsere dreissig Indianer, die im Laufen mit den Hunden gleichen Schritt hielten, und in deren Jauchzen und Jubeln das Hundegebell und Angstgeschrei des Thieres fast erstarb. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, eine Jagd, wie ich sie noch nie gesehen! Die Kräfte des gehetzten Thiers ermatteten sichtbar und bald hatte es unser trefflicher Jagdhund, *Tewanau*, gestellt, worauf es die Indianer nach einem harten, aber vergeblichen Widerstand mit gebundenen Füssen unter betäubendem Jubel und noch wilderem Hundegebell nach dem Fahrzeug trugen. Es hatte die Grösse eines fast ausgewachsenen Schweins. In der Färbung wich es auffallend von dem Alten ab; — dieses war dunkelgrau mit schwarzgrauer Mähne, von der dem Rücken entlang weisse Streifen verliefen; das Junge hatte eine hellgraue Grundfarbe, über die sich an den vier Füssen eine Menge weisser Flecke verbreitete; die Seiten durchzogen mehre gelblichweisse Längsstreifen.

Obschon es noch ziemlich früh am Tage war, schlugen wir doch unser Lager auf der Sandbank auf, um unsere unerwartete Beute zu räuchern. Das Junge, das sich noch ungeberdig zeigte, beschlossen wir nach *Warima* zurückzusenden, es dort zähmen zu lassen und bei unserer Rückkehr mit nach *Demerara* und später nach Europa zu nehmen. Unter Stöckle's Aufsicht ging es bereits nach einer halben Stunde nach seinem zeitweiligen Bestimmungsort ab.

Jetzt galt es, den alten Tapir nach der Sandbank zu bringen, was uns erst mit Aufwendung der Gesammtkräfte der Expedition gelang, indem wir dem Coloss ein langes Seil an die Hinterfüsse befestigten, und ihn so unter Jubel und Jauchzen dahinschleppten. Die Länge des Thieres betrug mit Einschluss des 3 Zoll langen Schwanzes 6 Fuss 10 Zoll, die Stärke seines Leibes 5 Fuss 10 Zoll, seine Höhe 4 Fuss 9 Zoll; die Vorderfüsse massen 2 Fuss 9 Zoll. Der Tapir, welcher sich an den Ufern der Savannenflüsse aufhält, weicht nicht nur in Hinsicht der Grösse, sondern auch in Bezug auf seine Färbung so wesentlich von dem der Küste und der Urwälder ab, dass ich behaupten möchte, es wären zwei specifisch verschiedene Arten. Beim Unter- und Aufgang der Sonne pflegen die ersteren die dichte Uferumsäumung zu verlassen und auf die Sandbänke zu treten, wo sie sich nach Art der Schweine im Wasser und Schlamm herumwälzen, oder die Blätter der Gesträuche abfressen. Unter ihren Sinnen scheint das Geruchsorgan am schärfsten ausgebildet zu sein, da sie uns oft schon aus so namhafter Entfernung witterten, in welcher ihnen ein anderer Sinn keine Kunde von unserer Annäherung gebracht haben konnte. Ungeachtet ihrer unförmlichen Körpermasse laufen sie mit einer Schnelligkeit, die man ihnen nicht zutraut.

Bald war das grosse Thier von den vielen rührigen Händen zerlegt; ein Theil

des Fleisches wurde geräuchert, der andere gekocht. Das Fleisch fanden wir ungemein wohlschmeckend; nicht allein in Bezug auf den Geschmack, sondern auch in seinem Aussehen hatte es viel Aehnlichkeit mit dem Rindfleisch. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich auch zum erstenmal, dass die Indianer eben so gut Wurst zu bereiten wissen, als wir, denn als wir das Thier ausweideten, fingen sie sorgfältig das Blut auf, mischten klein geschnittene Fleischstücke darunter, füllten die Masse in die Därme, kochten die Würste aber nicht, sondern räucherten sie sogleich. Ich kostete diese Wurst einmal — und nicht wieder! Da ich die mir gewordene Instruction, keine Felle grösserer Säugethiere nach Berlin einzusenden, nicht übertreten konnte, überliess ich das starke Fell den Indianern zu Sandalen; das Skelett präparirte ich für das anatomische Museum.

Während wir noch mit dem Zerlegen beschäftigt waren, hatten sich schon ganze Schaaren Aasgeier um uns versammelt, die einzeln aus allen Windvierungen angezogen kamen, um von den nächsten Bäumen zu beobachten, ob etwas für sie abfallen würde. Auch die *Pirais* durchfurchten den Wassersaum, und schälten dem armen Pureka, der eben seine bluttriefenden Hände abwaschen wollte, zwei seiner Finger fast ganz rein ab, so dass der Unglückliche dieselben einen grossen Theil der Reise gar nicht gebrauchen konnte, und anfänglich bedeutende Schmerzen litt.

Im Verlauf der Nacht kehrte Stöckle von *Warima* zurück und brachte uns die Nachricht mit, dass uns am Morgen Frater *José* nachkommen würde, um uns noch einmal zu sehen, was auch vor unserem Aufbruch geschah. Frater *José* bedauerte herzlich, dass er wegen seiner Abwesenheit vom Fort nicht Theilnehmer an dem heitern Mahle am *Zuruma* habe sein können, da sich ihm wohl nie wieder eine so günstige Gelegenheit zu einem solchen darbieten möchte. Um ihn wenigstens in etwas zu entschädigen, suchten wir den Rest unserer Delikatessen zusammen, die er sich ganz trefflich schmecken liess. Einige Körbe *Farinha*, zwei Schildkröten, so wie eine Menge Federschmuck der *Pauixanas*, *Guinaus* und *Oewacus*, nebst zwei mit Federn verzierten Hängematten, die er sich freilich theuer genug bezahlen liess, waren uns dagegen sehr willkommen. Da er von dem Commandanten gehört, dass mein Bruder vom *Roraima* nach der Coloniestadt gehen wollte, bat er diesen, ihm einige Ellen schwarzes Tuch zu einer Altarbekleidung und zwei Glasglocken für die ewigen Lampen seiner beiden Kirchen mitzubringen, die von dem starken Luftzuge alle Augenblicke ausgeblasen würden. Nachdem er diese Bestellungen gemacht, brachte er auch noch eine grosse Spieldose hervor, die, wie er versicherte, bisher die einzig richtigen Töne bei der Messe angegeben, da er seinen Indianern nun und nimmermehr die Responsorien habe beibringen können. Schon seit längerer Zeit hatte auch diese ihm den Dienst versagt, — er

hoffte, dass wir Tausendkünstler die Störrische wieder auf den rechten Weg bringen könnten, was aber zu den Unmöglichkeiten gehörte, da Walze und Feder sich so abgenutzt zeigten, dass an keine Restauration zu denken war. Mit fast feuchtem Auge nahm er diese traurige Kunde entgegen, und um ihn wenigstens wieder etwas aufzuheitern, schenkte ihm mein Bruder zwei Flaschen Wein, die auch die beabsichtigte Wirkung vollständig herbeiführten.

Nach einem Aufenthalt von mehren Stunden trat er seine Rückfahrt nach *Saõ Joaquim* und wir die Fortsetzung unserer Reise den *Zuruma* aufwärts an. Die Wendungen des Flusses wurden immer kürzer, bis er endlich durch den kleinen Berg *Wanakara*, der sich auf seinem westlichen Ufer erhebt, gezwungen war, seinen südlichen Lauf ziemlich genau unter einem rechten Winkel nach Osten zu wenden. Unmittelbar über dieser Krümmung ergiesst sich an dem westlichen Ufer der Fluss *Murawai* in den *Zuruma*. Einen eigenthümlichen und überraschenden Zauber erhielten die immer noch 20—30 Fuss hohen, roth und weissen infusorienhaltigen Thonufer durch eine zahllose Menge kleiner krystallheller Cascaden, die etwa 3—4 Fuss über dem Wasserspiegel aus dem Ufer hervorsprudelten. Wahrscheinlich wurden diese aus den Wasserflächen der Savanne gespeist; sie verliehen dem Landschaftsbilde einen unendlichen Reiz.

Bisher hatten wir nur mit der starken Strömung zu kämpfen gehabt, mit dem 28. September verkündeten uns eine Menge weisser Schaumflocken, die uns in wildem Gewirr entgegen trieben, dass gesteigerte Arbeit unsrer warte, und bald lag die erste Stromschnelle, *Aratiari*, vor uns. Nach vielen Stunden unsäglicher Arbeit hatten wir die Barrieren glücklich hinter uns. Ihre Felsen bestanden grösstentheils aus Gneis, der wenig Quarz, aber viel Feldspath enthielt und mit mächtigen Blöcken eines ganz jungen Gesteins, eines braunen Sandsteins mit eingesprengten kleinen Jaspiskörnern abwechselte. Die Sandsteinblöcke zeigten wieder den eigenthümlichen glasigen Ueberzug, den wir so häufig auf den Felsenblöcken im *Essequibo* bemerkt hatten. Kaum verfolgten wir wieder das ruhige Wasser, als wir uns auch schon nach einem Lagerplatz umsehen mussten, da Hr. Goodall von einem Fieberanfall ergriffen wurde. Gegen O.S. und W. schloss uns die unübersehbare Savanne ein, im N. dagegen thürmte sich das kahle *Pacaraima*-Gebirge vor uns auf, dem wir uns immer mehr näherten. Das Gras hatte eine Höhe von 4—6 Fuss erreicht, während die Ufer von einer Menge *Acanthaceen* eingefasst waren.

Am folgenden Morgen fuhren wir an der Mündung des *Mawitzi* vorüber, der sich von N.O. in den *Zuruma* ergiesst und seine Quelle in dem *Pacaraima*-Gebirge hat, wo er unter riesigen Felsenblöcken als kleiner Bach hervorsprudelt und

sogleich eine Menge Cascaden bilden soll, deren einige über 12 Fuss senkrechte Höhe haben.

Seit der Tapir-Jagd hatten sowohl die Flinten, als auch die Bogen geruht, heute sollten sie in um so regere Thätigkeit versetzt werden. Zwei Species blühender, baumartiger *Ingas* hatten eine zahllose Menge Insekten herbeigezogen, die wieder eine ungewöhnlich grosse Zahl *Leguans (Iguana tuberculata Laur.)* herangelockt hatten. Bei jedem Ruderschlag, den wir vorwärts thaten, stürzten sich drei bis vier der grossen Thiere von den Bäumen in das Wasser herab, oder verschwanden mit Gedankenschnelligkeit, von Zweig zu Zweig schlüpfend, in der dichten Belaubung der Wipfel, ein Zufluchtsort, der sie jedoch nicht vor den Späheraugen der Indianer und ihren sicher treffenden Pfeilen schützen konnte. Alles war Leben und Bewegung geworden, denn es galt, einen der schönsten Leckerbissen für die heutige Mahlzeit so reichlich als möglich in die Töpfe zu bekommen. Mit den Gewehren war die Jagd nicht so erfolgriche, als mit den Pfeilen, da die mit dem Schrot angeschossenen *Leguans*, wenn dasselbe nicht unmittelbar tödtlich traf, sich augenblicklich in das Wasser stürzten, und nicht wieder zum Vorschein kamen, ein Manoeuvre, das der sechs Fuss lange Pfeil verhinderte. Unter der Beute befanden sich mehre, die 5 — 6 Fuss lang und 1 Fuss stark waren. Ungeachtet des abschreckenden Aeusseren, gehört das Fleisch doch, wie schon erwähnt, zu dem Zartesten, was es geben kann; gleich wohlschmeckend sind auch ihre Eier. Diese gesuchten Eigenschaften tragen natürlich, namentlich an der Küste, wo sich zu den Indianern auch noch die Europäer, Farbigen und Schwarzen als Verfolger gesellen, vielfach dazu bei, dass dort die Thiere immer seltener werden.

Nachdem unser Blutbad alle vierfüssigen Bewohner von den Bäumen vertrieben und wir noch einige weniger bedeutende Stromschnellen glücklich überstiegen hatten, schlugen wir unser Lager auf und verzehrten unsere Jagdbeute. Im Magen der *Leguans* fand ich ausser Blättern der *Inga*, auch noch Insekten, doch war der erstere Inhalt der überwiegende.

Am folgenden Morgen begann die anstrengende Arbeit von neuem, denn wir hatten eine förmliche Cataractenreihe zu übersteigen, in der die Cataracte *Worokoi-Marari* und *Warara-Sararu* uns wegen ihrer Höhe und wüthenden Strömung allein einen halben Tag raubten, bevor wir die leeren Boote über sie hinweggezogen hatten. Das Gepäck musste dem Ufer entlang getragen werden. Zwischen den Felsendämmen, die hier den Fluss durchsetzten und grösstentheils aus Gneis mit vielem Feldspath und Quarz, aber sehr wenig Glimmer, oder aus Granit mit zweierlei Feldspath und schwarzem Glimmer bestanden, lagen ganze Haufen eines rothen, abgerundeten, nierenförmigen Jaspisgerölles. Um sich bei dem Hinüberschaffen der Boote über die Felsendämme einen Zeitvertreib zu verschaffen, zündeten unsere

Indianer das Gras der Savanne an, auf der sich die mächtige Fenersäule in ungeheurer Ausdehnung verbreitete, da sie hier reiche Nahrung fand. Längs dem unmittelbaren Ufersaum zogen sich oft ganze Flächen der schönen, krautartigen *Cassia (Chamaecrista) filipes (Benth.)*, der reizenden *Pavonia angustifolia (Benth.)* und des freundlichen *Abutilon Lucianum (Sweet.)* hin.

Auch während der beiden nächsten Tage konnten wir in Folge der fast ununterbrochenen Cataracte nur 8 Miles zurücklegen, denn kaum hatten wir unsere Boote wieder beladen, so musste auch bereits von neuem das Ausladen begonnen werden.

Schon am 29. September hatten wir vor uns in Norden eine kleine Gruppe nackter Felsen bemerkt; diesen näherten wir uns am 1. Oktober bis auf 2 Miles und hatten damit ein förmliches Netzwerk von Granitwällen und Dämmen erreicht, die aus feinkörnigem Gneis, einem grünen, quarzführenden Feldspathporphyr und dichtem Feldspathgestein gebildet wurden, und das Flussbett in eine zahllose Menge Ströme theilten, von denen jeder sich mit betäubendem Getöse und riesiger Gewalt einen Weg durch die wild über einander gethürmten Blöcke oder die zutagestehenden Rippen zu bahnen suchte, daran aber wieder durch einen quer auf ihn stossenden Strom gehindert wurde, so dass die ganze Strecke nichts als einen kochenden Kessel wild aufschäumender, brausender Wogen bildete. Nur die Fälle der *Achra-mucra* konnte dieser wildromantischen, wahrhaft dämonisch aufgeregten Flussparthie an die Seite gestellt werden, auf die mit tiefem Ernste zu beiden Seiten des schäumenden Wassers die 400 Fuss hohen Felsenmassen des *Maikang-Yepatori*, auf dem östlichen Ufer, und des *Arawanna*, auf dem westlichen herabblickten, an welchen letztern sich in unbedeutender Ferne der *Sirikuanta* anreiht. Sie liegen unter 3° 53′ nördlicher Breite und 60° 19′ westlicher Länge. Der *Maikang-Yepatori* hat eine mehr langgestreckte, der *Arawanna* dagegen eine abgerundete Form. Rüstig, aber auch schweisstriefend klimmten wir an dem *Maikang-Yepatori* empor und fanden uns in der imposanten und überraschenden Landschaft und Fernsicht tausendfach für unsre Mühe belohnt. Zu unsern Füssen schäumte und donnerte die wüthende, gegen sich und die Felsendämme ankämpfende Wassermasse und spritzte und schleuderte ihre Schaumwolken und Flocken, wie ein sich entleerender Krater die im Innern gelösten Gesteine, in die Luft, wo sie in ununterbrochenem Wechsel zahllose Regenbogen bildeten, die eben so schnell verschwanden, als sie entstanden waren, während sich fern in O. gegen N.W. das *Pacaraima*-Gebirge in bläulich duftigen Massen übereinander aufthürmte, dessen weiter zurückgelegene kahle Ketten bisher in der Ebene unsern Augen entzogen gewesen waren. Rein gegen N.W. erhob sich hoch über die Kette ein kegelförmiger Berg mit abgestumpftem Gipfel, der *Zabang*, den die uns folgenden Indianer

mit dem Ausruf: «*Makunaima-auté* (Wohnung des grosses Geistes)» begrüssten. Ein zweiter *Makunaima-auté,* der Felsen *Curapua*, erhob sich nordöstlich in der fernen Savanne. Jeder hohe, eigenthümlich geformte Berg oder Felsen scheint für sie der Sitz des grossen Geistes zu sein.

Einige Miles vor uns gegen N. bemerkten wir die von einem dichten Vegetationssaum umschlossene Vereinigung des *Zuruma* und *Cotinga*, oberhalb welcher sich am östlichen Ufer der *Maikangpati*, am westlichen die isolirten Berge *Waiking-Epping* und *Piriwai* erhoben. Das silberhelle Band des *Cotinga*, unsere neue Fahrstrasse, konnten wir bis zu der Stelle verfolgen, wo es sich an das *Pacaraima*-Gebirge anlegte. In S.S.O. und S.W. breitete sich, soweit das Auge trug, eine unübersehbare Ebene, gleich einem grünen Meere aus, bis sich die nicht mehr sichtbare Grenze mit dem Horizonte vermählte, während sich der dichte Ufergürtel des *Zuruma* und seiner Nebenflüsse in ununterbrochener Schlangenwindung durch dasselbe hinzog und endlich ebenfalls mit dem Horizont verschwamm. Dunkel aufsteigende Rauchsäulen, die in weiten Kreisen den Berg *Wanakara* einschlossen, an dessen Basis wir vor mehren Tagen vorübergekommen waren, verkündeten, dass der von den Indianern entzündete Savannenbrand noch keine Schranken gefunden, und weit, weit nach S. und S.O. vorgeschritten war. Nachdem wir das reizende Landschaftsbild in vollen Zügen in uns aufgenommen, und eine 60 Fuss hohe Stange, mit einer Flagge an ihrer Spitze, aufgerichtet, die zu den trigonometrischen Messungen an der Vereinigung des *Zuruma* mit dem *Cotinga* dienen sollte, wie sie vielleicht noch in späten Jahren Kunde davon geben wird, dass der *Maikang-Yepatori* von Weissen besucht war, kletterten wir wieder abwärts. Eine Menge runder Höhlungen von unbedeutender Tiefe, die förmlich mit dem Meissel ausgearbeitet zu sein schienen, und über die ganze Seitenfläche des Colosses zerstreut waren, zogen unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich, ohne dass wir uns den Entstehungsgrund in dieser harten Gebirgsmasse erklären konnten. Je kahler die Abhänge der Felsenmasse waren, an der nur in vereinzelten Ritzen und Vertiefungen, in denen sich etwas Humus angesammelt, einige *Melocactus* und zwergartige *Cassien* ihr Leben kümmerlich fristeten, um so üppiger wucherte zwischen den an der Basis zerstreuten Blöcken die Vegetation, von der aber das zarte sonnenscheue Farrnkraut, die *Pteris euchlora (Kze. sp. nov.)*, nach dem es kaum die Feuchtigkeit des tropischen Winters in's Leben gerufen und bis zur Fructification entwickelt hatte, schon wieder durch die sengenden Strahlen der Sonne seinen Tod gefunden. Nur erst nach langem, vergeblichem Suchen gelang es mir, in den Spalten des Felsens und unter den übereinander gelagerten Blöcken noch einige frische Exemplare zu finden. Die Basis des westlichen Felsens, des *Arawanna,* den wir ebenfalls besteigen wollten, bot uns eine ganz interessante

botanische Ausbeute, denn nicht nur fanden wir eine neue, strauchartige *Cassia* mit grossen, hochgelben Blüthen, *Cassia Arawanna (Schomb.)*, die ohne Zweifel einer der schönsten Repräsentanten dieser Gattung ist, sondern ich entdeckte auch zwischen den scharfen Gneis- und Granitblöcken eine, fast möchte ich sagen, baumartige Pflanze, deren Fund mir länger als eine Woche in schmerzhaftem Andenken blieb. Die dicken, krautartigen Stengel, dünnbehaarten Blätter und weissen, unscheinbaren Blüthchen kamen mir so fremd vor, dass ich mir mit der linken Hand schnell einen der Zweige herabbiegen wollte, um mich in Besitz der Blüthen zu setzen. Wenn mich eine Schlange gebissen, hätte ich nicht eiliger zurückfahren und den Strauch erschrockener anstarren können! Die augenblicklich sich röthende und anschwellende Hand, durchzuckte brennender, als hätte ich glühendes Eisen ergriffen, ein heftiger Schmerz, der sich erst nach 6 Tagen legte, und mich auch dann noch zwang, die Hand gleich einem rohen Ei zu behandeln. Selbst durch die leinenen Beinkleider theilte die furchtbar bewaffnete Pflanze, ihre Verwundungen aus, sobald man mit ihr in Berührung kam. Ein förmlicher Wundfieberanfall, der bald darauf folgte, verbitterte mir den ganzen, an Naturgenüssen so reichen Tag. Es war *Cnidoscolus Maregravii (Pohl)*.

Die lange Cataractenreihe, die sich auch jenseits der Felsen noch den Fluss entlang zog, wie die Ermattung, die auf die Ersteigung des Felsens gefolgt war, liessen es uns für gerathener halten, zu dem schweren Werke der Uebersteigung dieser brausenden Wogenmasse den folgenden Tag abzuwarten. Auf einem mit dem Waldmesser in dem dichten Gewirr der *Papilionaceen*, *Mimoseen*, *Cannaceen*, *Zingiberaceen* und *Piperaceen* gesäuberten Platze, schlugen wir unsere Zelte auf. Der *Zuruma* lieferte der übrigen Gesellschaft einige Fische, mir selbst hatte der Schmerz den Hunger völlig vertrieben. Die aufgehende Sonne fand die Leute schon in vollster Thätigkeit, und nach Verlauf einiger Stunden war die Arbeit vollbracht, die Cataractenreihe lag glücklich hinter uns! Da ich wegen meiner kranken Hand dabei nicht hatte behülflich sein können, war ich das Ufer entlang gegangen, wo ich unter übersaftig wuchernden und blühenden *Mimosen*, *Apeiba*, *Byrsonima* und *Lecythis*, eine wundervolle, baumartige *Papilionacea* in üppig reichem Blüthenschmuck fand, die, ausser dem Reiz ihrer Blüthe, noch einen ungemein angenehmen Geruch besass. Eine Menge leerer Schildkörtenschaalen, jede mit einem runden eingefressenen Loche, verriethen mir, dass der Schildkrötentiger sich in nicht geringer Anzahl hier aufhalten musste.

Nachdem wir einige Miles den ruhigen Flussspiegel des *Zuruma* durchschnitten, erreichten wir die Vereinigung desselben mit dem *Cotinga*, der fast rein aus N. kam, während der *Zuruma* sich aus N.W. auf ihn zu wälzte. An der Vereinigungsstelle haben beide Flüsse gleiche Breite. Wie ich schon erwähnte,

ist der *Cotinga* der *Cristais* der alten portugiesischen Karten und wird allgemein, wie mir aber scheint, fälschlich, für einen Nebenfluss des *Zuruma* gehalten, eine Ansicht, die auch die Indianer verwerfen, da sie den letztern als einen Nebenfluss des erstern betrachten und die Flussstrecke, die wir vom *Takutu* bis hierher zurückgelegt, ebenfalls *Cotinga* nennen.

Wie ich schon vorher angab, sollten an der Vereinigungsstelle trigonometrische Messungen genommen werden; ein neuer Fieberanfall des Herrn Goodall nöthigte uns zu einem Aufenthalt von mehren Tagen.

Unser Lager schlugen wir am östlichen Ufersaum des *Cotinga*, in der Nähe einer ansehnlichen Sandbank auf. So wie wir uns den ersten Stromschnellen des *Zuruma* genähert, waren auch die Mosquitos verschwunden, was uns jedoch wenig oder gar keine Erleichterung verschaffte, da von demselben Augenblick an, eine gleiche Anzahl Sandfliegen ihre Stelle einnahmen und uns von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang peinigten. Dass noch eine Steigerung der Qual, wie wir sie bisher hatten kennen lernen, möglich sei, hätten wir für unmöglich gehalten, und doch wurde diese Unmöglichkeit in unserem Lager zur Wirklichkeit. Eine sitzende Beschäftigung war hier eine wahre Tortur, und wurde durch die sengenden und brennenden Strahlen der tropischen Sonne, das Thermometer zeigte in der Sonne 140° Fahrenheit, nur noch unerträglicher.

Wollten wir uns nicht ganz zerstechen lassen, so konnte das Lager am Tage unser Aufenthalt nicht bleiben; die Savanne gewährte uns glücklicherweise einen Zufluchtsort, und eine Strecke vom Flusse landeinwärts waren unsre Peiniger verschwunden.

Auf den Wasserflächen, welche die Savanne noch bedeckten, hatte sich eine an das fabelhafte grenzende Menge der kleinen Ente, *Anas viduata*, versammelt, unter denen die Indianer ein grasses Blutbad anrichteten. Doch gewann die Savanne nicht allein durch dieses angenehme Intermezzo für uns Interesse, sondern auch durch eine Anzahl 12 — 16 Fuss hoher Termitenhügel, aus dem weissen, infusorienhaltigen Thon des Bodens in konischer Form aufgeführt, welche zwischen den vereinzelten Curatellabäumen, gleich einem freundlichen Militairlager, jede Erhebung des Bodens, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt war, bedeckten und der im Allgemeinen so einförmigen Fläche ein ungemein belebtes Aussehen verliehen. Auf den von dem Wasser schon befreiten Stellen wucherten zahllose *Gentianeen*, als *Lisyanthus uliginosus (Griseb.)*, *Coutoubea reflexa (Benth.)*, während andere Flächen wieder mit der herrlichen *Schultesia brachyptera (Chamss.)* bestanden waren, deren reizender Blüthenteppich einen wirklich imposanten Anblick gewährte. Zwischen ihnen fand ich auch zwei neue Species, *Schultesia Benthamiana (Klotzsch)* und die nur 4 — 6 Zoll hohe *Schultesia subcrenata (Klotzsch)*.

Da ich mein Tapirskelett bisher noch nicht von allem Fleisch hatte reinigen können, weshalb es auch einen pestilenzialischen Geruch verbreitete, glaubte ich keine thätigeren Gehülfen dazu in Anspruch nehmen zu können, als unsere gefürchteten Feinde, die *Pirais*. An eine starke Leine befestigt, liess ich es an dem grossen Boote angebunden in das Wasser, fand aber am folgenden Morgen die Leine durchbissen, und das Skelett verschwunden. Die Indianer tauchten in die Tiefe, untersuchten die Flusssohle, vergebens! mein mühsam zubereiteter Schatz war verschwunden! Wer aber war der freche Räuber? Ein starkes Plätschern während der Nacht hatte ich den Fischen zugeschrieben. Alles Suchen, alle Nachforschungen gaben keinen Aufschluss.

Die trigonometrischen Messungen waren beendet, der Fieberanfall des Herrn Goodall vorüber, und mit dem folgenden Morgen wollten wir die Reise fortsetzen, welchem Augenblicke wir, Hände und Gesicht mit dichten Tüchern umwickelt, in der Hängematte liegend, sehnsüchtig entgensahen, während tausend und abertausend summende Plagegeister uns umschwärmten, um eine unbedeckte Stelle ausfindig zu machen: da trat unser Arekuna, Awacaipu, in das Zelt und verlangte die «kleine Flinte» wie sie die Büchse nannten. Auf unsere Frage: zu welchem Zwecke, erwiederte er: er habe unter dem sich über das Wasser biegenden alten Baumstamme, einige Schritte vom Lager, einen mächtigen Fisch bemerkt. Neugierig folgten wir in Begleitung mehrer Indianer Awacaipu dorthin, und bemerkten dort allerdings einen mächtigen Kopf, aus dem wir aber in Folge der starken Bewegung des Wasserspiegels, wodurch sich der Gegenstand oft vergrösserte, oft verkleinerte anfänglich nicht recht klug werden konnten, ob er einem uns unbekannten Reptil oder einem Fisch angehörte. Unser verwegener Hendrick hatte sich schnell einen günstigen Punkt ausgewählt und feuerte von diesem aus nach dem zweifelhaften Ungethüm, das unter wüthenden Schlägen seines Schwanzes und krampfhaften Körperbewegungen auf den Boden des Flusses niedersank. Nachdem sich der Wasserspiegel wieder in's Gleichgewicht gesetzt, konnte man die dunkle Körpermasse in dem nicht allzutiefen Wasser liegen sehen, ohne dass aber unsere Ungewissheit, ob diese einem Fisch, oder einem Reptil angehöre, gelöst worden wäre. Jetzt galt es, das räthselhafte Thier an das Land zu bringen; von den Indianern hatten wir keine Hülfe zu erwarten, obschon sie sich alle in einer gewissen Entfernung vom Ufer versammelt hatten und unsern Bemühungen mit furchtsamem Staunen zusahen. Nach der Erzählung Awacaipu's konnte das Unthier nur die *Tuna-mama* (Wassermutter), der Geist der Flüsse sein, der allgemein von ihnen gefürchtet wird. Als Hendrick's Aufforderungen vergebens verhallten, griff er selbst zu einem Hebungsmittel. Nach mehrfachen Versuchen haftete ein starker, harpunenartiger Pfeil in dem Panzer des Thieres. Der schwere Coloss hob sich durch unsere ver-

einte Kraftanstrengung, und die Klaue eines Kaiman's erschien über der Oberfläche. Die heftigen Bewegungen des Fusses, so wie seine kräftigen Rucke und Zucke, zeigten deutlich genug, dass das Thier noch keineswegs den Lebensodem ausgeblasen hatte. Eine neue Büchsenkugel, von Hendrick meisterhaft zwischen Hals und Schulter beigebracht, nöthigte uns zwar den Pfeil fahren zu lassen, da die Zuckungen zu gewaltig wurden, aber das Weisse des Bauches, das uns bald aus der Tiefe entgegenschimmerte, verrieth, dass die erwünschte Wirkung nicht verfehlt war. So wie sich die Indianer überzeugt, dass es nicht die *Tuna-mama* sei, die Hendrick's verwegene Hand verwundet, waren sie allesammt behülflich; ein Corial wurde herbeigeschafft bald war einer der Vorderfüsse an einem Seile befestigt, und das Ungethüm auf die Sandbank gezogen. Die Strahlen der Sonne schienen ihm neues Leben zuzuführen, denn der todtgeglaubte Feind begann sich zu regen, ergriff sogar bald eine furchtgebietende Defensive und trieb uns alle aus seiner unmittelbaren Nähe. Als die fliehende Colonne wieder Posto gefasst, wurde Kriegsrath gehalten, wie das Thier anzugreifen und zu bewältigen sei. Der Entschluss war schneller gefasst, als ich geglaubt. Mehre Indianer eilten davon und brachten grosse dicke und lange Pfähle herbei; — der kühnste der Indianer eilte mit gefälltem Pfahl auf das Thier zu, das ihn mit aufgesperrtem Rachen erwartete, und stiess ihm die Spitze des Pfahles tief in den Schlund. Obschon der Kaiman seinen Rachen kräftig schloss und tief in den Pfahl einbiss, schien ihm, nach seinem tiefen Stöhnen zu urtheilen, das Manocuvre doch nicht zu gefallen. Zwei andere herzhafte Indianer hatten sich ihm unterdessen von hinten genähert und liessen nun ihre Keulenhiebe auf die Schwanzspitze niederregnen. Bei jedem Schlage bäumte sich das Thier wild schnaubend empor, und riss seinen grauenhaften Rachen auf, um schnell einen neuen Pfahl von dem kühnen Indianer eingestossen zu bekommen. Dass die Schwanzspitze, die nach der Behauptung der Indianer der Sitz des Lebens des Kaiman's sein soll, einer der empfindlichsten Theile dieser Thiere ist, zeigte die Thatsache, dass es sich bei jedem Schlage auf dieselbe wüthend aufbäumte, während die zahllosen Schläge, die auf seinen Kopf und Rücken fielen, ganz unbeachtet blieben. Nach langem und wüthendem Kampf war der Räuber meines Tapirskeletts endlich getödtet; — die Stärke seines Leibes betrug 4 Fuss 4 Zoll, seine Länge 11 Fuss 3 Zoll, die des Kopfes 1 Fuss 8 Zoll und der Umfang desselben über den Augen 3 Fuss 6 Zoll. Der Schwanz mass 5 Fuss 6 Zoll. Da mir die Kürze der Zeit das Abziehen des Panzers nicht erlaubte, liess ich ihn in das Gebüsch ziehen, wo die Aasgeier die Mühe des Skelettirens übernehmen sollten, die bei unserer Rückkehr wohl beendet sein durfte.

Die Menge frischer Jaguarspuren, die wir jeden Morgen auf der Sandbank fanden, zeigte uns nicht nur, dass diese ein Lieblingsaufenthalt derselben sein

musste, sondern dass sie sich auch weder durch unsere Gegenwart, noch durch die vielen Feuer von derselben vertreiben liessen.

Nach unsern Beobachtungen liegt die Vereinigung des *Zuruma* und des *Cotinga* unter 3° 54′ 37″ Norderbreite und 60° 19′ Westerlänge von Greenwich. Unmittelbar an der Verbindungslinie beider Gewässer, zeigte sich das Wasser des *Zuruma* um 1° kälter, als das des *Cotinga*.

Kaum hatten wir jemals der Fortsetzung unserer Reise mit solcher Sehnsucht entgegen geharrt, als hier. Mit Freude wurde daher der Anbruch des 3. Octobers begrüsst; — heute sollten wir aus diesem Fegefeuer erlöst werden, und bald schwammen unsere Corials auf dem *Cotinga*, den wir jetzt verfolgten. Zahllose Klippen, die das Bett nach allen Richtungen durchsetzten, nöthigten uns zum ununterbrochenen Kreuzen, so dass wir uns nur langsam den beiden Bergen, *Piriwai* und *Maikangpati* näherten, zwischen denen sich der Fluss seinen Durchgang erkämpft. Gleich zwei ungeheuren Warten erhoben sich auf dem Gipfel des 400 Fuss hohen *Piriwai*, dessen Abhänge mit massenhaften Granitblöcken übersäet waren, zwischen denen eine üppige, wenn auch nicht dichte Vegetation emporschoss, zwei colossale Granitsäulen, die mich lebhaft an die *Comuti* oder *Taquiari*-Felsen des *Twasinki*-Gebirges am *Essequibo* erinnerten. Der isolirte *Waiking-Epping* (Rehberg) thürmte sich nordwestlich vom *Piriwai* aus der Savanne auf, während ein Felsenlager, das auf dem *Piriwai* zu Tage stieg, auch das Flussbett durchsetzte, und vor uns wieder eine schäumende und brausende Wasserfläche und eine der gefährlichsten und wildesten Cataractenreihen bildete, die wir bisher zu bekämpfen gehabt. Die Indianer nannten sie nach dem Berge die Stromschnellen von *Piriwai*. Ehe wir sie noch erreicht, wurde meine Aufmerksamkeit durch ein aus dem Wasser auftauchendes Thier erregt, in dem ich einen Delphin erkannte. Das Erscheinen eines solchen oberhalb der bedeutenden Cataracten des *Zuruma* war für uns eben so unerwartet, wie für die Indianer. Sein häufiges Auftauchen schien uns deutlich genug zu verkünden, dass er sich in diesen Regionen selbst nicht heimisch fühle. Ungeachtet des förmlichen Rottenfeuers, das wir auf den momentan entblössten Rücken richteten, in dessen breite Fläche manche Kugel eindrang, gelang es uns doch nicht, ihn in unsere Gewalt zu bekommen.

Die Boote mussten entladen und das Gepäck längs dem Ufer hingetragen werden. Zwischen den Spalten der Felsendämme bemerkten wir mehre todte Schildkröten, die wahrscheinlich bei hohem Wasserstande der Kraft des Stromes nicht hatten widerstehen können, von dieser zwischen die Spalten getrieben und hier eingeklemmt worden, und dann verhungert waren. Während sich unsere Bootsmannshaft mit dem Herüberziehen der Corials abmühte, eilte ich der Basis des *Piriwai* zu, um zu sehen, ob sie mir in botanischer Hinsicht etwas Neues böte, und kaum hatte ich

den Ufersaum, der von der niedlichen *Quamoclit coccinea (Moench.)* überrankt und mit tausenden der schönen, glänzend purpurrothen Blüthen geschmückt war, durchbrochen und die angrenzende freie Savanne betreten, als mir auch sogleich die herrlichen azurblauen Blüthen der schönen *Ipomea evolvuloides (Moric.)* und *Jacquemontia hirsuta (Chois.)* entgegen leuchteten. Ihre zahllose Menge verlieh der ausgedehnten Fläche einen unendlichen Reiz, noch mehr aber überraschten mich die wildromantischen Umgebungen der eigentlichen Basis des *Piriwai*. Ueber grossblättrige *Pothos* und *Tillandsien* thürmten sich oft 50—60 Fuss hohe Blöcke eines grobkörnigen Granits empor, die wieder mit der schon oft erwähnten Felsenvegetation überzogen waren, zwischen der ich auch eine neue Species *Strychnos, Strychnos Schomburgkii (Klotzsch)* entdeckte. Die Rinde dieses *Strychnos* fügen die *Macusis* dem *Urari*-Gift bei. Diesen schützenden Gürtel wild durch und aufeinander gethürmter Felscolosse zu übersteigen, um zu den beiden düstern Warten zu gelangen, hätte mehr Zeit erfordert, als mir gegönnt war; — ich konnte sie, um die eben ein vereinsamter Raubvogel kreiste, nur von unten anstaunen!

Als ich zu unserer Parthie zurückkehrte, fand ich das Hinderniss bekämpft und die Erschöpften mit dem Frühstück beschäftigt, das aus mehren grossen *Silurus* bestand, die man während meiner Abwesenheit gefangen hatte. Nachdem wir den *Piriwai* auf einem fortwährend von Felsenkuppen unterbrochenen Wasserspiegel umfahren, sahen wir, dass der Berg den Fluss eine Strecke lang zu einem Laufe gegen Südost zwingt. Wie der *Piriwai*, so veranlasst auch der *Maikougpati*, der sich in einer kleinen Entfernung von ersterem auf dem östlichen Ufer erhebt, einige, wenn auch nur unbedeutende Stromschnellen. Unmittelbar an seinem nördlichen Fusse mündet sich der kleine Fluss *Zunona* in den *Cotinga*.

Schon waren es beinah 14 Tage, dass wir die Niederlassung *Warami* verlassen; nach der Aussage der Indianer konnten wir die nächste Niederlasung kaum unter 6 Tagen erreichen. Der Vorrath an Cassadabrod und *Farinha* war bereits wesentlich zusammengeschmolzen, die Rationen mussten um die Hälfte vermindert werden, obschon sich unsere Anstrengungen fast mit jeder Stunde steigerten, da sich uns beinahe unübersteigliche Cataracten entgegenstellten, und doch stieg weder rechts noch links ein Berg auf, nur die flache Savanne zog sich beide Ufer entlang. Seit dem Tapir hatte sich kein Wild wieder blicken lassen; jeden Abend trafen die Jäger, welche am Ufer in der Savanne entlang gingen, eben so leer bei uns ein, wie sie am Morgen von uns ausgegangen waren. Napoleon und einige, ziemlich eben so starke Esser fingen schon an zu murren, so wenig ihnen dies auch half.

Der 3. und 4. October gehörte unstreitig mit zu den anstrengendsten Tagen während unserer ganzen *Cotinga*-Reise. Ungeachtet der ununterbrochenen, fast übermässigen Arbeit hatten wir vom Morgen bis Abend des 4. Octobers doch erst

sechs Miles zurückgelegt. Am 3. mussten wir wegen der Steilheit der Fälle die Boote dreimal ausladen, und doch gelang es selbst nur dann erst nach den entkräftendsten Mühen, diese leer über die Fälle emporzuziehen. Die Dämme bestanden durchgäng entweder aus einem feinkörnigen Granit, oder einem eben solchen Gneis.

Als wir am Abend des 4. Octobers mit dem Uebersteigen der letzten Cataractenreihe beschäftigt waren, denn jenseits lachte uns der glatte Flussspiegel entgegen, verrieth uns eine aus der Uferumsäumung aufsteigende dünne Rauchsäule die Nähe von Menschen, die auch bald von den scharfen Augen unserer Begleiter unterschieden wurden. Alle Sehnen und Muskeln wurden jetzt doppelt angestrengt, dort gab es vielleicht etwas Fleisch und einen Zuschuss an Brod! Unsere Hoffnung auf Wild war vergeblich, denn wir fanden in den Leuten eine kleine Parthie *Macusis* aus dem *Pacaraima*-Gebirge, die an der Vereinigung des kleinen Flusses *Tuanu* mit dem *Cotinga* mit Fischen beschäftigt war; wir waren nach Verlauf einiger Minuten im Besitz ihrer gesammten geräucherten und frischen Fische. Durch sie erfuhren wir, dass wir in drei Tagen ihre Niederlassung erreichen würden, was aber wegen der zahllosen Klippen, Stromschnellen und Cataracte auf dem Flusse zu den Unmöglichkeiten gehörte. Wir waren die ersten Weissen, die die Leute sahen, und daher, namentlich für die Jüngern, der Gegenstand des tiefsten Staunens. Das Lager war bald in der freien Savanne, die sich bis ziemlich zum Fluss heranzog und nur durch einen 2 Fuss breiten Vegetationssaum von diesem geschieden wurde, aufgeschlagen. Vor uns sahen und hörten wir nichts, als abermals eine wild aufgeregte Schaummasse und das dumpfe Brausen und Donnern des entfesselten Elements; — da hindurch lag am nächsten Morgen unser Weg!

Das *Pacaraima*-Gebirge lag jetzt nur noch 5 — 6 Miles vor uns, und mit tiefem Entzücken ruhte das Auge auf der reizenden, romantischen Gebirgsscenerie, die es in seinen Abhängen darbot, wozu namentlich mehre ausgebreitete Provisionsfelder, wahrscheinlich mit Mais oder *Manihot* bepflanzt, die sich an diese anlehnten, ungemein viel beitrugen, da ihr helles, saftiges Grün den lieblichsten Wechsel in der dunklen Belaubung des Fusses hervorrief.

Als wir am folgenden Morgen aufbrechen wollten, war Napoleon und ein zweiter Indianer, ebenfalls aus *Nappi* und ein eben so unersättlicher Esser, verschwunden. Gleich einem schwarzen Gespenst mochten sich die schwindenden Vorräthe vor ihre Seele und die Wünsche ihrer Magen hingestellt und sie auf und davon getrieben haben, ohne die Bezahlung für ihre so angestrengte Thätigkeit zu fordern. Die trübe Aussicht auf die Tage des Hungers war hinreichend für sie, alles im Stiche zu lassen, was sie zu fordern berechtigt waren, um den winkenden Fleischtöpfen *Nappi's* so schnell als möglich wieder zuzueilen. Die übrigen fanden bald die Fussstapfen der Flüchtlinge auf; diesen nach hatten die beiden ihren Weg über die

Savanne gegen das Gebirge hin eingeschlagen. Wie wir später erfuhren, waren sie nach der drei Tagereisen entfernten Niederlassung *Torong-Yauwise* geeilt, hatten sich dort eine Quantität Brod backen lassen und ihren Rückweg, ehe wir noch selbst in dem Dorfe eintrafen, schon wieder angetreten. Die durch die Flucht entstandene Lücke in unserer Bemannung wurde bereitwillig von zweien der angetroffenen Indianer ausgefüllt.

Mit dem anbrechenden Morgen begann die Mühe und Arbeit; die beiden bedeutenden Fälle, der *Tuanu-Sararu* und *Nunca-Sararu* (Sandfliegen-Cataract) folgten unmittelbar hintereinander. Sie wurden glücklich überstiegen, und schon glaubten wir die Arbeit überstanden zu haben, als sich vor uns, soweit das Auge reichte, abermals nur eine einzige schäumende und wildbrausende Wassermasse zeigte, die selbst das heldenmüthigste Herz in Schrecken versetzen konnte. — War es wirklich möglich, da hindurch einen Weg zu finden? — Die Indianer nannten diese Stromschnellen *Panatsikameri*. Unmittelbar an dem Saum dieser dämonisch aufgeregten Wassermasse zogen mehre dreikantige Säulen eines ungemein feinkörnigen Gneises, die, dicht an einandergedrängt, einige Zoll über dem gegenwärtigen Wasserspiegel gleich riesigen Prismen hervorragten, unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Indianer versicherten, als wir bei ihnen unsere Boote angelegt hatten, dass es unmöglich wäre, die Corials durch solch eine wild tosende Masse, in der sich der brüllende Strom an tausend Felsenriffen brach, hindurch zu bringen; so genau aber auch diese Versicherung mit unseren Befürchtungen übereinstimmte, mochten wir doch noch keineswegs, obschon wir wenigstens eine Mile vor uns auch nicht die geringste Veränderung in der Schaummasse entdecken konnten, die Hoffnung aufgegeben, wenigstens die leeren Corials hindurch zu lootsen. Das Gepäck musste das Ufer entlang getragen werden, doch schienen dabei die Indianer nicht übel Miene machen zu wollen, uns den Gehorsam aufzukündigen, so dass wir alle Strenge anzuwenden hatten, um den glimmenden Funken der Rebellion zu unterdrücken, obschon wir im Innern das tiefste Mitleiden mit den Armen fühlten, da die schweren Kisten, welche wohl zum Wasser-, aber nicht zum Landtransport eingerichtet waren, fast eine halbe Stunde weit über ein unebenes und sumpfiges Terrain getragen werden mussten. Dieses Mitleid durften wir aber natürlich nicht sichtbar werden lassen, und keinen Zollbreit von unseren Forderungen nachgeben, wenn wir uns nicht zu Sklaven der Laune unserer Begleiter machen wollten. Gegen Abend war das auch uns Unmöglichscheinende möglich gemacht, und eine Ration Rum, so wie andere kleine Geschenke, brachten uns die auf der Flucht begriffene Liebe der wackern *Macusis* wieder zurück; lachend und scherzend setzten wir unsere Reise auf einem ruhigen Flussspiegel bis zum Einbruch des Abends fort, wo uns ein günstiger Lagerplatz zur Ruhe für die Nacht einlud.

Die Strahlen der auftauchenden Sonne übergossen am Morgen das jetzt nur noch einige Miles entfernte *Pacaraima*-Gebirge mit einem wahrhaft magischen Purpurschein, dessen überraschende Wirkung uns lange Zeit in stummem Staunen gefesselt hielt, bis endlich die sengende Scheibe voll über dem Horizonte erschienen war, und wir unsere Reise auf dem auch jetzt noch glatten Wasserspiegel fortsetzten, was uns um so überrasehender war, als das zerklüftete Gebirge eben nur noch einige Miles vor uns lag.

Mit jedem Ruderschlag vorwärts wurde das westliche Ufer steiler und hatte bald eine Höhe von 25 Fuss erreicht. Da tönte wieder das dumpfe Brausen herabstürzenden Wassers in unser Ohr und liess uns neue Mühen ahnen; doch diesmal waren unsere Befürchtungen ohne Grund gewesen, denn vor uns sprang, etwa 15 Fuss über dem Wasserspiegel, ein 2 Fuss im Durchmesser haltender Wasserstrahl aus der steilen Felsenwand, und ergoss sich in einem Halbbogen in den Fluss. In kleinem Massstabe hatten wir diese eigenthümliche Erscheinung schon im untern Flussgebiete kennen gelernt. Der Eindruck, den dieses wirklich imposante Naturspiel hervorrief, hatte sich selbst auf die Indianer verbreitet, denn als wir an dem Wasserbogen vorüberfuhren, schien sie ein heiliger Schauer ergriffen zu haben; — die früher lärmenden Stimmen waren verstummt, mit niedergeschlagenen, furchtverrathenden Blicken setzten sie kräftig die Ruder ein, um die für sie so schauerliche Stelle so schnell als möglich zu passiren. Der Erbfeind des Menschengeschlechts, Kanaima, wurde, so lautet die indianische Sage, von einem mächtigen Geist verfolgt; der Verfolger war ihm nahe, die Rettung schien unmöglich, das steile Ufer hinderte die fernere Flucht auf der Oberfläche der Erde, nur in dieser selbst war jene noch möglich. Er wühlte sich in das Ufer ein und kam, nachdem er sich eine Strecke von 10 — 12 Miles unter der Erde fortgewühlt, an dem linken oder nördlichen Ufer des *Zuruma* wieder hervor, um, gerettet vom Untergang, von neuem zur Qual der Menschen fortzuleben. An jenem Ufer des *Zuruma* soll sich auch in der That eine ähnliche Oeffnung im steilen Ufer vorfinden, aus der sich ein gleicher Wasserstrahl ergiesst.

Wenn wir in der angrenzenden, überschwemmten Savanne das reiche Reservoir für jene zahlreichen, kleinern Horizontalfontänen am untern Stromgebiet erkannten, so fehlte hier ein solcher Wasserbehälter gänzlich, da das Terrain des rechten und linken Ufers sich bereits seit einer längern Strecke zu heben begonnen hatte, und damit auch alle Sümpfe verschwunden waren. Die speisende Quelle dieses interessanten Wasserstrahls war daher wahrscheinlich das nahe liegende *Pacaraima*-Gebirge, dessen Gebirgsschichten hier auslaufen mochten. Einen besondern Reiz erhielt die unmittelbare Umgebung der natürlichen Wasserkunst durch einige blühende Sträucher der herrlichen *Kielmeyera angustifolia (Pohl)*, die in ihrer Blü-

thenbildung und deren Färbung so täuschend dem Oleander ähnelt. Sie war ein Fremdling an dieser Stelle, den wahrscheinlich ein Vogel als Saame von der Sandsteinregion hierhergetragen, wo er alle Bedingung zu seiner üppigen Entwickelung gefunden.

Kaum hatten wir die für die Indianer so gefürchtete und bedeutungsvolle Stelle passirt, als auch ihre alte Lebhaftigkeit in doppeltem Grade zurückkehrte; — hatte doch keiner von ihnen Schaden an Leib oder Seele erlitten! —

Mit Ausnahme der lieblichen Sträucher der *Kielmeyera angustifolia* war die Vegetation nur kümmerlich und arm; nicht minder sparsam zeigte sich die Thierwelt repräsentirt. Nur hier und da wurde die einförmige Stille durch das Aufflattern einer gescheuchten Ente oder eines vereinsamten Kranichs unterbrochen, oder unsere Blicke auf den sonderbaren Flug des scheuen Pfefferfressers *(Rhamphastos Toco)* gelenkt, der sich nie an der Küste findet, und sich nur die Savanne und ihre waldigen Oasen zum Aufenthalt zu wählen scheint. Er fliegt durchgängig in kurzen, abgebrochenen Stössen, wobei er den Kopf, wahrscheinlich in Folge der überwiegenden Grösse des Schnabels, niederbeugt. Ich fand sie häufig gezähmt bei den Indianern, nie aber habe ich bemerkt, dass sie, wie man allgemein von dieser Gattung behauptet, ihre Nahrung vorher in die Höhe werfen und sie dann auffangen müsse, um sie verschlingen zu können. Sein Futter vom Boden aufzuheben, macht dem sonderbar gestalteten Vogel allerdings einige Schwierigkeit, was er aber überhaupt nur in zahmem Zustande zu thun nöthig hat, da er in der Freiheit nur kleine Früchte und Beeren frisst, die er vom Baum oder Strauch abbeisst. Hat er das Futter einmal erfasst, dann hebt er den Schnabel senkrecht in die Höhe, und verschluckt es, ohne es vorher emporgeworfen zu haben. Eine bewundernswürdige Geschicklichkeit besitzt der Vogel dagegen im Auffangen der ihm zugeworfenen Nahrung. In der Färbung des Schnabels findet man die gesammten Farbennuancirungen des Gefieders und der nackten Haut um die Augen wieder; leider verschwindet diese schöne Färbung nach dem Tode des Vogels schon am dritten bis vierten Tage, sowohl von dem Schnabel, wie von der Haut um die Augen.

Lustig tanzten die Ruder in dem glatten Wasserspiegel auf und nieder, rasch flogen die Kähne zwischen den hohen Ufern hin, die uns wegen der vielen Krümmungen die Aussicht auf das Gebirge benahmen, wiewohl es uns jetzt ziemlich nahe liegen musste, und eben hatten wir eine scharfe Krümmung umfahren, als sich mit jedem Ruderschlag weiter eine immer zauberhaftere Gebirgslandschaft vor uns aufrollte. In einem wahrhaften Labyrinth in einander geschobener, sich über einander aufthürmender Berge breitete sich plötzlich die malerische Bergkette vor uns aus, an deren Fusse sich der 200 — 300 Fuss hohe, fast von aller Vegetation entblösste *Piatzang* mit seinen zwei riesigen Granitwarten erhob, um die sich

wieder ein Steinwall von 50 — 60 Fuss Höhe, täuschend dem zerfallenden Gemäuer einer alten Ritterburg gleich, aufgebaut hatte. Mit dem ersten Blick auf diese merkwürdige Bildung tauchten auch hundert freundliche Erinnerungen an die Heimath, an Thüringens Sachsenburg mit ihren zwei alten Thürmen, an den engen Pass, den sich die Unstrut zum Eintritt in die goldene Aue erkämpft, in meinem Herzen auf, die fort und fort durch unsere veränderte Stellung gegen den merkwürdigen Berg neu angefacht und lebendig erhalten wurden, da sich die alten Granitwarten fast mit jedem Ruderschlag so verschoben, dass bald die angeführte Ruine, bald der zerfallende und gespaltene Thurm des Kyffhäusers, oder eine der alten Burgen des Rheines vor meinem entzückten Auge stand. Doch, wo waren die freundlichen Abhänge mit dem saftigen Grün der heimischen Buche und Eiche, der vaterländischen Rebe, wo die sausenden Dampfboote, die zahllosen Fluss- und Frachtschiffe, die langsam sich bewegenden Flösse mit ihren wandelnden Häuschen, die dem Rhein ein so reges und buntwechselndes Leben verleihen! Hier war alles in tiefes Schweigen, tiefe Stille gehüllt, die nur momentan von den Ruderschlägen und den Stimmen unserer Indianer unterbrochen wurde.

Als wir später den *Piatzang* bestiegen, fanden wir die Höhe der obern Säule 150, die der untern 120 Fuss. Die Basis der ersteren betrug 110 Fuss. Auf der Spitze der kleinern hatte ein *Jabiru* sein Nest gebaut, und schaute verwundert auf das seltene Leben herab, das sich unter ihm entwickelt hatte.

Nach der astronomischen Bestimmung liegt der *Piatzang* unter 4° 11′ Norderbreite und 60° 20′ Westerlänge. Auch ihre *Piais* nennen die *Macusis Piatzang*; die eigenthümliche Bildung der Granitwarte, oder sonst eine Aehnlichkeit dieser Granitsäulen mit den gefürchteten Personen mag jenen den Namen *Piatzang* verschafft haben. Eine neue Biegung des Flusses verdeckte uns die reizende Aussicht wieder; auf dem östlichen Ufer mündete sich der kleine Fluss *Wirina* in den *Cotinga*. Eine dritte Krümmung brachte uns an den eigentlichen Fuss des Gebirges. Auf beiden Ufern erhob sich ein Berg; der *Morakai* zu unserer Rechten, der *Pataghe* zu unserer Linken, und beide bildeten so das gigantische Portal der mächtigen Gebirgskette. Zahllose Felsentrümmer umsäumten die beiden Basen und kräuselten von neuem die Wellen des *Cotinga*. An den *Morakai* und *Pataghe* schliesst sich je eine lange Bergreihe an, die zwei sich mehr oder weniger nach West und Ost verlaufende Parallelketten bilden. Als wir das riesige Portal durchfahren, kam uns der Fluss aus N.O. zwischen 10 — 1200 Fuss hohen, mit Granit-Felsenmassen überstreuten, kahlen, nur an dem Fuss bewaldeten Gebirge entgegen, und die bisher nur erst leicht gekräuselten Wellen wurden wieder zur wild empörten Wogenmasse. — Hier hatte unsere Flussfahrt ihr Ende erreicht, — der *Cotinga* war zum reissenden Gebirgsstrom geworden, der selbst für die kleinsten Fahrzeuge unbefahrbar

Piatzang.

wurde. Jetzt blieb uns nichts mehr übrig, als wenigstens einen guten Landungsplatz zu suchen, welcher sich auch eine kleine Strecke unterhalb der Mündung des ungefähr 60 Fuss breiten Flusses *Waikueh*, der sich von Ost gen Nord in den *Cotinga* ergiesst, fand. Die Niederlassung *Torong-Yauwise* (Vogelnase) sollte nördlich von unserem Lager liegen; — dahin hatten wir demnach unser Gepäck schaffen zu lassen, um dort unsere Vorbereitungen zu der Gebirgsreise zu treffen. Nachdem wir die Boote entleert, befestigten wir sie bis zu unserer Rückkehr an einige der am Ufer stehenden Bäume, überzeugt, dass sie sich hier eben so sicher als in einem der Londoner Docks befanden. Wohl mochten sich noch nie Corials von solcher Grösse auf den Wellen des obern *Cotinga* geschaukelt haben!

Als wir das Ausladen beendet, wurde unsere Aufmerksamkeit auf eine dichtgedrängte Gruppe Indianer gelenkt, die eben eine der vielen gigantischen, zu Tage steigenden Felsenmassen, welche in wildem Wirrwarr das Thal durchstrichen, erklommen haben mussten, und denen wahrscheinlich unsere Flüchtlinge, so wie jene Fischparthie, die wir getroffen, die Neuigkeit von dem Anzuge der *Paranaghieris* nach der Niederlassung hinterbracht. Die Männer hatten sich aufgemacht, um uns hier zu erwarten, da ihnen ihre Kenntniss des Flussgebietes vorhergesagt, dass wir nur bis hierher den Flussspiegel würden behaupten können. Ungeachtet unseres Winkens und der gewöhnlichen Zeichen, dass wir in freundlicher Absicht kämen, wagte es doch keiner, die sichere Warte zu verlassen, weshalb wir uns genöthigt sahen, Sororeng mit den beiden neugeworbenen Bewohnern von *Torong-Yauwise* als Friedensboten an sie abzuschicken. Ruhig wurden diese von ihnen erwartet, und nach kurzem Gespräch sahen wir einen ältern Mann mit drei andern kräftigen Gestalten sich dem zurückkehrenden Sororeng anschliessen, während die übrigen in ihrer Stellung verharrten, und sich erst von dem Empfang der vier Begleiter unseres Gesandten überzeugen zu wollen schienen. Der ältere Mann war der Häuptling des Dorfes; — sein Empfang schien den Zurückgebliebenen Vertrauen eingeflösst zu haben, denn bald darauf setzte sich der ganze Trupp gegen uns in Bewegung, den mehre alte hässliche Weiber, die wir vorher nicht bemerkt, beladen mit Körben, in denen sich Cassadabrod und Kürbissflaschen befanden, beschlossen.

Der alte Häuptling hatte ein ungemein würdiges Aeussere und zeigte sich bald als ein freundlicher und verständiger Mann, der uns alle mögliche Beihülfe versprach. Das Brod und die Kürbissflaschen, mit einem für unsern Gaumen höchst unangenehmen Getränk, welches das Ansehen von Kalkwasser hatte und das sie *Kasiri* nannten, übergab er uns als Geschenk, und beides wurde von unsern halbverhungerten Indianern schnell verzehrt. *Torong-Yauwise* lag noch 5—6 Miles von unserm Landungsplatz ab, und wohl konnten noch mehre Tage vergehen, be-

vor wir das Gepäck zum Landtransport eingerichtet und wir selbst dahin aufbrechen konnten. Ein vom Fluss etwas abgelegener, freier Platz an der Basis des 1270 Fuss hohen, mit Felsenblöcken übersäeten *Morakai*, in der Nähe des kleinen Flüsschens *Waikueh*, bot uns eine günstige Lagerstelle. Indem wir die Anstalten zum Aufschlagen der Zelte trafen, verriethen uns eine Menge schwarzer Köpfe, welche verstohlen und vorsichtig über die im Thale zerstreuten Felsentrümmer hervorlugten und uns beobachteten, dass die Männer und alten Frauen doch nicht allein gekommen waren. Wenn wir es aber versuchten, uns den Verstecken zu nähern, waren augenblicklich die Köpfe verschwunden, um bald wieder hinter einer entfernter liegenden Schutzwand auf zu tauchen. Für die Frauen und Mädchen, wie überhaupt für die jüngere Generation schien unsere Gegenwart immer noch gefahrdrohend zu sein.

Trunken haftete das Auge auf der unendlich reizenden Gebirgslandschaft, die von unserem Lager aus vor uns ausgebreitet lag. An den östlichen Abhang des *Morakai* schlossen sich unmittelbar die beiden gleich hohen Berge, der *Curatakie* und der wild zerklüftete *Aimutong* (weisse Berg) an, dessen mächtige, zu Tage tretende Quarzfelsen die Sonnenstrahlen in hell glitzernde Goldriffe verwandelten, von denen die hellsten Schlaglichter über das vor uns nach Norden sich hinziehende, von 1000—1200 Fuss hohen Gebirgsrücken eingeschlossene *Cotinga*-Thal hingeworfen wurden. Ueppige, jetzt noch grüne Grasmatten bedeckten die Bergabhänge bis zu den Gipfeln und Firsten, die hin und wieder mit dichten Gesträuchgruppen oder kahlen Granitriffen abwechselten, in deren Vertiefungen und Klüften sich eine niedere Waldung angesiedelt. Schweifte das Auge von den imposanten Höhen hinab in das liebliche Thal des *Cotinga*, so haftete es gleich im Vordergrunde auf einem der mächtigen Cataracte, die sich fort und fort, so weit das Auge trug, erneuerten, begleitet zu beiden Seiten von wildromantischen Felsenmassen und üppigen Gruppen der herrlichen Mauritiapalme, die sich weit über das vollsaftige Ufergebüsch erhoben, während mehre isolirte Berge des östlichen Ufers von dem hochgelben Blüthenteppich der baumartigen *Cassia (Baseophyllum) polystachya (Benth.)* eingehüllt wurden, und in weiter Ferne ein sich vorlagernder Bergrücken, wie mit einem blauen, duftigen Schleier überzogen, das liebliche Bild schloss. Es war unstreitig eins der reizendsten Landschaftsbilder, die ich unter den Tropen kennen gelernt habe, in dem sich der unendlichste Liebreiz mit wild imposanter Grösse paarte. Ueberall Leben, überall Fülle, die sich namentlich an den Ufern der wilden Sturzbäche, die das durchdringende Geschrei grosser Heerden goldgelber *Kessi-Kessi*-Papageien *(Psittacus solstitialis)*, welche sich in ununterbrochenem Wechsel in den Waldungen des Thales und der tiefen Bergabhänge niederliessen, um sich nach kurzer Zeit unter verdoppel-

Thal des Flusses Cotinga bei seiner Vereinigung mit dem Waikueh und dem Berge Pataghe.

tem Gekreische wieder zu erheben, bis zum Wunderbaren steigerte. Fast der ganze felsige Abhang des *Curatakie*, über welchen sich ein kleiner Gebirgsstrom den mühevollen Weg gebahnt, und sich dann unter wildem Gedonner herabstürzte, wurde von der prachtvollen *Kielmeyera angustifolia* eingehüllt, deren dunkelrosafarbene Blüthen einen unbeschreiblichen Zauber verbreiteten, der, je mehr sich die Abhänge der Berge dem Ufer des *Cotinga* und *Waikueh* näherten, immer mannigfaltiger wurde, da sich bald zu dem milden Roth dieser Blüthenfülle das Hochgelb der *Cassia polystachya*, der Farbenschmelz der *Contarea speciosa (Aubl.)*, des *Gnaphalium Schomburgkii (C. H. Schultz Bip. sp. nov.)*, zahlloser *Polygaleen, Gentianeen, Convolvulaceen, Malvaceen, Acanthaceen, Melastomaceen* und *Myrtaceen* gesellten; Formen und Gestalten, die mir so unbekannt waren, wie sie unerwartet, nach der früher herrschenden Dürftigkeit der Vegetation, vor meinen staunenden Blicken auftraten. Die riesigen Felsenblöcke des Thals bedeckten *Cereus*, *Melocactus*, *Agaven*, *Orchideen* und kleines Gesträuch von *Clusien* und *Myrtaceen*. Ungeachtet der drückenden Hitze von 106° Fahrenheit blieb uns doch unsere Umgebung ein zauberhaftes Paradies, um so mehr, als sich weder Mosquitos noch Sandfliegen hineinwagten.

Am 9. October wurde der letzte Transport unseres Gepäckes nach *Torong-Yauwise* abgeschickt, dem wir uns in Gesellschaft des alten Häuptlings anschlossen. Nachdem wir den *Waikueh* gekreuzt, führte uns der Weg über isolirte Berge und Hügel, durch freundliche Thäler, bis wir, abermals auf dem Gipfel eines Hügels angelangt, in einer weiten Ebene einen Friedhof mit zahllosen Monumenten zu unsern Füssen ausgebreitet zu sehen, und als wir in die Ebene hinabstiegen, auf den Gräbern eines vorangegangenen Geschlechts zu wandeln glaubten; doch statt der Leichensteine fanden wir nichts, als unter den sonderbarsten Formen mehr oder weniger hoch zu Tage tretende Granitnadeln und Granitplatten. Schade, dass Sororeng uns vorausgeeilt war und uns nicht die Traditionen verdolmetschen konnte, die sich an diese eigenthümliche Felsenregion zu knüpfen schienen, und die uns der alte Häuptling in ununterbrochenem Redefluss, von dem wir aber leider nur einzelne Brocken verstanden, unaufgefordert mittheilte. Aus dieser sagenreichen und auffallend merkwürdigen Felsenregion erstiegen wir abermals eine bewaldete Hügelkette, an deren jenseitigen Abhängen sich die Provisionsfelder der Bewohner von *Torong-Yauwise* hinzogen, die fast durchgängig mit Mais bepflanzt gewesen waren. Die Kolben hatte man schon eingeerndtet. Die Manihotpflanzung war nur unbedeutend.

Durch ein kleines Thal hindurch sahen wir auf einer sich quer vor lagernden Anhöhe die Niederlassung zwischen mehren vereinzelten Bäumen, die mit unge-

wöhnlich grossen, hochgelben Blüthen bedeckt zu sein schienen. Schon wurde die Hoffnung in mir rege, dass meiner hier eine neue botanische Entdeckung harre, als ich plötzlich bemerkte, dass sich die vermeintlichen Blüthen bewegten und ihren Standort veränderten; — es waren zahme *Kessi-Kessi* Papageien, die sich bei unserer Annäherung unter einem wahren Höllenlärm erhoben und nach einer der nahen Hütten flogen. Die Täuschung war überraschend! *Torong-Yauwise* bestand aus vier Hütten, deren Bewohner, etwa 50 Seelen, in Gruppen zusammenstehend, uns erwarteten. Die Männer kamen auf uns zu und schüttelten uns die Hände; scheu und furchtsam verharrten aber die Frauen und Kinder in der Ferne, ohne sich des Lachens über unsere ganze Erscheinung enthalten zu können. Schienen wir ihnen lächerlich, so mussten sie in unsern beiden Negern, wer weiss welche bösen Geister zu sehen glauben, denn diese brauchten nur die Füsse vorzusetzen, so floh auch die ganze unerwachsene Bewohnerschaft, unter allen Zeichen einer panischen Furcht nach den nahen Felsenblöcken, um sich dahinter zu verstecken.

Schon aus unsern Besuchern im Lager am *Waikueh* hatten wir geschlossen, dass schöne Gestalten, intelligente und ansprechende Gesichtszüge in *Torong-Yauwise* nicht gerade häufig sein mochten; jetzt, wo wir die gesammte Bevölkerung des Dorfes um uns gruppirt sahen, wurde diese Vermuthung zur Thatsache. Den alten Häuptling und einige jüngere Männer und Frauen ausgenommen, gehörten die Bewohner von *Torong-Yauwise* zu den hässlichsten Gesichtern, die ich noch getroffen; eine auffallende Familienähnlichkeit trat in einem gewissen stupiden Ausdruck hervor, der durch das lange, schwarze, ungekämmt über die Schultern herabhängende Haar noch verstärkt wurde. Die Krone aller Hässlichkeit war ein mittelbejahrter Mann, dessen Gesichtswinkel kaum 66 Grad betragen mochte; im Profil, glaubte ich jedesmal einen Affen vor mir zu haben. Das Versprechen des Häuptlings, uns die grösste und dauerhafteste der Hütten einräumen zu lassen, fanden wir treulich erfüllt; Sororeng hatte darin schon unser Gepäck neben den gewaltigen Maisvorräthen sauber aufgestellt. Nach der Versicherung des Häuptlings sollte die *Manihot* in dem Gebirge nur äusserst sparsam gedeihen, weswegen seine Bewohner auch hauptsächlich auf den Mais angewiesen sind, der um so üppiger wächst. Ihr Brod backen sie aus einem Gemisch von *Manihot* und Maismehl; Yams, Bataten, viele Kürbisse und ganz vorzügliche Wassermelonen bildeten die übrigen Agriculturartikel.

Als wir uns mit unserer nächsten Umgebung etwas vertrauter gemacht, und jeder Einzelne sich die Stelle für seine Hängematte ausgesucht, liessen wir unsere Augen auch in die Ferne schweifen, in der sich wieder eine der reizendsten Berglandschaften zeigte. Wir befanden uns mitten in der Gebirgsregion; — überall thürmte sich Berg über Berg auf, aus denen in N. gen W. der kuppelartige *Zabang*, der

Olymp der *Macusis*, die Wohnung ihres grossen Geistes *Makunaima*, auf den sie uns bei jeder Gelegenheit aufmerksam machten, über alle emporragte. Gegen N. und O. verschmolzen die Conturen in bläulich duftiger Ferne mit dem Horizont, während das Auge im S. auf dem lieblichen Thale des *Cotinga* mit dem *Morakai* und *Pataghe*, zwischen denen man den *Piatzang* erblickte, haften blieb. Von diesem Standpunkte aus war die Aehnlichkeit des *Piatzang* mit dem heimischen Kyffhäuser so täuschend, dass selbst der junge *Macusi*, welcher uns nach Deutschland begleitete, als er den Kyffhäuser zum erstenmal sah, in den lebhaft bewegten Ausruf: «*Piatzang! Piatzang!*» ausbrach.

Streng geographisch genommen, kann das *Pacaraima*-Gebirge keineswegs als eigentliche Cordillere betrachtet werden, da es keinesweges aus einer zusammenhängenden, ununterbrochen verlaufenden Gebirgskette besteht, sondern mehr aus einer unregelmässigen Gruppirung von meistentheils kahlen Bergen zusammensetzt ist, die durch Ebenen und Savannen von einander getrennt sind, und sich gleichsam in phantastischen Felsenbildungen, die sowohl an den Abhängen, wie auf den Gipfeln zu Tage treten, überbieten, worin sich in unsern Umgebungen namentlich der *Yaringra* und *Warungka-Yeng* auszeichneten. An jedes dieser Riffe hat auch die ewig thätige Phantasie der Indianer eine Sage geknüpft. Ich will die von dem *Murapa-Yeng* (Fledermausberg) mittheilen. Vor langer, langer Zeit hauste eine riesige Fledermaus in dem Gebirge und verbreitete Furcht und Schrecken unter den *Macusis*. So wie die Sonne in Westen verschwunden war, verliess das gespenstige Ungeheuer seine unbekannte Wohnung, schwebte über den friedlichen Hütten, gleich dem Adler über dem Lager des jungen Rehes, um sich auf jeden, der sich ausserhalb der Hütte sehen liess, pfeilschnell herabzustürzen, ihn mit seinen mächtigen Krallen zu packen, nach seinem unbekannten Schlupfwinkel zu tragen und dort zu verzehren. Furcht herrschte am Abend durch die Dörfer und in den Hütten, und Klage erfüllte die Luft am Morgen, wo oft zwei, ja drei Personen fehlten; keine Nacht verging ohne Raub, der Stamm zählte täglich weniger Mitglieder, seine gänzliche Vernichtung schien nahe zu sein. Die Zauberer beschworen den Geist, — er kehrte wieder; die Männer zogen aus, um die Wohnung des unheilvollen Würgers aufzusuchen, — sie fanden sie nicht, — *Makunaima* war nicht mit ihnen. Da trat, um die gänzliche Vernichtung des Stammes zu verhindern, — wer denkt dabei nicht an Marcus Curtius! — eine alte Frau auf, und erklärte sich bereit, zum Wohl des Stammes ihr Leben zum Opfer zu bringen. Die Nacht brach an, mit einem verdeckten Feuerbrand stellte sie sich mitten in das Dorf, zagend und bebend lauschten die übrigen Bewohner in den Hütten, das unheilvolle Schwirren der mächtigen Flügel liess sich hören, gepackt von den fürchterlichen Krallen wurde die Heldin emporgehoben und dem Todtenhause

zugetragen. Jetzt entfernte die Frau die Hülle von dem Feuerbrande, und gleich der Sonne, die ihre Strahlen rückwärts wirft (der Komet), durchzieht ein langer Feuerstreif die Luft und zeigt den harrenden Bewohnern die Richtung, in welcher die Beinkammer ihrer Brüder liegt. Die hohe Feuersäule des brennenden Nestes bezeichnet die Stelle, der am folgenden Morgen unter Leitung der noch aufwirbelnden Rauchsäule der ganze Stamm zuzieht, um das Unthier zu tödten, was auch gelingt. Das Nest befand sich auf dem Gipfel eines Berges, der bis auf heute *Murapa-Yeng*, Fledermausberg, heisst. Die Sage schweigt, ob die Frau ihre heldenmüthige That mit dem Leben bezahlen musste; noch jetzt aber soll man dort gewaltige Massen von gebleichten Menschenknochen finden. Leider war unsre Unkenntniss der Sprache ein wesentliches Hinderniss, alle die Sagen kennen zu lernen, die man uns unaufgefordert bei jeder auffallenden Naturbildung mittheilte.

Wie bei frühern Gelegenheiten, so hatte auch hier im Gebirge eine Niederlassung der andern schnell die Kunde zugetragen, dass *Paranaghieris* in *Torong-Yauwise* angekommen. Schon an den nächsten Tagen belebten sich die bisher stillen Thäler und Ebenen mit buntgeschmückten Gestalten, die in langen Reihen auf das Dorf zugezogen kamen, während das Echo tausendfach die wilden Trommelschläge und die grellen Töne der sie begleitenden Pfeifen wiedergab. Jeder solche, schon aus weiter Ferne vernehmbare Zug lockte uns aus der Hütte, um denselben bei seiner Ankunft im Dorfe an uns vorüberdefiliren zu lassen, und uns an dem phantastischen Federschmuck, den Federbaretts, auf denen sich die langen, aufrecht gesteckten Schwanzfedern der *Araras* in der Luft wiegten, an den Kriegskeulen, Bogen und Pfeilen der Indianer zu ergötzen. Nach der Sitte jedes Stammes, denn es kamen *Macusis*, *Wapisianas*, *Pauixanas* und *Arekunas*, hatten sich Männer und Frauen, Greise und Kinder mit rother und schwarzer Farbe bemalt, erstiegen sie, den Häuptling an der Spitze, einzelne sogar mit Gewehren bewaffnet, die Anhöhe. Dem Häuptling unmittelbar folgten die auf ihren Trommeln und aus dem Femur der erschlagenen Feinde bereiteten Pfeifen lärmernden Musiker, denen sich die übrigen Männer, einer hinter dem andern, anschlossen, während die, unter der Last ihrer Säuglinge und der mit Tauschartikeln gefüllten Körbe, keuchenden Frauen, Mädchen und ebenfalls mit kleinen Kriegskeulen und Bogen bewaffneten Knaben den Zug schlossen. So wie sie im Dorfe angekommen, hielt der Zug still, mit vorgestreckter Hand trat der Häuptling auf uns zu und reichte uns diese unter dem Worte: «*Matti!*» worauf er seine Untergebenen bedeutete, dasselbe zu thun, was aber von den Frauen, Mädchen und Knaben immer nur mit Angst, Zittern und Zagen geschah. Freilich wurde uns diese Ceremonie oft langweilig und es fiel mir, so gut wie den übrigen, schwer genug nicht zu lachen, wenn solch ein fast nackter Herrscher, mit den heterogensten alten Kleidungsstücken der civilisirten

Welt angethan, im stolzen Bewustsein des Besitzes auf uns zu trat. Doch sie muste standhaft, ohne dass wir eine Miene verziehen durften, durchgemacht werden. Ein kräftiger *Wapisiana*-Häuptling hatte die abgeschabte, rothe Uniform eines schmächtigen Colonialmiliz-Lieutenants auf seinen nackten, schweisstriefenden Körper gepresst, die wahrscheinlich in Folge eines jahrelang fortgesetzten Tauschhandels, endlich eine Strecke von mehr als 600 Miles von Hand zu Hand durchwandert hatte. Ein zweiter stack in einem bis an die Knie abgeschnittenen Damenreitkleide, in dem, wer weiss welche schöne Bewohnerin *Georgetown's*, die Herzen der Dandys auf dem Ring entzündet haben mochte; — ein stolzeres Herz aber hatte früher nicht unter ihm geschlagen, als dies jetzt der Fall war! Wieder Andere hatten sich mit Frauenkleidern, Segmenten von Hemden und Röcken behangen, ihren Kopf in alte Hüte, denen der Boden oder die Krämpen fehlten, oder in Mützen gesteckt, die längst ihre ursprüngliche Farbe vergessen; und doch hatten alle die Geputzten nicht die entfernteste Ahnung, dass ihre Brüder im bunten Federschmuck unendlich imponirender aussahen!

Da wir mit unsern Leuten schon zwei der Hütten eingenommen, so war in den beiden andern kaum noch Platz für die angekommenen Häuptlinge nebst ihren Frauen; daher wurden Pfähle auf den grossen freien Plätzen zwischen den Hütten eingeschlagen, um die Hängematten daran zu schlingen, und um am Tage Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne zu haben, holte man grosse Aeste und kleine, dichtbelaubte Bäume aus dem nicht allzufernen Wald, die dann dicht um die Hängematte eingegraben wurden. Sobald ein neuer Zug angekommen und die Begrüssungsscene vorüber war, eilte jeder nach dem Walde, und kehrte mit solchen Bäumen und Aesten beladen nach dem Dorfe zurück; — es war die Wanderung des *Birnam*-Waldes nach *Dunsinane*, nur dass wir nicht mit Macbeth auszurufen brauchten:

— — — Arm, arm, and out! —
If this, which he avouches, does appear,
There is nor flying hence, nor tarrying here.

Des Nachts verbreiteten die Hunderte von kleinen und grösseren Feuern, die theils zur Abwehr der Mosquitos, die sich wieder eingestellt hatten, theils zum Kochen des Essens angezündet waren, einen wahrhaft magischen Schein über das belebte und rege Lager; Hunderte von Gestalten sah man aus dem dunklen Schleier der Nacht auftauchen und ebenso schnell wieder verschwinden, während an andern Stellen wieder grosse Gruppen um die Feuer herumhockten und das Gemurmel der Sprechenden, wie der monotone Gesang anderer, gleich dem Murmeln eines nahen Baches in unsere Hütte drang, bis die gellenden Töne der Flöten oder das wilde Pauken der Trommel die zum Phantasiegebilde gewordene Wirklichkeit wieder in

ihre Rechte einsetzte. Schon nach wenigen Tagen war die Zahl der versammelten Fremden auf 400 gestiegen. Indianische Gastfreundschaft erforderte, dass der Häuptling von *Torong-Yauwise* für die Hauptbeköstigung der Gäste während ihres Aufenthaltes sorgte, und oft wusste unser alter, biederer Wirth nicht, wo ihm der Kopf stand, und auch wir nahmen mit Bedauern wahr, dass die in unserer Hütte aufgestappelten Maisvorräthe mit jedem Tage mehr und mehr zusammenschmolzen; denn vom Morgen bis zur Nacht erlosch das lodernde Feuer unter den gewiss 40 — 50 Gallonen fassenden Töpfen nicht, in denen aus gestossenem Mais und geschnittenen Kürbissen ein Muss gekocht wurde, das früh und spät ihre Nahrung war. Drei oder vier alte Indianerinnen mit grossen Rührern in Ruderform, die sich gegenseitig ablösten, hielten die Masse beständig in Bewegung, damit sie nicht anbrannte, und begleiteten die Arbeit mit einem monotonen Murmeln und Brummen; unterdessen schöpften Gross und Klein mit den Trinkschalen den wallenden Brei aus und entfernten sich mit der Beute, während sich andere damit begnügten, den runden Boden des Calabasches bloss in die Masse einzudrücken und das Daranhaftende, was schneller erkaltete, abzulecken. Gleich eckelhaft war die Beschäftigung einer andern Gruppe ältlicher Weiber, die um mehre grosse Gefässe herumsassen, welche mit jener dünnen, gekochten Maisbrühe, deren Bekanntschaft wir schon am *Cotinga* gemacht, gefüllt waren. Aus dieser Brühe bemühten sich nun die Weiber, die noch nicht ganz zerkochten, auf dem Boden liegenden Maiskörner mit beiden Händen herauszufischen und dem Munde zuzuführen, wo sie vollends zermalmt und wieder in das Gefäss zurück gespuckt wurden, worauf der Absud bereits nach wenigen Stunden in Gährung überging; ehe diese aber eintrat, wurde das Getränke schon ununterbrochen gekostet. Der dann in dem entleerten Gefässe auf dem Boden noch zurückbleibende Bodensatz, wurde durchgängig unter das Cassadamehl zum Brod gemischt, was uns den Appetit allerdings etwas verdarb; doch Noth kennt kein Gebot, und wollten wir nicht hungern, so mussten wir schon zu dem Brode greifen.

Ungeachtet hier fünf Stämme repräsentirt waren, herrschte doch die ungestörteste Eintracht; weder Zank noch Streit unterbrach den allgemeinen Jubel, und wir sechs Europäer fühlten uns unter den 400 Naturmenschen, die dem grössten Theil nach noch nie weisse Leute gesehen hatten, so sicher, als befänden wir uns in einer der Städte der Heimath.

Wenn sich die Sonne dem Horizont näherte, und sich die heisse Luft etwas abkühlte, dann versammelten sich die jungen Männer und Knaben und ergötzten sich und uns mit ihren Spielen und Vergnügungen. Bälle, aus den Bälgen *(Glumae)* des Mais, wurden in einem von den Theilnehmern geschlossenen Kreise in die Höhe geworfen und von dem, auf welchen einer derselben beim Herabfallen zuflog, ehe er noch

den Boden erreicht, wieder mit einem Schlage der flachen Hand in die Höhe geschleudert, so dass sich der Ball fortwährend in einer tanzenden Bewegung in der Luft erhielt. Wurde der Ball gefehlt und fiel er auf den Boden, so war ein allgemeines Hohngelächter der versammelten Menge die Strafe der Ungeschicklichkeit. Wir befanden uns gewöhnlich in der Reihe der Spielenden, waren aber regelmässig die Gegenstände des allgemeinen Spottgelächters von Alt und Jung. War die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, dann begannen die verschiedenen Tänze, und alles wurde Leben und Frohsinn. Die dem Alter der amerikanischen Race so eigenthümlichen, strengen und ernsten Züge glätteten sich wie durch einen Zauberschlag, und lächelnd, schwelgend in den Erinnerungen der Vergangenheit ruhten die Blicke der Alten auf den wunderbar schnellen Bewegungen der Jüngern, indessen das schöne Geschlecht, das nicht an den Spielen Theil nehmen durfte, den Ungeschickten bekrittelte, dem Gewandten sein verdientes Lob spendete. In dem Affentanz copirten sie die Capriolen und Sprünge einer Affenheerde so meisterhaft, dass man in der That eine solche vor sich zu sehen glaubte, was uns in einem fast ununterbrochenen Gelächter erhielt. Bei dem Tigertanz führte der grösste und stärkste, junge Indianer die Colonne der Thiere an, die nun von zwei andern Theilnehmern, welche Tiger vorstellten, mit List oder Gewalt während des Tanzes, indem jeder die Bewegungen des Thieres nachahmte, das er repräsentiren sollte, aus der Reihe geholt und nach einem bezeichneten Orte geschleppt werden mussten. Der Tanz währte so lange, bis auch der letzte von den Tigern ergriffen war, der dann unter allgemeinem Zujauchzen als Sieger begrüsst wurde. Der gewöhnliche Tanz stimmte ganz mit dem der *Waikas* überein; ein monotoner Gesang regelte den Takt und hatte, wie dort, etwas ungemein Wehmüthiges und Schauerliches, da er hier aus den Kehlen von mehren Hunderten ertönte. Meistentheils wurden darin die Wunder des *Roraima*, obschon dieser merkwürdige Felsen noch Hunderte von Miles entfernt lag, verherrlicht. «*Roraima*, der rothe Felsen, gehüllt in Wolken, die ewig fruchtbare Mutter der Ströme,» oder: «Ich singe vom *Roraima* dem rothen Felsen, auf dem bei Tage doch dunkle Nacht herrscht», waren die Refrains der Gesänge, die wir noch oft, besonders unter den *Arekunas* in den Umgebungen des Gebirges zu hören bekamen. Eben so oft aber waren auch wir der Gegenstand der Ergüsse ihrer Poesie, in der sie unser Aeusseres, unser Benehmen gegen sie oder überhaupt das besangen, was sie von unserem Reiseplan und Zweck wussten. Diese Art zu improvisiren scheint daher nicht allein auf ihre nördlichen Brüder beschränkt zu sein, sondern sich über ganz Amerika zu erstrecken. Mit unbedeutender Modulation der Stimme besingen sie alle ihre Thaten im Krieg und auf der Jagd, und überlassen sich dann zuweilen einem fast unversiegbaren Erguss eines beissenden Humors und einer beissenden Satyre, zu

der sich der Indianer leidenschaftlich hinzuneigen scheint. Die Introduction und das Finale ihrer gemeinsamen Spiele und Tänze bildet jedesmal ein betäubender, allgemeiner Aufschrei, dem Hundegebell gleich, mit dem die schadenfrohen Geister aus der Nähe verscheucht werden sollen.

Obschon wir uns mehre Tage inmitten dieser fröhlichen Bergbewohner befanden, so wollte sich die Scheu der Frauen und Kinder doch immer noch nicht ganz legen; doch schienen wir bereits mehr Gefallen vor ihren Augen gefunden zu haben, als unsere beiden Neger, wozu bei diesen ausser der schwarzen Gesichtsfarbe, ihr unangenehmer Geruch viel beitragen mochte. Kam einer derselben unversehens in die Nähe der Frauen oder Mädchen, dann hielten sich diese gewiss die Nase zu, und spieen, so wie er ihnen den Rücken gedreht, mehremal aus. Wie die Alten sungen, so zwitscherten auch die Jungen; — sahen die Knaben die schwarzen Gestalten nur aus der Ferne, so begann auch bei ihnen das Spucken. Die grösste Freude, die wir den Männern machen, und der grösste Schreck, den wir den Weibern bereiten konnten, bestand darin, wenn wir unsere kleinen Böller abbrannten, deren laute Stimme tausendfach von dem Echo der nahen Gebirge wiederholt wurde. Sahen die Frauen, dass wir dem Andringen der Männer nachgaben und die Böller luden, dann konnten wir auch versichert sein, dass sie mit zugehaltenen Ohren und dem Ausruf: « *Okai Arakabusa! okai Arakabusa* (grosse Flinte)! » auf und davon flohen und das ganze Lager in Aufruhr versetzten. Eine wahrhaft lächerliche Confusion aber gab es, wenn wir am Morgen, wo alle Weiber beschäftigt waren, ihren Männern und Söhnen die für die Tänze am Abend erforderliche Toilette an zu malen, diese Donnerstimmen in frohem Uebermuthe erschallen liessen. Es war ein charakteristisches und buntbewegtes Leben, in dem wir uns hier bewegten, dem sich täglich eine neue interessante Seite abgewinnen liess; namentlich aber ergriff es mich jedesmal tief, wenn ein neuer Zug ankam, und jetzt plötzlich der oder jener in einem der *Paranaghieris,* meinem Bruder, einen alten Freund erkannte, dann auf diesen zueilte und seine ungeheuchelte Freude durch einen herzlichen Händedruck und durch die lebhaftesten Worte und Gestikulationen gegen seine Stammgenossen zu erkennen gab.

Wie bei frühern ähnlichen Gelegenheiten, so sah ich auch hier Narben von Wunden, die das Herz erzittern machten; mochten sie diese nun im Kriege oder auf der Jagd, wo sie mit reissenden Thieren in unangenehme Berührung gekommen waren, erhalten haben. So fehlte einem *Wapisiana*-Häuptling, der meinem Bruder auf seiner frühern Reise eine Zeit lang als Begleiter diente, an dem rechten Beine die ganze Wade, wie der Fuss auch etwas schief stand. Der starke, kräftige Mann hatte vor kurzer Zeit im *Zuruma* gefischt, ein Kaiman ergreift ihn an dem Beine, ohne aber dadurch die Geistesgegenwart zu verlieren, schlägt der Gepackte so

lange das Ungeheuer mit der Keule, die er in der Hand hat, auf Kopf und Schnauze, bis dieses ihn mit Verlust der Wade fahren lässt, nachdem es ihm noch den Knochen durchbissen. Die vorher im Schrecken geflüchteten Begleiter eilen jetzt herbei, um den Betäubten vom Ertrinken zu retten. Ohne alle gelehrte Hülfe war der Bruch und die Wunde wieder so weit geheilt, dass er die viertäge Reise nach *Torong-Yauwise* machen konnte, um die *Paranaghieris* ebenfalls zu sehen. Nach ihren Angaben zu schliessen, muss die Zahl der Indianer, die jährlich ihr Leben durch die Kaimans verlieren, ziemlich bedeutend sein, wie sie zugleich auch behaupteten, dass, wenn der Kaiman einmal Menschenfleisch gekostet, er dann auch immer kühner und wilder würde.

Der 15. October war nicht allein für mich und meinen Bruder ein Freudentag, sondern er wurde es auch für die Indianer, unter denen er gewiss noch lange Zeit unvergesslich bleiben wird. Es war der Geburtstag meines Königs, und unsere Dankbarkeit und Loyalität konnte denselben nicht vorübergehen lassen, ohne diesen Gefühlen Worte zu geben. Der Tag musste für alle ein Freuden- und Jubeltag werden. Alle unsere Packete und Kisten wurden daher der genauesten Durchsicht unterworfen und endlich zu unserer Freude noch zwei Flaschen Rheinwein aufgefunden. Die gefüllten Trinkschalen in der Hand und unter dem dreimaligen Abfeuern unserer Böller brachte ich das Wohl meines Königs aus, ein Wohl, das das tausendfache Echo der Gebirge über Thal und Berge trug, und von den versammelten Indianern, denen wir gesagt hatten, dass es dem grossen Häuptling der *Paranaghieris* gelte, hundertstimmig wiederholt wurde. Eine Signalrakete, von denen uns die Offiziere bei ihrer Rückkehr nach *Georgetown* mehre zurückgelassen, um sie zum Jubel und Staunen der Indianer da, wo wir wollten, aufsteigen zu lassen, eröffnete das Feuerwerk, welches Herr Fryer, der einige pyrotechnische Kenntnisse besass, in einigen Feuerrädern und Schwärmern bereitet, und das, als die Sonne am Horizont verschwunden, zum unendlichen Staunen und unter dem allgemeinen Schrei der tiefsten Verwunderung der versammelten Naturkinder abgebrannt wurde. Die Wirkung desselben überraschte sie so sehr, dass selbst sie ihrem stets so meisterhaft bewahrten Stoicismus ungetreu wurden und in den obenerwähnten Schrei des Staunens und der Verwunderung ausbrachen. Dass diese Nacht nicht an Schlaf zu denken war, stand zu erwarten; das noch nie gesehene feurige Schauspiel hatte die Gemüther zu sehr aufgeregt. Häufig genug vernahm man in der lebhaften Conversation und unter dem Gemurmel der Fernerliegenden die zischenden Töne, in denen der oder jener sich abmühte, das Geräusch der aufsteigenden Rakete nachzuahmen. An die Stelle der frühern Bitten um Abbrennen der Böller, traten jetzt die, nochmals den Feuerregen fallen zu lassen.

Sobald wir die Bergregion betreten, waren auch fast alle Repräsentanten der

höhern Thierklassen verschwunden; kaum sah man noch dann und wann einen einsamen Raubvogel in blauer Höhe kreisen. Nur mit einem Thiere machte mich diese Gegend bekannt, das mein Interesse in Anspruch nahm, mit dem *Maikang* der *Macusis*, *Carasisi* oder Savannenhund der Colonisten, *Canis cancrivorus*. In seiner äussern Erscheinung nähert sich der *Maikang* vielfach dem Fuchse Guiana's, *Canis Azarae*, hat aber eine kürzere Ruthe und eine stumpfere Schnauze, in welch letzterer Rücksicht, wie zugleich auch in der Bildung des Kopfes und der Stellung der Augen, er mehr mit dem Hunde übereinstimmt, wonach ich ihn für ein Mittelglied zwischen Fuchs und Hund ansehen möchte. Bergreiche Gegenden mit dazwischen gestreuten, waldigen Savannen, sowie die Umsäumungen der Savannenflüsse scheinen der Lieblingsaufenthalt des schlauen und klugen Thieres zu sein, wo sie in ganzen Kuppeln leben und jagen. In der offenen Savanne scheinen sie ihre Jagdbeute mehr mit den Augen, als mit der Nase auszuspähen; im Walde ist das Gegentheil der Fall. In diesem verfolgen sie dieselbe auch jedesmal unter lautem Gebell. Gelingt es einer Kuppel, eine Niederlassung zu beschleichen und unbemerkt in diese einzudringen, so entgehen ihr nur wenige der auf den Dächern und nahen Gesträuchern schlafenden Hühner und Papageien. Ein solcher Ueberfall des Federviehstandes, mit der ihn begleitenden Würgerei unter demselben, geschieht so geräuschlos, dass die beraubten Besitzer ihren Verlust meist erst beim anbrechenden Morgen kennen lernen. Die Beute verzehren die Räuber niemals an dem Orte, wo sie dieselbe gewürgt, sondern immer erst im Walde oder in einem sonstigen Schlupfwinkel. Die Indianer versicherten uns, dass sie selbst Rehe und die Nachzügler der *Pekari*-Heerden jagen, um das endlich ermattete Thier niederzureissen.

Für die Indianer hat der *Maikang* namentlich dadurch besondern Werth, dass aus der Kreuzung desselben mit ihren Hunden sehr gesuchte Jagdhunde hervorgehen. Die Bastarde schlagen in ihrer Gestalt mehr nach dem Hunde, als nach dem *Maikang*, sind ungemein schlank, tragen die Ohren immer aufrecht und übertreffen in Bezug auf Ausdauer, Fertigkeit und Gewandtheit im Aufsuchen und Jagen des Wildes jeden andern Hund. In der Colonie wird ein solcher Bastard, der zur Jagd auf Rehe, *Pekari*, Tapire abgerichtet ist, gewöhnlich mit 10—12 Lst. bezahlt.

Der Besitz eines gezähmten *Maikang* gehört daher zu den besondern Reichthümern der Indianer, doch muss er fortwährend am Stricke gehalten werden, da ihm keine Dressur sein Raubtalent abgewöhnen kann, das er schrankenlos unter dem Federvieh seines Herrn in Anwendung bringt, sobald ihm die Nachlässigkeit des Besitzers den Strick nicht fest gebunden. Gekochtes Fleisch, Fische und Früchte, besonders reife Plantains sind das Futter, womit ihn der Indianer

erhält. Bauch und Brust haben eine schmutzig weisse Färbung, der übrige Theil des Körpers dagegen, mit Ausnahme der Ohren und Sehnauze, die sich fast dem Schwarz nähern, ist dunkel büffelfarben. Wenn er auch in Bezug auf das Buschige und Volle und in der Länge der Ruthe, die am Ende schwärzlich ist, etwas vom Fuchs abweicht, so besitzt er dagegen die Schlauheit des letztern in reichem Masse. Auf unserer Rückkehr vom *Roraima* wurde einer gefangen, den ich längere Zeit besass. Von der Sehnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel mass er 2 Fuss 2 Zoll, die Länge der Ruthe betrug 10¾ Zoll. Der von mir auf das Schiessen oder Einfangen eines *Maikang* gesetzte Preis trieb die versammelten Indianer fast täglich zu allgemeinen Treibjagden in die Niederungen und Thäler um *Torong-Yauwise,* bei denen jedesmal das Gras des Terrains, das abgejagt werden sollte, in Brand gesetzt wurde. Hatte dieses imposante Schauspiel auch schon seit längerer Zeit für uns den Reiz der Neuheit verloren, so wurde dieser hier doch immer wieder durch die wunderbare Beleuchtung erneuert, die es über die lieblichen und tief romantischen Thäler und Felsenschluchten warf, wenn die Feuersäule sich in ununterbrochenem Wechsel über Hügel und Berge, durch Thäler und Schluchten wälzte. Bei einer dieser Jagden, auf denen alle Oasen und Felsenblöcke durchsucht wurden, wurde von den Jägern eine Tigerkatze *(Felis pardalis)* aus ihrem Schlupfwinkel aufgestört, und unter wildem, jubelnden Geschrei in die offenen Savanne getrieben, hier von den zahlreichen Jägern umzingelt und bald darauf von einem derselben so mit einem Pfeil getroffen, dass ihre weitere Flucht gehindert wurde, ohne dass sie tödtlich verletzt worden wäre. Ungeachtet aller Versuche, die sich nahenden Angreifer abzuwehren, gelang es diesen doch, ihr die Füsse zu binden und sie unter Triumphgeschrei nach der Niederlassung zu bringen, wo man sie mit einem starken Stricke an einen Pfahl band und sie nun von dem für sie so verhängnissvollen Pfeil und den hemmenden Banden der Füsse befreite. Die Wuth des Thieres war grenzenlos, als es sich nun frei bewegen konnte und dennoch gefangen fühlte. Erst am Abend des zweiten Tages nahm sie die ihr vorgeworfene Nahrung zu sich, sobald sich ihr aber Jemand näherte, brach ihre unbändige Wuth von neuem aus und hielt alles in respectvoller Entfernung. Da wir sie in diesem Zustande nicht mit uns nach dem *Roraima* nehmen konnten, sollte sie bis zu unserer Rückkehr hier aufbewahrt bleiben.

Unter den Vögeln waren es nur die Papageien und rothen *Araras (Psittacus Aracagna),* die dann und wann die reichen Maisfelder in grossen Schaaren heimsuchten. Die List, mit welcher sie die Plünderung eines solchen Feldes beginnen und ausführen, hätte ich am wenigsten diesem letzern Vogel zugetraut. Finden sie ein reifes Feld auf, so werden rund herum auf den nächsten Bäumen Wachen ausgestellt; das sonst immerwährende Gelärme und Gekreische der rauhen Stimmen

ist verstummt, nur hin und wieder hört man einen halbunterdrückten knurrenden und murmelnden Ton. Nähert sich der plündernden Gesellschaft ein verdächtiger Gegenstand, so lässt augenblicklich die Wache, welche diesen zuerst bemerkt hat, einen leisen Warnungsruf erschallen, der von den Räubern, um jener anzuzeigen, dass er gehört worden ist, mit einem halbunterdrückten Krächzen beantwortet wird. So wie die Gefahr dringender wird, fliegt die Wache unter lautem Aufkrächzen von ihrem Posten auf und mit ihr erhebt sich zugleich die ganze plündernde Heerde unter wildem Geschrei aus dem Maisfelde, um ihr Heil in der beschleunigten Flucht zu suchen. Wie sie den Maisfeldern, so stellt ihnen der Indianer nicht allein wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches, sondern auch wegen ihres Federschmuckes eifrig nach.

Das hier schmerzlich vermisste Wildprett wurde uns wenigstens reichlich durch einen beschuppten Bewohner des *Cotinga*, durch den mit fürchterlichen Zähnen bewaffneten, grätenreichen *Patha (Hydrolycus scomberoides Müll. Trosch.)* ersetzt, den man uns in ziemlicher Anzahl und noch nie gesehener Grösse brachte. Ihre Fischerei kostete uns eine Menge Angelhaken, die von ihnen häufig durchbissen wurden. Ihre ungemeine Anzahl in dem mit Felsen und Blöcken durchsetzten *Cotinga*, bewies, dass gerade ein solches Flussbett der Lieblingsaufenthalt des Fisches sein musste.

Alle Vorbereitungen zum Antritt unserer Fussreise waren jetzt getroffen, und da unser Weg von nun an über steile Gebirge und durch unwegsame Gebirgsthäler führen sollte, auch die Traglasten in Packete von 50 — 60 Pfund vertheilt, die freilich in Folge der vielen astronomischen und magnetischen Instrumente, so wie der Menge von Proviant, als Mais, Yams u. s. w., eine Begleitung von wenigstens hundert Indianern verlangten. Dasselbe Hinderniss, das uns bei der Werbung unserer Begleiter aus den Umgebungen *Pirara's* entgegengestellt worden war, erneuerte sich auch hier; die Bedürfnisse eines grossen Theils der um uns versammelten Besucher war durch die an uns verkauften Artikel befriedigt und so bei den Eingebornen wenig Grund vorhanden, auf unsere Anträge einzugehen. Als wir ihnen am Abend den Preis für die Begleitung nach dem *Roraima* stellen liessen, erhielten wir zur Antwort, dass sie uns dahin nicht folgen könnten, da der Weg durch eine Gegend führe, in der vor kurzem der schon erwähnte Krieg stattgefunden, und die Getödteten noch nicht begraben wären, so dass der üble Geruch alles aus jenen Umgebungen vertrieben habe. Unser Plan ging dahin, von *Torong-Yauwise* aus den alten Weg meines Bruders wieder aufzusuchen, um auf diesem den *Roraima* zu erreichen. Dagegen aber erhob sich selbst unter unsern alten Begleitern ein so allgemeiner Widerspruch, dass wir endlich der indianischen Hartnäckigkeit nachgeben mussten, obschon wir auf diesem Wege eine Menge *Arekuna*-Niederlassun-

gen angetroffen und nie an Lebensmitteln würden Mangel gelitten haben. Für mich lag in der Nachricht des ausgekämpften Krieges und der noch unbeerdigten Erschlagenen namentlich deshalb eine besondere Lockung, als ich so hoffen konnte, in Besitz einer Sammlung von Schädeln und Skeletten zu kommen. Die Scheu und die abergläubische Furcht der Indianer, selbst vor der entfernten Berührung mit den Ueberresten ihrer Nebenmenschen, waren mächtiger als alle unsere verschwendeten Gegenvorstellungen; — ja, als wir am nächsten Morgen aus unserer Hütte traten, erkannten wir unsere Umgebungen fast nicht wieder, denn heimlich und geräuschlos hatten uns während der Nacht wenigstens drei Viertel der hier Versammelten verlassen. Nach unendlicher Mühe und dem Versprechen, ganz ihrer Leitung zu folgen, möchten die zu bekämpfenden Schwierigkeiten auch noch so gross sein, gelang es uns endlich, die Zahl unserer Träger auf funfzig zu bringen, was uns freilich nöthigte, das schon so knapp eingerichtete Gepäck abermals um die Hälfte zu vermindern, um den Rest vielleicht später nachholen zu lassen.

Dieser Mangel an unterstützenden Kräften verhinderte uns auch, einen von unsern Leuten aus der Colonie zur Aufsicht des zurückbleibenden Gepäckes, das grösstentheils in Tauschartikeln bestand, was die Bewohner des Ortes wussten, in *Torong-Yauwise* zurückzulassen; doch voll guten Zutrauens zu der makellosen Ehrlichkeit dieser noch unverdorbenen Naturmenschen, überliessen wir unsern Reichthum dem Schutze des in *Torong-Yauwise* bleibenden alten Häuptlings, in der festen Ueberzeugung, dass wir alle unsere Sachen unberührt wiederfinden würden.

Torong-Yauwise, in dem wir so fröhliche und interessante Tage verlebt hatten, liegt unter 4° 16′ N.B. und 60° 18′ W.L.

VI.

Aufbruch von Torong-Yauwise. Berg Tamungkang. Thal des Tapuring. Thal des Tukere. Auftreten der Proteaceen und Ternströmiaceen. Thal des Muyang. Gebiet der Arekunas. Niederlassung Yawangra. Humirida-Gebirge. Elisabetha regia. Uebersteigung des Humirida. Tafelland des Humirida und seine Vegetation. Stromgebiet des Orinoko. Bergthal des Zuappi. Niederlassung Humeseta. Thal des Kukenam. Fall Mariamaru. Niederlassung Barapang. Ruć-imeru. Zuaptipu-Gebirge. Waramatipu und Eramaturu-Gebirge. Fluss Wararite.

Nachdem wir schon einige Tage vorher zwei Indianer vorausgeschickt hatten, die die Bewohner der wenigen Niederlassungen, welche wir wahrscheinlich berühren würden, mit unserer Ankunft bekannt machen und sie veranlassen sollten, soviel Brod als möglich zu backen, kurz, Provisionen herbeizuschaffen, und nachdem wir noch am Abend vor der Abreise das Gepäck abgesondert, das vielleicht noch geholt werden könnte, verliess unsere Caravane, die mit Einschluss der Frauen und Kinder 79 Köpfe zählte, am 19. October mit Anbruch des Tages das Dorf, dessen alter Häuptling mit seinen Weibern uns ein zweitägiges Geleit gab.

Der Weg führte uns anfänglich in nordwestlicher Richtung durch ein wellenförmiges Thal, das nur dann und wann von kleinen Oasen mit einer krüppelhaften Vegetation unterbrochen wurde, aber vollkommen mit scharfen, eckigen Quarz- und Granitfragmenten übersäet war, die uns den Beginn der Reise um so beschwerlicher machten, als die scharfen Kanten der Quarzstücke sogar durch das Leder unserer Schuhe drangen. Eine grosse, thurmähnliche Hütte bezeichnete uns unser freundlicher Wirth von *Torong-Yauwise* als seine frühere Residenz. Eine dichtere Vegetation, etwa 1½ Stunde Weges von uns entfernt, liess uns das Bett eines Flusses vermuthen; — es war das des *Cotinga*, der hier aus N. O. kam. In

Ermangelung eines Fahrzeuges musste der Durchgang zu Fusse erzwungen werden, der uns aber in Folge der Tiefe, der starken Strömung und des durch die runden, losen Kieselsteine unsichern Bodens, wobei uns das Wasser bis unter die Arme ging, erst nach vieler Mühe gelang. Die Indianer mussten das Gepäck auf den Kopf nehmen, die Indianerinnen ihre kleinen Kinder auf die Schultern setzen. Nachdem der letzte das jenseitige Ufer erreicht, setzten wir die Reise mit durchnässten Kleidern in einer mehr nördlichen Richtung auf einem Pfade fort, der uns bald über einen 2—300 Fuss hohen Berg führte, der mit riesenhaften Granit- und Quarzblöcken bedeckt war. Beim Uebersteigen wurden unsere kaum getrockneten Kleider von neuem, diesmal aber von Schweiss durchnässt. Eine der reizendsten Aussichten, auf die sich nach allen Seiten emporthürmenden Berggipfel entschädigte uns reichlich für die überstandene Anstrengung. Das riesige Portal der Gebirgskette, der *Pataghe* und *Morakai*, ragte immer noch in S. über alle dasselbe umgebenden Höhen empor, gegen W., O. und N. aber verschlossen nackte, von aller Vegetation entblösste, schroffe Gebirgsmassen die weitere Fernsicht. Nur in den Thälern zogen sich an der Basis der Berge kleine Waldflächen hin, die an einzelnen Stellen wohl noch in den Einsattelungen der Berge bis zu einer unbedeutenden Höhe emporklimmten. Nachdem wir einsilbig eine Zeitlang auf dem Rücken des Gebirgsgürtels zwischen Steinen und Blöcken hingeschritten, kamen wir an dessen nördlichen Abhang und stiegen an demselben in ein freundliches Thal hinab, das von dem kleinen Fluss *Airopa* bewässert wurde, der sich zwischen dichten Gruppen der Mauritiapalme und eines üppigen Curatella-Gebüsches hinwand. Die schroffen und phantastischen Felsengipfel der das Thal einschliessenden Berge, gaben der Phantasie wieder reiche Nahrung zu allerhand Vergleichungen, was namentlich bei dem sich in N.O. erhebenden *Tamungkang* der Fall war.

Ermattet und erschlafft von der anstrengenden und noch ungewohnten Fusstour, beschlossen wir in dem Thale unsere Zelte aufzuschlagen und hier zu übernachten. In Folge des Mangels der erforderlichen Zeltstangen war der Entschluss aber leichter gefasst als ausgeführt. Kaum waren alle Schwierigkeiten beseitigt, als sich plötzlich, als hätte es nur die Beendigung unserer Arbeit abwarten wollen, ein grauenhaftes Gewitter über uns entlud. Unter einem fürchterlichen Sturmwind verwandelte sich der Tag zur finstern Nacht, die nur dann und wann von den zuckenden und flammenden Blitzen zerrissen wurde, während wir in den krachenden Donnerschlägen nichts anderes als das Zusammenstürzen der uns umgebenden Felsenmassen zu hören glaubten. Dem peitschenden Regengusse konnten unsere Zelte nur einen kurzen Widerstand entgegenstellen. Nachdem sich das Wetter ausgetobt, folgte eine heitere, sternhelle Nacht, die uns aber mit ihrer empfindlichen Temperaturverminderung schon vor Tagesanbruch zur Fortsetzung der Reise antrieb, die

wir das Thal entlang in nordwestlicher Richtung antraten. Im Laufe des Tages überschritten wir das Flüsschen *Marico*, das ein zweites Längenthal bewässerte und sich in den *Tupuring* ergiesst.

Nächst der unzählbaren Menge der Mauritiapalme zogen besonders eine grosse Zahl ungewöhnlich hoher Termitenhügel am Ausgang des Thales unsere Aufmerksamkeit auf sich, von denen mehre 18—20 Fuss Höhe hatten, und in kurzen Spiralwindungen aufgebaut waren. Merkwürdigerweise war bei den Thieren, die sich sonst in nichts von den früher gefundenen unterschieden, jetzt erst, also vier Monate später als auf den Savannen bei *Pirara*, das Schwärmen der Jungen eingetreten, die ihre Brutorte in solcher Menge verlassen hatten, dass, da die Flügel so locker aufsassen, dass sie bei der leisesten Berührung hängen blieben, wir ganz damit bedeckt wurden. Eine weitere Fernsicht das Thal entlang hatte uns bisher die vorgeschobene Basis eines Berges unmöglich gemacht; — diese war jetzt umschritten, und vor uns lag ein dichter üppiger Wald aus Mauritiapalmen, der das ganze Thal ausfüllte. Ein solcher Wald war um so überraschender, als wir den stolzen Baum mit seinen schuppigen, rothgefärbten Früchten bisher nur immer einzeln, höchstens in kleinen Gruppen, auf den sumpfigen Savannenflächen gefunden und bewundert hatten; — in dieser dichten Menge verlor die Palme unendlich viel von ihrem imposanten Aeussern, da die gedrängte Anzahl eigentlich nur ein dunkelgrünes Dach bildete. — Doch wo und wie wir sie auch antrafen, überall ruhte das Auge mit Entzücken auf dem reizenden Baume. Wir bewunderten die Palme mit demselben Enthusiasmus auf dem mächtigen Delta des *Orinoko* und *Essequibo*, auf denen sie an mehren Stellen ihre fächerförmigen Wedel sogar über die sie umgebenden Waldbäume ausbreitete, als da wir ihr auf der mehr als 14,000 □ Miles sich ausbreitenden Savanne begegneten, durch welche sich die Nebenströme der drei mächtigen Flüsse, des *Amazon*, *Orinoko* und *Essequibo* ihren Weg bahnen, und die das classische Terrain bildet, auf welcher Sir Walther Raleigh das El-Dorado vermuthete, und als wir sie am *Roraima* in einer absoluten Höhe von 4000 Fuss über dem Meere antrafen, obschon von Martius in seinem herrlichen Palmenwerk angiebt, dass sie nur bis höchstens 800 Fuss über dem Meere vorkomme. An den sumpfigen Stellen in jener Höhe trat sie uns in derselben überraschenden Vollkommenheit entgegen, wie auf der Savanne des *Rupununi* und *Rio Branco*.

Die ältesten, wie die jüngsten Reisenden in Südamerika, der Jesuit Cumilla in seinem «*Orinoko Ilustrado*», Gili in seiner «*Storia Americana*», Hartsink, Aublet und Alexander von Humboldt beschreiben mit gleichem Enthusiasmus und Entzücken diese herrlichste aller Palmen und zählen den vielfachen Vortheil und Nutzen auf, welchen sie den Eingebornen gewährt. Neigten sich die Indianer

Guiana's zur Anbetung von Idolen, diese Palme, die ihnen fast alles bietet, was ihr Herz verlangt, würde ohne Zweifel der Gegenstand ihrer Anbetung sein.

Der dichte Wald dieses Thales, das ausserdem nur noch ein krüppelhaftes Curatellagebüsch nährte, enthielt Palmen von 100—120 Fuss Höhe. Kaum hatten wir ihn betreten, als auch eine Menge Aexte in Thätigkeit gesetzt wurden; denn der eine unserer Begleiter brauchte neue Sandalen, jener lechzte nach dem Saft, der, wie ich schon bemerkt habe, bedeutend viel Zuckerstoff enthält. Die Versuche, die in der Colonie mit dem Safte angestellt worden sind, haben in Bezug auf die Qualität des gewonnenen Zuckers bedeutend günstigere Resultate, als die herausgestellt, welche man mit dem Safte des *Acer Pseudoplatanus* und *saccharinum* machte. Am wohlschmeckendsten ist jedenfalls der Saft des Blüthenstandes, aus dem man selbst ein Getränk bereitet, das man dem Champagner vergleichen kann. Das Gelüst nach diesem Saft konnten wir freilich nicht stillen, da die Palme eben nur Früchte trug, dafür aber füllten sich die in die gefällten Bäume gehauenen, runden Höhlungen um so schneller mit Saft, der theils mit den Trinkschalen ausgeschöpft, theils auch, indem wir davor niederknieten, unmittelbar ausgetrunken wurde. Das schnelle Ausfliessen des Saftes bewirkten die Indianer besonders dadurch, dass sie das obere Ende des Stammes auf eine etwa einen halben Fuss hohe Unterlage legten, und unter die ganze Länge desselben ein Feuer anzündeten.

Nachdem wir uns hinlänglich gelabt, und die defecten Sandalen durch neue ersetzt waren, folgten wir dem Thal immer noch in einer mehr westlichen Richtung, bis wir gegen Abend am Abhang des Berges *Yawaruima* wieder eine thurmähnliche Hütte fanden, die wir zu unserem Nachtlager erkoren. Sie war noch ziemlich neu, aber unbewohnt. Ihr bedeutender Umfang, die Sauberkeit in der Ausführung, so wie die Gründe, die den Bewohner bewogen haben konnten, sich in dieser unfruchtbaren Bergeinöde anzubauen, erregten unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Wir hatten den Bauherrn mitten unter uns; es war wiederum unser Wirth aus *Torong-Yauwise*, der ausserdem noch einige solcher Hütten im Gebirge sein nannte, ein mit der Bauwuth behafteter Naturmensch, der mehr architektonische Kenntnisse besass, als ich bisher noch unter den Indianern gefunden. Die für die Nacht erwartete Ruhe fanden wir leider nicht, da wir vom ersten Augenblick an, wo wir uns in die Hängematte legten, bis zu dem, wo wir sie wieder verliessen, auf das jämmerlichste von einem blutsaugenden Insect geplagt wurden, dessen wir vergebens habhaft zu werden versuchten. Namentlich schien das Blut der Kopfhaut ein ganz besonderer Leckerbissen für dasselbe zu sein. Die Peiniger lernten wir zwar nicht kennen, trugen aber dafür die Spuren ihrer Thätigkeit, erbsengrosse, hochrothe Flecke, tagelang mit uns herum.

Mit Anbruch des Morgens verliess uns unser alter Häuptling und kehrte mit

seinen Weibern nach *Torong-Yauwise* zurück, während wir unsern Weg immer nach Nordwest das Thal entlang fortsetzten und bald den Fluss *Tupuring* überschritten, der von N. gen W. kam, mit einem dichten Wald der *Mauritia* besäumt war und dem *Zuruma* zuströmte. Vor uns schien das ganze Thal förmlich mit der herrlichen Palme ausgefüllt zu sein. Die freundlichen, genussreichen Stunden des Morgens, in denen sich der Körper und Geist noch rüstig und frisch fühlte, wo Scherz und Laune noch die lange Reihe auf und abeilte, währten leider nur zu kurze Zeit. Die Sonne stieg, der Scherz schwieg nach und nach, die bisher noch ziemlich dichte Reihe lichtete sich immer mehr und mehr, und bald lag ein langer Zwischenraum zwischen dem Vordermann und seinem Hintermann. Verstummte die Unterhaltung, so liess man doch anfänglich noch die Gedanken lustig in der Gegend herumschweifen, die dann beladen mit dieser und jener Neuigkeit heimkehrten und allerhand Gespräche unter einander führten; — doch ermattet und erschöpft legten auch sie sich nieder, wenn die Sonne ihre glühenden Strahlen auf unser Haupt herabschoss. Gedankenlos stiert man dann in die von Hitze glitzernde und zitternde Luft, die von den nackten Bergen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen verwandeln die Thäler in wahre Backöfen, das Athmen wird immer schwerer, der Geist für alles theilnahmslos. So ging es auch heute, denn noch war es nicht Mittag und schon zeigte das Thermometer 108° Fahrenheit im Schatten. Gegen Mittag verliessen wir die geisttödtende Luftschicht des Thales und klimmten an einer von zahllosen Granittrümmern bedeckten Berglehne von etwa 600 Fuss Höhe empor. In N.W. thürmte sich der *Zabang* über unzählige Gebirgsgipfel empor, während sich im N. der lange Gebirgsgürtel *Pawai-irang* und *Pakarawari* hinzog und die eigenthümliche Bildung des *Murapa*, so wie des etwas gegen O. liegenden *Anapuying* unser in der weniger drückenden Hitze des Bergrückens wieder auflebendes Interesse anzog. Theils durch zu Tage tretende Granit- und Quarzriffe und Nadeln, theils durch aufeinander gehäufte Trümmerfragmente verfolgten wir eine Zeitlang den Rücken des Berges, und stiegen dann in das Thal des *Tukere* hinab, das ebenfalls gegen N.W. verlief. Der *Tukere* strömt dem *Tupuring* zu, und wird durch den eben überstiegenen Gürtel von diesem getrennt. Zwischen schlanken Mauritiapalmen und blendend weissen Quarzmassen verfolgten wir den Lauf des krystallhellen Flusses, dessen Bett ebenfalls mit Quarztrümmern überlagert war, die hier freundlich aus dem klaren Wasser empor ragten, dort malerische Cascaden und Stromschnellen bildeten, bis wir ihn kreuzten und am westlichen Ufer vor einem mauergleichen Felsensenabsturz standen, dessen kühler Schatten uns unwiderstehlich zur Ruhe einlud. Nördlich, etwa 6 Miles von unserm Lager entfernt, thürmte sich die noch grandiosere, pyramidenförmige Felsenmasse des *Amboina* auf. Der Ausruf: «*Akui*» (Schlange)! und eine eigenthüm-

liche Bewegung des Wassers in dem Flusse, belehrte uns, dass dieses eben von einer Schlange durchschwommen werde, die, nach der Bewegung zu schliessen, unsern Lagerplatz zur Landungsstelle erwählen zu wollen schien. Doch das voreilige Geschrei der Indianer mochte dem klugen Thiere die ihm drohende Gefahr verrathen haben, denn es wandte sich um, und obschon mehre Indianer nachsprangen, entkam es doch glücklich. Nach der Bewegung und dem Rücken zu schliessen, der mehrmals über das Wasser auftauchte, musste es eine *Boa* von ungewöhnlicher Grösse sein. Ausser einigen kleinern Vögeln, die dann und wann verdrossen durch das kümmerliche *Curatella*-Gebüsch hüpften, hier und da einem einsamen Raubvogel, der sich hoch über uns von der Luft tragen liess, war dies das erste grössere Thier, das wir seit *Torong-Yauwise* antrafen. Selbst nach neuen Pflanzen sah ich mich vergeblich um; die ausser den Mauritiapalmen so kümmerliche Vegetation beschränkte sich auf Arten, die ich ausserhalb der Gebirge in viel üppigerem Wuchse gefunden.

Obschon bei der Fortsetzung unserer Tour die steilen Abfälle aller Uebersteigungsversuche zu spotten schienen, so musste nach Aussage unseres Führers der schroffabstürzende Gebirgsgrat doch überschritten werden. Nach langem, vergeblichem Suchen gelang es endlich, eine besteigbare Stelle aufzufinden, und den Rücken zu erklimmen, dem wir dann in nord gen westlicher Richtung folgten. Stellen und Striche wilder Trümmerverwirrung hatten wir seit wenigen Tagen schon hinlänglich kennen lernen, aber ein solch wildes Chaos, wie wir es hier fanden, war uns bisher doch noch nicht vorgekommen. Für jede eigenthümlich gestaltete Felsenmasse, von denen viele mehre hundert Cubikfuss Inhalt hatten, wussten die Indianer auch einen besondern Namen, eine besondere Legende anzugeben. Merkwürdig war uns namentlich eine dieser Bildungen. Auf einer sich gegen ihr Ende hin abrundenden 16 Fuss perpendikulär zu Tage tretenden Granitmasse, lag ein mehr ovaler Granitblock, den wieder ein etwas kleinerer, runder Felsen krönte. Hätten die Steine durch Menschenhände auf einander gethürmt werden können, wir hätten dies annehmen müssen. Das Ganze erhob sich etwas mehr als 20 Fuss über die eigentliche Gebirgsfirste. Wohin sich von dieser Höhe das Auge wendete, überall begegnete es den sonderbarsten, groteskesten Felsengürteln, Felsenhöhen, Felsenriffen. Ausser den schon bekannten und angeführten, waren es besonders in N.N. W. die beiden Gipfel des *Pirocaima* und *Camana*, die uns wieder in ganz absonderlichen Formen entgegentraten. In fast jeder Einsattelung des Rückens eilte ein lustig tanzender Giessbach dem steilen Absturz zu, um sich in mächtigem Sprunge in den Hauptstrom zu begraben. An den Ufern eines dieser Flüsschen, das wir während des Nachmittags überschritten, traten wieder Gesträuchgruppen an den steinigen Ufern auf, ein Anblick, der in der vegetationsarmen Gegend, durch die

uns der Weg seit gestern führte, um so seltener geworden. Die Freude wurde ausserdem durch die das Gebüsch bedeckenden, noch nie gesehenen Blüthenformen erhöht. Sie gehörten der Familie der *Proteaceen* und *Ternstroemiaceen* an, und waren die ersten Repräsentanten der so interessanten Gattung *Rhopala* und *Ternströmia*. Fast betäubend war der vanillenartige Geruch der *Rhopala complicata (Humb. Bonp.)*, welcher, wie ich noch später Gelegenheit zu bemerken hatte, fast allen Species dieser interessanten Gattung eigen ist. Die Meereshöhe, in der ich diese Pflanzen fand, betrug 12—1600 Fuss. Obschon ich die *Rhopala nitida (Rudge)* später auch in der Umgebung *Pirara's* entdeckte, so fand ich jene doch nur immer auf steinigen, mit Conglomerat bedeckten Höhen und Abhängen des wellenförmigen Bodens der Savanne zwischen *Curatella*-Bäumen. Die beiden Species *nitida* und *complicata* treten nur in der Savanne isolirt, nie in den Oasen oder Ufersäumen auf. Die *Ternströmia* ergab sich als eine neue Species: *Ternströmia rubicunda (Klotzsch)*. Kleine Bäume einer *Humiriacee*, und Gebüsch der eigenthümlichen, wohlriechenden *Antonia pilosa (Hook.)* wechselten mit den erwähnten Pflanzen ab und bildeten einen herrlichen Saum das Ufer entlang. Eine waldige Oase, durch die eins dieser Gebirgsflüsschen seinen Lauf nahm, lud uns zum Nachtlager ein; — eine Einladung, der ich um so freudiger folgte, als sich mir unerwartet in seiner ausgedehnten Vegetationsumsäumung mehre neue Formen zeigten. Dahin gehörte *Hyptis membranacea (Benth.)* mit ihren zarten, hellblauen Lippenblüthen und ihrem grünen Kelch, die, je nach dem die Lichtstrahlen auf sie fielen, von Grün durch Weiss in das Blassrothe wechselten. Die Blätter dieses herrlichen Baumes, dessen Höhe zwischen 30 und 40 Fuss wechselte, besassen einen stark aromatischen Geruch. Sein Holz ist ungemein hart, so auch die Rinde. Es ist ohne Zweifel die grösste baumartige Species unter der Familie der *Labiatae*, die in Guiana vorkommt. Herr Gardner, der bekannte englische botanische Reisende, fand diese *Labiata* innerhalb des Diamantendistricts in der Provinz *Minas Geraes*, in der Nähe der *Cidado do Serro* als einen der gewöhnlichsten Bäume; er scheint daher über einen grossen Theil von Südamerika verbreitet zu sein, aber nur in einer gewissen Meereshöhe aufzutreten. Ausserdem entdeckte ich an dem Ufer noch eine neue Species *Swartzia* und *Rhopala*; — erstere ist als *Swartzia capparoides (Klotzsch)*, letztere, die jedoch nur als hoher, schlanker Baum am Ufer auftrat, dessen Blüthen die Luft mit ihrem starken Vanillengeruch erfüllten, als *Rhopala suaveolens (Klotzsch)* beschrieben worden.

Als ich nach dieser botanischen Revision zu unserm Lagerplatz zurückkehrte, wusste ich anfänglich gar nicht, was ich aus den niedergeschlagenen, traurigen Blicken unserer Begleiter machen sollte; — die Vorräthe waren so gut wie geleert, die gestern schon um mehr als auf die Hälfte reducirten Rationen hatten heute noch

namhaft geschmälert werden müssen, damit für den morgenden Tag, an welchem wir eine *Arekuna*-Niederlassung antreffen sollten, wenigstens etwas bliebe. Die Nacht war ziemlich kühl, das Thermometer zeigte um 6 Uhr nur 77° Fahrenheit.

Mit Sonnenaufgang setzten wir unsre Reise durch das kurze, vom Thau durchnässte, gelbliche Gras und zwischen Quarz- und Granitblöcken fort. Der Gipfel des *Pirocaima* lag jetzt 2—3 Miles nördlich vor uns. Eine kümmerliche Vegetation zog sich bis ungefähr zu dem Viertel seiner Höhe empor; — von da an starrte uns nur der kahle Felsen entgegen. Die empfindliche Kälte hiess uns wacker zuschreiten; da wurden unsere Schritte am Abhange des Berggürtels durch den Blick auf ein breites Thal gefesselt, das sich zu unsern Füssen ausbreitete. War es Sinnentäuschung, war es Zauberei, die in diese Steinöde ein reizendes Paradies versetzt hatte? Noch ruhte ein langsam und gleichmässig wogendes Nebelmeer auf der Thalsohle und hatte sich hin und wieder auf die üppigen Baumwipfel und die niedern Hügelgipfel in ringförmigen Schichten gelagert, während andere, schon befreit von dem neidischen Schleier, gleich Inseln über der weissen, wolligen Fläche hervorragten. Jeder Blick liess uns neue Wunder anstaunen. Statt der bisherigen schroffen, spitzen, zerrissenen Gipfel und Pics erhob sich von N.O. gegen W. ein oben tafelförmig abgeflachter Gebirgsgürtel, auf dem eine 3—400 Fuss hoher, senkrechter Kamm oder Steinwall aufsass, welchen abermals eine mächtige, ebene Erdschicht deckte, weit über das Nebelmeer, und schien das Zauberthal zu schliessen; — es war das Sandsteingebirge *Humirida*. Sprachlos vor Entzücken schauten wir in das reizende, wellenförmige Thal hinab und über das Nebelmeer hin, das mit jedem Augenblick durchsichtiger wurde, aus dem immer lieblichere Vegetationsparthien in dem verschiedensten Colorit auftauchten. Grosse, saftige, grüne Flächen wurden sichtbar, zwischen denen sich wieder breite, gelbe Streifen hinzogen, die mich und meinen Bruder lebhaft an das Frühlingskleid der heimathlichen goldenen Aue erinnerten. Die blüthenreiche *Cassia polystachya* war hier zum üppigen Waldbaum geworden und hatte an einzelnen Stellen alle übrigen Bäume verdrängt. In W. und S.W. haftete das trunkene Auge auf den Bergen *Warangkaiong* und *Arawayang*, bis der Horizont in blauer Ferne durch das *Sarau-rayeng*-Gebirge geschlossen wurde. Endlich war auch die letzte florartige Decke verschwunden, und gleich silbernen Bändern schlängelte sich der *Muyang* mit seinen Nebenflüsschen durch die üppige Fülle, um seine Wasser dem *Zuruma* zuzuführen.

Noch einen Blick auf die Stätten des wilden Aufruhrs entfesselter Naturkräfte zurückwerfend, stiegen wir jetzt in das liebliche Thal hinab, das uns die vom Thau benässten und dadurch glatten Quarz- und Granitblöcke erst nach mühsamem Kampfe erreichen liessen, und in dem wir uns nicht mehr innerhalb der Gebirge, sondern

an den üppigsten Plätzen der Küste zu befinden wähnten. Wir wandten uns gegen W. Eine waldige Oase, die ein kleiner Nebenfluss des *Muyang* durchrieselte, und in die wir eintraten, wurde von riesigen Waldbäumen, stolzen Palmen, üppigen *Heliconien* und Farrn gebildet. Als wir sie durchschritten, wandten wir uns gegen S.W. und stiegen eine Wellenhöhe hinan, an welcher ein Erdsturz von etwa 20 Fuss Tiefe, in der die umgestürzten Bäume in wilder Verwirrung über und durcheinander lagen, unsere Schritte hemmte. Wir umgingen die weite Strecke und erreichten darauf die Anhöhe, von der wir auf einem Ausläufer des *Poaghepping* mehre Indianer stehen sahen, die uns als *Arekunas* bezeichnet wurden. Sobald sie bemerkten, dass wir uns ihnen näherten, verliessen sie die Höhe und eilten den Abhang in das Thal hinab. Nachdem wir uns mehr nach Norden gewendet, stiegen wir in einer Schlucht des *Poaghepping* wieder thalabwärts, und vor uns lag auf einer freundlichen lieblichen Ebene eine grosse Hütte, die ersehnte *Arekuna*-Niederlassung. Wir hatten unsern Fuss in das Gebiet der *Arekunas* gesetzt, eines Stammes, der, wie es scheint, früher das Flussgebiet des *Uaupes* bewohnte, und den Monteiro und Ribeiro als Cannibalen schildern. Jetzt hat er die Gebirge und Savannen der Quellen des *Caroni*, *Cuyuni* und *Mazaruni* inne, und gehört zu den in ihrer Bevölkerung zahlreichsten Stämmen Guiana's; auf britischem Gebiete leben etwa 500 Seelen. Bevor wir die Hütte, vor der eine Menge rother Gestalten standen, erreichten, mussten wir erst noch einen Nebenfluss des *Muyang* durchwaten.

Dass uns die Bewohner heute erwartet hatten, konnten wir sowohl aus den ausgestellten Wachen, als auch aus ihrer sorgfältigen Toilette schliessen. Der ganze Körper, mit Einschluss der Haare, war mit Arnatto roth gefärbt, das Gesicht dagegen mit *Caraveru*, — so nennen fast alle Stämme Guiana's die aus der *Bignonia Chica* gewonnene Farbe — in Strichen und Punkten bemalt. Von dem fast ganz erblindeten Häuptling wurden wir mit einer langen, salbungsreichen Rede, von der wir durch unsere Dolmetscher nur so viel erfuhren, dass wir weder Brod noch Fleisch, höchstens einige Pisangs, Yams und etwas Zuckerrohr bekommen könnten, freundlich und herzlich bewillkommt.

Der Gesichtsausdruck der *Arekunas* hatte etwas viel Kriegerischeres, als der der *Macusis;* ihre Gestalt war kräftiger, robuster, wenn auch nicht grösser; die Hautfarbe die dunkelste, die ich noch gesehen. In dem durchbohrten Septum der Nase trugen sie viertelfusslange, mit Malerei und allerhand künstlichem Schnitzwerk verzierte Bambusstäbchen, eben so in den durchstochenen Ohrläppchen; mehre sogar auch noch in der durchbohrten Unterlippe. Bei einigen ersetzten in den Ohrläppchen kleine Vogelköpfe die Stelle der Stäbchen. Der Hüftgürtel bestand aus Menschenhaaren; den Hals schmückten Ketten aus den Hauern der *Pekaris* oder den Eckzähnen von Affen, an denen lange Schnüre mit Quasten von Vogelbälgen

oder roh ausgestopfter Eichhörnchen den Rücken hinabhingen. Von den Frauen und Mädchen bekamen wir eigentlich wenig oder gar nichts zu sehen, da diese sich nicht aus ihren Verstecken hervorwagten, und uns aus respectvoller Entfernung anstaunten. Auch sie hatten den ganzen Körper mit *Arnatto* bemalt. Ihre Halsbänder bestanden aus den Nagezähnen des *Aguti*, der *Laba*, oder den Eckzähnen der Affen. Von den Mundwinkeln bis zu den Ohren waren sie stark tättowirt. Das lange, schwarze Haar trugen sie sorgfältig geflochten, im Nacken zu einem Knäuel vereinigt. Dies war die Toilette der sonst proportionirten weiblichen Gestalten. Die Niederlassung zählte 23 Köpfe, von denen der grösste Theil an bösartigen Augenübeln litt; zwei der Bewohner waren ganz blind, und der Häuptling nicht weit davon. Die Blinden wollten uns wenigstens fühlen und liessen sich daher zu uns führen, um uns die Hand zu drücken; die Augen waren weniger entzündet, dagegen aber mit einem weissen Fell überzogen Diese Krankheitssymptome überraschten uns um so mehr, als wir sie seit den *Warraus* nie wieder so allgemein herrschend gefunden hatten.

Die Sprache der *Arekunas* scheint nur dialektisch von der der *Macusis* abzuweichen. Beide Stämme verstanden sich gegenseitig vollkommen.

Unsere beiden vorausgeeilten Indianer hatten die Hütte bereits am Morgen wieder verlassen, und die Provisionen, die die Bewohner entbehren konnten, einige Bündel Pisangs, ein Paar Körbe mit Yams und etwas Zuckerrohr, vor die Hütte gelegt. Die Versicherung des alten Häuptlings, dass wir in allen Niederlassungen, die wir noch bis zum *Roraima* anträfen, eben so wenig finden würden, als bei ihnen, schlug uns mehr nieder, als die getäuschte Hoffnung auf ein heutiges, reichliches Mahl. In Folge des schon erwähnten Familienkriegs hatte sich ein grosser Theil der *Arekunas* weiter westlich gezogen; die Provisionsfelder aber waren von den Siegern theils zerstört worden, theils wegen des Krieges unbebaut liegen geblieben. Wild hatten wir bisher in dem freundlichen Thale eben so wenig, wie auf den felsigen Höhen gesehen, und die fingerlangen Fischchen in den Flüssen, durchgängig der Gattung *Hypostoma* angehörig, hätten zu Tausenden gefangen werden müssen, wenn sich mehr als 70 hungrige Magen daran hätten sättigen sollen. Vegetabilien blieben unser einziger Trost.

Nach diesen traurigen Erfahrungen konnte unser Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein, und nachdem wir das Anerbieten zweier junger Männer, uns nach dem *Roraima* zu begleiten, bereitwillig angenommen, obschon wir dadurch zwei hungrige Magen mehr zählten, auch ein paar alte Mütterchen sich ein Herz gefasst, und uns drei Cassadakuchen, einige geröstete Maiskörner und mehre Calabasche mit *Kasiri* gebracht, welche letztere wir gern unsern Indianern überliessen, verliessen wir die Niederlassung *Yawangra* niedergeschlagener, als wir auf sie zugeilt waren.

Nach Verlauf einiger Stunden sollten wir wieder auf eine Niederlassung stossen, in der wir aber eben so wenig Nahrung finden würden.

Dem westlichen Laufe des *Muyang*-Thales folgend, in welchem der Fluss auch seine Quelle hat, betraten wir bald darauf eine dichte Oase, aus der wir wieder auf freie Savannenflächen kamen. Die Sandsteinkette des *Humirida* bildete in einer Entfernung von 5 Miles die nördliche Begrenzung des Thales. Die grünen Flächen, hin und wieder von hochgelben Strecken der blühenden *Cassia polystachya* unterbrochen, zogen sich dicht bis zur Hälfte des Berges empor, wo sie in den Vertiefungen in schmalen Streifen bis zu dem perpendikulären Sandsteinwall verliefen. Eine der umfangreichsten Oasen, die wir durchschritten, bestand fast nur aus Palmen und *Musaceen*, welche letztere namentlich durch den Farbenschmelz ihrer grossen Blüthenscheiden, einen lieblichen Farbenwechsel durch die dunkelgrüne Belaubung streuten. Unter den ersteren zeichneten sich besonders durch ihre auffallende Ueppigkeit im Wuchs und Wedelbildung, die *Iriartea exorrhiza* und *ventricosa*, *Martinezia caryotaefolia (Humb. Bonp.)* und mehre Species der niedlichen *Geonoma* aus. Auch *Ravenala* und *Phenacospermum* trat in einer Vollkommenheit auf, wie wir sie nur in den Thälern des *Tuarutu*- und *Ossotschuni*-Gebirges gefunden. Farrnkräuter, namentlich den Gattungen *Adiantum*, *Schizaea*, *Aneimia*, *Mertensia*, *Hymenophyllum*, *Polypodium* und *Acrostichum* angehörend, bedeckten den Boden und die alternden Stämme der Laubbäume. Der Boden zeigte dieselben Bestandtheile wie die Thäler des *Tuarutu*- und *Ossotschuni*-Gebirges, einen steifen Lehm mit Sand vermischt.

Nachdem wir in der üppigen Oase lange bergan gestiegen waren, führte uns der Pfad in eine tiefe Schlucht hinab, in der ein kleiner Fluss in wilden Sprüngen und unter dumpfem Getöse dem *Muyang* zu eilte. Nach langem Suchen fanden wir endlich eine seichte Stelle, wo wir den Strom kreuzen konnten, labten uns zuvor an seinem kühlen, klaren Wasser, das mit einem dichten Saume von *Trichomanes*-Arten eingefasst war, und klimmten dann an der jenseitigen Höhe wieder empor, wo uns, nachdem wir noch eine Zeitlang im Walde fortgeschritten, eine freie, offene wellenförmige Savanne aufnahm, die unter sanfter Senkung abermals bergab führte. Westlich von uns lagen auf einer kleinen Anhöhe die uns verkündeten Hütten, nach denen wir unsere Schritte richteten. Südlich von der Niederlassung thürmte sich der Berg *Arawayang* aus dichten Waldungen auf. Kein menschliches Wesen liess sich in der Nähe der Hütten sehen, und schon glaubten wir, sie seien unbewohnt, als wir bei unserem Eintritt in das Dorf vor einer der Hütten einen jungen Indianer stehen sahen, der uns mit einer langen, salbungsreichen Anrede empfing, die mit den Worten: *Hure Macusi* (ich bin ein Macusi)« begann. Ein solches Rednertalent, ein solcher Redefluss war mir noch nie vorgekommen; selbst in den

Versammlungen der Alten konnte ich ihm keinen zur Seite stellen, der ihm den Lorbeer der Beredsamkeit streitig gemacht hätte. In dem blühendsten Redeschmuck theilte er uns ungefähr mit, dass er das, was wir wünschten, Cassadabrod u. s. w. nicht besitze, dass ihm selbst Mais fehle und er sich mit seiner Familie von den Früchten des Waldes nähren müsse, und nur Wasser trinken könne, wie die Thiere. Seine Hütte, in welche wir unsere Hängematte schlingen, der nahe Fluss *Muyang*, in dem wir Wasser schöpfen könnten, wären Ein und Alles, was er zu bieten vermöge. So gern er dieses gäbe, eben so sehr wünsche er auch, dass wir auf unserer Reise nach dem *Roraima*, dass mein Bruder von da nach dem *Cuyuni* und *Georgetown*, sowie die übrigen *Paranaghieris*, die nach *Pirara* zurückkehrten, keine Niederlassung mehr finden möchten, in der ihnen nicht mehr geboten werden könnte, als in seinen Kräften stände. Unsere vorausgesandten Indianer hatten ihm unsere Pläne mitgetheilt und er wusste die erhaltene Kunde gar trefflich zu verarbeiten und zu benutzen. Nachdem er sich wohl eine halbe Stunde in den bilderreichsten, kühnsten Bildern ergangen, schloss er seinen Sermon und schüttelte uns die Hand. Die Behauptung, dass die Indianer Südamerika's die Gabe der Rede nicht besässen, habe ich wenigstens bei den Stämmen Guiana's keineswegs bestätigt gefunden, sondern in ihren Versammlungen vielmehr Reden gehört, die nicht allein in Bezug auf kühne, meist überraschende und schlagende Bilder, sondern auch in Rücksicht des gesunden Menschenverstandes, der den Kern derselben bildete, weit über der grössten Zahl unserer deutschen Stegreifredner standen; und doch wurde mir der Inhalt erst durch den Mund eines zweiten vermittelt. Durch die offene Thür der Hütte, vor welcher uns der Chrysostomus empfangen, sahen wir die übrigen Bewohner des Dorfes versammelt, die nach Beendigung der Rede ebenfalls heraustraten und uns bewillkommten; der grösste Theil der Männer befand sich auf Reisen. Ausser einigen Haufen Palmenfrüchten, war keine Spur eines andern Nahrungsmittels zu entdecken. Unseres Bleibens war daher hier eben so wenig, als in *Yawangra*, namentlich, da uns unser Wirth im Laufe des Gesprächs versicherte, dass wir noch vor Sonnenuntergang eine Hütte erreichen könnten, deren Bewohner eine reichliche Maisernte gehabt hätten.

Unaufgefordert schloss sich unser Chrysostomus mit Weib und Kindern der Karavane an; sein Schwiegervater, ein *Arekuna*, bei dem er sich niedergelassen, blieb zurück.

So schwer unsern matten Füssen auch die Fortsetzung der Reise wurde, so mussten sie sich doch in ihr Schicksal ergeben; die Forderungen des Magens waren zu heftig. Schweigend und verdrossen ging es gegen Nordwest über eine Menge Nebenflüsschen des *Muyang*, durch waldige Oasen und über grüne Savannenflächen. In der Oase belästigte unsere Nasen heute vielfach ein starker, zwiebelartiger

Geruch, der nach der Aussage der Indianer von einer Schlingpflanze herrühren sollte, die uns aber botanisch nicht bekannt wurde. Nach dem uns häufig treffenden Moschusgeruch, welchen die Indianer einer Schlange, die den Pfad gekreuzt, zuschrieben, musste diese Oase ziemlich schlangenreich sein.

Unsere Reihe hatte sich lange nicht so durchbrochen gezeigt, wie heute. Gleich einem gesprengten Heerhaufen zogen wir unserem Sammelplatze zu. Da es Pflicht der Führer war, bei jedem Kreuzweg die falschen Pfade mit abgebrochenen Zweigen zu verlegen, um die Nachzügler vor dem Abirren zu bewahren, zu denen wir Europäer, sowie die Bewohner *Pirara's* und *Torong-Yauwise's*, die noch weit hinter uns zurück waren, heute sammt und sonders gehörten, so mussten wir uns um so mehr wundern, als wir bei dem ersten derartigen Doppelwege ankamen, und diese Vorsicht vernachlässigt fanden. Wo nun hin? Auf unser Rufen erhielten wir keine Antwort, all unser Suchen nach einem Zeichen half uns nichts; im guten Vertrauen, den richtigen Weg gefunden zu haben, schlichen wir vorwärts, um nach langer Zeit das Ende desselben in einem grossen, noch nicht zur Reife gediehenen Cassadafelde zu erreichen. Wir hatten unsere Füsse über eine Stunde vergebens angestrengt und mussten wieder umkehren. Noch ehe wir den alten Weg erreicht hatten, tönte auch schon der helle Ruf der nachlässigen Führer durch den Wald, die, nachdem sie aus diesem herausgetreten, und niemand von uns hatten folgen sehen, erst ihre Nachlässigkeit inne wurden und nun ebenfalls zurückgeeilt waren, um uns aufzusuchen.

Mit der scheidenden Sonne befanden wir uns in der Nähe des westlichen Ausläufers des *Humirida*-Gebirges, dessen von der Sonne vergoldeter Wall hier bedeutend an Höhe abgenommen hatte, und hiessen die ersehnte Hütte herzlich willkommen. Unsere Blicke mussten unsere Wünsche ziemlich deutlich aussprechen, denn ehe wir diesen Worte gegeben, wurde uns auch schon versichert, dass wir ausser Mais und einigen Pisangs nichts Essbares bekommen könnten. Den ersteren hatten sie uns auch bereits geröstet; besonders reichlich aber war für *Kasiri* gesorgt worden.

Der heutige und der gestrige Marsch mit leerem Magen hatte uns so angegriffen, dass uns ein Ruhetag nöthig, wozu wir auch den morgenden Sonntag bestimmten. Eine freundliche Stelle unmittelbar an der Basis des *Humirida* und am Ufer eines malerischen Giessbaches, der von der geneigten Fläche des Gebirges herabströmte, bot uns eine günstige Lagerstelle. Nach der astronomischen Beobachtung, die des Nachts genommen werden konnte, lag unser Lager unter 4° 30′ Norderbreite, wonach wir uns jetzt 106 Miles von Pirara entfernt befanden.

Seitdem wir *Torong-Yauwise* verlassen, hatten sich fast regelmässig gegen Untergang der Sonne hin die Wolken unter einem wilden Gewittersturme entladen,

worauf durchgängig eine klare, sternenhelle Nacht folgte. Auch heute trat dieses Phänomen ein und verwandelte unsern nachbarlichen Giessbach im Verlauf von kurzer Zeit zum reissenden, wildtobenden Strome, der seinen eigenthümlichen Charakter aber eben so schnell wieder annahm, wie er ihn verloren hatte.

Mit Tagesanbruch eilte alles bewaffnet mit Flinten, Pfeil und Bogen hinaus in die Oasen, nach der Savanne und auf die Berge, um wo möglich den Sonntagstisch mit etwas mehr als gerösteten Maiskörnern besetzen zu können. In Begleitung einiger Knaben aus der Niederlassung *Torong-Yauwise,* die ich mir durch einige kleine Geschenke willig gemacht, denn einen Erwachsenen mochte ich nicht gern von dem Jagdzuge abhalten, erstieg ich den Bergabhang. Meine Hoffnungen auf eine reiche botanische Ausbeute wurden nicht getäuscht, die Schweisstropfen, die mir das Ueberklettern der zahllosen zu Tage tretenden Sandsteinmassen auspresste, reichlich belohnt. Schon auf ihnen fand ich ein niedliches, mir bisher unbekanntes *Epidendrum* mit rosa und weissgefleckten Blüthen, riesige *Tillandsien* und *Cacteen,* und bald sollte mir eine noch grössere Freude zu Theil werden. — Ich mochte ungefähr 500 Fuss über der Savanne an dem Saume der Waldung, die sich bis zur Hälfte des Berges hinan zog, emporgestiegen sein, als ich aus ihr den riesig schlanken Stamm mit blüthenüberladener Krone der *Elisabetha regia (Schomb.)* emporragen sah, die mein Bruder auf seiner ersten Reise entdeckte. Der Baum gehört unbestritten zu den grössten Zierden der Tropen und bildet den lieblichsten Repräsentanten der *Amherstieae,* das Verbindungsglied zwischen der *Brownea,* der Rose Guiana's und *Desfontaines Heterostemon*; die zweite Species, *Elisabetha coccinea,* fand mein Bruder auf derselben Reise.

Bald hatte ich mich mit meinen Begleitern durch das Gebüsch nach dem Stamme hin gedrängt, fand aber, dass derselbe für mich unersteiglich war, ja selbst der eine meiner kleinen kupferfarbenen Knaben, der in Folge seines Klettertalentes den Namen Matzira (Tigerkatze) führte, sah wechselweise mit begehrlichen Blicken das Messer, das ich ihm als Lohn für einige Blüthenzweige hinhielt, und mit klugüberschauenden Augen die Höhe des Stammes an, schüttelte dann aber doch niedergeschlagen den Kopf. Es war das erste und letztemal, dass ich diesen reizenden Baum traf. Neben seinem Stamme hüpfte plätschernd und murmelnd unter üppigen Farrn, besonders *Trichomanes-* und *Polypodium*-Arten und strotzenden Moosen ein geschwätziger Bach der Ebene zu, an dessen Ufer ich mich in Besitz einer schöngezeichneten Kröte, wahrscheinlich einer Varietät von *Dendrobates tinctorius (Wagl.)* setzte. Die dunkelschwarze Grundfarbe des Kopfes, des Rückens und der Füsse, wurde von einer Menge unregelmässiger, gelber Streifen unterbrochen.

Nach meiner Rückkehr in das Lager trafen auch die Jäger einer nach dem

andern missmüthig und mit leeren Händen wieder ein. Einige Pfefferfresser, die ich beim ersten Anblick für *Ramphastos vitellinus* hielt, waren die einzige Ausbeute des Jagdzuges. Die eigenthümliche Färbung des Schnabels, in der er dem *Ramphastos erythrorhynchos* ziemlich ähnelte, stellte ihn als *Ramphastos dicolorus (Lin. Jardin et Selby)* heraus.

Den folgenden Morgen sollte die Sandsteinkette überstiegen werden; der kühle Morgen mochte wohl die passende Zeit dazu sein. Da Sororeng's Frau in der Kürze ihrer Niederkunft entgegen sehen musste, so vermochten wir ihn, sie bis zu unserer Rückkehr hier zurückzulassen, wozu er erst nach langem Zögern seine Zustimmung gab.

Die ersten Strahlen der Morgensonne des 24. Octobers fanden unsere Colonne, die sich noch um mehre Köpfe aus der Niederlassung vermehrt hatte, bereits in raschem Marsche, das Thal immer noch gegen Westen verfolgend. Nachdem wir der Basis des *Humirida* entlang gegangen, und einen kleinen Zufluss des *Muyang* durchschritten, gelangten wir zu der Stelle, die uns als Uebergangspunkt über das Gebirge bezeichnet wurde.

So unbegreiflich uns das Ersteigen des senkrechten Sandsteinwalles des *Humirida* auch erschien, so versicherten uns doch einige unserer Führer, die den Weg schon einigemal zurükgelegt, dass dies, wenn auch etwas schwierig, doch möglich sei. Das von der Basis bis zum Gipfel von allen Bäumen leere, an seinem Abhange vielfach zerklüftete, und nur hier und da mit niederen Gesträuchgruppen bedeckte Gebirge, zeigte mehr gegen Westen hin die üppigsten Waldungen, und stieg hier zu einer Höhe von mehr als 2000 Fuss über der Ebene auf. Das Wagestück wurde angetreten. Zwischen und über colossale Sandsteinfelsen ging es die Höhe hinan; nach Verlauf einer Stunde hatten wir noch nicht die Hälfte erreicht, wohl aber unsere Kräfte erschöpft; die keuchende Brust, die zitternden Knie verlangten Minute um Minute wenigstens augenblickliche Ruhe, und die sengenden Strahlen der Sonne, denen wir ungeschützt ausgesetzt waren, sogen das Restchen Kraft vollends aus. Es sah in der That erbärmlich mit uns aus, und doch hatten wir Europäer weiter nichts als unsern Stock in der Hand, während die Indianer, vermittelst eines breiten Bandes mit der Stirn ihre Lasten tragend, mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit über die Steinmassen klimmten, wiewohl der Schweiss in Strömen von ihrem Körper herabfloss, als wären diese ebener Boden und die sengende Sonne kühlender Schatten. Gleich einer Schlange wand sich unsere lange Reihe den steilen Bergabhang empor, und der Auf- und Rückblick war so eigenthümlicher Art, dass er uns selbst in dem ermatteten Zustand bei unseren häufigen Ruhepunkten zu fesseln vermochte. Nach einem mehrstündigen Steigen war endlich der etwa 500 Fuss hohe Sandsteinwall erreicht. Seine Besteigung

auf dem von den Indianern erzwungenen, gefährlichen Wege jetzt zu beginnen, hätte für uns zu den Unmöglichkeiten gehört; die geflohenen Kräfte mussten zuvor mindestens theilweis wieder gesammelt werden. Eine Menge Moose und Flechten belebten das düstere Gestein wenigstens etwas, während seine Spalten und Klüfte von mehren Orchideen, namentlich *Epidendrum*, und einem kleinen, den *Piperaceen* angehörigen Gesträuche gefüllt waren, deren Wurzeln den Felsen förmlich mit einem Netzwerk umgarnt hatten, mit dessen Hülfe wir in den eingehauenen Vertiefungen an der Masse emporklimmen sollten. Die Möglichkeit des Uebersteigens war durch dieses Wurzelnetz allerdings gegeben, und doch hing dieselbe einzig und allein von einem unerschrockenen Muthe, dem vollkommenen und freien Gebrauche der Hände, der genauen Untersuchung der Festigkeit der Wurzeln und des vorspringenden Gesteins in der verwitterten und morschen Sandsteinwand ab, bevor man beiden die Last des Körpers anvertrauen durfte. Ein Abrutschen der Füsse, bevor die Hand den Haltpunkt, den die Wurzeln oder jene Vertiefungen boten, ein Verlieren des Gleichgewichts, das Abreissen einer Wurzel, hätte nicht allein den grausenhaften Sturz des einen Unglücklichen bedingt, sondern wahrscheinlich eine grosse Zahl seiner Nachfolger mit in das Verderben hinabgezogen. Das Wagestück wurde begonnen. Wir Europäer schlossen uns unmittelbar den Führern an. Im Zickzack kletterte die Reihe, in bestimmten Zwischenräumen einer dem andern folgend, und sich von Absatz zu Aabsatz schwingend, an der Wand empor. Der erste Blick in die Tiefe machte mich schaudern; — wie die Ameisen klimmten die braunen Gestalten an dem Felsen auf, und der Gedanke, dass jetzt eins der Stirnbänder reissen, dass die Last von dem einzigen Haltepunkte, der Stirn, abgleiten und die Nachfolgenden mit hinabreissen könnte, schloss mir die Augen und liess mich den Rückblick nicht wieder wagen. Kein Laut unterbrach die tiefe Stille, die nur dann und wann von dem Sturze abbröckelnden Gesteins unterbrochen wurde. Meine Vordermänner hatten die Firste erreicht, jetzt schwang auch ich mich tief aufathmend auf die sichere Fläche, warf noch einen Blick an der steilen Wand abwärts, um das Auge abermals zu schliessen und hinweg zu eilen, denn jeden Augenblick glaubte ich den Todesschrei eines Hinabstürzenden hören zu müssen! So wie einer der Aufklimmenden dis Firste erreicht, brach er, wie die hier schon Angekommenen, in ein helles Triumphgeschrei aus. Nach Verlauf von drei Stunden hatte endlich auch der letzte den sichern Kamm erklimmt, und nun erst athmete die geängstigte Brust frei auf und das Auge konnte in stummem Entzücken das reizende Panorama, welches sich unter und neben uns ausbreitete, in seiner ganzen, unendlich reichen Fülle in sich aufnehmen. Wir hatten bei unserem Eintritt in das Thal des *Muyang* in der tiefsten Tiefe des Herzens über das wundervolle Landschaftsbild gejubelt; — hier trat uns dasselbe,

und doch wieder ein anderes entgegen! Soll ich sagen ein reizenderes? — ich weiss es nicht; — Vergleichungen schloss die Zaubermacht des Augenblicks aus! In feierlicher Stille einer jungfräulichen Natur breitete sich zu unsern Füssen das von einer Menge üppiger Oasen überstreute Thal des *Muyang* aus, vergebens aber suchte das Auge das Dach der Hütte, die wir vor einigen Stunden verlassen, die Fülle der Natur hatte das Werk der Menschen in sich begraben. Kein Zeichen eines regen Lebens, kein Lärmen schaffender Menschenhände störte den tiefen, ernsten Frieden, in welchem die Natur stolz zu uns heraufblickte, und in uns alle einzog. Nach S., O. und W. verschmolzen unabsehbare Bergketten zu der Oberfläche eines grünen, wogenbewegten Meeres; nur in S.O. und im fernen W. ragten die düstern, kahlen Felsenmassen des *Mairari* und in S.W. der eigenthümliche, thurmähnliche *Mareppa-Emba*, der letztere in einer Höhe von 3500 Fuss, über dieses Vegetationsmeer empor, über das sich, etwas weiter gegen W. der *Erimitepu*, in W. gen S. aber die *Ucaraima*-Kette erhob. Nach dem Höhenbarometer befanden wir uns 3690 Fuss über dem Meere. Die Felsenwand war noch keineswegs der Gipfel des *Humirida*, dieser war noch zu ersteigen, bevor wir den Blick auch frei gegen Norden schweifen lassen konnten.

Schien es doch, als wenn der uns kühlumwehende, reine Luftstrom neue Kräfte gebracht, so wunderbar schnell fühlten wir uns wieder zur Fortsetzung der Reise gestärkt. Zwischen den Ritzen der Sandsteinschichten sprossten mehre *Orchideen*, namentlich jene beiden Species *Epidendrum* und ein schönes *Odontoglossum* hervor, zu denen sich auch eine kleine, mit schilfartigen Blättern ausgestattete Orchide gesellt hatte, die sich aber leider nicht mehr in Blüthe befand. Ausser diesen Orchideen hatte sich auch die mit rosa Blüthen bedeckte *Marcetia taxifolia (Dec.)* die Ritzen und Spalten zum Standort erwählt, eine Pflanze, die ich hier zum erstenmal sah, und in der ich aus der Ferne schon eine *Erica* gefunden zu haben glaubte. Als wir den eigentlichen Gipfel erreicht, lag gegen N.W., N. und N.O. ein weites herrliches Hochland vor uns, das von unbedeutenden Hügeln, saftig grünen Wald- und Gesträuchgruppen unterbrochen wurde, bis den fernen Horizont wieder hohe Gebirgsketten begrenzten. Ueber einen weichen, sammetartigen, noch vom Thau benässten Rasenteppich setzten wir unsern Weg rein gegen N. fort, bis mich eine dichte Gruppe baumartiger Gewächse von diesem ab und nach sich hingezogen. Es waren merkwürdige Formen! Ihr nackter Stengel, von mehren Fuss Umfang, verzweigte sich bald dichotomisch, wobei diese Zweige an ihrer Spitze in lange, grasartig breite Blätter ausliefen. Der Mangel an Blüthen und Früchten liess es unentschieden, ob die merkwürdigen Pflanzen den *Pandaneen* oder *Velloziеae* zuzuzählen seien. Zwischen kleinem Sandsteingeröll, das von *Eriocaulon* und einem eigenthümlich grau-

schwarzem Grase überzogen war, ragten diese sonderbaren Formen steif in die reine Luft empor. Schon bei der Ersteigung dieses Sandsteingebirges im Jahre 1838 hatte mein Bruder eine Gruppe dieser merkwürdigen Pflanzen entdeckt, sie aber damals auch ohne Blüthe und Frucht gefunden. Sein lebhafter Wunsch, diese eigenthümlichen Pflanzen mit der Blüthe kennen zu lernen, sollte bald erfüllt werden. Unter dem Austausch gegenseitiger Vermuthungen hatten wir den Abhang erreicht, wo uns von dem leichten Nordwind der köstlichste Wohlgeruch zugetragen wurde, und das Auge mit Verwunderung auf zahllosen, mit weiss, violet und purpurroth übersäeten Blüthenstengeln haften blieb, die hoch über das sie umgebende Gebüsch emporragten. Es waren Gruppen der reizenden *Sobralia*, unter denen die *Sobralia Elisabethae (Schomb.)* alle andern an Höhe übertraf. Ich fand Blüthenstengel von 5 — 6 Fuss. Doch nicht allein die *Sobralien*, sondern auch das Gebüsch und die niedern Bäume, die in Folge des starken Thaues noch von Nässe trieften, waren mir unbekannt. Jeder Strauch, jede Staude, jeder Baum, war mir neu, wenn auch nicht der Familie, so doch der Species nach. Ich stand jetzt an der Grenze einer mir noch fremden Pflanzenzone, die, wie durch ein Zauberwort in neuen, wunderreichen Formen hervorgerufen, unerwartet vor mir lag. Dasselbe Staunen, dieselbe Ueberraschung, dieselben Gefühle stiegen in meiner Brust auf, die sich meiner bei dem Landen auf dem südamerikanischen Continent bemeistert hatten, nur dass ich mich nicht mehr auf ihn, sondern auf einen neuen Welttheil, zwischen die *Proteaceen* Afrika's und Neuhollands, die *Melaleucas* Ostindiens und Australiens versetzt glaubte. Die lederartigen, steifen Blätter, die vielfach gewundenen Zweige, die fremdartigen, noch nie gesehenen, grossen Blüthenformen, ihr grelles Colorit, alles, alles wich wesentlich von dem mir schon vertraut gewordenen Vegetationscharakter ab. Ich wusste nicht, wo ich mein Auge zuerst hinwenden, ob nach den wachsähnlichen, grell mit krystallreinen Thautropfen behangenen Blüthen der *Thibaudia*, *Bejaria* und *Archytaea*, oder nach den grossen, camellienartigen, weissen Blüthen einer *Bonnetia*, ob ich es haften lassen sollte auf den mit tausend Blüthen besäeten Sträuchern der *Melastoma's*, der *Abolboda*, *Vochysia*, *Ternströmia*, *Andromeda*, *Clusia*, *Kielmeyera*, oder auf den fremdartigen Blüthengebilden der *Sobralien*, *Oncidien*, *Cattleya's Odontoglossen*, *Epidendrum's*, die die feuchten Sandsteinblöcke überzogen; — und wie unendlich viel waren schon verblüht, oder warteten noch ihrer Blüthenentwickelung! Fast schien es, als habe Flora durch diese unendliche Blüthenfülle den auffallend drückenden Mangel alles animalen Lebens ausgleichen wollen; — alles war still, in tiefe Feier gehüllt, selbst die neckenden Colibris und *Nectarinen* blieben verschwunden; — der wunderbare Eindruck war daher um so mächtiger, um so überraschender! Noch mehr aber sollte sich meine Freude steigern, als ich

vor dem ersten Repräsentanten der *Cinchoncen* stand, von denen ich nicht nur die *Ladenbergia densiflora (Klotzsch)*, *Cosmibuena triflora (Klotzsch)* und *Ladenbergia (Buena) Roraimae (Klotzsch)* fand, sondern auch eine neue Species: *Ladenbergia (Cascarilla) Schomburgkii (Klotzsch)* entdeckte. Jeder Schritt brachte etwas Neues. Zwischen lieblichem Gebüsch führte uns der Weg den Abhang zu einem Flüsschen hinab, bis wir in der Thalsohle den Fluss *Zuappi* überschritten, der nach N.O. hin dem *Cotinga* zufloss. Mit der neuen Pflanzenzone hatten wir zugleich auch ein neues Stromgebiet, das des *Orinoko* betreten, welches durch die Steilwand von dem des Amazonenstroms getrennt wird; denn westlich von uns strömten alle Flüsse, so der *Yawaira*, nach Norden hin dem *Orinoko* zu. Murmelnd rieselte der *Zuappi* durch die mächtigen Sandsteinblöke und das massige Geröll seines Bettes, während sich zu beiden Seiten die Sandsteinlager terrassenförmig übereinander aufbauten, die hier mit einer, einen halben oder ganzen Fuss hohen Erdschicht bedeckt waren, dort wieder kahl zu Tage traten, und dann mit den eigenthümlichen weissen Flechten, der *Cladonia rangiferina (Rich.? Willd.)*, *coccinea (Hampe)*, *cocomia (Hampe)* und *carnea (Hampe)*, mit ihren rothen Fruchtschüsselchen *(Scutellae)* überzogen waren; die Flechten bildeten einen auffallenden Contrast gegen das saftige Grün der erdbedeckten Terrassen, auf denen *Echites angustifolia (Benth.) Macairea multinervia (Benth.)* und *parvifolia (Benth.)*, eben so wie üppige Sträucher der *Bonnetia sessilis (Benth.)*, *Vaccinium puberulum (Klotzsch)*, *Bejaria grandiflora (Humb. Bonp.)* und niedliche Bäume der herrlichen *Archytaea multiflora (Benth.)* wucherten.

Wo die sengenden Strahlen der Sonne nicht den eingesogenen Thau verdampft hatten, zeigten sich die Flechten vollkommen schwammig und angeschwollen, während sie an andern, sonnenbeschienenen Stellen ganz steif waren und unter unsern Füssen zerbröckelten. In der Nähe einer verlassenen Hütte verzehrten wir unser kärgliches Frühstück, labten uns an dem kühlen Wasser des *Zuappi* und sezten, nachdem ich meine botanischen Schätze eingelegt, unsern Weg durch den Zaubergarten fort, in welchem uns bald ein Wald aufnahm, dessen Saum von riesigen, 20—30 Fuss hohen *Cactus*-Säulen förmlich eingefasst war. Zahllose Palmen überragten mit ihren stolzen Wedelkronen die gewaltigen Laubbäume, deren weit hinreichende Aeste fast gänzlich mit herabhängenden *Cereus* und einem bunten Gewirr riesiger *Tillandsien*, *Orchideen* und Farrn bedeckt waren, während unzählbare Schlinggewächse und Lianen, von der Stärke eines Armes bis zu der eines menschlichen Körpers, in bizarren und verwirrten Verschlingungen gleich Seilen an den Stämmen emporrankten, sich von Ast zu Ast schlangen, hier schnurgerade, dort als Ringe oder Schleifen von ihnen herabhingen und den Wald zum Zauberhain machten. Je tiefer wir eindrangen, um so reizender, um so mannigfaltiger wurde

die Vegetation. Der nächste Augenblick verdrängte schon wieder den Eindruck des vorhergehenden; seinen Culminationspunkt erreichte mein entzücktes Staunen aber, als mir aus einem Gewirr von Gräsern mit baumartigen Halmen, *Zingiberaceen* und *Musaceen*, die ersten Gruppen baumartiger Farrnkräuter, der feenhaften *Cyathea* und *Alsophila*, entgegentraten. Noch keine Pflanze hatte ein solch eigenthümliches Gefühl, einen so tiefen Enthusiasmus in mir erweckt; selbst der Anblick der ersten Palmen, selbst die heute so unerwartet vor mir auftretende Vegetation mit ihren abweichenden Blüthenformen, ihrem unendlichen Farbenreiz nicht! Von dem 16—18 Fuss hohen Stamm neigten sich die noch längern, zierlich fiederspaltig geschlitzten Wedel in gefälligen Bogen bis zur Erde herab und bildeten das reizendste Gewölbe; — ein *Habitus*, der besonders der *Cyathea* eigen war, wobei das feenhafte Bogengewölbe von dem leisesten Luftzug in eine graziöse, wogende Bewegung gesetzt wurde. Die *Alsophilen* zeigten sich als neue Species: *Alsophila oblonga (Klotzsch)* und *Alsophila gibbosa (Klotzsch)*.

Nachdem wir eine lange Zeit diesen Wald der Wunder auf ziemlich ebenem Terrain durchschritten, nahm plötzlich der Pfad einen entgegengesetzten Charakter an. In steile Schluchten hinab führte er, und von der Sohle aus wieder an solchen empor, wobei kriechende Baumwurzeln und fast undurchdringliche Wald- und Schlingpflanzenfülle uns jeden Schritt streitig machten. Jede Höhe, wenn wir sie erkämpft hatten, wurde von den Indianern mit einem allgemeinen Jubelschrei begrüsst, wiewohl es zweifelhaft blieb, ob dieser Jubel nicht der Willkommen einer sich zu unsern Füssen neu eröffnenden Schlucht sein sollte. Unendlich tief ging es wieder hinab zu den kleinen Bergflüsschen, die mit ihren krystallreinen Wellen über den sandigen Boden hineilten, um dann Mühe, Arbeit, Schweiss und das schwere Athmen der keuchenden Brust von neuem beginnen zu lassen. Eben hatten wir wieder die steile Anhöhe einer solchen Schlucht erklommen, da verkündeten uns das hellere Grün und einige verstohlen durch die dichte Belaubung des düstern Waldes brechende Sonnenstrahlen, dass wir den entgegengesetzten Saum desselben erreicht; — bevor wir aber aus diesem heraustreten konnten, mussten wir uns noch durch eine dichte Masse von Farrnkräutern *(Mertensia pubescens Willd.)* brechen, durchschlungen und überzogen von zahllosen Schlingpflanzen, die zu unserer grossen Freude ein ausgebreitetes Cassadafeld umschlossen, das, hatten die Wurzeln auch ihre Reife noch nicht erreicht, uns doch die Nähe einer Niederlassung verkündete. Mit erleichtertem Herzen durchschritten wir das üppige Feld, traten auf eine steile Anhöhe hinaus, und tief unter uns im Thale lagen die friedlichen und willkommenen Hütten der Niederlassung *Humeseta*. Vor uns in N.N.W. und N.O. thürmten sich wieder malerisch Berge auf; Berge, von denen uns in N. der *Apamapa* und *Mukuripa*, westlich dagegen der *Pa-Epping* (Froschberg) und in N.W.

der *Camarazin* und *Carimamparu* namhaft gemacht wurden. Ich hatte bisher noch nie und habe auch nie wieder ein so reizendes Naturbild gesehen, wie es heute an mir vorübergezogen, wie es sich selbst jetzt wieder vor meinen Augen entfaltete. Organische und anorganische Natur trugen beide gleich viel dazu bei. Den Abhang des Berges, auf dem wir noch standen, deckte der lieblichste Blüthenflor. In buntem Gemisch, voll unendlich reizender Abwechselung schien Flora ihre buntesten Farben in *Andromeda*, *Thibaudia*, *Vochysia*, *Bonnetia*, *Ternströmia*, *Archytaea*, *Gomphia*, *Bejaria* und *Clethra* in neckender Laune und wilder Ausgelassenheit über die in horizontalen Lagern geschichteten, pittoresken Sandsteinmassen ausgestreut zu haben, die hier freundliche Terrassen, dort mauergleiche Abstürze bildeten, welche letzteren wieder von jenem schon früher erwähnten Flechten (*Cladonia*) überzogen wurden. Zwischen tausend duftenden Sobralien und andern Orchideen, so wie dem 6 – 8 Fuss hohen Blüthengesträuch ging es nun thalein, über einige kleine Flüsschen hinweg, den Hütten zu, die wir auch bald erreicht hatten. Die Niederlassung *Humeseta* zählte 5 Häuser, von denen aber zwei noch im Bau begriffen waren, und 50 rothbemalte Bewohner, die uns blasse Fremdlinge mit unserem wundersamen Gepäck neugierig und überrascht anstaunten. Ehe wir noch das Dorf erreicht, waren uns unsere beiden Indianer entgegengekommen und hatten uns die nichts weniger als frohe Kunde gebracht, dass wir auch hier nur so viel Proviant finden würden, als gerade nöthig sei, um uns vor dem Verhungern zu schützen. Der unselige Krieg, den, gleich dem trojanischen, ein Weib angefacht, hatte Mangel und Noth auch in dieses Thal getragen.

Die Täuschung war uns durch ihre seit einigen Tagen ununterbrochene Wiederkehr fast zur Gewohnheit geworden, leider aber wollten unsere murrenden und brummenden Magen sich nicht an den Hunger gewöhnen. Mit mitleidig spöttischem Lächeln blickten unsere Begleiter erst auf ihre abgemagerten Gestalten und die schlotternden Hautfalten, und dann auf das kaum handgrosse Stück Cassadabrod und die paar halbreifen Pisangfrüchte, die jedem von uns bei der Vertheilung des Proviants zufielen. Soviel aber auch der Magen murren mochte, der Mund schwieg; mit stoischem Gleichmuth hatten unsere Begleiter dem stürmischen Andrängen eines mehrtägen Fastens bei mehr als gewöhnlichen Anstrengungen widerstanden; sie wussten, es lag nicht an uns, und ruhig und willig erfüllten sie die übernommenen, jetzt doppelt schweren Pflichten. Was aber ihr Mund verschwieg, verkündete klagend ihre äussere Erscheinung. Würde mir jemand in Deutschland gesagt haben, der Hunger könne einen sonst gesunden, starken Menschen in drei bis vier Tagen zum Skelett machen, ich würde schnell mit einem: Nein! zur Hand gewesen sein; — bei dem Indianer Südamerika's ist dies jedoch nicht nur möglich, sondern auch wirklich der Fall. Schon nach Verlauf des zweiten Tages, seit welchem die gewohnten Ratio-

nen ausgefallen waren, traten an den sonst so fleischigen Körpern die Rippen und übrigen Knochen immer deutlicher hervor, der starke Leib fiel ein, und faltig wie ein fremdes Kleid schlotterte die sonst wohl ausgefüllte Haut des Bauches an ihnen herum. So unglaublich dies auch dünken mag: nachdem sie die ihnen zugefallene Ration verzehrt, denn verzehrt muss alles mit einem Male werden, sollten sie auch die Gewissheit haben, für die nächsten 24 Stunden keinen Bissen mehr über den Mund bringen zu können, — wickelten sie die Hände in diese schlotternde Haut, um uns zu zeigen, wieviel sie noch bedürften, bevor der frühere, behäbige Zustand wieder hergestellt werden könnte! Indess eben so schnell, wie ihre Körperfülle verschwindet, ersetzt sie sich auch wieder.

Da uns die beiden noch im Bau begriffenen Hütten nicht beherbergen konnten, schlugen wir unser Bivouak wenigstens in ihrer Nähe, zwischen malerischen Gruppen baumartiger Farrn auf, um die bald die ganze Bevölkerung versammelt war. Zwei unserer Begleiter, Bewohner aus *Torong-Yauwise*, hatten sich verpflichtet, uns bis hierher zu begleiten. Der überall angetroffene Mangel an Lebensmitteln liess sie zu allem, nur nicht zur weitern Begleitung bereit finden; den folgenden Morgen wollten sie ihre Rückreise antreten. Die vielen jungen Männer, die wir unter den Bewohnern von *Humeseta*, so wie das freundliche und gefällige Entgegenkommen des Häuptlings liess uns, nachdem uns einige kleine Geschenke sein Herz zugewandt hatten, die Frage an ihn stellen: ob er nicht einige seiner jungen Unterthanen dahin vermögen könne, mit unsern zurückkehrenden Begleitern nach *Torong-Yauwise* zu gehen, um von dort aus das noch zurückgebliebene Reisegepäck zu holen, — und bald hatte sich die erforderliche Zahl Träger gefunden. Von unsern Farbigen konnten wir keinen entbehren, es konnte sie daher auch keiner zur Wahrung unserer Reichthümer begleiten; ihre Ehrlichkeit aber war uns eine sicherere Garantie, als es irgend eine andere Schutzwache sein konnte. — Nachdem wir unsere Zelte aufgeschlagen, trieb mich die Neugier, mich etwas in den Hütten umzusehen, in denen Armuth und Unreinlichkeit ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Grosse Haufen abgenagter Palmenkerne, körnerloser Maiskolben deckten den Boden der ersten der drei Hütten, in die ich trat. Ausser dem Blaserohr, einigen Bogen und Pfeilen fehlte es selbst an den sonst allgemein gewöhnlichen Waffen fast jeder Indianerhütte; nur eine Menge Haargürtel *(Matupa)* und dichte Bündel noch ungeflochtener, langer, schwarzer Haare, der Lorbeer der Tapferkeit des kaum beendeten Krieges, zeigten, dass die Bewohner nicht zu den Feigen gehörten; ausserdem fehlte alles, nur der grosse, mit zahlreichen Figuren bemalte Paiwaritrog nicht, der stolz die Mitte der leeren Hütte einnahm. Da alle Bewohner draussen die blassen Gesichter und ihr Gepäck anstaunten, konnte ich ohne irgend welche Störung mich ruhig im Innern umsehen und ging eben um den Trog

herum, um mir auch die Figuren der andern Seite anzuschauen, als mich ein markdurchdringendes Angstgeschrei, das aus einer Hängematte im dunklen Winkel der Hütte erschallte, so aufschreckte, dass ich unbeweglich stehen blieb, und nun in jener eine das innigste Mitleid erregende, ganz nackte, weibliche Gestalt liegen sah, die der Angst, welche mein fremdes Aeussere hervorgerufen, nicht mehr widerstehen konnte. So lange das blasse Gesicht ihr noch fern war, hatte sich die Kranke ruhig verhalten und alle meine Bewegungen beobachtet; als ich mich ihr aber immer mehr und mehr genähert, konnte sie den Hülferuf nicht länger unterdrücken. Unter wildem Aufkreischen suchte das Jammerbild aus der Hängematte aufzuspringen, was ihm jedoch seine Kraftlosigkeit wehrte. Der Anblick der Kranken erschreckte mich ebenso, wie der Ausbruch ihres Hülferufs, und mit schnellen Schritten verliess ich die Hütte.

Das bisher jeden Abend eingetretene, schauerlich schöne Phänomen wiederholte sich heute in einem Grade, wie es die früheren Abende noch nie der Fall gewesen war. Das Brüllen des Donners, die zuckenden Blitze, die fast ununterbrochen die Ränder der von dem entfesselten Orkan gepeitschten, düsteren Wolkenmassen, so wie unsere ganzen Umgebungen grell erleuchteten, das krachende Gedröhne der vom wüsten Wirbelwinde in der nahen Waldung entwurzelten Riesenbäume, die um und neben sich alles nieder zu schmettern schienen, während zu dem dumpfem Rauschen der wolkenbruchähnlich herabstürzenden Regenwasser, die Donnerschläge die obligate Begleitung lieferten, — kurz, alles vereinte sich, um uns mit wahrhaftem Entsetzen zu erfüllen. Einen solchen Aufruhr hatte ich noch nie erlebt! Die Quantität der innerhalb einer Stunde herabgestürzten Wassermasse mochte gegen 4 Zoll betragen. Ungeachtet der zahllosen Blitze schien doch keiner eingeschlagen zu haben, was nach der Versicherung der Indianer auch nur höchst selten der Fall sein soll. Sollten vielleicht die mit Elektricität erfüllten Wolken so hoch über die Oberfläche hinziehen, dass das entbundene Fluidum diese gar nicht erreicht? Freilich müsste man dann annehmen, dass die tiefern Wolkenschichten gar kein solches besitzen. Nach Verlauf einer bangen Stunde warf der reinste Sternenhimmel sein mattes Licht über die in tiefer Stille ruhende Umgebung; nur die von den Zweigen und Blättern herabfallenden Regentropfen und das Krachen eines sich jetzt erst Bahn brechenden Baumes verkündete, welche Windsbraut durch das enge Bergthal gefegt war. Am Morgen zeigte das Thermometer 63° Fahrenheit, ein Temperaturstand, der uns die Zähne klappern machte, und uns zum raschen Vorschreiten aufforderte.

Unser Weg lag in einem wellenförmigen Thal, jetzt rein gegen N. Nachdem wir den Fluss *Cuino*, der von N.W. her dem *Zuappi* zuströmt, überschritten, ging es wieder bergan. Der Scheitel war erreicht und vor uns in N.O., in weiter,

dunkelblauer Ferne, erhob sich, gleich einem schwarzen, scharfbegrenzten Riesenwall, eine dunkle Felsenmasse, die die Indianer mit dem Ausruf: *Roraima! Roraima!* begrüssten. Kaum aber war die Wiederholung des Grusses verklungen, als auch ein neidischer Wolkenschleier die schwarzen düstern Massen unseres Reisezieles, ehe ich sie noch recht hatte betrachten können, wieder verbargen. Unser alter Bekannter, der kuppelförmige, mächtige *Zabang*, den wir während unserer ganzen Reise im Gebirge nur selten aus dem Gesichtskreis verloren hatten, thürmte sich wieder in stolzer Majestät in Osten über die umlagernden Berge empor, und behauptete auch von dieser Seite sein wohl erworbenes Recht als Olymp. Die uns unmittelbar umgebenden Berge stiegen in mächtigen Terrassen auf, die von Menschenhänden nicht künstlicher hätten angelegt werden können, und hier und da selbst in den regelmässigsten Bastionen aussprangen, bei deren geometrischer Genauigkeit in der Abdachung und den scharfen correspondirenden Winkeln man sich kaum der Ueberzeugung entschlagen konnte, hier müssten Winkelmass und Loth angelegt worden sein.

Jetzt ging es wieder bergab in ein mit tropischer Vegetationsfülle bestandenes Thal und durch einen dichten Oasenwald mit einzelnen, schönen Urwaldbäumen und noch schönern, baumartigen Farrn; an dessen jenseitigem Saume trafen wir auf eine einzelne Hütte, deren über uns blasse Leute erstaunte Bewohner uns etwas gerösteten Mais vorsetzten. Am Nachmittag führte uns unser Pfad wieder eine Strecke an dem 30 Fuss hohen, mit baumartigen Gräsern und *Zingiberaceen* bedeckten nördlichen oder linken Ufer des *Cuino* entlang, das, ungeachtet dieser Höhe, die unzweideutigsten Spuren zeigte, dass es überfluthet gewesen sein musste. An seinem südlichen Ufer erhoben sich die Berge *Camarazin* und *Carimamparu*. An der Basis des letzteren wand sich der Fluss in vielfachen Krümmungen hin. Durch ein Thal mit waldigen Oasen und abwechselnden Savannen, dem sich einige Miles östlich, von S.O. nach N.W., der Berg *Apamapo* hin zog, schritten wir rüstig bis gegen Abend vorwärts und wollten eben unser Lager an der Basis des Berges *Mukuripa*, der uns seit heute Morgen die Aussicht nach Norden verhindert, am Saum einer Oase aufschlagen, als wir einen grossen Ameisenbär, das erste Säugethier, das uns seit *Torong-Yauwise* begegnet war, bemerkten, der ganz harmlos und gemächlich aus dieser heraustrat, nicht ahnend, dass ihn der Tod so schnell ereilen würde. Mit Waldmessern bewaffnet, eilten zwei unserer tüchtigsten Jäger dem stutzig gewordenen Thiere entgegen, um ihm sowohl den Rückzug in jene Oase, aus welcher es eben getreten, als auch die Flucht in die vor ihm liegende abzuschneiden, was den leichtfüssigen Indianern, ungeachtet des eingeschlagenen Hundetrabes des Verfolgten, glücklich gelang. Als das geängstigte Thier die Unmöglichkeit der Flucht inne wurde, setzte es sich ruhig auf die Hinterfüsse

nieder, und nahm eine respectable Vertheidigungspositur ein, indem es die ihm nahenden Jäger durch die kräftigen Hiebe des einen Vorderfusses, während es den andern fest auf den Boden stemmte, von sich abzuhalten suchte; bald aber unterlag es der List der beiden Angreifer, denn indem es der eine vorne beschäftigte, schlich sich der andere im Rücken heran, und spaltete ihm mit einem Hiebe des Waldmessers den Kopf, ein Hieb, der in dem allgemeinen Triumphgeschrei von uns Zuschauern seine Anerkennung fand. Es war ein Weibchen von seltener Grösse. Seine Länge betrug bei einem Umfang von 2 Fuss, 8 Zoll, mit Einschluss des Schwanzes, 6 Fuss 9 Zoll, dieser selbst aber mass 2 Fuss 7 Zoll; — die runde, spitze Zunge hatte 1 Fuss 4 Zoll Länge. Die Haut des Schwanzes kochten sich die Neger zu Gallerte, ein Gericht, das sie für einen ganz besondern Leckerbissen halten.

Der anbrechende Morgen fand uns schon wieder auf dem Wege, und rollte eine ununterbrochene Kette von Mühseligkeiten und Anstrengungen vor uns auf. Nachdem wir den westlichen, terrassenförmigen Abhang des *Mukuripa* ungefähr 200 Fuss hoch erstiegen, ging es nach einer Stunde wieder in das Thal hinab. Je tiefer die Senkungen und Thäler, um so häufiger wurden auch die Moräste, die von einer Menge kleiner Berggewässer gespeist wurden, die sich von den Steilabhängen herabstürzten. Auf dem sumpfigen Boden wucherte *Lisyanthus*, *Schultesia*, *Rhexia*, *Spennera*, *Commelyna*, *Eriocaulon* in üppiger Fülle. Wir überschritten den *Cuino* in der Nähe seiner Quelle, die er an dem nördlichen Abhange des *Putiparu* haben soll, und ruhten eine Zeitlang an seinen Ufern, um neue Kräfte für das Uebersteigen des mächtigen, steilen und kahlen *Putiparu* zu schöpfen, der uns die Aussicht gegen Norden raubte. Das krystallreine Wasser des freundlichen Flusses, der von einigen *Mauritia*-Palmen umsäumt war, eilte geschwätzig und lärmend über Kiesel- und Quarzgeröll, zwischen dem sich eine Menge kleiner abgerundeter Stücke eines röthlich-weiss gebänderten Thons befanden, seinem Hauptfluss zu. So schwer es uns auch wurde, den freundlichen Ruheplatz zu verlassen, so musste das mühsame Klettern doch angetreten werden. Das Aufsteigen begann, aber die im Thal gesammelten Kräfte hatte der Steilabhang bald genug aufgezehrt, und erst nach kurzen Ruhepunkten, konnte der Weg wieder fortgesetzt werden. Bis zur Höhe von 2000 Fuss deckte hier und da noch ein isolirter Strauch einer 2 Fuss hohen, dicken und steifblättrigen, fremdartigen *Composita*, die sich bei näherer Untersuchung als eine neue Gattung herausstellte, und *Pachydermatophyllum Schomburgkii (C. H. Schultz Bip.)* benannt wurde, so wie ein graues, starres Gras den Abhang, von da an aber traten die Sandsteinmassen wieder in horizontalen Schichten zu Tage, wo sie sogleich senkrechte Felsenwände bildeten, an denen ich zu unserer Verwunderung eine ganze Reihe Bilderschriften entdeckte. Leider war

bereits ein grosser Theil in Folge der Einwirkung des Regens und der Atmosphäre verwittert. Es waren meistentheils rohe Darstellungen menschlicher Figuren, Kaimans und Schlangen, wodurch sie wesentlich von den Hieroglyphen des *Waraputa*-Falles abwichen. Nach der Beschreibung, welche Alexander v. Humboldt, über die von ihm auf dem Granitfelsen des *Caycara* am *Orinoko*, und *Culimacare* am *Casiquiare* entdeckten Bilderschriften giebt, mit der die des Hrn. von Martius über die am Flusse *Yupura* aufgefundenen übereinstimmt, gehörten auch die hier uns entgegentretenden Bilderzeichen derselben Zeit, demselben Volke an. Als die Indianer dieselben bemerkten, riefen sie mit gedämpfter Stimme: «*Makunaima, Makunaima* (Gott, Gott)!» Die von Martius entdeckte Reihe befindet sich zwischen dem 75° und 76° westlicher Länge, einige Minuten südlich vom Aequator, Alexander von Humboldt fand die seinen zwischen dem 2° und 3°, 7 ° und 8° nördlicher Breite und dem 68° und 69° westlicher Länge von Paris; nach einer annäherungsweisen astronomischen Beobachtung meines Bruders liegen die unsern unter 4° 40′ nördlicher Breite, und 61° 3′ westlicher Länge von Greenwich. Verbinden wir die Entdeckungen der beiden genannten Herrn mit unsern Beobachtungen, so zeigt sich, dass sich diese Hieroglyphen und Sculpturen, soweit sie bis jetzt aufgefunden worden sind, über einen Flächenraum von mindestens 12,000 Quadratmeilen (15 Längemeilen auf einen Grad) und zwar über die Bassins des *Corentyn*, *Essequibo*, *Orinoko* und einen Theil des *Amazon* verbreiten. Mein Bruder fand sie auf seiner ersten Untersuchungsreise des *Corentyn* an den Felsen *Timéri* unter 4° 37′ N.B., und 57° 45′ W.L.; in der Nähe der grossen Cataracte unter 4° 21′ 30″ N.B. und 57° 45′ 30″ W.L. traten sie ihm wieder entgegen. Am *Berbice* unter 4° 56′ N.B. und 58° 9′ W.L. hatte er sie ebenfalls gefunden, dasselbe war auf seiner letzten Expedition den *Trombetas* abwärts, unter 1° 27′ N.B. und 56° 41′ W.L. der Fall. Ebenso entdeckte er sie am *Cuyuwini*, der sich unter 2° 16′ N.B. in den *Essequibo* ergiesst, und ausserdem auch unter 1° 40′ N.B. am obern *Essequibo* selbst. Auf dem *Putiparu* treten sie wieder unter 4° 40′ N.B. und 61° 3′ W.L. und am *Rukenam* unter 5° N.B. 61° W.L. auf. Nach dieser Uebersicht erstreckt sich der Flächenraum, auf dem wir sie, theils mein Bruder allein, theils mit mir zusammen antrafen, von 1° 40′ bis 5° 15′ N.B. und 56° 41′ bis 62° W.L. Verzichte ich auch vollkommen auf die Beurtheilung der vielfachen Hypothesen, die von den namhaftesten Reisenden und Archäologen über diese Ueberbleibsel einer unbekannten Vergangenheit und ihrer Bildungsstufe aufgestellt worden sind, so scheinen sie doch ziemlich laut einen sich seinem Wesen nach gleichen Culturzustand der frühern viel zahlreicheren Bevölkerung zu verkündigen.

Der Gipfel des Berges befand sich noch mehre hundert Fuss über unserm Standort. Um die Höhe des *Putiparu* kennen zu lernen, erstieg mein Bruder seinen

Gipfel und fand diese zu 4000 Fuss über dem Meere. Nachdem wir noch 80 Fuss höher gestiegen waren, zog sich vor uns gegen Norden, tief zu unsern Füssen, das Thal des *Kukenam* und mehrer seiner Zuflüsse hin, die gleich silberfarbenen Bändern die lachende Niederung durchzogen, hin und wieder in den dunkeln, isolirten Waldungen verschwanden und an Stellen wieder heraustraten, wo man es am wenigsten erwartet hätte, um sich endlich mit dem Hauptstrom, dem *Kukenam,* zu vereinigen. Weit im N. thürmte sich wieder der düstere *Roraima* auf, von dem unsere Augen auf einem Steilabfall, in nicht allzu grosser Entfernung vor uns haften blieb, über den sich ein schäumender Strom herabstürzte und sich zwischen den Wipfeln der sich an der Basis ausbreitenden Waldung begrub. Der Ausruf der Indianer: «*Ruê-imeru*, *Ruê-imeru!*» sagte uns, dass es der Fall des Flusses *Ruê* sei. Lange konnten wir uns nicht von dem reizenden Bilde, das sich in dem Thale des *Kukenam* tief unter uns entfaltete, trennen, und doch trieb uns auf der andern Seite wieder die Neugier, so schnell als möglich in die Nähe jenes so imposanten Wasserfalls zu kommen, der schon aus der Ferne so mächtig auf uns gewirkt. Die Eindrücke, welche das grossartige Thal mit seinen Schönheiten auf uns machte, waren mächtig genug, uns zeitweilig Ermüdung und Hunger vergessen zu machen.

Soweit wir den *Kukenam* von unserem Standpunkte verfolgen konnten, kam er von N.O. und floss dann gegen N.W. An der Seite eines kleinen Bergflüsschens, das seine Quellen auf dem nördlichen Abhange des *Putiparu* hatte, dem *Kukenam* zuströmte, und mit einem dichten, in voller Blüthe stehenden *Clusien*-Gebüsch eingefasst war, ging es thalein; wir traten in einen Wald voll himmelhoher Bäume und standen bald an den Ufern des *Kukenam*, dessen Breite und Tiefe uns ein gebieterisches «Halt» zurieſen. An ein Durchwaten war nicht zu denken, wie aber unser Gepäck trocken hinüberbringen? Schon war ein Floss in Vorschlag gebracht, als uns die Mittheilung eines der uns begleitenden *Arekunas,* dass die nicht allzuferne Niederlassung *Barapang* ein Corial besitze, das er mit noch einem der Indianer holen wolle, von der Ausführung unseres Planes abhielt. Rüstig überschwammen beide den Fluss und verschwanden im dichten Gebüsch des Waldes. Die übrigen Indianer vergnügten sich mit Schwimmen, indessen wir ihnen zuschauten und unsere ermatteten Glieder durch Ruhe in dem dunklen Schatten des Waldes stärkten. Nach Verlauf einer Stunde waren die beiden kräftigen Ruderer mit dem kleinen Corial an unserer Seite, und nach drei Stunden konnten wir unsern Weg auf dem jenseitigen Ufer fortsetzen, der uns bald in die offene Savanne führte, worauf wir die Anhöhe bestiegen, von der sich der *Ruê* in die Tiefe hinabstürzt. Sechs bis acht Miles gegen N.O. wälzt sich der *Kukenam* über denselben Steilabhang hinab, und bildet den grossen Fall *Mariam-aru.* Auf dem Tafelland der

Anhöhe lag die Niederlassung *Barapang*, die aus einer grossen Hütte bestand. Noch ehe wir diese erreichten, sah ich nah an unserem Pfade auf einem Felsenblocke eine grosse schwärzliche Tigerkatze *(Felis Yaguarundi)* sitzen. Kaum hundert Schritte von ihr entfernt, standen sämmtliche Bewohner des Dorfes versammelt, weshalb ich natürlich das seltene Thier für gezähmt und zur Niederlassung gehörig hielt und mich dadurch von dem tödtlichen Schusse zurückhalten liess. Als ich mich dem mich klug anschauenden Thiere bis auf 50 Schritt genähert, verliess es seinen Standort, und eilte einem nahen Gebüsch zu. Meine Vermuthung war falsch; die *Hacca-arowa*, wie die *Arawaaks* diese Katze nennen, gehörte nicht dem Dorfe, sondern dem Walde an. Alles spätere Suchen mit den Hunden blieb erfolglos. Die 21 Bewohner der grossen, oblongen Hütte, deren hohes Dach auf starken Lehmwänden ruhte, hiessen uns freundlich willkommen. Nicht so die grosse Zahl Hunde, die uns unter wüthendem Bellen und Heulen empfingen, und nur mit der grössten Anstrengung der Weiber auf Augenblicke beschwichtigt werden konnten. Es ist merkwürdig, dass die Hunde gegen die Europäer eine so besondere Abneigung zeigen. In Folge dieser würde es von dem Reisenden ein gewagtes Unternehmen sein, sich einer Indianerhütte zu nähern, die von Hunden bewacht wird. Mit unsern braunen Begleitern, die die Niederlassung wie wir zum erstenmal besuchten, befreundeten sie sich augenblicklich. Dieselbe Abneigung oder Furcht zeigen auch die übrigen zahmen Thiere einer indianischen Haushaltung vor den Weissen. Einige Yams, unreife Bananen und das Versprechen, einen Boten nach der nächsten Niederlassung zu schicken, um die Bewohner derselben zu vermögen, uns ebenfalls einen Theil ihres geringen Vorraths zu schicken, waren die ganze Ausbeute, die wir für unsere stürmischfordernden Magen erhalten konnten. So reizend sich auch zu unsern Füssen das Thal des *Rukenam* ausbreitete, mit dem sich etwa 6 Miles weiter westlich der *Wairing* verband, um dann vereint mit diesem gegen N.W. dem *Yuruani* zuzufliessen, worauf dieser den Namen *Caroni* erhält und als solcher dem *Orinoko* zuströmt, so konnte doch dieses und das freundliche Bergpanorama den drängenden Mahner nicht zum Stillschweigen bringen. Zu dem Besuch des grossen Falles war es heute schon zu spät. Unsere Begleiter suchten sich ihre Schlafstellen im Innern der Hütte, wir dagegen schlugen unsere kleinen Zelte ausserhalb derselben auf; doch fanden wir hier eben so wenig Ruhe, da der unter unsern Indianern befindliche *Piai* sich fast die ganze Nacht bemühte, den fieberkranken Häuptling der Niederlassung von seiner Krankheit zu befreien.

Geschüttelt von fröstelndem Schauer wachten wir am Morgen auf und fanden, dass das Thermometer noch nicht ganz 60° Fahrenheit zeigte. Wir befanden uns 3230 Fuss über dem Meere. Das gespannte Interesse für das uns erwartende grossartige Schauspiel und der Frost trieben uns eilend zu dem Abhang hinab und

dem Kessel des Naturwunders zu, dessen dumpfes Brausen uns schon aus dem Thale entgegenschallte. Der Weg war zauberhaft schön, die Luft von den lieblichsten Wohlgerüchen erfüllt. Zwischen *Thibaudia*, *Andromeda*, *Ternströmia*, *Bejaria*, *Vaccinium*, herrlichen *Sobralien*, *Cattleyas*, *Epidendrum* übersäet mit rosa Blüthen, vereinzelten Bäumen der *Ladenbergia Roraimae* und *Ladenbergia Schomburgkii* erreichten wir einen sich an der Basis des Steilabfalls hinziehenden Wald. Mit jedem Schritt vorwärts stieg auch das wilde Getöse der zerschellenden Wassermasse, bis wir unerwartet auf das terrassenförmig abwärts steigende Lager eines dunkelrothen Jaspis traten, von dem wir durch das saftige Grün der Bäume und Gesträuche das entfesselte Element in Myriaden von Schaumflocken aufgelöst, ungefähr hundert Fuss unter uns hindurch schimmern sahen. Die Steilabfälle der Jaspisschichten lagen bald hinter uns, und vor uns öffnete sich eine Felsenschlucht, und die Basis eines der mächtigsten und pittoreskesten Wasserfälle Guina's war erreicht. Ueber eine 120 Fuss hohe, vollkommen perpendiculäre Jaspismauer stürzt sich die bereits in der Mitte ihrer Höhe halb in Schaum und Dunst aufgelöste Wassermasse auf ein breites Jaspislager hinab, um nach diesem ersten gewaltigen Sturze noch 16 Cascaden von 4 — 40 Fuss perpendiculärer Höhe und 1 — 8 Fuss Breite zu bilden und sich dann unmittelbar an der Basis der letzten Cascade, nachdem sie sich überhaupt eine Höhe von 220 Fuss nieder gestürzt, mit dem *Rukenam* zu vereinigen. Stumm vor Staunen, gefesselt von der schauerlich imposanten Naturscene schauten wir in das wilde Getriebe der sich einander bekämpfenden Wogenmassen hinein, die in ihrem sinnbetäubenden, dumpfen Gedonner jeden andern Ton verschlangen. Nicht ohne Schwierigkeit brachen wir uns durch die mauergleiche und von dem Luftdruck in wilde Bewegung gesetzte Vegetation, welche die auf ihr sich absetzenden Schaumflocken in gewaltigen Regenschauern auf uns niederfallen liess, nach der Basis des grossen Falles, von der wir zu der weissblauen Wogenmasse hinauf und auf die zauberisch schöne Cascadenreihe hinabschauten, deren krystallhelle Wassermasse, tingirt von den dunkelbraun, roth und rosa gefärbten Jaspislagern in den verschiedensten Farbennuancen zwischen einer Vegetationsfülle, wie sie nur ein tropisches Klima und eine ewig feuchte Atmosphäre entfalten kann, dem ruhigen Bette des *Rukenam* zuwälzte. Moose, Flechten, Farrn deckten die gigantischen verwitternden Gneistrümmer, die an der Basis herumlagen, überzogen Sandsteinschichten, welche hier und da zu Tage traten, mit einem grünen, schwellenden Polster, indessen sich rankende *Aroideen*, *Monstera cannaefolia (Schott)*, *Anthurium gracile (Lindl.)* und andere Schlingpflanzen, gleich hingestreuten Guirlanden über dasselbe hinzogen, und die schönsten baumartigen Farrn zwischen den mächtigen Blöcken aufschossen, und der Schatten ihrer bewegten Wedel gleich Elfen und Feen über den grünen Teppich tanzte. Selbst die Spalten der

Fall des Rué-imeru.

glatten Jaspismassen waren nicht ohne lebende Bekleidung. Kleine üppig wuchernde Farrn, *Jungermannien*, welche letztere in mehr oder minder dichte Rasen an der rothen Wand anklebten, ein neues herrliches wohlriechendes *Cypripedium*, *Cypripedium Schomburgkianum (Klotzsch et Reichb.)* und die niedliche *Angelonia salicariaefolia (Humb. Bonp.)* hatten in den Spalten ihren Standort genommen. Die mauergleiche Vegetation, die sich an beiden Seiten erhob, bestand aus *Qualea rosea (Aubl.)*, *Kielmeyera angustifolia*, *Gomphia*, *Vochysia*, weiss blühenden *Psidium*- und *Laurus*-Arten, über die sich stolze, schlanke, vom Luftdruck hin und her bewegte *Euterpen* erhoben. Auf dem Wege nach dem Scheitel fand ich im dichten Wald die *Rapatea Friderici Augusti (Schomb.)*. Durch riesige *Cyperaceen*, namentlich *Diplasia karataefolia (Rich.)* und *Cyperus ferax (Rich.)* mit seinen bromelienartigen, scharfen, 5 — 6 Fuss langen Blättern, *Tillandsia bromeliaefolia*, die aus den Stämmen der Bäume hervorzusprossen schien, ging es jetzt diesem Standpunkt zu, von dem wir mit einem Blick das grandiose Schauspiel überschauen konnten. Der Fluss *Rué* kommt aus Norden dem schauerlichen Absturz in einem 30 — 40 Fuss breiten Bette entgegen. Das Auge lange auf der schäumenden und strudelnden Wassermasse haften zu lassen, war mir wenigstens unmöglich, tausend und aber tausend stechende und hämisch lachende Augen tauchten aus den donnernden Wogen auf, die Bäume verliessen die Stelle, die sie gross gezogen, die Luft wurde zum wogenden Meere, aus dem zahllose Blitze mir entgegenflammten, noch einen Augenblick und der simbetäubende Schwindel hätte mich in die entfesselte Masse hinabgezogen! Der Fall und die Vereinigung des *Rué* mit dem *Kukenam* liegt unter 4°43′4″ N.B. und 61°5′ W.L.

Entzückt von dem Gesehenen kehrten wir durch den herrlichen zauberhaften Blumengarten nach *Barapang* zurück, auf welchem Wege namentlich die Menge schöner *Ladenbergien* unser Interesse auf sich zogen. Auf dem *Hamirida*-Gebirge in einer Meereshöhe von 3690 Fuss war sie mir oft als Strauch begegnet, hier in einer Höhe von 3230 Fuss, trat mir die *Ladenbergia Schomburgkii* und *Roraimae* nur als Baum entgegen.

Ueber keine Pflanzenfamilie möchte wohl eine gleich reichhaltige Literatur existiren, als über die der *Cinchonen*, und doch lässt die Kenntniss ihrer geographischen Verbreitung in Amerika noch vieles zu wünschen übrig, da jede neuere Reise immer auch neue Entdeckungen zu den früheren gefügt hat. So vielfach man auch versucht hat, die Entdeckung ihrer Wirkung diesem oder jenem zufälligen Zustand zuzuschreiben, so möchten die dafür angeführten Beweise doch alle in das Reich der Sagen zu stellen sein, die immer jede wichtige Entdeckung zu ihrem Geleite gehabt. Nach *Geoffroy* soll ein mit dem Fieber behafteter Indianer aus einem Pfuhl getrunken haben, in den mehre Fieberrindenbäume hineingefallen

waren, und dadurch von seiner Krankheit befreit worden sein; nach *La* Condamine, obschon er selbst an der Wahrheit der Behauptung zweifelt, waren es die *Pumas*, die den Menschen darauf hinwiesen, indem sie bei den jährlichen Fieberanfällen, denen diese Thiergattung ausgesetzt sei, sich durch das Fressen der Rinde von dieser Krankheit befreien sollten. und was dergleichen mehr. Aus all den sich widerstreitenden Angaben der ältesten Schriftsteller, von denen der eine behauptet, die Eingebornen hätten die heilsamen Wirkungen bereits vor Ankunft der Spanier gekannt und sie bei ihren Fieberkrankheiten angewandt, während der andere wieder dieses leugnet, ja La Condamine sowohl die letztere Behauptung vertheidigt, als auch die erstere bekräftigt, hat sich durch die Erfahrung neuerer Reisenden, namentlich durch Alexander von Humboldt*) soviel herausgestellt, dass wir die Entdeckung dieses wirksamen Mittels den Europäern, nicht den Eingebornen Amerika's zu danken haben. So unbekannt, wie unser grosser Reisender sie mit den Wirkungen der Rinde fand, so hatte auch mein Bruder die Eingebornen Guiana's während seiner ersten Reise gefunden, eben so fanden wir jetzt noch die *Arekunas* und *Macusis*, die mitten unter diesen Bäumen lebten und von den Fiebern ebenfalls heimgesucht wurden. Ich habe diese wenigen Worte nur in der Absicht beigefügt, um zu dem schon Bewiesenen auch unsere gemachten Erfahrungen mit hinzuzufügen. Wir gaben fieberkranken Indianern Chinin, erwarben uns dadurch ihren unverlöschlichen Dank, während wenige Schritte von ihrem Krankenlager der Quell des Heilmittels in üppiger Fülle gedieh.

Bei unserer Rückkehr nach *Barapang* fanden wir mehre Indianer aus den nächsten Niederlassungen, die uns in Folge des unseligen Krieges leider auch weiter nichts als wenige Pisang- und Bananenbüschel hatten bringen können, und unser heutiges Mittagsmahl bestand abermals aus einem gar spärlichen Gerichte gerösteten Pisangs. Das ruhige Ergeben in unser Schicksal sollte aber am Nachmittag seine Belohnung finden, wo uns ein neuer Trupp Fremder nicht nur einige frische Cassadakuchen, sondern auch zwei Hühner brachte, welche ersteren wir unter unsere täglich mehr und mehr zum Skelett herabgekommenen Begleiter vertheilten, während wir die letzteren, welche die Indianer selbst in noch peinigenderer Hungersnoth nicht essen würden, für uns in Anspruch nahmen. Hatten bisher auch alle Hoffnungen, welche die sich seit *Torong-Yauwise* anschliessenden Indianer in Bezug auf die nächsten Niederlassungen gehegt, getrogen, so folgten uns doch am andern Morgen mehre Indianer ans *Barapang*, ungeachtet sie recht gut wussten, dass wir am *Roraima* eben so wenig Nahrungsmittel finden würden. Die Neugier war aber stärker als dieses Bewusstsein.

---

*) Vergl. Alexander von Humboldt: über die China-Wälder, Berliner Magazin pag. 59.

Unser Weg lag gegen Nord bei Ost, und wir erreichten, nach einem Marsch von einer Stunde den Fluss *Ruë* der aus Nord bei West kam. Nachdem wir ihn mit Leichtigkeit durchkreuzt, und seine, mit einer reichen Vegetation besäumten Ufer, unter der besonders ein Baum *Peridium ferrugineum (Schott.)*, in Folge seiner eigenthümlichen Blüthenhüllen unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, wandten wir uns gegen den westlichen Abhang des *Zuaptipu*-Gebirges, das wir bald bestiegen. Auf und in den abwechselnden Erhebungen und Vertiefungen traten uns hier und da wieder einige kleine, vereinzelte Sträucher der *Byrsonima* und *Melastoma* entgegen. Die Höhen waren durchgehend mit Sandstein und Quarzfragmenten überdeckt, zwischen denen sich auch einzelne Fragmente eines hornsteinartigen Gesteins, das vielleicht später veränderter Polirschiefer sein dürfte, und eigenthümliche kieselige Thon-Concretionen befanden, die in ihrer Bildung ganz mit den sogenannten Blitzröhren übereinstimmten, und oft 6 — 8 Zoll Länge hatten. Am meisten aber fielen mir grosse Blöcke von körnigem Sandstein mit einem weissen Bindemittel auf, das ich für Kreide halten musste.

Eine solche geognostische Mannigfaltigkeit auf einem so kleinen Raume war uns bisher noch nicht vorgekommen. Der Weg führte uns theils auf der Scheitelhöhe des östlichen Abhangs, theils an diesem selbst hin, wobei wir fortwährend die reizendste Aussicht über das sich von N. nach S. hinziehende Thal des *Kukenam* genossen, mit dem sich aus N.O. her das Thal des *Araparu* verband. Einige Niederlassungen, die aber nach Aussage unserer Indianer von ihren Bewohnern verlassen waren, lehnten sich friedlich an den dichten Vegetationsgürtel des *Kukenam* an, und bildeten eine malerische Unterbrechung in der lieblichen, aber einsamen Thalscenerie. Kein Mensch, kein Säugethier, kein Vogel unterbrach den tiefen Frieden, die öde Stille, die sich über das Thal ausgebreitet. Da wo sich der Fluss der Sohle der Kette näherte, verschwanden die schattigen Laubbäume, und ein dichtes Gewirr von wildem *Bambus*, baumartigen Gräsern und *Zingiberaceen* nahm ihre Stelle ein. Jetzt hatten wir den höchsten Punkt der Kette erreicht, und den uns bisher verdeckten Norden begrenzte wieder das nun immer näher tretende *Roraima*-Gebirge, dessen röthliche, düstere Färbung wir jetzt schon unterscheiden konnten. Ihm zur Seite erhob sich eine gleich mauerähnliche Gebirgsmasse, die mir die Indianer als den Berg *Kukenam*, den Quellpunkt des Flusses *Kukenam*, bezeichneten. Unser alter Begleiter, der *Zabang*, begrüsste uns aus S.O. über unzählige Berggipfel herüber. Die neidischen Wolken erlaubten uns auch diesmal wieder nur einige Augenblicke die ungestörte Aussicht auf das imposante geologische Naturwunder, in dem ich von hieraus den Königsstein, in dem *Kukenam* aber den Lilienstein zu begrüssen glaubte. Indem wir in einer mehr westlichen Richtung der höchsten Erhebung des Gebirges folgten, kamen wir an einer einsamen Hütte

vorüber, in der wir vergebens nach ihren Bewohnern suchten. Tief unten im Thal des nördlichen Abhangs, nahe dem westlichen Ufer des *Kukenam*, bemerkten wir abermals eine Hütte, vor welcher eine Menge Indianer versammelt standen, die uns schon bemerkt haben mussten, wie wir aus dem unruhigen Treiben schliessen konnten, das sich plötzlich unter ihnen entwickelte. Um ihnen die aus unserem unerwarteten Erscheinen erwachte Furcht zu benehmen und sie von einer übereilten Flucht abzuhalten, sandten wir zwei *Arekunas* voraus, die sie mit unsern friedlichen Absichten bekannt machen sollten. In einer tiefen Schlucht, die bis zur Hälfte der Berghöhe mit dichten Bäumen bestanden war, erreichten wir die Ebene und vor uns lag die Hütte, vor welcher uns die beruhigten Bewohner und in der uns, o Jubel! eine Menge frischer Cassadakuchen, Töpfe gefüllt mit Pfefferbrühe und *Jacus (Penelope)* erwarteten. Es lachte uns ein Mahl, wie ich noch keines gehalten. Erst nachdem unser schrecklicher Hunger gestillt war, sah ich mir auch die roth gemalten Indianer an, die uns verwundert umstanden. Ausser den Stückchen bemalten Bambusrohr, welche sie in Nase, Ohren und Unterlippe trugen, hatten sich besonders die kleinen Knaben mit Stückchen eines fast goldgelben Felles geschmückt, das einer Affenart angehört zu haben schien, welche Vermuthung sich auch bestätigte. Auf unsere Frage, von welchem Thiere das Fell gewonnen sei, wurde uns zur Antwort: von einem Affen, den sie *Arauta* nannten. Mit dieser Bezeichnung war uns freilich noch wenig geholfen, da uns der *Arauta* ebenso unbekannt war. Später ergab sich, dass er der Gattung *Mycetes* angehört, der sich aber durch seine goldgelbe Färbung wesentlich von dem *Mycetes seniculus*, wie ich denselben an der Küste gefunden, unterscheidet.

Als die Vorräthe aufgezehrt waren, fanden sich mehre der männlichen Bewohner bewogen, mit ihren Blaseröhren nach dem nahen Wald zu eilen, um die Töpfe mit neuem Wildpret zu füllen, was ihnen auch glückte, wie sich bei ihrer Rückkehr zeigte. Unter den *Arekunas* scheint das Blaserohr die allgemeine und besonders beliebte Waffe zu sein; nur selten sah ich sie mit Pfeil und Bogen auf die Jagd gehen.

Da die Hütte nicht alle Indianer fassen konnte, eilten die Ausgeschlossenen nach dem nahen Walde, um hier ihre Hängematten zu schlingen, während wir unsere Zeltdächer in der Nähe der Hütte aufschlagen liessen. Eine kleine Strecke oberhalb unserer Zelte vereinigte sich der *Araparu* mit dem *Kukenam*, dessen Ufer mit mehren mir noch unbekannten Pflanzenformen bestanden waren, unter denen sich besonders grosse Bäume der *Clusia insignis* mit ihren grossen, wachsähnlichen, weiss mit rosa tingirten Blüthen und eine neue Species *Peridium, Peridium bicolor (Klotzsch)* auszeichnete.

Die Nacht war ungemein kalt; am Morgen gegen 6 Uhr zeigte das Thermo-

meter 62° Fahrenh., eine Temperatur, die uns und unsern Macusis ungemein empfindlich war. Hatte die Bewohner der früheren Niederlassungen der drückende Mangel und die Hoffnung auf seine Abhülfe bei den Stammverwandten anderer Dörfer bewogen, sich unserer Gesellschaft anzuschliessen, so fiel hier dieser Beweggrund weg, dessen ungeachtet aber folgten uns bei unserem Aufbruche sämmtliche Bewohner, nachdem sie die Hütte mit einer aus Palmenwedeln verfertigten Thür verschlossen hatten. Unsere Reihe verlängerte sich dadurch abermals wesentlich. Natürlich mussten sich diese Freiwilligen selbst verproviantiren. Durch waldige Oasen mit geschwätzigen Flüsschen, über Hügel, auf denen wieder grosse Massen des schon früher gefundenen Cascalho-Conglomerates zu Tage traten, wandten wir uns gegen W., wozu uns ein Berg zwang, dem wir, um ihn nicht übersteigen zu müssen, an seiner Basis folgten. Ausser den Cascalho-Conglomeraten fanden wir zu unserer Verwundrung an den Abhängen auch wieder jene, von Eisenoxyd schwarz und rothbraun gefärbten, glänzenden Thon-Concretionen und Quarzstücke, die uns namentlich an den Ufern des *Rupununi* und *Takutu* in so ungeheuren Massen aufgestossen waren. Dort betrug die absolute Höhe des Terrains, wo wir sie fanden, 3 — 400, hier dagegen 3200 Fuss über dem Meere.

Als wir aus einer der Oasen herausgetreten, überraschte uns ein interessantes Landschaftsbild. Vor uns in W. erhob sich eine nur mit spärlicher Vegetation bekleidete Bergkette von 600 — 800 Fuss Höhe, über die sich ein breites, silberfarbenes Band legte, dessen eines Ende in dem sich an der Basis hinziehenden Walde verschwand. Es war ein kleines Flüsschen, das sich in unzähligen Fällen und Cascaden den Abhang herabstürzte. Jetzt wandten wir uns wieder gen N. und bald hatten wir von neuem das Thal des *Rukenam* erreicht, mit dem sich hier ausser dem *Wararite*, noch mehre andere Zuströme vereinigten, die die Wasser aus der etwa 700 Fuss nordwestlich sich über die Savanne erhebenden *Waramatipu*- und der mehr nördlichen *Eramaturu*-Kette ergossen. In der Nähe des *Wararite* trafen wir auf eine jener thurmähnlichen Hütten mit starken Lehmwänden, die besonders dem Stamme der *Macusis* eigenthümlich sind. Der mit einer Thür aus Palmenwedeln versetzte Eingang verkündete, dass auch ihre Bewohner abwesend waren. Nachdem wir seinem rechten oder westlichen Ufer einige Miles gefolgt und einen bequemen Uebergang gefunden, durchkreuzten wir den Fluss und betraten abermals eine dichte Waldoase, in der die *Guttiferen*, namentlich die Gattung *Clusia*, die vorherrschende Vegetationsform bildeten. Ich sammelte *Clusia insignis (Mart.)*, *rosea (St. Hil.)*, *bicolor (Mart.)*, *leprantha (Mart.)*, *macrocarpa (Spr.)*, *microcarpa (Spr.)* und *nemorosa (Mey.)*. Einige dieser Spec. traten selbst als Parasiten auf andern Bäumen auf; besonders häufig war dies bei der prächtigen *Cl. insignis* der Fall. Noch mehr staunte ich über die ungemein glänzende Blüthenfülle der *Dimorphandra macro-*

stachya (Benth.), die sich als majestätisch riesiger Baum über die Waldung erhob. Auf dem Rücken einer wellenförmigen Hügelkette ging es rasch gegen N.O. vor, bis wir uns wieder dem Thal des *Rukenam* genähert, und unter uns an seinem westlichen Ufer zwei im Bau begriffene, domförmige Hütten und um diese eine Menge rothgefärbter Indianer in festlichem Schmucke versammelt sahen, zu denen wir hinabstiegen. Der Häuptling, ein alter, würdiger Mann, in einem vor Schmutz starrendem Hemde, den Kopf mit einem alten, verdrückten, aller Haare entblössten und dadurch rothgelb gewordenen Hute bedeckt, sass auf einem Sessel, umgeben von den Aeltesten der Niederlassung, ebenfalls mit Fragmenten von einst weiss gewesenen Hemden bekleidet, die nun als Fetzen über die rothgefärbten Glieder herabhingen, staunte uns eine Zeitlang schweigend an und begann dann mit einer nicht enden wollenden Rede. Als der Redefluss endlich versiecht war, erhob er sich, um jeden von uns Europäern die Hand zu reichen, worin ihm seine Untergebenen vom ältesten Manne, der ältesten Frau, bis zum kleinsten Knaben und Mädchen unter dem Ausruf: »*Bakong-baimong* (guten Tag)« nachfolgten. Ein solch zuthulicher und herzlicher Willkommen war uns bisher noch nie von dem schönen Geschlechte geworden, und musste uns um so mehr auffallen, da auch sie noch keine Europäer gesehen. Männer und Frauen zeichneten sich nicht allein durch ihre schönen Körperformen, sondern auch durch ihre regelmässige Gesichtsbildung, und viele unter ihnen durch wundervolles, langes, schwarzes Lockenhaar aus. Wie die übrigen *Arekunas* trugen auch hier die Männer Bambusstücken in dem Septum der Nase, den Lippen und Ohren, während das Gesicht der Frauen ungemein stark tättowirt war, was der angenehmen Gesichtsbildung viel Eintrag that.

Nachdem die Begrüssungsceremonien beendet waren, beeilten sich die Mädchen und Frauen, uns frisch gebacknes Cassadabrod, Pfefferbrühe, Paiwari, ja sogar ein unserem Grünkohl ähnliches Gemüse aus den Endsprossen der *Manihot* vorzusetzen, dessen erstes Kosten uns aber alle fernere Zusprache verleidete, da wir in Folge des starken Zusatzes von *Capsicum* nicht anders glaubten, als höllisches Feuer verschluckt zu haben. Ein Blick des Häuptlings schien uns Europäern seine Frau und Töchter zu dienstbaren Geistern bestimmt zu haben, da diese uns nicht von der Seite wichen, und alles Essbare vor uns niedersetzten, was die Hütte bot, worunter sich auch mehre kleinere, mit Haut und Haar geräucherte Säugethiere befanden, die aber wegen ihrer Aehnlichkeit mit Ratten uns von dem Versuche des Kostens abschreckten; sie nannten sie *Atuh*. Es war ein interessantes Bild, mehr als hundert ausgehungerte Menschen in einer Menge kleiner Gruppen um die nur für Augenblicke gefüllt bleibenden Schüsseln hocken, und das Verlangen des Magens auf indianische Weise befriedigen zu sehen, ein Genuss, der lange Zeit versagt gewesen war.

VII.

Our Village. Sitten und Gebräuche der Arekunas. Metereologische Beobachtungen. Flora und Fauna der Umgebungen. Gebirgsformation. Serekongs. Besteigung des Roraima. Wirkung des Bisses der Grubenotter. Quellen des Kukenam, Cotinga, Yuruani, Araparu, Cako, Cama, Apauwanga. Flora des Roraima-Gebirges. Leiothamnus Elisabethae. Encholirium Augustae. Metereologische Beobachtungen. Rückkehr nach Our Village.

Die *Arekunas* waren eben im Begriff, in der waldigen Oase, die sich an dem westlichen Ufer des *Kukenam* entlang zieht, ein grosses *Manihot*-Feld anzulegen, und die beiden domförmigen Hütten zu ihrer hier beabsichtigten Niederlassung aufzurichten. Ihr eigentlicher Wohnort, *Canaupang*, lag an der Basis des Berges gleiches Namens, einige Miles weiter westlich von hier. Ein kleineres Provisionsfeld, das sie schon früher urbar gemacht, und mit *Manihot* und *Yams* bepflanzt hatten, bewies zur Genüge, welch fruchtbaren Boden die Gewächse gefunden; beide waren ihrer Reife nahe. Auch hier war der unselige Krieg Ursache der Verlegung der Niederlassung, indem eine Parthie *Arekunas* aus dem nahen Dorfe *Arawayang*, die Bewohner *Canaupang's* bei Nacht überfallen und mehre derselben getödtet hatte. Das freundliche Thal des *Kukenam*, so wie der herzliche Willkommen, den wir unter den Leuten gefunden, liess uns schnell den Entschluss fassen, während unseres Aufenthaltes in der Nähe des *Roraima*, der nur noch einige Miles nordnordöstlich in seiner ganzen Grösse vor uns lag, unser Hauptquartier hier aufzuschlagen, und uns zu diesem Zwecke einige Hütten zu bauen. Es war ein malerischer Punkt, den wir uns zum Aufenthalt gewählt. Am linken Ufer des *Kukenam*, der sich hier über und zwischen einer Menge von Jaspis- und Quarzblöcken hinwand, erhob sich, von allem Gebüsch und Bäumen entblösst, der

Berg *Savannah*, in N.N.O. die rothen, fast fortwährend in dichte Wolkenmassen eingehüllten Wälle des *Roraima* und *Kukenam*, in Westen der vereinzelte *Eramaturu*, in S. zog sich die wellenförmige Erhöhung hin, die wir am Morgen überschritten. Bei Einbruch des Abends erneute sich das schon mehrfach erwähnte, schauerlich schöne Naturphänomen; da aber das von dem *Eramaturu* herabrollende Wasser seinen Weg gerade durch unser Zelt nahm, sahen wir uns veranlasst, unsern Bau schon am nächsten Morgen zu beginnen, wobei uns alle Hände die thätigste Hülfe leisteten. Der Grundriss zu unserm Palais war bald entworfen und auf dem Boden abgesteckt. Die nahe Oase lieferte uns hinlängliches Baumaterial, Pfeiler zum Gerüst, Sparren zum Dachstuhl, Palmenwedel zur Bedachung und Bekleidung der Wände, Lianen zum Zusammenbinden der einzelnen Balken und Sparren; — mehr war nicht nöthig, und am Abend standen die zwei Gerüste für die beiden grösseren Häuser schon auf dem geebneten Platze. Ohne Mitleid mussten am folgenden Morgen eine unzählige Menge der schönen *Martinezia caryotaefolia*, *Maximiliana regia* und *Acrocomia sclerocarpa*, die gestern noch ihre stolzen Häupter hoch über die sie umgebenden Laubbäume erhoben hatten, unter den Axthieben der Indianer fallen, um ihre Wedel zur Bedachung und zur Bekleidung der Seiten zu liefern. Der Sturz dieser Palmen ist stets von einem eigenthümlichen, pfeifenden Getöse begleitet, das von den Wedeln herrührt, sobald diese beim Fall mit Schnelligkeit die Luft durchschneiden. Am dritten Tag konnten wir bereits mit der inneren Einrichtung und Ausstattung beginnen. Einige der Zinnkasten waren unsere Stühle, zwei derselben, die zusammengeschoben wurden, der Tisch, zwei stärkere Querbalken die Halter unserer Hängematten, eine erhöhte Balkenlage das Gestell, auf welchem wir unser Gepäck ordneten, damit es nicht von der Feuchtigkeit des Bodens angegriffen werden sollte. Eine Art Repositorium bildete den Zufluchtsort für meine botanischen und andern naturhistorischen Schätze sowohl gegen die Nässe, als auch vor den Angriffen und der Zerstörungswuth der Insekten, besonders der ihnen so gefährlichen Ameisen (*Atta cephalothes*), die mir ihre Gegenwart schon während der ersten Nacht schmerzlich genug zu erkennen gegeben hatten, indem ich am Morgen selbst die Pflanzen unter der Presse von ihnen vernichtet fand, und ein grosser Graben um beide Häuser den Abzugskanal für die Gewässer nach Gewitterstürmen. So standen am Abend die beiden kleinen Häuser fertig vor uns, und mit innerm Stolz, mit dem Gefühl der Zufriedenheit und Behaglichkeit schauten wir auf das Werk unserer Hände, in welchem wir heute zum erstenmal unsere müden Glieder durch den Schlaf stärken sollten. Es war das erste und allem Anschein nach auch letzte Haus, dessen Plan wir nicht allein entworfen, sondern das wir auch selbst thätig von Grund auf mit bauten! — Den vierten Tag begann der Bau einer dritten, vierten, fünften Hütte für unsere Begleiter aus der Colonie, unsere treuen *Macu-*

sis und einer sechsten als Küchenhütte, die wie Pilze unter den vielen geschickten Händen aus dem geebneten Boden aufstiegen. «*Our Village* (Unser Dorf)», wie wir unsern kleinen Ort tauften, zählte nach fünf Tagen schon 6 Hütten.

Nachdem wir den Bau vollendet, zahlten wir unsern ausgehungerten Begleitern ihren wohlverdienten Lohn aus, zu dem wir noch einige Geschenke als Zeichen der Anerkennung ihrer tadellosen Pflichterfüllung fügten, und entliessen sie in ihre Heimath; nur unsere, uns mit Leib und Seele ergebenen *Macusis* blieben bei uns.

Der unausgesetzte Andrang nach den Vorräthen der *Arekunas* aus *Canaupang*, hatte diese freilich bald genug verschwinden lassen; wir beschlossen daher, dem alten freundlichen Häuptling Kaikurang, der es niemals unterliess, sobald er zu uns in unsere Hütte treten wollte, sein altes, schmutziges Hemde anzuziehen, und den schamroth gewordenen Hut aufzusetzen, den Vorschlag zu machen, ihm ein Stück Provisionsfeld mit reifer *Manihot* abzukaufen, aus der die Frauen, die uns aus *Pirara* gefolgt waren, unsern täglichen Brodbedarf bereiten sollten. Das Stück war Gemeindegut, eine zusammengerufene Volksversammlung musste entscheiden, und nach kurzer Berathung kehrte Kaikurang mit der einstimmigen Einwilligung zu uns zurück. Zwei Aexte, ein Waldmesser, als Gemeingut, und einige kleine Geschenke für die Frau und Kinder des Häuptlings waren der Kaufpreis. Leider zeigten schon die folgenden Tage, dass unser Acker sehr bald erschöpft sein würde, da die Frauen vom frühsten Morgen bis zum Einbruch der Nacht die ihnen übertragene Pflicht erfüllten. Von *Canaupang* war nichts zu erwarten, da die dortigen Felder ebenfalls erschöpft waren, und es musste nach entlegener Hülfe ausgeschaut werden, die sich nach der Versicherung Kaikurangs auch bei den *Serekongs*, einem Stamme, der das Quellgebiet des *Mazaruni* bewohnt, finden sollte. Einer der Indianer erbot sich, als Gesandter mit dem Gesuche um Unterstützung dahin zu eilen, obschon die Entfernung so gross war, dass er erst, nachdem die Sonne eilfmal untergegangen, zurückkehren konnte. Einige kleine Geschenke, die wir ihm für den Häuptling der *Serekongs* mit gaben, sollten diesen für die Erfüllung unserer Wünsche williger machen.

Denselben Tag, wo uns der Bote verlassen, kehrten die Bewohner der grossen thurmähnlichen Hütte, die wir am *Wararite* getroffen, von ihrer Reise nach dem *Mazaruni* zurück. Mit dem sichtbarsten Erstaunen starrten sie die während ihrer Abwesenheit erstandenen Hütten und ihre Bewohner an, deren Erscheinen ihnen ganz unerklärlich zu sein schien. Unter den durchgehends mit phantastischen Federbaretts geschmückten, schönen, männlichen Gestalten, befand sich auch ein Mädchen, dessen überraschende Schönheit uns in noch grösseres Staunen versetzte; es war unbestritten die vollendetste weibliche Gestalt, die wir unter den India-

nern jemals gesehen. Ihre dunkeln, sprechenden Augen, ihr langes, in natürlichen Locken über die wohlgeformten Schultern herabfallendes, ebenholzschwarzes, glänzendes Haar, der bei den Indianern so seltene kleine Mund mit einer tadellosen Reihe weisser Zähne, die edelgebogene Nase, die zierlichen und edelgeformten Hände und Füsse machten sie zu einer Schönheit, an der trotz ihres kupferfarbenen Teints selbst der kritischste europäische Kunstrichter keinen Tadel gefunden haben würde. Dass sich aber auch der heirathsfähige Indianer willig vor einer solchen weiblichen Schönheit beugt, dass sich der Sohn des Waldes eben so aufopfernd wie der Europäer vor den Triumphwagen einer solchen Helena spannt, dass eine solche den ihr gezollten Tribut eben so gern entgegennimmt, wie eine Weisse, das bekundete der reiche Perlenschmuck, den Cummiyaure trug. Sie war förmlich mit Perlenschnüren überladen, das sicherste Zeichen, dass sie der stille, dadurch aber nicht minder feurige Wunsch manches Indianerherzens war. Um ihr auch unsere Anerkennung zu bethätigen, reichten wir ihr ebenfalls mehre niedliche Perlenschnüre, was ihr ungemein zu schmeicheln schien, wie wir aus dem freundlichen, schelmisch dankbaren Lächeln schliessen durften, das uns dafür von ihr zu Theil wurde, während die düstern Blicke, die uns ihr Vater, eine ebenso vollendete männliche Gestalt, in der eine gewisse wilde Hoheit lag, die Aufmerksamkeit und Achtung gebot, und einige junge bildschöne Indianer, wahrscheinlich ihre schmachtenden Liebhaber, zuwarfen, deutlich genug verriethen, dass ihnen solche Aufmerksamkeit keineswegs behagte. Der Contrast zwischen den finstern Blicken der Männer und den freudestrahlenden Augen der braunen Grazie, die bald auf den Perlenschnüren, bald auf uns haften blieben, hätte dem geschickten Pinsel Goodall's einen würdigen Vorwurf zu einem interessanten Charakterbilde geben können, wenn der feurige Maler nicht zu lebhaft mit dem Gegenstand selbst beschäftigt gewesen. Aber als er den Vater in übersprudelnder Extase scherzhafter Weise bat, ihm seine Tochter zum Weibe zu geben, sah ihn dieser erst einige Augenblicke finster an, rief dann dem Mädchen einige unverständliche Worte zu, und wie ein gescheuchtes Reh verschwand sie für den ganzen Tag aus unserer Nähe. Den folgenden Morgen gab ihr Vater, der Häuptling, das Zeichen zum Aufbruch, die schöne Cummiyaure erschien wieder, lächelte uns freundlicher als die aufgehende Sonne an, nahm lächelnd noch einige Geschenke von uns an, reichte jedem von uns, trotz der finstern Blicke des Vaters, die niedliche kleine Hand zum Abschied, und nickte uns verstohlen noch aus der Ferne mit dem reizenden Lockenkopf ein herzliches Lebewohl zu. Lange verfolgten wir die malerische Karavane mit unsern Blicken, bis sie endlich hinter der sich im S. erhebenden Anhöhe verschwand. Es war, als sei ein Märchen oder ein schöner Traum an uns vorübergegangen! — Wir sollten der reizenden Cummiyaure später noch einmal begegnen.

Das interessante Schauspiel, das uns bisher fast in jeder Niederlassung geworden, in der wir uns einige Tage aufgehalten, erneuerte sich auch hier: es verging beinah kein Tag, wo nicht Züge rothgemalter *Arekunas* über die Berge herab in unserer Colonie angekommen wären, denen es so wohl bei uns zu gefallen schien, dass sie sich schnell eigene Hütten aufbauten. Nach Verlauf von zwölf Tagen zählte unsere Niederlassung schon sieben Hütten mehr, wodurch freilich fast alle Palmen aus der Oase verschwanden.

Die *Arekunas* sind offenbar ein Bruderstamm der *Macusis;* Sprache, Sitten und Gewohnheiten stimmen bei beiden ziemlich mit einander überein. Die Abweichungen der ersteren sind bloss dialektisch, und in Bezug auf die lezteren fehlt ihnen namentlich ein Charakterzug, der uns die *Macusis* so lieb und werth gemacht: die Reinlichkeit. Die üble Gewohnheit, ihren ganzen Körper zu bemalen, und den Tabak nicht allein zu rauchen, sondern auch in ziemlicher Quantität zu kauen, was uns bisher noch bei keinem Stamme vorgekommen war, waren in ihrer naiven Saloperie die beiden Hauptursachen, die ihnen fortwährend ein ungewaschenes Ansehen gaben. Zu letzterm Zwecke wurden die Tabakblätter nicht getrocknet, sondern noch in frischem Zustande ganz fein gehackt, und mit einer schwarzen, salpeterhaltigen Erde, die sie in der Savanne sammeln, zu einem Teige geknetet, aus dem sie kleine Kugeln drehen, welche sie dann in den Mund stecken. Der Ueberfluss des Saftes lagert sich fast immer als schmutzige, schwarze Sauce auf den Lippen und um den Mund ab. Die Frauen habe ich diese Masse nie kauen sehen. Ehe noch der Tag graut, verlassen sie die Hängematte, um sich in dem nahen *Kukenam* zu baden, wonach das Anmalen und Austreichen des ganzen Körkers vorgenommen wird. Fast alle Männer trugen den Haargürtel *(Matupa)* um die Hüften, einige auch einen aus gesponnener Baumwolle verfertigten Gürtel, der viel Aehnlichkeit mit einer Wurst hatte; die Weiber einige Halsbänder aus den Zähnen kleiner Nagethiere. Das Blaserohr schien, wie ich schon erwähnte, ihre Hauptwaffe zu sein. Das Gift tauschen sie von den *Macusis* ein, denen sie dafür fertige Blaseröhre oder auch bloss die Halme der *Arundinaria Schomburgkii* geben, die sie wieder von den *Maiongkongs* erhalten. Auch hier reicht die Mutter dem Kinde die Brust bis in dessen drittes, viertes Jahr, und übergiebt, wenn sich unterdessen ein neuer Weltbürger einfinden sollte, den frühern Säugling der Grossmutter, die an dem Enkel die Pflichten der Mutter erfüllt; eine Fähigkeit, die ich oft noch bei den ältesten Indianerinnen wahrgenommen habe. Ihren Häuptlingen gestehen sie jedenfalls eine höhere Autorität und Macht zu, als die *Macusis*. Alle Befehle Kairurang's erliess dieser in einem ernsten, ja strengen Tone; ihre Erfüllung folgte augenblicklich nach. Kairurang sprach jedesmal in der ersten Person des Plurals. Mit der Colonie stehen die *Arekunas* nur mittelbar in Verbindung, indem sie von

den *Akawais*, welche die gefährliche Reise, den *Cuyuni* oder *Mazaruni* hinauf nicht scheuen, um einige kleinere europäische Artikel gegen gesponnene Baumwolle, Hängematten, Hunde und Federschmuck einzutauschen. Da die Gegend arm an Säugethieren und Vögeln ist, und ihre Berggewässer nur kleine, fingerlange Fische aus der Familie der *Siluri*, namentlich aus der Gattung *Hypostoma* beherbergen, so sind sie fast nur auf vegetabilische Kost hingewiesen; dessen ungeachtet hängen sie mit einer Liebe an ihrer Heimath, namentlich an dem *Roraima*, wie sie früher nur immer ein Schweizer zu seinen Alpen hegen konnte. Alle ihre festlichen Gesänge haben den *Roraima* zum Gegenstand, und wenn wir ihnen von den Schönheiten *Pirara's* mit seinen weiten Savannen, den zahlreichen Rinderheerden, den Rehen, den mächtigen Fischen in den Flüssen, dem Ueberfluss an Nahrung erzählten, dann war und blieb die Antwort: «dort kann es nicht schön sein, es ist kein *Roraima* da.» Jeden Morgen, jeden Abend, kam Alt und Jung, Kairurang an der Spitze, nach unserm Hause, um uns mit «*Bakong baimong* (Guten Tag)» oder mit «*Saponteng* (Gute Nacht)» zu begrüssen, und von uns für kurze Zeit Abschied zu nehmen, wobei sie jedesma die Worte: «*Matti Roraima-tau, Roraima-tau* (da, siehe unsern Roraima)» hinzufügten, und das Wort *tau* sehr lang und feierlich gedehnt aussprachen.

Auch unter diesen einfachen, gemüthlichen Naturmenschen zeigte es sich mir wieder deutlich, dass es ganz auf die Europäer ankommt, was er aus ihnen machen will. Der grösste Theil von ihnen war noch nie, die wenigen Ausnahmen nur gelegentlich mit Europäern zusammengetroffen. Herz und Verstand standen noch vollkommen in kindlicher Harmonie. Begegne einem solchen Indianer freundlich, dass er aus deinem Entgegenkommen fühlt, er ist dasselbe Wesen, das er in dir ehrt und achtet, weiche nie einen Strohhalm breit von der Wahrheit ab, lass dir keine Schwächen, denen er sich unterworfen fühlt, zu Schulden kommen, sei consequent in allem, was du thust, stosse sein freundliches Entgegenkommen, so schwer es dir auch in manchen Fällen werden mag, nicht durch Härte, oder falschen Stolz zurück, theile seine unschuldigen Freuden und zeige, dass du Gefühl für seine Schmerzen, seinen Kummer hast, und wahrlich, du wirst dich wohler unter ihnen fühlen, als in den äusserlich gleissenden Assemblée's des gesitteten Europa's; denn Sittlichkeit und Tugend braucht ihnen nicht von dem civilisirten Europa gebracht zu werden, das Gefühl für diese ist bei ihnen zarterer Natur, als bei uns!

Wie uns eine der fremden Indianerparthien die grösste weibliche Schönheit entgegen geführt, so brachte uns eine andre den schönsten Knaben. Tamanua war das vollendete Modell kindlicher Grazie, kindlichen Liebreizes. Der Vater desselben kam aus dem zwei Tagereisen entfernten Dorfe *Carakitta* und liess sich bei uns nieder; der Sohn wurde unser aller Liebling. Ungeachtet des etwas mäd-

chenhaften Ausdrucks der milden Augen, der durch das lange, schöngelockte, schwarze Haar noch vermehrt wurde, war Tamanua doch bereits ein guter Schütze mit dem Blaserohr, der mir täglich eine Menge kleiner Vögel, als *Euphone, Tanagra, Nectarinia* von seinen Jagdzügen brachte, und forderte er mit seiner sanften und metallreinen Stimme auch einen noch so hohen Preis, keiner von uns konnte ihm diesen abschlagen. War der Sohn ein vollendetes Modell kindlicher Schönheit, so der Vater das einer männlichen. Wenn letzterer sein phantastisches Federbarett mit den vier aufrechtstehenden Schwanzfedern des *Araras* auf hatte, so glaubten wir jedesmal das lebende Bild eines kräftigen Bergschotten vor uns stehen zu sehen, weshalb er auch den Namen «Scotchman» von uns erhielt. Der Wunsch meines Bruders, dass ihn Tamanua nach *Georgetown* begleiten sollte, hatte Vater und Sohn während einer Nacht heimlich aus «*Our Village*» vertrieben; denn als wir am Morgen nach ihnen frugen, hiess es, der Vater sei heimgekehrt, indem er gefürchtet, wir möchten Tamanua mit über das Salzwasser nach dem Lande der *Paranaghieris* nehmen.

Das Klima und die atmosphärischen Verhältnisse in unserer Colonie, waren keineswegs der Art, dass sie unsern Beifall gefunden. «*Our Village*» lag unter 4° 57′ nördlicher Breite und 61° 1′ westlicher Länge, etwa 3300 Fuss über dem Meere. Am Morgen zwischen vier und fünf Uhr erreichte das Thermometer nur einigemal 58°, Mittag im Schatten 87°, selten in der Sonne mehr als 100° Fahrenheit. Ausser diesem Unterschied in der Temperatur, herrschte hier auch ein fast ununterbrochener Wechsel zwischen hell und finster, Nebel, Regen und Sonnenschein. Vor Sonnenaufgang und bis ungefähr eine halbe Stunde nach diesem war der Himmel, abgesehen von einigen leichten Wölkchen, vollkommen klar und rein, der gewaltige Bergriese, der *Roraima*, stand dann wolkenlos vor uns, und sein geradliniger Umriss stach scharf gegen den blauen Himmel ab. Bald aber bildeten sich dichte Nebelschichten, die sich aus den Ebenen und Thälern schnell über die ganzen Umgebungen verbreiteten und von einem aufspringenden Luftzug in die Höhe getrieben wurden, um als heftiger Niederschlag wieder zur Erde zurückzukehren. In raschem Wechsel folgten nun kurze Perioden des schönsten, klarsten Wetters. Die Sonne erwärmte die vom vorhergehenden Regen abgekühlte Atmosphäre, um im nächsten Augenblick wieder hinter den dunkeln Wetterwolken zu verschwinden. Oft nahm der aufsteigende Nebel nur kleine Districte ein, der *Roraima* war in dichte Wolken gehüllt, während sich die Strahlen der Sonne auf den bronzefarbigen Felsen des nachbarlichen *Kukenam* brachen: oder der Gebirgsstock einer dieser mächtigen Sandsteinmassen lag in einem tiefen, düstern Nebelmeer begraben, während seine steile, rothe Gipfelhöhe im grellsten Sonnenlicht glänzte. Gleich schroff traten auch die Wechsel in Rücksicht des Luftzuges auf. Eben lag noch die Natur

in tiefem Frieden, kein Lüftchen regte sich, geschäftig benutzte ich diese hellen und ruhigen Momente, um mein feuchtes Pflanzenpapier zu trocknen, als ein heftiger Wirbelwind, auch die Neuigkeiten der «*London-Times*», die ich mir als Maculatur bereits in *London* zum Pflanzentrockenen aufgekauft, spiralförmig in die Höhe führte, um dann vom Winde zu meinem grössten Verdruss, dagegen aber zum grössten Jubel der Indianer, nach allen Richtungen hin, oft viele Meilen weit, fortgeführt zu werden. Wie oft haben wir auf unsern Excursionen die Entführten in namhafter Entfernung auf den Bäumen flattern sehen, oder auf der Erde wiedergefunden! Selbst bei der Besteigung des *Roraima* flatterten mir dieselben noch in einer Höhe von 4000 Fuss entgegen. Erfahrung macht klug, und der einschmeichelndste Sonnenblick, der heiterste Himmel konnte mich nicht mehr betrügen; jeder Bogen erhielt einen Beschwerer. Unter solch beständigem Wechsel kam 3 Uhr Nachmittags heran, und nun beschloss fasst täglich der wildeste Gewittersturm unter dem heftigsten Regen den Tag. War dieses Finale bis fünf Uhr ausgeblieben, so trat es später nicht mehr ein. Unter fürchterlichem Donner entlud sich das Wetter; dann übergossen die scheidenden Strahlen der Sonne nochmals die rothen Felsenwände des *Roraima* und des *Kukenam* mit einem magischen Feuer, in welchem die schäumenden, silberfarbenen, durch den vorhergegangenen Regen angeschwollenen Cascaden und Wasserfälle, die sich von dem glatten Gipfel herabstürzten, einen zauberhaften Contrast bildeten. Ich habe schon früher bemerkt, dass die jährliche an den Küsten und in den grossen Savannen niederfallende Quantität Regen gegen 100 Zoll beträgt, hier übersteigt sie dieses Mass um vieles, und mit Recht nennen die Indianer den *Roraima*: «die fruchtbare Mutter der Ströme.» An der Küste herrschte jetzt die Trockenzeit.

Zu genauern meteorologischen Vergleichungen füge ich die sorgfältig von der Expedition vom 29. October bis zum 16. November angestellten Beobachtungen ein:

1842.	Stunde.	Bunten's Barometer.	Angefügtes Thermometer.	Freies Thermometer.	Befeuchtetes Thermometer.	Bemerkungen.
29. Oct.	3 Nach.	678. 30	21. 3	70	66. 5	Schön.
	6 -	678. 51	21. 7	70. 7	65. 3	Schön.
30. -	6 Vorm.	678. 30	17. 1	63	60. 5	*Roraima* bewölkt. Regenmes.
	7 -	678. 88	18. 6	66	62. 7	Schön. (0,38 Zoll.
	8 -	679. 42	21. 7	71. 3	66. 5	*Roraima* bewölkt.
	9 -	681. 85	25	77. 5	70. 5	*Roraima* hell.
	10 -	680. 20	27. 5	82	72. 5	Theilweis bewölkt.
	11 -	680. 45	29. 8	85. 6	75. 3	*Roraima* bewölkt.
	12 -	680. 10	30. 2	86. 5	73. 7	- -
	1 Nachm.	679. 20	24. 5	75	67. 7	Regen.

1842.	Stunde.	Bunten's Barometer.	Angefügtes Thermometer.	Freies Thermometer.	Befeuchtetes Thermometer.	Bemerkungen.
	2 Nach.	679. 00	23. 7	74	67. 5	Sprühregen.
	3	678. 20	22. 8	73. 3	67. 1	Nebel über uns. Dorfe. *Ror.* hell.
	4	678. 55	25	77. 5	70. 5	Gewitter.
1. Nov.	9 Vorm.	679. 71	23. 6	74. 3	67. 5	Wind N.O.
	10	679. 90	25. 5	77. 5	69. 2	- O. gen N.
	11	679. 94	27. 2	80	70	- O. - N. *Ror.* bewölkt.
	12	680. 00	28. 2	83	71. 5	- O. gen S. *Ror.* bewölkt.
	1 Nach.	679. 86	29. 2	83. 9	73. 5	- - - - *Ror.* theilw. bew.
	2	679. 30	28. 7	83. 1	70. 5	- - - - *Roraima* bewölkt
	3	679. 28	28	81. 7	70	- O. - N. Gewitter.
	4	679. 05	25. 7	78	69	- O. in O.S.O. Gewitter.
	5	679. 40	25. 5	77. 4	69. 2	- N.O. Gewitter in S.W.
2	6 Vorm.	678. 85	18. 1	64. 5	61. 8	Schön. *Roraima* bewölkt.
	7	679. 35	20	68. 2	64. 5	- - -
	8	679. 79	23. 2	73. 8	66. 3	- Wind O.
	9	680. 10	25. 6	77. 6	68	Windstösse a. O.N.O. *Ror.* bew.
	10	680. 00	26. 5	79. 9	67. 6	Schön. Wind S.O. *Ror.* theilw. -
	11	680. 20	27. 6	81. 8	69. 5	Schön. Wind S.O. - - -
	12	680. 46	28. 7	83. 0	70. 0	Wind S.S.O.
	1 Nach.	680. 12	29. 3	84. 2	70. 3	- S.S.O. *Ror.* dicht bew.
	2	680. 12	28. 9	83. 7	73. 0	- O.S.O. - - -
	3	679. 80	28. 2	80. 7	70. 2	- S.O. Regenschauer.
	4	679. 34	24. 3	74. 7	69. 3	- N.N.W. Wolken. *Ror.* hell.
	5	679. 20	25. 7	77. 5	68. 5	- O.N.O. Gew. gegen S.S.W.
	6	679. 45	25. 7	77. 3	68. 5	- W. hell.
	7	679. 70	23. 3	73. 2	67. 5	- W. hell.
	8	679. 90	22. 5	72. 5	66. 3	- O.
	9	679. 76	22	71	65. 3	- O.
	10	679. 66	21. 8	70	65	- W.
	11	680. 05	21. 5	69. 3	64. 6	- W.
	12	679. 70	20. 7	68	64. 2	Hell.
[3?]	1 Vorm.	679. 75	19. 5	66. 5	63. 5	Hell.
	2	679. 70	19	65. 2	63	Hell.
	3	679. 50	18	64	61. 7	Hell.
	4	679. 49	18. 3	64. 3	61. 5	Hell.
	5	679. 45	17. 5	63	60. 3	Wolken. *Roraima* hell.
	6	679. 36	16. 8	62. 4	59. 8	Wind N.O.
	9	680. 00	22	72. 5	65. 5	- S.S.O. Schön. Einzel. W.
	12	680. 38	28. 3	82. 3	69. 3	Schön. Einzelne Wolken.
	3 Nach.	680. 93	29. 9	85. 3	69. 3	Dichte Wolken gegen N.N.O.
	6	679. 87	26. 8	79. 7	68	Schön. Hell
5	6 Vorm.	678. 85	14. 7	58	56. 3	- - *Roraima* ebenfalls.
	9	680. 00	22. 7	72	65. 5	Schön. Leichter Wind aus N. O.
	12	680. 66	29. 8	83	68. 8	Leichter Wind aus S.O.
	3 Nach.	680. 60	29. 6	83. 5	69. 7	Heftiger Wind.
	6	679. 97	25. 2	76. 5	66. 3	O. ganz bewölkt.
6	6 Vorm.	679. 30	16. 3	61	59. 6	Hell. Schön. *Roraima* hell.
	9	680. 48	24	74	67	Schön. Wind N.W.

1842.	Stunde.	Bunten's Barometer.	Angefügtes Thermometer.	Freies Thermometer.	Befeuchtetes Thermometer.	Bemerkungen.
6.	12 Vorm.	680. 70	29. 3	83. 4	69. 4	Leichter Wind.
	3 Nach.	680. 55	29. 8	84. 3	72.	Schön. *Roraima* hell.
	6	680. 24	26. 2	82. 7	67. 3	Starker Wind aus N.O.
8.	6 Vorm.	679. 30	18	63. 7	62. 2	Schön. Ruhig. } Abwesend vom Be-
	6 Nach.	680. 48	24. 4	74. 3	69	Wind S.O. } obachtungsorte.
9.	6 Vorm.	680. 53	17. 7	63. 5	61. 2	
	6 Nach.	679. 95	25. 3	75	66. 3	
10.	6 Vorm.	679. 78	18	65	62	
	9	680. 57	26. 2	77. 5	67. 5	
	10	680. 92	27. 5	80	67. 7	
	4 Nach.	680. 30	27. 7	80. 3	70	
	5	680. 00	26	77. 5	69. 3	
	6	680. 00	25	75. 5	68	
11.	6 Vorm.	679. 70	19. 3	66	64. 3	Bew. Regenbogen bei Sonnenaufg.
	7	879. 70	20. 2	67. 5	64. 2	
	12	681. 70	31. 2	82.	70	
	3 Nach.	680. 55	26. 8	78. 5	69. 2	Wind O.N.O.
	5	680. 20	21. 5	69. 5	66	Sprühregen.
	6	680. 50	21. 2	69. 2	65. 5	Wind W. Bewölkt.
12.	6 Vorm.	680. 80	19. 8	66. 5	63. 7	Regenwetter. 0,05 Zoll. Bewölkt.
	9	681. 15	22. 8	71. 6	67	
13.	6 Vorm.	680. 42	19	65. 8	63. 5	
	9	681. 75	25. 8	77. 5	68. 5	
	12	681. 50	27. 7	80. 3	71. 6	
	3 Nach.	680. 50	29. 6	84	72	
	6	680. 56	21. 2	69	65. 3	
14.	6 Vorm.	680. 68	19. 4	66	64	Regenwetter. 0,23 Zoll. Bewölkt
	9	682. 30	21. 8	70. 5	67. 3	Ruhig. Bewölkt.
	12	681. 62	24. 8	75. 5	69. 3	Wind N.
	3 Nach.	680. 59	26.	77	69. 3	Wind O. gen N.
15.	6 Vorm.	680. 60	18. 6	65	62. 5	Regenwetter. 0,02 Zoll.
	9	681. 19	22. 7	72	67	Schön. Hell.
	12	681. 34	23. 5	72. 8	69	Bewölkt.
	3 Nach.	680. 34	22. 9	72	68. 2	-
	6	680. 40	20. 8	69	65. 5	-
16.	6 Vorm.	680. 43	17	62	60	Heft. Regen Wind O.S.O. Regenm.
	7	680. 67	18. 5	64. 5	62. 4	Bew. Ruhig. (3, 35 Zoll.
	8	681. 18	20. 5	68	64. 5	- -
	9	681. 28	21. 7	70	65. 7	- -
	10	681. 30	23. 2	72. 5	67	Wind S.W.
	11	681. 45	24. 5	75. 1	68	- N.O. Bewölkt.
	12	681. 35	25. 2	76	68. 5	Ruhig. Bewölkt.
	1 Nach.	680. 88	26. 3	79. 3	69. 5	

«Our Village.»

	Gesammtsumme.		Zahl d. Beobachtungen.		Mittel.
Barometer	68691. 19	÷	101	=	680. 10
Angefügtes Thermometer	2297. 3	÷	101	=	22. 7
Thermometer	7392. 7	÷	101	=	73. 1
Feuchtes Thermometer	6662. 6	÷	101	=	66. 06

So sehr es uns auch trieb, den *Roraima* zu besteigen, so mussten wir die Ausführung unseres Wunsches doch bis zur Rückkehr unseres Gesandten an die *Serekongs* verschieben, da es nach der Aussage der Indianer dort weder Thiere, noch Früchte geben würde, um unsern Hunger zu stillen. Mein Bruder begann während dieser Zwischenzeit seine trigonometrischen Messungen, und ich streifte in den Umgebungen nach zoologischer und botanischer Ausbeute herum. Die erste war kärglich genug, die ganze Umgegend zeigte sich eben so arm an Säugethieren, und Vögeln, wie die schon passirten Gebirgsstriche. Desto reicher aber entschädigte mich die hier herrschende Vegetationsfülle. Die Gebirgsabhänge, die Ufer der Ströme und Flüsse, die waldigen Oasen zeigten eine Mannigfaltigkeit der Formen, Gattungen und Arten, wie sie sich meinen Augen und Händen noch nie dargeboten hatte. Bei dieser Fruchtbarkeit des Landes, musste uns die Armuth an Thieren um so auffallender sein. Hier und da ein vereinzeltes *Aguti*, noch seltener ein *Laba* oder eine Heerde der schon erwähnten *Mycetes* und einer noch nie gesehenen Art *Cebus*, dann jenes rattenähnliche Thier, das uns bald häufig lebendig gebracht wurde, und in welchem wir die *Cavia leucopygia* zu erkennen glaubten, dann und wann ein Ameisenfresser (*Myrmecophaga tetradactyla*), oder ein Nasenthier (*Nasua*). Unter den Vögeln, *Penelope*, seltener *Rhamphastos*, häufiger dagegen *Euphone*, *Tanagra*, *Pipra*, *Nectarinia*, unter denen sich besonders die grün und schwarz gefleckte, niedliche *Tanagra punctata (Lin.)*, die buntglänzende, siebenfarbige *Tanagra Tatao (Lin.)*, die rothköpfige *Pipra cornuta (Spix.)* und *serena (Lin.)* auszeichnete, die grosse Eule (*Strix torquata Daud.*), und eine *Ralle (Crex Schomburgkii Cab.)*, von der Grösse eines Sperlings, waren die einzigen Repräsentanten der höhern Thierklassen. Die letztere, eine neue Species, fand sich immer paarweise zusammen. Die Stirn ist rostroth, Flügel dunkelbraun, die Oberseite mit kleinen weissen Fleckchen, die am Hinterkopf in ganz kleinen, gedrängten Tüpfelchen beginnen, und dann, an Grösse zunehmend, sich über den ganzen Rücken und die Flügeldecken verbreiten. Die Kehle ist weiss, die Brust rostfarben, der Leib weisslich, die Füsse dagegen haben eine gelbliche Färbung. Die niedlichen Thierchen sind äusserst leicht zu greifen, da sie ihre Flugkraft nur eine kleine

Strecke trägt, und sie sich dann in das Gras zu verbergen suchen. Ein Männchen und ein Weibchen erhielten sich ziemlich lange im Käfig, bis mir ersteres entfloh und das letztere am nächsten Tage aus Gram starb. Die Menge beerentragender Bäume, besonders aus der Familie der *Laurineae* und *Sapindaceae*, die sich hier fanden, mochten wohl auch die Gegenwart der *Penelope* bedingen. Die *Penelope* ist ein äusserst vorsichtiger und scheuer Vogel, bei dem man eigentlich nur während des Fressens zum Schuss kommen kann, wobei sich immer 6 — 10 Stück auf einem Baume versammeln. Gelingt es dem Jäger, sie dann zu beschleichen, so kann er 3 — 4 Stück mit dem Blaserohr herabschiessen, bevor es die übrigen bemerken und die Flucht ergreifen. Der von dem geräuschlosen Pfeilchen getroffene Vogel fällt vom Baume herab, ohne dass sich die übrigen in ihrem Geschäfte anders stören lassen, als dass sie dem Verswindenden mit langgestreckten Hälsen nachsehen, und sich scheu nach der Ursache umschauen. Entdecken sie diese, so eilen sie mit ungemeiner Schnelligkeit von Ast zu Ast nach dem dichtbelaubten Wipfel des Baumes, um sich hier zu verbergen, oder von da von Baum zu Baum zu fliegen. Das Nest bauen sie auf den Boden; sobald die Jungen aber nur etwas Flugkraft erlangt haben, führen sie dieselben von Busch zu Busch, bis sie die Aeste eines Baumes erreichen können. Ausser bei Anbruch des Morgens, hört man nie ihre höchst sonderbar schnarrende Stimme. Das Fleisch der ältern Vögel ist nur dann zermalmbar und zu geniessen, wenn sie mit dem *Urari*-Gift geschossen worden sind, was das zähe Fleisch vollkommen zart und mürbe macht.

Jener oben angeführte *Cebus* unterscheidet sich nicht nur durch seine Grösse, sondern auch durch seine längern Haare von *Cebus capucinus* und *apella;* am nächsten möchte er noch dem *capucinus* stehen. Die obere Seite seines Körpers und der Extremitäten ist dunkelolivenfarben, mit Ausnahme der Schultern und Oberarme, die strohgelb aussehen; auf dem Scheitel befindet sich ein schwarzer, dreieckiger Fleck, der nach vorn scharf begrenzt ist, und sich als schmaler Streifen bis zur Nasenwurzel fortsetzt, sich nach hinten aber in der dunkeln Färbung des Nackens verliert. Die einzelnen Haare der Oberseite sind nussfarben, gegen die Spitze blassgoldgelb, diese aber ist schwarz. Stirn, Backen und Kehle sind nussgelb, behaart, das Gesicht ist schwärzlich. Wie die obere Seite des Leibes, so ist auch die untere gefärbt, erscheint aber hier wegen der dünneren Behaarung etwas heller. Die Hände und Füsse, so wie die innere Seite der Unterarme und Unterschenkel sind schwarz. Der Schwanz ist länger als der Kopf und Rumpf zusammen genommen, seine Oberseite stimmt mit der Färbung der Oberseite des Körpers überein, die untere Seite und die Spitze dagegen ist schwarz. Rumpf und Kopf eines ausgewachsenen Weibchens mass 16, ihr Schwanz 18½, die Extremitäten 10½ pariser Zoll. Der Schwanz ist dicht und lang behaart. Das Männchen übertrifft

das Weibchen nicht nur an Grösse, sondern auch die Behaarung des Schwanzes ist bedeutend länger als die des Weibchens.

Keine Affen-Gattung zeigt in Bezug auf Grösse, Farbe und Haarwuchs mehr Varietäten, als die Gattung *Cebus* mit ihren Species, wodurch eine Menge neuer Species in's Leben getreten sind, die weiter nichts als Varietäten waren, welche aus der Vermischung des *C. capucinus* mit *C. apella* entsprangen. Ich bin fast nie einer Heerde des *C. capucinus* begegnet, unter der sich nicht einige *C. apella* befunden hätten. Dieses fortwährende Zusammenleben beider Species scheint auch die Vermischung herbeigeführt zu haben, aus der eine solche Menge von Verschiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung derselben entstanden, dass diese die Zoologen in Verlegenheit setzten. Ich entsinne mich nur im *Canuku*-Gebirge Affenheerden begegnet zu sein, die bloss aus *Cebus apella* bestanden; — überhaupt scheint der Aufenthalt des *C. apella* auf einzelne Lokalitäten beschränkt zu sein, da ich ihn, ausser im *Canuku*-Gebirge, nur an der Küste, und dann immer unter *C. capucinus*, welchem letzteren sich oft auch die kleine, niedliche *Callithrix sciurea* angeschlossen hatten, gesehen habe. *Mycetes*, *Ateles*, *Pithecia* und *Hapale* fand ich stets streng von einander geschieden, ja bei der *Pithecia leucocephala* niemals ein Exemplar der *Pithecia chiropotes*.

So leicht sich aber auch bei der Bestimmung eines *Cebus* der Irrthum einschleichen möge, eine blosse Varietät für eine neue Species zu nehmen, so scheint doch die Grösse, das lange Haar und der sehr beschränkte Aufenthaltsort, an dem ich nie dem gewöhnlichen *Cebus capucinus* und *apella* begegnet bin, wie auch die Unbekanntschaft der *Macusis* mit dem Thiere, die Behauptung zu rechtfertigen, dass ich in ihm eine neue Species gefunden habe, die wohl den Namen *Cebus olivaceus (Schomb.)* verdienen möchte. Unter der absoluten Höhe von 3000 Fuss habe ich diese Species nie angetroffen. Die *Cebus* sind Lieblinge der Indianer, weshalb man sie auch am häufigsten bei denselben gezähmt findet, was mir Gelegenheit gab, die grosse Zahl der Varietäten dieser Gattungen kennen zu lernen. Zu diesen Bemerkungen füge ich noch einige in Bezug auf die von mir hier gefundene neue *Nasua*, die in ihrer Bestimmung ein eigenes Schicksal gehabt hat. Die Färbung derselben war so auffallend und wich von den vielen Varietäten, die ich von *Nasua socialis* gesehen, so bedeutend ab, dass wir sogleich eine neue Species in ihr vermutheten. Leider besassen wir zu wenig naturhistorische Werke, um uns von der Wahrheit unserer Vermuthung zu überzeugen, und so ging das Thier noch unbeschrieben mit der nächsten Sendung nach Berlin ab. Um so mehr musste ich mich wundern, als ich in *von* Tschudi's «Untersuchung über die *Fauna Peruana*» jene *Nasua* von ihm beschrieben fand, der er den Speciesnamen *vittata* gegeben. Das Exemplar wurde Herrn *von* Tschudi bei seiner Anwesenheit in Berlin gezeigt,

worauf er, es als eine neue Species erkennend, die nöthigen Notizen nahm und, ehe sie noch in Berlin beschrieben wurde, in seiner *Fauna Peruana* bekannt machte, obgleich sie in Peru nicht vorkommt.

In ihrer Lebensweise weicht sie nicht von *Nasua socialis* ab, nährt sich von Früchten, Insekten, jungen Vögeln, geht bei Tage seiner Nahrung nach, wird aber nur einzeln angetroffen. Die *Arekunas* behaupten, dass das Thier überhaupt nur selten sei. Unsern *Macusis* war es ganz unbekannt; es scheint sich daher nur auf gewisse Lokalitäten zu beschränken.

Herr von Tschudi giebt in der angeführten *Fauna* folgende Diagnose: *Nasua vittata Tschudi.* Die Schnauze, der Kopf und Nacken sind ganz schwarz, von letzterem verläuft zwischen den Schultern eine breite schwarze Binde bis zur Mitte des Rückens. Die Extremitäten sind schwarz, der Rücken ist gelbbraun, nach der Schwanzwurzel hin etwas dunkler, der Bauch ist röthlich braun. Der Schwanz ist bedeutend kürzer als der Körper und hat Querbinden, die nach der Spitze hin ganz verschwinden.

Der gänzliche Mangel an reissenden Thieren innerhalb des so hoch gelegenen Gebietes der *Arekunas*, ist wohl auch Ursache, dass dieser Stamm auf der Jagd sich nur des Blaserohrs bedient, mit dem er sein Ziel in einer Höhe von 150—180 Fuss meisterhaft zu treffen weiss. Dass der Indianer seinen Viehstand am liebsten durch junge, noch saugende Thiere zu vermehren sucht, an welchen die Frau Mutterstelle vertritt, habe ich schon mitgetheilt. Hier wurde ich Zeuge, wie der *Arekuna* auch einen alten störrigen Affen zu zähmen weiss. Wollen sie einen solchen lebend erhalten, so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Gift, das den Getroffenen bloss betäubt. Stürzt er in diesem Zustande vom Baume herab, so saugen sie augenblicklich die Wunde aus, vergraben ihn bis an den Hals in die Erde, und flössen ihm eine starke Auflösung jener salpeterhaltigen Erde, oder, in Ermangelung dieser, Zuckerrohrsaft ein. Ist der Patient wieder etwas zur Besinnung gekommen, so wird er aus seinem Grabe herausgenommen und fest mit Palmenblättern, wie ein kleines Kind in der Wickelschnur umwunden; jede Bewegung ist ihm jetzt unmöglich gemacht. In dieser Zwangsjacke bleibt er einige Tage liegen; Zuckersaft ist sein Trank, und in jenem Salpeterwasser gekochte, stark mit *Capsicum* gewürzte Speisen sind seine Nahrung. Will diese Parforcekur nicht anschlagen, so hängt man den Unbändigen bei jedem Ausbruch seines wilden Zornes einige Zeit in den Rauch. Bald legt sich seine ungezähmte Wuth, das vorher noch heimtückisch zornige Auge wird mild und fleht um Befreiung. Die Banden werden gelöst, die Erinnerung an die Vergangenheit mit all ihren Gewohnheiten ist verschwunden, der ergrauteste, bissigste Affe ist so zahm geworden, als hätte er sich nie in den Wäldern herumgetummelt. Nach Professor Pöppig wen-

den die Indianer der Ufer des *Huallaga* dasselbe Verfahren an, wenn sie einen alten Affen zähmen wollen.

Von der erwähnten Ferkelmaus *(Cavia leucopygia)* wurden uns oft 6—8 lebende Exemplare gebracht, ohne dass es uns gelungen wäre, sie am Leben zu erhalten, wodurch die Behauptung der Indianer bestätigt wurde, dass sie sich auf keine Weise zähmen liessen. Hatten wir oft auch zehn, zwölf zusammen, nach dem dritten Tage ihrer Gefangenschaft lebte keins mehr. Sie leben in Höhlen, aus denen sie mit Wasser ausgegossen und dann leicht gefangen werden. Ihr Fell hat eine dunkelgraue Färbung, der Bauch ist weisslich. Die Vorderfüsse sind kurz, 3 Zoll lang, die Hinterfüsse etwas länger. Das Weibchen besitzt nur zwei Zitzen in der Gegend der Weichen. Ihr seidenartiges Fell sitzt so zart in der Haut, dass schon die geringste Berührung mit der Hand dieses herauszieht und eine kahle Stelle zurücklässt.

Dass die Flüsse sehr arm an Fischen waren, habe ich schon angeführt, desto mehr Schlangen aber beherbergten die Thäler und Ufer; es wurden mir Klapperschlangen von 4 und 6 Fuss Länge gebracht. Bei einer botanischen Excursion kam ich selbst in Contact mit einer grossen *Coulacanara (Boa constrictor)*, der unangenehme Folgen für meine Persönlichkeit hätte haben können, wenn das scharfe Auge meines jungen Begleiters, des Macusi Misseyarai, das Thier nicht früher als ich es berührte, zwischen dem dichten Gehege von Farrnkräutern *(Mertensia)* bemerkt hätte, das den Saum einer waldigen Oase, an der wir hingingen, einschloss. Das Geräusch unserer Schritte mochte sie auf uns aufmerksam gemacht haben, denn den Kopf über das Gehege empor gehoben, hatte sie uns wahrscheinlich schon einige Minuten unbeweglich angestarrt, ehe sie Misseyarai wahrnahm und mich auf sie aufmerksam machte. Wäre mir der Gegenstand früher in die Augen gefallen, ich würde ihn für das Ende eines emporragenden dünnen Astes gehalten haben. Wir waren ohne alle Waffen, *Our Village* aber lag zu weit entfernt, um solche von dort noch vor Sonnenuntergang herbeiholen zu können. Ungeachtet der Vorstellungen und der Furcht Misseyarai's, sowie des Widerwillens des uns begleitenden Hundes, war mein Entschluss schnell gefasst, wenigstens den Versuch zu machen, das Thier zu tödten. Ein tüchtiger Prügel als Angriffswaffe war bald gefunden. Als Misseyarai sah, dass mich kein Bitten von meinem Unternehmen abbringen konnte, zog er sich vom wahrscheinlichen Kampfplatze zurück; der Hund folgte ihm mit eingezogenem Schwanze nach, setzte sich neben ihn nieder, und beobachtete meine Bewegungen ebenso aufmerksam, wie die seines Freundes. Noch steckte die Schlange den Kopf unbeweglich über das Gehege empor, vorsichtig näherte ich mich demselben, um mit meiner Waffe diesen erreichen und den betäubenden Hieb ausführen zu können; — in dem Moment aber, wo ich dies thun wollte, war

das Thier unter der grünen Decke verschwunden, und die eigenthümliche rasche Bewegung der Farrnwedel zeigte mir, dass es die Flucht ergriff. Das dicke Gehege verwehrte mir den Eintritt, die Bewegung verrieth mir aber die Richtung, welche die fliehende Schlange nahm, die sich bald wieder dem Saume näherte, den ich daher entlang eilte, um in gleicher Linie mit ihr zu bleiben. Plötzlich hörten die windenden Bewegungen der Farrnkräuter auf und der Kopf durchbrach das grüne Laubdach, wahrscheinlich, um sich nach dem Verfolger umzusehen. Ein glücklicher Schlag traf den Kopf so heftig, dass sie betäubt zurücksank; ehe aber die Lebensgeister zurückkehrten, waren dem kräftigen Hiebe noch mehre andere gefolgt. Wie der Raubvogel auf die Taube, so schoss ich jetzt auf meine Beute zu, kniete auf sie nieder und drückte ihr, mit beiden Händen den Hals umfassend, den Schlund zu. Als Mɪssevarai die eigentliche Gefahr vorüber sah, eilte er auf mein Rufen herbei, löste mir einen der Hosenträger ab, machte eine Schlinge, die ihr oberhalb meiner Hände um den Hals gelegt, und nun so fest als möglich zugezogen wurde. Das dicke Gehege verhinderte das kräftige Thier vielfach an seinen krampfhaften Windungen, und machte es uns daher leichter möglich, ihrer Herr zu werden. Als wir endlich das Thier in das Freie herausgezogen, sah ich erst, mit welch einem Ungethüm ich mich in Kampf eingelassen. Die Schlange mass 12¼ Fuss und war von ungeheurer Stärke. Obschon ich die *Boa murina* bis zu einer Länge von 26 Fuss getroffen, so habe ich sie doch nie in solcher Stärke gefunden, wie die *Coulacanaia* von 8 — 10 Fuss. Unter der grössten Anstrengung und Vorsicht, um die Haut nicht zu beschädigen, schleppten wir das schwere Thier nach dem Dorfe, in dem wir schweisstriefend ankamen. Heute war es bereits zu spät, sie noch abzuziehen; diese Arbeit sparte ich mir bis morgen auf. Die Erfahrungen, die ich früher über die Lebensfähigkeit der Schlangen gemacht, machten mich vorsichtig. An die Stelle meines Hosenträgers trat eine stärkere Schlinge, die ich an den Pfosten der Hütte befestigte.

Ein helles, unmässiges Gelächter und lautes, sonderbares Zischen weckte mich am Morgen aus dem Schlafe. Eilend sprang ich aus der Hängematte und trat vor die Thür. Die Schlange hatte sich wirklich wieder erholt und strebte nun unter fürchterlicher Kraftanstrengung sich von ihrer Fessel zu befreien. Ein ganzer Kreis von Indianern hatte sich um sie versammelt und suchte ihren Zorn und ihre Wuth durch Necken noch zu vermehren. Mit geöffnetem Rachen stiess sie ihre unheimlichen, dem Zischen der Gänse ähnlichen Töne aus, wobei die Augen sich vor Wuth aus ihren Höhlungen drängen zu wollen schienen; die Zunge war in ununterbrochener Bewegung. Trat man ihr während des Zischens näher, so drang Einem ein bisamartiger Geruch entgegen. Um ihren Anstrengungen so schnell als

möglich ein Ende zu machen, schoss ich sie durch den Kopf. Leider ging mir ihre schöne Haut später verloren.

Unter den Insekten waren es besonders eine unzählbare Menge Cicaden, die unser Interesse auf sich zogen, indem sie pünktlich jeden Tag um 12 Uhr des Mittags und um 6 Uhr des Abends ihr schrillendes Concert erschallen liessen. Ein tausendstimmiger Chor tönte dann unter dem grünen Laube der Bäume und Büsche hervor, der aber dem Ohr nichts weniger als angenehm war. Gleichzeitig mit dem Abendconcert liess auch jedesmal ein Vogel, den ich aber ungeachtet aller angewandten Mühe niemals zu sehen bekommen habe, einen schrillenden, pfeifenden Ton hören, der die grösste Aehnlichkeit mit dem Pfeifen einer Lokomotive hatte. Mit der Pünktlichkeit einer Uhr beginnen die Thiere ihr Gelärme, der Anfang des Concertes variirt höchstens um 2 — 3 Minuten. Andere Thiere liessen wieder ihre Stimme zu andern bestimmten Stunden hören, so dass man selbst ohne Besitz einer Uhr, ohne dass die Sonne sichtbar zu sein brauchte, die Zeit des Tages bestimmen konnte. Eben so verkünden den Tagesanbruch und Sonnenuntergang die Papageien mit ihrem heisseren Geschrei, denn alle Morgen zu derselben Stunde ziehen sie aus den höhern Waldungen den tiefern Stellen zu, bringen dort den Tag zu, und kehren eben so pünktlich und regelmässig kurz vor Sonnenuntergang nach ihren Ruheorten zurück. Linné brachte eine Blumenuhr in Vorschlag, die Tropen besitzen eine viel sichrere und genauere Thieruhr. Unter den Insecten kam auch häufig der merkwürdige *Prionus cervicornus* und eine Menge schöner *Bupresten* vor.

Je kärglicher meine zoologischen Excursionen ausfielen, um so reicher entschädigte mich die Flora. Die Höhen der benachbarten Berge, die Flüsschen waren meist mit den reizendsten Pflanzenformen bedeckt.*) Die Gipfel und Abhänge der uns umgebenden Berge, die Ufer und Betten der Flüsse zeigten durchgängig einen bunten Sandstein von höchst mürber Beschaffenheit, der theils in horizontalen Schichten, theils mit einer Neigung von Süd oder Osten strich. In den Betten der Flüsse traten hier und da auch horizontale Schichten eines kieseligen, dichten, rothen Sandsteins auf, auf denen dann Jaspisgeröll in allen Grössen und Farben auflag; selbst der rothe Jaspis, den ich am *Ruè-imeru*-Fall gesehen, fand sich dar-

*) Ich erwähne nur; *Kielmeyera angustifolia*, *Bonnetia sessilis*, *Ternströmia rubicunda*, *punctata* (*Sw.*), *Clethra guianensis* (*Klotzsch sp. nov.*), *Isertia hypoleuca* (*Benth.*), *Ocotea guianensis* (*Aubl.*), *Gomphia dura*, *Qualea rosea*, *Vochysia guianensis*, *tetraphylla*, *Schomburgkiana* (*Klotzsch sp. nov.*), *Rhopala suaveolens*, *Schomburgkii* (*Klotzsch sp. nov.*), *Andripetalum sessilifolia* (*Klotzsch*), *Calophyllum lucidum* (*Benth.*), *Dimorphandra macrostachya*, *Clusia insignis*, *rosea*, *microcarpa*, *macropoda* (*Klotsch sp. nov.*), *Caraipa laxiflora* (*Benth.*), *leiantha* (*Benth.*). *Guatteria elongata* (*Benth.*), *Calycophyllum coccineum* (*Benth.*), *Rondeletia capitata*, *Sabicea velutina* (*Benth.*), *Psychotria hyptoides* (*Benth.*) etc.

unter. Ich zählte sieben verschiedene Farben, ausserdem aber noch eine schöne, buntgebandete Art, die in ihrer Färbung vollkommen mit dem sibirischen Jaspis übereinstimmt, und bei unserer Rückkehr für solchen angesehen wurde. Auf der Savanne lagen vereinzelte, faustgrosse Stücke eines grünen Jaspis herum, der von den Indianern als Flintenstein benutzt und von unsern Macusis emsig gesammelt wurde. Durch die Savanne selbst zogen sich grosse Lager von Thon mit reichem Kieselerde-Gehalt, verwittertem Jaspis und Feldspath.

Die reiche, zaubergleiche Vegetationsfülle, die wildromantischen Gebirgsmassen, bildeten oft Thäler, die mit einem Liebreiz überschüttet waren, der selbst die für Naturschönheiten weniger empfänglichen Indianer sprachlos gefesselt hielt. Die Entdeckung eines neuen Paradieses gehörte immer zu den genussreichsten Erholungsplätzen auf meinen botanischen Excursionen. Nie werde ich die zauberhafte Ueberraschung vergessen, die mir eines Tages wurde, als ich an dem bewaldeten Fusse des *Erematuru* botanisirte und unerwartet an dem Eingang einer tiefen Bergschlucht stand, in der ein kleiner Sturzbach, hundert Cascaden bildend, dem *Kukenam* entgegeneilte. Sowohl im Bett des Flüsschens selbst, wie zu beiden Seiten der Thalwandungen, traten grosse Schichten eines tiefrothen Sandsteins zu Tage, bildeten hier senkrechte Abstürze, dort terrassenförmige Abstufungen, die von hohen Gräsern, üppigen Bambusgruppen, baumartigen Farrn, über die wieder eine Menge schlanker Palmen ihre stolzen Häupter erhoben, oder diese über das lärmende Wasser neigten, angefüllt wurden. Die einzelnen Felsblöcke, welche den Flussspiegel überragten, waren dicht mit Moosen, kleinen zierlichen Farrn und *Jungermannien* überzogen, während von den Wandungen des Geklüftes baumartige Farrn, *Diksonia*, *Cyathea*, *Alsophila*, in allen Winkeln über die Schlucht herüberhingen und das reizendste Laubdach bildeten, was sich die Phantasie schaffen konnte. Durch das geheimnissvolle Dunkel, denn vergebens suchten die Sonnenstrahlen diese Vegetationsfülle zu durchdringen und sich in dem kühlen Bache zu letzen, sprudelte, rauschte und plätscherte das krystallreine Gewässer mit verlockender Stimme, bis es endlich im Thale des *Kukenam* angekommen, still und sprachlos seiner Vernichtung entgegen ging. Riesige Bäume mit ihren geraden, glatten, stattlichen, säulenähnlichen Stämmen krönten den Scheitel der Schlucht. Gleich als sei ich in eines jener ausgedehnten und ehrwürdigen, gothischen Gebäude getreten, so ergriff mich die Erhabenheit und Ruhe, welche über dieses reizende Plätzchen ausgebreitet waren.

Wenige Tage vor dem Aufbruch nach dem *Roraima* kamen auch die Indianer an, die wir nach *Torong-Yauwise* gesandt, um unser Gepäck dort abzuholen und es uns nach dem *Roraima* zu bringen. Reich belohnt für ihre Ehrlichkeit und den uns erwiesenen Dienst, kehrten sie am folgenden Morgen nach ihrer Niederlassung

zurück. Wie uns diese Thatsache ein neuer Beweis für die tadellose Ehrlichkeit und Biederkeit des Indianers war, so sollten uns die nächsten Tage auch den Beweis für das leicht zu verletzende Ehrgefühl dieser Naturmenschen liefern. Unter unsern Macusis befanden sich drei Bewohner *Nappi's*, die sich bei jeder vorkommenden Gelegenheit auf das schlaueste der Arbeit zu entziehen wussten, was ihnen schon mehrmals einen Verweis zugezogen. Auch heute waren, um die Arbeit schnell zu beseitigen, alle Hände der Indianer nöthig. Alles eilte herbei, griff rüstig an, nur unsere drei Faulenzer blieben ruhig in ihren Hängematten liegen. Mein Bruder schickte nach ihnen, alles blieb vergebens. Jetzt ging er selbst, um sie zur Unterstützung aufzufordern; doch auch dies rief keine andere Wirkung hervor, als dass sie ihre Köpfe schüttelten und ruhig liegen blieben. Aufgebracht über dieses Betragen, und in der Erinnerung der guten Wirkung, die ein gleicher Handstreich gegen die Faulheit seiner Begleiter auf seiner ersten Reise geäussert, ergriff mein Bruder sein Waldmesser und durschnitt bei allen dreien die Strieke der Hängematte, mit welchen diese an den Bäumen befestigt waren, wodurch die Säumigen natürlich schnell vom Boden auf die Beine gebracht wurden. Ruhig, meisterhaft ihren Grimm verbergend, folgten sie jetzt seiner Aufforderung, und thaten ohne Murren ihre Schuldigkeit — waren aber am folgenden Morgen spurlos verschwunden. Ihr Ehrgefühl war auf das tiefste verletzt; — ohne Lebensmittel, ohne noch den geringsten Lohn für die uns geleisteten Dienste erhalten zu haben, hatten sie während der Nacht ihre Rückreise nach *Nappi* angetreten; lieber wollten sie Hunger, Mühen und Entbehrungen ertragen, als mit dem länger zusammen leben, der sie lächerlich gemacht hatte.

Am folgenden Tage trafen auch die langersehnten *Serekongs* bei uns ein. Ihren Häuptling, einen ehrwürdigen Greis mit langem, schneeweissem Haar, an der Spitze, traten sie in unser Dorf ein. Trotz des hohen Alters, das sich namentlich in der abgemagerten Gestalt, weniger in der Farbe des Haares kund giebt, — denn dieses Zeichen hatte ich bisher erst an einem Individuum bemerkt; — eine Platte ist mir sogar selbst bei den ältesten Indianern nie vorgekommen, — und der faltenreichen Haut, hatte den greisen Herrscher doch die Neugierde getrieben, die weite und beschwerliche Reise mit zu unternehmen, um die *Paranaghieris* zu sehen. Die Männer hatten ihr langes Haar sauber rückwärts gekämmt, und hier in einen langen Zopf geflochten, was ihnen ein völlig chinesisches Ansehen verlieh. Mit Ausnahme dieser Haartour und mehrer eigenthümlicher Charaktere, mit denen ihr Körper bemalt war, stimmten sie in der Bildung des letztern mit den *Macusis* und *Arekunas* überein, was auch bei den Weibern der Fall war, von denen mehre ihre kranken Kinder mitgebracht hatten, die sie bald nach ihrer Ankunft zu uns brachten, damit wir ihnen Gesicht und Körper anhauchen und ihnen dadurch die Gesund-

heit zurückgeben möchten. Merkwürdig genug, dass auch bei ihnen, wie bei den Orientalen, der Hauch als ein Ausfluss der innersten Seelen- und Geisteskräfte angesehen wird! Unsere Personen, Instrumente und Geräthschaften waren natürlich auch für sie Gegenstände des höchsten Staunens, der grössten Verwunderung, — vor allen wurde diese den Gabeln zu Theil. Als sie uns damit essen sahen, brachen sie in ein lautes, spöttisches Gelächter aus, schüttelten sarkastisch den Kopf und zeigten uns ihre Finger, die sie für die unübertrefflichsten Gabeln zu halten schienen. So grosse Hoffnungen wir auch auf die von ihnen zu erwartenden Vorräthe gesetzt, so fanden wir uns doch sehr getäuscht; wir mussten daher so schleunig als möglich nach dem *Roraima* aufbrechen.

In Begleitung von einigen zwanzig Indianern traten wir am 17. November bei anbrechendem Morgen unter Scherz und Laune, in gespannter Erwartung dessen, was uns die nächsten Tage bringen würden, nicht ahnend, dass uns schon der erste Tag so bitter getrübt werden sollte, unsere Reise an. Anfänglich durchschritten wir die sich am westlichen Ufer des *Kukenam* hinziehende Oase mit ihren herrlichen Bäumen, der *Clusia*, dem *Styrax* und *Laurus*, worauf wir eine freie, wellenförmige Ebene betraten, auf der wir immer noch dem rechten Ufer des *Kukenam* folgten, der hier einen grossen, malerischen Wasserfall von mehren Cascaden, mit donnerähnlichem Getöse, bildete. Vor uns in Norden ragten über eine sich vorschiebende Erhöhung, die den eigentlichen Gebirgstock des *Roraima* deckte, die riesigen Wälle dieses und des *Kukenam* empor, die heute ohne alle Nebelbildung in der hellen Morgensonne erglänzten, während sich aus N.W. her der *Murre* über eine mächtige Sandsteinwand in den *Kukenam* stürzte, über die sich eine reizende *Leguminose* in voller Blüthe herüberneigte. Ehe wir noch den *Murre* kreuzten, machten uns die Indianer auf einen grossen Sandsteinblock mit Bilderschrift aufmerksam, auf dessen Oberfläche wir mehre curvenförmige Linien bemerkten, die etwa $^1/_8$ Zoll tief waren, und ganz das Ansehen hatten, als sei jemand mit beiden Händen in einer Curvenlinie über den Stein hingefahren, und habe den Eindruck davon auf diesem zurückgelassen. «Als Makunaima noch auf der Erde gewandelt, kam er an diesem Orte vorüber und liess den nachkommenden Geschlechtern dieses Zeichen seiner Gegenwart zurück.» Als ich einen unserer Begleiter aus *Pirara* frug, wer denn eigentlich Makunaima sei, antwortete er mir ohne Zögern: «Jesus Christus.»

Nachdem wir den *Murre* durchschritten, wandten wir uns weiter nordwestlich über eine wellenförmige Savanne, wo uns bald ein anderes Flüsschen von etwa 10 Fuss Breite entgegen trat, das ebenfalls dem *Kukenam* zueilte und unsern Pfad kreuzte. In der Mitte des Bettes lag ein grosser Sandsteinblock, der den Vorderen in der Indianerreihe bereits als Uebergangsbrücke gedient, indem sie von dem diesseі-

tigen Ufer auf ihn, und von da auf das jenseitige Ufer gesprungen waren, ein Manöuvre, welches alle folgenden dem ersten nachmachten. Ich war der sechzehnte in der Reihe, mir unmittelbar folgte die junge Indianerin Kate, die, wie ich schon erwähnte, kurz vor ihrer Abreise von *Pirara* ihrem Manne angetraut worden war, und die wegen ihrer Heiterkeit, ihres freundlichen, neckischen Wesens, Eigenschaften, die man bei dem schönen Geschlecht Guiana's nur höchst selten findet, die Erlaubniss erhalten hatte, ihrem Manne folgen zu dürfen. Sie war der Liebling der ganzen Gesellschaft! Als ich an dem Flüsschen angekommen, fesselten einige *Schultesien*, die das Ufer besäumten, meine Aufmerksamkeit, und um mich erst zu überzeugen, ob ich sie bereits gesammelt, blieb ich einen Augenblick stehen, bis ich den Sprung that, wozu mich Kate ungeduldig und lachend mit der Bemerkung aufforderte: ich möchte doch nicht wegen jeder kleinen Blume stehen bleiben, und dadurch alle mir nachfolgenden aufhalten. Lachend nahm ich einen Ansatz und sprang auf den Stein. Eben wollte ich den zweiten Sprung thun, als mich ein markdurchdringender Schrei Kate's festbannt, und der ihr unmittelbar folgende Indianer, Awacaipu, den ganzen Fluss mit dem Schreckensruf: «*Akuy*, *Akuy* (giftige Schlange)!» überspringt. Dies war in dem Moment meines Herumdrehens nach Kate geschehen, die todtenbleich neben mir auf dem Block stand, und nach dem eben verlassenen Ufer mit demselben Ausruf: «*Akuy*!» zeigte. Als ich bestürzt frug, ob sie gebissen sei, fing sie bitterlich an zu weinen, und in demselben Augenblick bemerkte ich auch an ihrem rechten Beine in der Gegend des Knie's mehre Blutstropfen. Nur eine giftige Schlange konnte solche Wunden beigebracht haben, nur die schleunigste Hülfe das Leben unsers Lieblings retten. Das Unglück wollte, dass Herr Fryer mit meinem Bruder die letzten und der Indianer mit dem Medizinkasten, in dem sich auch die Lanzetten befanden, einer der ersten in der langen Reihe waren. In Ermangelung jeder andern Bandage schnallte ich ohne Zögerung meinen Hosenträger ab, überband die Wunden so fest als möglich und liess sie augenblicklich von den Indianern aussaugen. Ich glaube, die arme Frau wusste im ersten Augenblick gar nicht, dass sie gebissen war, obschon die Schlange zweimal nach ihr gefahren war, und sie einmal über den handbreiten Perlenschnüren, mit denen sie das Bein unter dem Knie umbunden, das anderemal unter denselben gebissen hatte. Das Laufen und Rennen hatte die uns nachfolgenden und unter diesen auch den Mann Kate's aufmerksam gemacht, weshalb sie eilend herbeikamen. So tief ihn auch der Anblick seines geliebten Weibes erschütterte, so musste er doch seine Gemüthsbewegung in sein Inneres verschliessen. Todtenbleich stürzte er sich neben ihr nieder und sog das Blut aus. Unter diesen Bemühungen war auch mein Bruder, Herr Fryer und der Indianer mit dem Medizinkasten angekommen. Herr Fryer scarificirte die Wunden, und auf ihren Fersen

hockend, schauten die übrigen Indianer äusserlich theilnahmslos zu und lössten sich im Aussaugen des Blutes ab. Der Kreis dieser scheinbar gleichgültigen Gesichter mit den blutigen Lippen hatte etwas Schauerliches! Obschon wir augenblicklich äusserlich und innerlich Ammoniakspiritus anwandten, so war all unser Bemühen doch vergeblich; — nach Verlauf von drei Minuten stellten sich die natürlichen Zeichen der Vergiftung ein: — heftiges Zittern ergriff den ganzen Körper, das Gesicht wurde immer bleicher und leichenähnlicher, bald wurde der Körper mit kaltem Schweisse bedeckt, wobei die arme Frau über heftige Schmerzen der ganzen Seite des gelähmten Fusses, in der Gegend des Herzen und im Rücken, weniger an der verwundeten Stelle klagte. Die freie Bewegung des Fusses war gelähmt, krampfhaftes Erbrechen stellte sich ein, das schnell in Blutbrechen überging; die Augen unterliefen ebenfalls mit Blut, das bald auch aus Nase und Ohren drang; der Puls gab in der Minute wohl 120 — 130 Schläge. Nach 8 Minuten war in der Leidensgestalt unser Liebling nicht mehr zu erkennen, die Sprache hatte die Arme schon bei Eintritt des Blutbrechens verloren. Während dieser Zeit war die Schlange von den Indianern, die dieselbe einige Zoll vom Wege liegend gefunden, getödtet worden. Wahrscheinlich hatte ich das Thier, als ich vom Ufer nach dem Stein sprang, berührt, und sie war nun nach der mir folgenden Kate gefahren, wenn diese sie nicht selbst gestört hatte. Als sie die Indianer aufgefunden, hatte sie sich bereits wieder in eine Spirale zusammengerollt, und den Kopf lauernd emporgerichtet, um so zum erneuten Sprunge gerüstet zu sein, was genügend gegen die Behauptung spricht, dass sie nach jedem Bisse die Flucht ergriffen. Es war der so giftige *Trigonocephalus atrox*, der sich eben gehäutet, während welcher Zeit alle Giftschlangen für viel gefährlicher als sonst gehalten werden. Die Indianer nannten sie *Sororaima*. Vierzehn Indianer und Herr Goodall waren schon an ihr vorübergegangen, ohne sie zu bemerken, ohne auf sie zu treten. Kate wurde das Opfer. Die Unglückliche wurde in ihrer Hängematte, bereits in bewustlosem Zustande, nach unserm Dorfe zurückgetragen, das sie so fröhlich und heiter verlassen. Begleitet von Herrn Fryer und ihrem Manne, der auch jetzt noch alle Seelenstärke anwendete, um seinen Schmerz vor uns zu verbergen, bewegte sich der Zug auf »*Our Village*« zu. Der Blick, den wir noch auf die Bewustlose hatten fallen lassen, war der letzte; — dies wusste jeder von uns nur zu wohl!

In welcher Stimmung wir, besonders ich, da ich der Gefahr so nahe gewesen, ja da ich mich immer noch als die unschuldige Ursache dieses Unglücksfalles anklagen musste, die Reise fortsetzten, lässt sich mehr fühlen, als sagen. Eine lange Zeit verging, bevor in unserer schweigsamen Colonne ein Laut hörbar wurde, denn selbst in dem Innern der Indianer liess das eben Erlebte andern Gedanken noch keinen Raum.

Nach einem halbstündigen Marsch standen wir abermals am Ufer des *Kukenam*, den wir durchschreiten mussten. Das Wasser ging uns bis an die Brust, und wir hatten alle Kräfte anzuwenden, um nicht von der reissenden Strömung fortgerissen zu werden, der selbst die Hunde beim Ueberschwimmen nicht widerstehen konnten. Die Quelle lag etwa noch 5 Miles vor uns, und schon hatte der Fluss eine Breite von 50 — 60 Fuss. Als der Durchgang erzwungen war, folgten wir eine Zeitlang dem östlichen Ufer, das hier und da mit niedlichen Gesträuchgruppen der *Ternströmia*, einer neuen Species *Tovomita*, *Tovomita (Micranthera) ligulata (Klotzsch)*, *Gomphia* und der alles überragenden, stattlichen *Dimorphandra*, selbst mit der schlanken *Mauritia* und einer Menge anderer mir bisher unbekannter Pflanzen bestanden war. Wir befanden uns in einer Höhe von 3600 Fuss über dem Meere, die herrliche Palme zeigte aber noch dieselbe Kraft und Ueppigkeit, wie in den Savannen des *Rupununi* und *Takutu*. Nach einiger Zeit verliessen wir das östliche Ufer, wandten uns gegen N., erstiegen eine kleine Hochebene, und vor uns lag das merkwürdige Gebirge in seiner ganzen imposanten Majestät, ohne dass die Basis, wie bisher, von sich vorschiebenden Höhen verdeckt worden wäre. In einzelnen breiteren oder schmäleren Streifen zogen sich von dem Fusse dunkle Grasflächen den Gebirgsstock empor, auf denen schroffe Felsenriffe zu Tage traten, die bis zu drei Viertel seiner Höhe mit bewaldeten Stellen abwechselten, die sich besonders die Schluchten und Vertiefungen, so wie die Ufer der an ihm herab strömenden Flüsse zum Standort gewählt hatten. Dichte Buschwaldung schloss den senkrecht aufsteigenden Wall ein, so dass dieser aus der dunkeln Belaubung herausgewachsen zu sein schien. Lange staunte ich diese imposanten Felsenmassen an, die man aus einer solchen Entfernung eher für Basalt, als für Sandstein hält. Mit dem *Roraima* lag die Wasserscheide der drei grossen Flussgebiete Guiana's, des Amazonenstromes, des Orinoko und des Essequibo vor mir. Mein Bruder hatte das Gebirge schon einmal betreten und untersucht; ich füge deshalb auch seine Erfahrungen im Auszug hier bei: «Die Parimakette trennt die Ebenen des untern Orinoko von denen des *Rio Negro* und des mächtigen Amazons und breitet sich nach Alexander von Humboldt, dem ersten, der uns mit dieser Oberflächenbildung Guiana's bekannt machte, zwischen der 3. und 8. nördlichen Breitenparallele und dem 60. und 67. westlichen Längengrade aus. Der Gebirgszug erstreckt sich von N. 85 Grad, nach W. bis zu den Ufern des *Rio Negro* und *Rio Branco* über einen Flächenraum von 225,000 □ Miles. Betrachten wir diese Oberflächenbildung in streng geographischem Sinne, so kann man dem Gebirgszug keineswegs den Namen einer *Cordillere* beilegen, da er weniger eine ununterbrochene Kette, als vielmehr eine regelmässige Gruppe von einzelnen Bergen bildet, die durch Ebenen und Savannen von einander getrennt sind, eine Granitgruppe, wie sich in dieser Aus-

dehnung wohl nur wenige auf der Erde finden möchten. Die reichen Gneislager, die Menge der metamorphischen Gesteine künden laut und deutlich, dass der ganze Zug dem Feuer seine Entstehung verdankt. Wie dies bereits an vielen andern grössern Gebirgsmassen bemerkt worden ist, so befinden sich auch hier die höchsten Erhebungspunkte nicht in dem Centrum, sondern an den Ausläufern, und zwar in den südlichsten und nördlichsten Gebirgen; dort ist es der *Marawaca* und *Duida*, in der Nähe des Orinoko, hier der *Roraima*. Der *Marawaca* erhebt sich 8,219 *), der *Roraima* 8000 Fuss über das Meer. Eng mit der Parimakette sind die vereinzelten, in sich abgerissenen Ketten des *Pacaraima* oder *Pacarinha* unserer neuern Karten verbunden. Ich bin dieser wildromantischen Gebirgskette ihrer ganzen Länge von den Ufern des *Corentyn* bis zu denen des *Orinoko*, also mehr als neun Längengrade gefolgt, und obschon sie grösstentheils durch eine Menge von Ebenen und Thälern durchbrochen wird, so bildet sie doch vom 59. Längengrade bis zu jener merkwürdigen Gabeltheilung des *Orinoko* eine ununterbrochene Granitmasse. Während ihr östlicher Theil, die *Parima*-Kette (collectiv genommen), von dem *Corentyn* und *Essequibo* durchbrochen wird, bildet gegen W. hin der Zug des *Pacaraima* die Wasserscheide der drei grossen Wasserbecken des nördlichen Theiles von Südamerika, des Amazons, Orinoko und Essequibo.

Das charakteristischste dieses ganzen Gebirgszuges sind ohne Zweifel jene Sandsteinwälle, die wir zuerst an den Ufern des *Cuyuni* unter 6° 45′ Norderbreite und 61° Westerlänge antrafen, die dann wieder am *Mazaruni* zu Tage traten und in dem *Roraima* unter 5° 9′ Norderbreite und 61° Westerlänge ihren östlichen Culminationspunkt erreichen. Während ich die *Pacaraima*-Kette auf meiner ersten Reise überschritt, traf ich unter der 4. und 5. Breitenparallele, zwischen dem 64. und 66. Meridian dieselbe Gebirgsmasse und überzeugte mich endlich, dass nicht allein der *Marawaca*, sondern auch der *Duida* derselben Formation angehörte. Die Richtung ihrer grossen Achse verläuft demnach für die ersten zwei Gradparallelen mit dem Meridian und wendet sich dann während 350 Miles W.S.W. Es ist eine interessante Thatsache, dass diese merkwürdigen Berge, welche gegen ihren Gipfel hin aus mauergleichen Abstürzen von 1400 — 1500 Fuss Höhe bestehen,

*) Mein Bruder kam auf seinen Reisen nicht in die unmittelbare Nähe des *Marawaca*, konnte daher auch keine genaue Messung anstellen. In seinen Berichten an die geographische Gesellschaft zu London sagt er: »Das Mittel von 7 Beobachtungen gab mir die Lage meines Aufenthaltsortes zu 3° 47′ N.Br. an, und demnach muss der Berg *Marawaca*, der höchste dieser Gruppe, unter 3° 40′, der vereinzelte *Kurianiheri* mit seiner pyramidalen Spitze, 3° 38′ N.Br. liegen. Die gebirgige Gegend und die dichten Waldungen verhinderten mich, die Höhe des *Marawaca* nach einer Grundlinie zu bestimmen. Der Berg erhob sich aber sicher 10,000 — 11,000 Fuss über das Meer.« Da meines Bruders Angabe sich nicht auf wirkliche Messung gründet, habe ich Codazzi's Höhenangabe acceptirt.

gerade die Wasserscheide zwischen den Flüssen bilden, die gegen N. dem *Orinoko*, gegen S. dem *Amazon* und gegen Osten dem *Essequibo* zufliessen. Dies ist der Fall bei dem *Roraima*, den Bergen des *Pacaraima*, dem *Merewari*, *Tapiraperu*; selbst der *Vindaua*, in der Nähe des Culminationspunktes der kleinen Gebirgskette, welche den ersten und zweiten Parallel durchschneidet, besteht aus Sandstein und bildet die Wasserscheide des *Takutu*, der zuletzt dem *Amazon* zuströmt, und den westlichen Zuflüssen des *Essequibo*. Der *Vindaua* ist, so weit die Erfahrung reicht, der südlichste dieser mauergleichen Sandsteinberge. In ihren Umgebungen finden sich metamorphische Gesteine, *Jaspis*, der ganz mit dem sibirischen übereinstimmt, und Bergkrystalle.«

Ich hielt es für nöthig, diese kurzen, geognostischen Bemerkungen vorangehen zu lassen, bevor ich zu der Beschreibung der eigenthümlichsten Glieder dieser Kette, des *Roraima* und der übrigen übergehe.

Das Gebirge wird, wie oben angegeben ist, von einer riesigen Sandsteinkette gebildet, die weniger in sich enggeschlossen zusammenhängt, als vielmehr in einzelnen hohen, getrennten Punkten verläuft.

Der *Roraima*, *Kukenam*, *Ayang-catsibang* und *Marima* bilden beinah ein Viereck, von dem der *Roraima*, die östliche Seite, nicht allein der höchste, sondern zugleich auch der interessanteste Berg der Gruppe ist, deren grösste Längenausdehnung, vom *Roraima* bis zur westlichen Spitze des *Irutipu*, 25 Miles beträgt. Der östliche Punkt des *Roraima*, unter 5° 9′ 40″ nördlicher Breite und 60° 57′ westlicher Länge von *Greenwich*, erhebt sich 5100 Fuss über das Tafelland und 8000 Fuss über das Meer. Die obere Gipfelhöhe besteht aus einer nackten, an einigen Stellen 1500 Fuss hohen, ziemlich senkrechten Sandsteinmasse, welcher Formation auch die Basis angehört, und ich kann dem Leser kein sprechenderes Bild von diesen wunderbaren Formen entwerfen, als wenn ich auf ihre Wiederholung *en miniature* in dem Königstein und Lilienstein der sächsischen Schweiz verweise.

Nordwestlich vom *Roraima* erhebt sich der *Kukenam* mit gleicher, wallförmig auslaufender Gipfelhöhe, sowie der *Ayang-catsibang*; nördlich der *Marima*. Diese vier Berge nehmen von S.O. nach N.W. einen Flächeninhalt von 10 geographischen Meilen ein. Das östliche Ende des *Roraima* hat täuschende Aehnlichkeit mit einem riesigen Portal. Der nordwestliche Theil von *Ayang-catsibang* liegt unter 5° 18′ Norderbreite. Zwei Miles nordwestlich von ihm steigt eine andere Sandsteinhöhe, der *Irwarkarima* bis zu einer Höhe von 3600 Fuss über das Tafelland. Auf seinem östlichen Absturz liegt ein mächtiger Sandsteinblock von 466′ Höhe mit einer Basis von 381 Fuss im Umfange, auf einem Piedestal von

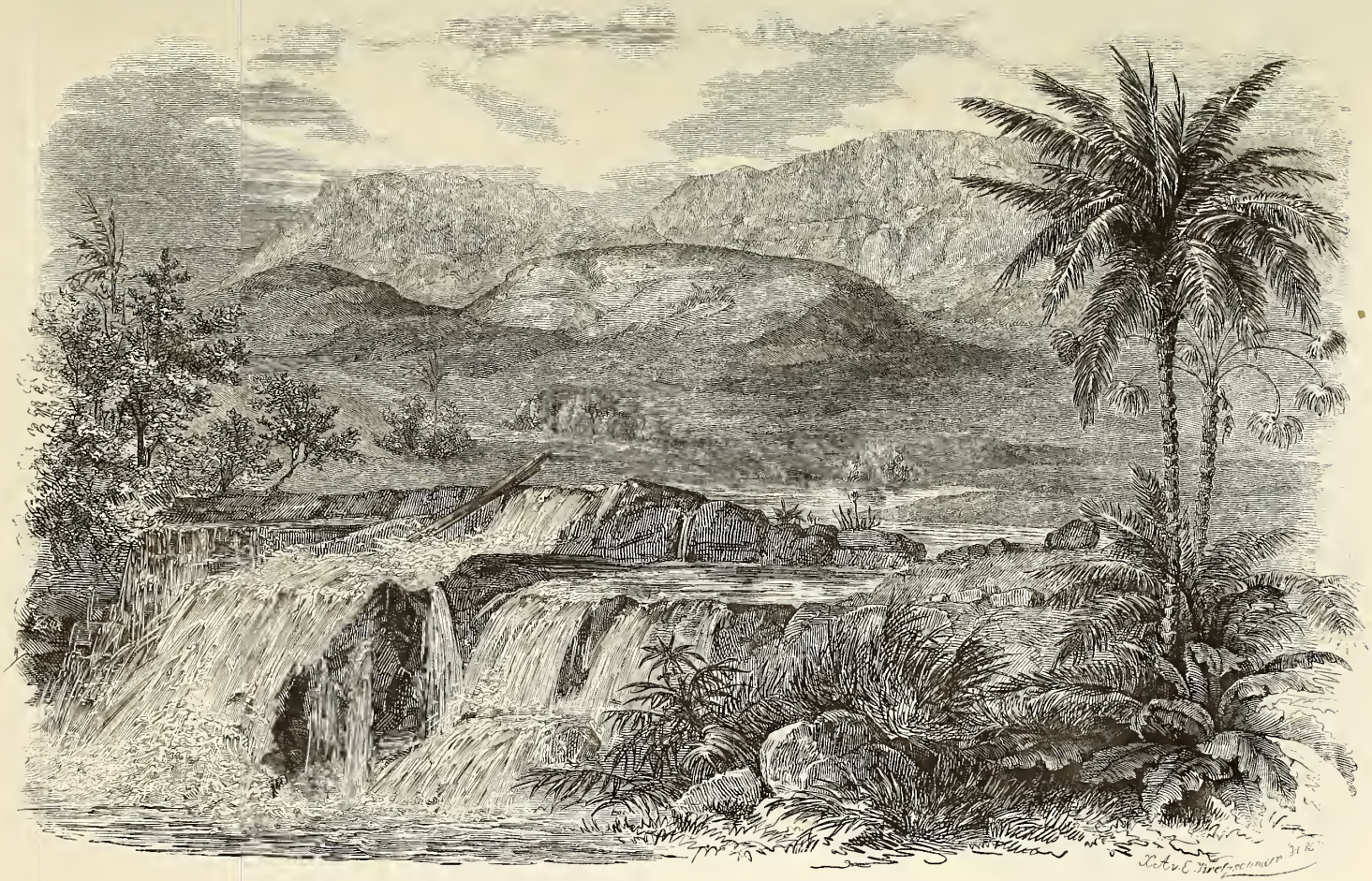
3135 Fuss Höhe auf, der ziemlich täuschend eine riesige Urne darstellt. Ihm schliesst sich der *Wayaca-piapa*, der «gefällte Baum» an, den, nach der Tradition der Indianer, der gute Geist *Makunaima* auf seiner Reise über die Erde umhieb und in Stein verwandelte, um ihn zur Erinnerung an seine Wanderung den Menschen zurückzulassen. *Wayaca-piapa* hat viel Aehnlichkeit mit einem Obelisk. Die Berge *Yaruaramo, Irutipu, Carauringtipu*, von denen sich der letztere 4943 Fuss über das Tafelland erhebt, schliessen diese merkwürdige Gruppe.

Zahllose Wasserfälle stürzen sich von den flachen Gipfeln herab, und die feurigste Beschreibung wird immer nur ein Schatten gegen die wahrhaft imposante, unendlich grosse Wirklichkeit mit den donnernden und schäumenden Cataracten, mit der wunderbaren, zauberhaften Tropenvegetation der Basis bleiben. Von dem östlichen Ende des *Roraima* stürzt sich der *Cotinga* herab und führt seine Wasser vermittelst des *Takutu*, *Rio Branco* und *Rio Negro*, dem grössten Strome, dem *Amazon* zu. Etwas nördlicher von der Wogenrinne des *Cotinga* hat sich der *Cuya*, ein Nebenfluss des *Mazaruni* und dadurch des *Essequibo*, sein Bett in den Sandsteinabsturz ausgewaschen. Einige Ströme der südwestlichen Seite eilen dem Fluss *Kukenam* zu, unter denen der *Kamaiba* der bedeutendste ist.

Der Fluss *Kukenam* selbst entströmt dem Nachbarfelsen des *Roraima*, dem *Kukenam*, und bildet, nach der Vereinigung mit dem *Yuruani*, den *Caroni*, einen Nebenfluss des *Orinoko*. Der *Yuruani* aber, den die Indianer für den Hauptstrom des *Caroni* halten, ergiesst sich in unzähligen Strömen von der nördlichen Seite des *Kukenam* herab und nimmt auf dem westlichen Thalufer eine Menge anderer, kleiner Flüsschen auf, die sich von dem *Ayang-catsibang*, *Zurangtipu* und *Irwarkarima*, kleinern Höhen der Gruppe, herabwälzen. Den mauergleichen Wall des *Marima* überstürzt der *Araparu* in vielen kleineren Strömen, während der *Cako*, einer der grössten Nebenflüsse des obern *Mazaruni*, der an der östlichen Seite des *Irutipu* entspringt, und der *Cama* von seiner westlichen Seite herabstürzt und dem *Apauwanga*, einem Nebenfluss des Caroni zufliesst.

Welch unendliche Wassermassen sich unter einem betäubenden Gedonner von diesen jähen Steilhöhen herabstürzen, kann man nach der Menge der Flüsse beurtheilen, die auf den Plattformen ihren Ursprung haben, weshalb die Gebirgsgruppe mit Recht von den Indianern «die ewig fruchtbare Mutter der Ströme» genannt wird. Ein gleich interessantes geognostisches Phänomen möchte sich kaum noch einmal wiederfinden.

Mit stiller Bewunderung staunte ich die vor meinen Augen sich ausbreitenden Gebirgsmassen, mit ihren schäumenden Wasserbändern an, bis sie mir plötzlich wieder durch einen neidischen Nebelschleier verhüllt wurden. Die dichten Waldungen, welche sich von ihrer nördlichen Spitze bis zu der Küste des atlantischen



Roraima und Kukenam.

BRITISH MUSEUM

Oceans hinziehen, denen sich südlich von dem Gebirge die unabsehbaren Savannen vorlegen, mögen ohne Zweifel die Hauptursache dieser fortwährenden Nebelbildungen, so wie ihres Niederschlags und der fast tagtäglichen Gewitterstürme sein.

Mit schnellen Schritten eilten wir nun über den noch vor uns liegenden Wellengrund, der von einer Menge Nebenflüsschen des *Kukenam* durchschnitten wurde, die mit einer mir ganz fremdartigen Vegetation umsäumt waren. In ihrer Nähe zeigte die letztere ihre gewöhnliche Ueppigkeit und Kraft der Tropen; entfernt von ihnen dagegen waren die Gesträuchgruppen auffallend kümmerlich. Die Augen waren fortwährend auf den *Roraima* gerichtet, und alles andere neben und vor uns weniger achtend, erreichten wir endlich den Gebirgsstock desselben und begannen diesen auf einer der von Waldung entblössten Flächen, zwischen kolossalen Sandsteinblöcken in den phantastischsten Formen, zu besteigen. Je höher wir stiegen, um so schöner und überraschender ward die Vegetation des Bodens und der uns umgebenden Sandsteinblöcke, welche letzteren sich, wo sich irgend etwas Erde in den Spalten gesammelt, namentlich eine eigenthümliche Pflanzenform, mit starken, lederartigen Blättern zum Standort gewählt; es waren *Clusien, Mimosen, Myrica, Gaultheria, Thibaudia,* indessen zwischen den Felsenspalten die kleine niedliche *Meisneria cordifolia (Benth.)* wucherten. Die von aller Erde entblössten Seiten deckten *Agaven, Cactus, Gesnerien,* Moose und Flechten. Noch hatten wir nicht die Hälfte der Basis des Steinwalles erreicht, als sich plötzlich jene dichten Nebelmassen, die bisher nur den Gipfel umlagert hielten, immer tiefer und tiefer senkten, und uns bald selbst umschlossen, so dass wir kaum 6 — 8 Schritt vor uns sehen konnten. Der Nebel verwandelte sich schnell in einen wolkenbruch ähnlichen Niederschlag, bei dem die im Verlauf von 1½ Stunde herabstürzende Wassermasse mehre Zoll betrug. An eine Fortsetzung des Aufwärtssteigens war nicht mehr zu denken. Zitternd vor Kälte, preisgegeben dem heftigen Regenguss, suchten wir so schnell als möglich unsere Zeltdächer aufzuschlagen, um dann unser dringendes Verlangen nach Wärme durch Feuer zu befriedigen, das aber erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, da der Regen alles Holz, was wir fanden, durchnässt hatte. Endlich war es gelungen und trotz des beissenden Rauches, der dem zischenden nassen Holz entstieg, hockten wir uns doch zähneklappernd um die spärliche Flamme herum. Der Regen und Nebel währte bis zum Einbruch der Nacht. Das Thermometer zeigte 58° Fahrenheit. Die armen nackten Indianer, die keinen Platz unter dem Zeltdach fanden, eilten einer dichtbewaldeten Schlucht zu, um in dieser die kalte Nacht zuzubringen, die auch uns mehrmals aus dem Schlafe aufschüttelte; — eine Empfindung, die uns eben so fremd geworden, wie sie empfindlicher war, als in Norden eine Kälte von 10° Reaumur nur irgend sein kann.

Der mit Sehnsucht herbeigewünschte Morgen brachte uns endlich die erwärmenden Strahlen der Sonne, die unser Zähneklappern schnell vertrieben. Erwärmt schritten wir zwischen dem herrlichen, üppigen Gesträuch, das im Schmelz von Millionen Thau- und Regentropfen erglänzte, bergauf, der vom jungen Sonnenstrahl in magischer Beleuchtung erglühenden Felsenmasse entgegen.

War unser Aufsteigen auf dem durch den heftigen Regenguss schlüpfrig gewordenen Pfade gegen gestern auch doppelt schwieriger, so achtete doch keiner von uns diese Anstrengung, denn mit jedem Schritt wurde die Vegetation interessanter; jeder Schritt aufwärts brachte mir eine neue, noch nie gesehene Pflanze entgegen, ja in den Zwischenräumen von je hundert Schritt wechselten sogar die verschiedensten Pflanzenzonen. *Ladenbergia, Cosmibuena*, als 2 — 3 Fuss hohe Sträucher, die reizendsten Orchideen sprossten aus allen Spalten und Ritzen mächtiger Sandsteinschichten hervor, unter denen ich nur die kleine schilfartige Species, die ich schon bei Besteigung des *Humirida* gefunden, so wie die herrliche *Cattleya*, *Oncidium*, *Odontoglossum* und *Maxillaria* erwähne. Etwa hundert Fuss über diesen trat die reizende *Sobralia Elisabethae* in all' ihren Varietäten mit 6 — 8 Fuss hohen Blüthenstengeln in solcher Menge auf, dass wir uns den Weg durch sie mit unsern Waldmessern bahnen mussten. Auf jedem Felsblock, die mit dem niedlichen Moose, *Octoblepharum albidum*, und Flechten, *Usnea australis (Fl.), Cladonia rangiferina, cocomia, carnea* überzogen waren, zeigte sich eine Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen, wie ich sie noch nirgends gefunden. Gespannt auf den nächsten Augenblick überklimmten wir die scharfen, spitzen und kantigen Felsenblöcke, vorwärts ging es, bis ein Ausruf des Staunens, den ein neuer Fund hervorrief, die Emsigen eine kurze Zeit zum Stillstand brachte, und ich muss gestehen, ich kam während der ersten Stunden in diesem botanischen Paradiese eigentlich zu keiner rechten Besinnung, zu keinem rechten Nachdenken. Einigemal führte uns der Weg dem Scheitel tiefer Schluchten entlang, in denen schäumende Bäche zwischen förmlichen Farrnkrautwäldern, die jede andere Pflanze verdrängt hatten, der Thalsohle zustürzten. Erreichten auch die Bäume nicht die Höhe ihrer Brüder im Thale, so prangten ihre Wipfel doch in einem Blüthenflor, wie er jenen fast unbekannt war. Unter dem prahlenden Hochgelb der *Gomphia*, *Vochysia*, dem blendenden Weiss der *Qualea*, konnte man kaum die weisslich gelben, einfachen Blüthen der *Ladenbergien* herausfinden, aus denen der grösste Theil der Waldung bestand. Bald führte uns der Weg an einer Waldung hin, deren Saum nur aus blühenden Sträuchern in all' nur denkbaren Nuancen bestand. Dazu trugen ebenso *Vochysia tetraphylla, Gomphia dura (Klotzsch)*, die glänzenden Blüthen der *Befaria*, *Gaultheria*, *Archytaea*, *Tibouchina*, *Hirtella* und *Rhynchanthera* bei. Vereinzelte Bäume der in ihrem *Habitus* so zier-

lichen *Weinmannia ovalis (Pav.)*, deren zarte hellgrüne Blätter von dem weissen Blüthenflor bedeckt wurden, leuchteten uns in der Nähe und aus der Ferne entgegen. Unter dieser lieblichen und reizenden Abwechselung hatten wir beinah die Zone der niedern Waldung, die den Berg dann bis zum senkrechten Walle umgiebt, erreicht, als sich eine kleine, sumpfige Ebene vor uns ausdehnte, auf der Flora ihre zartesten, ihre schönsten Kinder vereint, auf der der Blüthenzauber seinen Culminationspunkt erreichte. Die ganze Fläche war mit dem Dunkelblau der *Utricularia Humboldtii (Schomb.)*, der schönsten Species dieser Gattung mit 3 — 4 Fuss hohen, röthlichen, zarten Blüthenstengeln, an denen oft 3 — 4 grosse gesättigt blaue Blüthen hängen, überzogen. Während das staunende Auge über diesen Zauberteppich hingleitete, hafteten sie unerwartet auf der gleich interessanten *Heliamphora nutans* mit ihren eigenthümlichen, schlauchartigen, hellgrün und rothgerippten Blättern, zwischen denen sich der ebenfalls zarte Blüthenstengel mit seinen weissen, oft auch rothtingirten Blüthen erhob. Hoch über diese zarteren Gewächse aber erhoben sich die Blüthen des herrlichen *Cypripedium Lindleyanum (Schomb.)*, der reizenden *Kleistes*, die gelben Blüthen einiger *Rapateae*, unter denen ich nur die schöne *Saxo-Fridericia Regalis*, *(Schomb.)* und aus der ebenfalls neuen Gattung, *Stegilepis (Klotzsch)*, die *Stegilepis guianensis* erwähne. Mitten unter diesem Gewirr mir fremdartiger Pflanzen, glaubte ich eine *Cycas* stehen zu sehen; einige Sprünge durch den sumpfigen Boden brachten mich zu der geträumten Entdeckung, in der ich jedoch nur ein Farrnkraut mit grossen, aufwärtsstehenden Wedeln fand, die nur wenig von den Blättern der *Cycas* abwichen. Es gehörte der Gattung *Lomaria* an und war neu; die geträumte *Cycas* wurde zur *Lomaria Schomburgkii (Klotzsch)*! Meine Augen waren geblendet von dem Glanz des frischen Grüns, von der Farbenfülle der Blüthen, der auf dieser Ebene vorherrschend krautartigen Pflanzen, meine Sinne betäubt von den lieblichen Düften, mit welchen sie die Luft erfüllten; ich glaubte mich in einen Zaubergarten versetzt; denn solcher Farbenschmelz, eine solche Mannigfaltigkeit auf einem so kleinen Raum vereint, war mir bis heute fremd geblieben! Der Saum der niedrigen Waldung, der dieses botanische *El Dorado* umschloss, bestand aus der herrlichen *Thibaudia nutans (Klotzsch)*, einer neuen reizenden Species, deren junge, rosenrothe Blätter, mit ihren halb roth halb weissen Blüthen, den gelben wohlriechenden Blüthen des Wurzelparasiten *Loranthus Tagua (H. B. K.)* den prachtvollsten *Melastomen*, sowie zierlichen, mit grossen Blüthen bedeckten Bäumen der *Tabebouia triphylla (Dec.)* und baumartigen Farrn einen Kranz bildeten, um den sich wieder eine Menge Schlingpflanzen in phantastischem Gewirr schlangen, oder sich zu einem dichten Gehege vereinigten. Blickte ich dann empor zu dem hoch über mir aufsteigenden, riesigen Sandsteinwall von 1500 Fuss Höhe, hin auf die vielen Was-

serfälle, die sich über seine Plattform die jähe Höhe herabstürzten, so wollte das Herz aufjauchzen, und doch fühlte es sich wieder so klein und armselig, diesen imposanten Massen gegenüber, deren Schilderung ich gar nicht zu beginnen wage, da meine Feder sich dem nicht gewachsen fühlt, jenen Eindruck, jene Gefühle wieder zu geben, wie sie in mir lebendig geworden. Es waren der Gegenstände zu viel, die sich so unerwartet meinen Augen darboten, — ich sah zuletzt nichts mehr, und es wäre mir unmöglich gewesen, jetzt einer und derselben Pflanze nur eine minutenlange Aufmerksamkeit zu schenken; ja ich konnte endlich selbst den aufgeregten Gefühlen keine Worte mehr geben, aber das Herz jubelte vor Entzücken und Wonne, alle bisher erduldeten Mühen der Vergangenheit, selbst die Zukunft mit ihren Befürchtungen gingen in der überglücklichen Gegenwart auf! Ohne eine Pflanze pflücken zu können, eilte ich zu den übrigen zurück, die eben damit beschäftigt waren, in der Nähe dieses kleinen El Dorado, zwischen zackigen, spitzen, von Flechten, Moos und Farrn überzogenen Felsen unsere Zeltdächer aufzuspannen, um hier so lange zu verweilen, bis die trigonometrischen Messungen beendet und die Pflanzenfülle so viel als möglich ausgebeutet sein würde.

Wir befanden uns 6000 Fuss über dem Meere, unter 5° 9′ Norderbreite und 60° 57′ Westerlänge; die Höhe bis zum Gipfel des *Roraima*, vom Lager aus, betrug einer trigonometrischen Messung nach noch 2000 Fuss. Die meteorologischen Instrumente, zu den heute schon zu beginnenden Beobachtungen, waren bald aufgestellt, und ausser der etwas unangenehmen Kälte fühlten wir weder Beklemmungen der Brust, noch eine Behinderung im Athmen, und dazu waren die stechenden Insecten des Thales vollkommen verschwunden. Die Aussicht in das Thal war uns noch versagt, da ein dichtes Nebelmeer dasselbe schon deckte, ehe wir noch diese Höhe erreicht. Nachdem wir unsere Zeltdächer aufgeschlagen und alles übrige arrangirt, bauten sich die nackten bebenden Indianer ihre kleinen Hütten zwischen den Felsblöcken auf und zündeten grosse Feuer an, um die sie sich hockend herum setzten, oder, in der Hängematte sitzend, ihre Füsse diesen so viel als möglich näherten.

Gegen sieben Uhr verwandelte sich der Nebel in einen in Strömen herabfallenden Regen, der von einem heftigen Sturmwind begleitet war. Es war ein grausiger Aufruhr, bei dem der wüste Sturm den Regen mit fürchterlicher Gewalt durch unser Zelt jagte, uns vollkommen durchnässte und unsere Zähne aufs neue klappern machte. Das Thermometer stand auf 58° Fahrenheit. Das Feuer konnte die Wirkung des schneidenden Windes nicht mildern. Nachdem dieser Aufruhr eine Stunde angehalten, legte sich der wilde Sturm, die Wolken zertheilten sich und der Himmel wurde wieder hell und klar, der Mond und die Sterne des blauen Domes beleuchteten ein Schauspiel, dessen erschöpfende Beschreibung selbst die

feurigste Phantasie vergeblich versuchen würde. Uebergossen von dem magischen Silberlicht des Mondes, unter dem schauerlichen Getöse eines dumpfen Donners, stürzten sich die zu Strömen angeschwollenen Wassermassen von der Scheitelfläche herab. Herab von dem *Roraima* tobte es, als seien Hunderte von Dampfmaschinen im Gange, herüber brüllte es vom *Kukenam*, als habe das Meer seine alten Ufer durchbrochen und wälze sich nun, alles hinter sich begrabend, über die Feste hin! In friedlicher Stille warfen der Mond und die Sterne ihr silberbleiches Licht auf die entfesselten und in weissen Schaum aufgelösten Wogenmassen, die wie zerschellende Wellen über die niedere Waldung aufbrausten, auf den dunkeln Coloss in unserer Nähe und die tiefe, schwarze Schlucht, welche den *Roraima* von dem *Kukenam* trennt, die sie aber nicht zu erhellen vermochten. Der am Nachmittag nichts weniger als breite *Kamaiba* stürmte jetzt als 20 — 30 Fuss breiter Strom hernieder; — doch unser Entzücken sollte sich noch mehr steigern, als sich plötzlich der schönste Mondregenbogen vor uns aufbaute, den ich noch gesehen!

Zitternd vor Kälte wachte ich am Morgen des 20. Novembers zwischen 4 und 5 Uhr auf. Das Thermometer zeigte 52° Fahrenheit. An Schlaf war bei diesem Schütteln des Frostes nicht zu denken, und wir dankten Gott, als wir mit dem anbrechenden Morgen unsere erstarrten Glieder durch Bewegung wieder erwärmen konnten, was das Feuer nicht vermochte. Das am gestrigen Abend unser Gemüth so aufregende Getöse hatte nachgelassen, die Wasserfälle hatten ihre frühere Grösse wieder angenommen — das Geschene und Gehörte kam uns wie ein Traum vor! Nach den Traditionen der Indianer breiten sich auf den Plattformen grosse Seen aus, die mit allerlei Fischen, besonders aber mit Delphinen, gefüllt sind, und ununterbrochen von riesigen, weissen Adlern, als ewigen Wächtern umkreist werden. Der anbrechende Tag entfaltete einen neuen Zauber vor unsern staunenden Augen. Der *Roraima* und *Kukenam*, so wie die übrigen höhern Punkte waren vollkommen wolkenlos und glänzten im friedlichen Strahl der erwärmenden Sonne, tief unter uns aber überzog ein dichter, weisser Nebel die ganzen Umgebungen wie mit einem grossen Schneetuch, das in dem merkwürdigsten Lichtwechsel und unter der verschiedensten Strahlenbrechung von der aufgegangenen Sonne beleuchtet wurde. Wir hatten den Süden in den Höhen, und den Norden in der Tiefe. Der Contrast zwischen der üppigen Vegetation um und über uns, zwischen dem riesigen Sandsteincoloss mit seinen flimmernden Wasserfällen, seinen düstern, rothen Wällen war überraschend. Alexander von Humboldt sagt, dass man in den Alpen vergebens nach einem 1600 Fuss hohen perpendiculären Felsen sucht. Vor uns stürzte sich auf der südlichen Seite der *Kamaiba* 1500 Fuss herab. Der berühmte Staubbach in den Schweizeralpen wälzt sich über eine 900 Fuss hohe Felswand, und die noch berühmtere *Cascade de Gavarnie*, der höchste bis dahin bekannte Wasserfall,

hat ebenfalls nur eine Höhe von 1266 Fuss. An den steilen Felsen hatte sich hin und wieder eine strauchartige Vegetation festgeklammert, die von unserm Standpunkte aus als eine ineinanderfliessende, grüne Masse erschien und ebenfalls grell gegen die röthlichen Felsenmassen abstach. Die obere Fläche des *Roraima* musste sich in der Mitte etwas erheben, denn wir konnten auch dort einige Gesträuchstellen wahrnehmen. Nachdem der *Kamaiba* den grauenhaften Sprung von 1500 Fuss gethan, und in dem frischen Grün der die Basis umgebenden Gesträuche verschwunden war, tauchte er plötzlich einige 100 Fuss vom Felsen auf einer von aller Vegetation entblössten Stelle wieder auf, und stürzte sich dann nochmals eine 120 Fuss hohe steile Felsenwand hinab, um von da abermals in der grünen Belaubung zu verschwinden. Dieses zauberhafte Schauspiel sollte uns jedoch nicht lange bleiben. Der Nebel fing an, sich zu heben, stieg als langgestreckte Wolke aus der Tiefe auf, die schnell von dem Winde über den grössten Theil der Umgegend hingetrieben wurde, und uns und die hohen Felsen bald wieder in jenen neidischen, für die Augen undurchdringlichen, feuchten und kalten Schleier einhüllte.

Nachdem wir unsere aus Yams und Wasser bestehende Morgensuppe verzehrt, durchstreifte ich die Abdachung des Gebirges nach allen Seiten hin und entdeckte fast mit jedem Schritt neue Schätze, wie jeder solcher den kaum verstummten Ausruf der Freude von neuem in's Leben rief. Die herrlichste und eigenthümlichste Flora boten mir jedenfalls die riesigen Sandsteinblöcke, die den Abhang in wilder Verwirrung bedeckten. Auf ihnen hatte sich ein förmliches Chaos von *Clusien*, *Thibaudien*, *Mimosen*, *Myrcia*, *Ternströmia*, *Bonnetia*, *Befaria*, *Vaccinium*, *Gaultheria*, *Gomphia* und *Stegilepis guianensis* heimisch gemacht, während die zackigen, gigantischen Nadeln, die zwischen ihnen zu Tage traten, und aus einem kieseligen, dichten, weiss und rothen Sandstein bestanden, von Flechten, wie: *Cladonia*, *Evernia*, *Usnea* und Moosen, wie: *Sphagnum*, *Octoblepharum Calymperes* und *Hypnum*, zwischen denen das niedliche *Gnaphalium americanum* wucherte, bedeckt waren.

Wo die Augen auch hinblicken mochten, überall begegneten sie den reizendsten Orchideen, wie *Stelis aphioglossoides (Sw.)*, *Diothonea imbricata (Lindl.)*, *Zygopetalum Mackai (Hook.)*, *Masdevallia guianensis (Lindl.)*, *Cleistes rosea (Lindl.)*, *Oncidium pulchellum*, *Cattleya pumila (Hook.)* und *Mossiae (Hook.)*, *Odontoglossen*, *Maxillarien*, einer zahlreichen Menge *Epidendren*. Der lieblichste Schmuck aber blieben die *Sobralien*, die in dieser Höhe in einer Ueppigkeit wucherten, die dem nordischen Gärtner fabelhaft vorkommen möchte. Wo sich in den Spalten und Vertiefungen der Blöcke etwas Humus angesammelt, oder wo die Sandsteinschichten nur mit etwas leichter, vegetabilischer Pflanzenerde bedeckt waren, da schossen sie in Trieben von 8 — 10 Fuss Höhe, mit Blüthen von der

Grösse unserer Gartenlilie empor und bildeten dann förmliche Verhaue, durch die man sich mit dem Waldmesser Bahn brechen musste. Der Grund, warum die *Sobralien* so selten in unsern Orchideen-Häusern blühen, mag wohl darin liegen, dass man ihnen gewöhnlich eine viel zu warme Temperatur giebt. 69° Fahrenheit war in der Höhe, die sie in solch wunderbarer Fülle gedeihen liess, der höchste, 52° Fahrenheit der niedrigste Standpunkt des Thermometers. Die Temperatur des Wassers der Sturzbäche zeigte 55 — 58°. Die Tabellen der meteorologischen Beobachtungen während unseres Aufenthaltes auf dem Roraima zeigen, in welcher Temperatur nicht allein die Orchideen, sondern überhaupt alle die eigenthümlichen Pflanzenformen in einer Ueppigkeit wucherten, wie ich sie auf tiefern Standpunkten fast nirgends gefunden. Nach diesen Erfahrungen scheint mir, dass, bevor nicht unsere Orchideencultur genauer und bestimmter der den Pflanzen eigenthümlichen Temperaturzone genähert wird, wir auch fortwährend die Klage über ihr spärliches Blühen hören werden. Treten wir jetzt in ein Orchideenhaus, so finden wir in einer und derselben Temperatur alle die Formen, die der Eigenthümer besitzt; die Höhe der Temperatur ist dieselbe, ihr Feuchtigkeitsgrad ebenfalls. Möchte man diese hingeworfenen Winke mehr beachten, und ich bin überzeugt, die reizende *Sobralia* würde bald auch bei uns ihre zauberhaften Blüthen entwickeln.

Der Vegetationssaum, der sich an den Bächen und Gewässern, die in tanzenden und geschwätzigen Sprüngen der Ebene zueilten, hinzog, bestand fast durchgängig aus den schon erwähnten Pflanzenformen, zu denen sich noch unter jenen Melastomaceen, Rhynchantereen, Microlicien eine neue herrliche *Melastomacea* gesellt hatte. Der schöne, oft 20 — 30 Fuss hohe Baum, mit seinem gefälligen Habitus, der meist in ganzen Gruppen seinen Standort an dem Saume der niedrigen Waldung hatte, bildete ohne Zweifel den lieblichsten Schmuck dieses Zaubergartens. Seine grossen, weissen, zwei Zoll im Durchmesser haltenden Blüthen besitzen die Eigenthümlichkeit, dass sie bei ihrem Aufblühen mit dem zartesten Rosenroth tingirt sind, das mit dem Vorrücken des Tages jedoch immer mehr und mehr erblasst, bis es am Abend in das reinste Weiss übergegangen ist; eine Eigenthümlichkeit, die die *Victoria regia* in umgekehrtem Verhältniss besitzt. Die prachtvolle Erdorchidea: *Cleistes rosea (Lindl.)*, mit ihrer grossen, rothen Blüthe, zwischen *Utricularia*, *Heliamphora*, *Cypripedium*, *Stegilepis* und dem schöne Farrn: *Lomaria Schomburgkii*, erhöhte den Reiz dieses zauberhaften Blumenbeets vielfach. Doch wo sollte ich die Worte herfinden, wenn ich den Eindruck der zahllosen blühenden Pflanzen, die sich bis zur Basis des Felsens in ununterbrochener Fülle aneinander reihten, hier beschreiben wollte! Der *Roraima* repräsentirt alles, was Afrika und Neuholland, was Europa's Süden nur bieten kann! Unter dieser grossen Anzahl zier-

licher und mannigfacher Pflanzen, welche den Abhang des *Roraima* deckten, ist es die Gattung *Befaria*, die durch die prächtige Farbe ihrer Blüthen sich besonders bemerkbar macht. Es ist unstreitig eine der schönsten Repräsentantinnen der Sandsteinregion. Sie tritt erst in einer absoluten Höhe von 3000 Fuss auf, und geht bis zu 6000 Fuss, wo der prächtige Strauch aber schon nicht mehr die Ueppigkeit und Grösse, wie in der Höhe von 3 — 4000 Fuss zeigt. Auf dem *Humirida*-Gebirge, wo diese interessante Gattung mir zuerst entgegen trat, schien sie ihre grösste Vollkommenheit zu erreichen. Die Sträucher hatten hier eine Höhe von 8 – 10 Fuss, indessen sie am Abhange des *Roraima* nur 4 — 6 Fuss erreichten. Ihr Lieblingsstandort scheinen sonnige, sandige Bergabhänge zu sein. Durch Herrn Doctor Karsten ist diese schöne Gattung jetzt aus *Columbien* eingeführt und wird später gewiss eine der grössten Zierden unserer Gewächshäuser werden.*) Ich wollte in die niedere Waldung hineindringen, mein Versuch misslang, ein solch zusammengewachsenes Chaos von Farrnkräutern, *Scitamineen*, verschlungen mit den Bäumen, deren Aeste sich in dieser Höhe schon unmittelbar über dem Boden vom Stamme abzweigten, konnte ein menschlicher Körper nicht durchdringen. Die Stämme standen dicht gedrängt neben einander.

Gleich arm, wie das Thal, war auch die Höhe in Bezug auf die *Fauna*. Nur einige kleine Vögel aus der Gattung *Fringilla* und *Trochilus (Tr. Anais Less.)*

---

*) Ich führe die blühenden Hauptrepräsentanten des *Roraima* hier kurz an: *Rondeletia capitata (Benth.)*, *Chioccoca nitida (Benth.)*, *Perama humilis (Benth.)*, *Echites angustifolia (Benth.)*, *subcarnosa (Benth.)*, *Waltheria viscosissima (St. Hil.)*, *Vernonia dichocarpha (Less.)*, *ehretifolia (Benth.)*, *tricholepis (Dec.)*, *Eupatorium scabrum (Lin. fil.)*, *Lipochaeta scaberrima (Benth.)*, *Spilanthes Poeppigii (Dec.)*, *Calea divaricata (Benth.)*, *Achyrocline flaccida (Benth.)*, *Gnaphalium americanum (Mill.)*, *Leria nutans (Dec.)*, *Hyptis membranacea (Benth.)*, *simplex (St. Hil.)*, *Marsypianthes hyptoides (Mart.)*, *Ormosia coccinea (Jack.)*, *Dimorphandra macrostachya (Benth.)*, *Hirtella scabra (Benth.)*, *Chaetogastra gracilis (Dec.)*, *hypericoides (Dec.)*, *divaricata (Dec.)*, *glomerata (Mart.)*, *Macairea rigida (Benth.)*, *parvifolia (Benth.)*, *Mierolicia myrtoidea (Chamss.)*, *taxifolia (Benth.)*, *Rhynchanthera monodynama (Dec.)*, *Diplochita Fothergilla (Dec.)*, *parviflora (Benth.)*, *Tococa cristata (Benth.)*, *Roraimae (Benth.)*, *Henriettea succosa (Dec.)*, *Clidemia capitata (Benth.)*, *spicata (Dec.)*, *pustulata (Dec.)*, *variflora (Benth.)*, *radulaefolia (Benth.)*, *desmantha (Benth.)*, *Miconia alata (Dec.)*, *nitens (Benth.)*, *revoluta (Benth.)*, *Myrcia subcordata (Dec.)*, *ferruginea (Dec.)*, *Utricularia Humboldtii (Schomb.)*, *Heliamphora nutans (Benth.)*, *Cypripedium Lindleyanum (Schomb.)*, *Leiothamnus Elisabethae (Schomb. sp. nov.)*, *Encholirium Augustae (Schomb. sp. nov.)*, *Comphia dura (Klotzsch sp. nov.)*, *Ternströmia rubicunda (Klotzsch sp. nov.)*, *punctata (Sw.)*, *Weinmannia ovalis (Pav.)*, *guianensis (Klotzsch sp. nov.)*, *Vaccinium puberulum (Klotzsch sp. nov.)*, *Gaultheria cordifolia (Humb. Bonp. Kth.)*, *Thibaudia nutans (Klotzsch sp. nov.)*, *Isertia hypoleuca (Benth.)*, *Clusia cuneullata (Klotzsch sp. nov.)*, *alba (Lin.)*, *macropoda (Klotzsch sp. nov.)*, *Rhopala Schomburgkii (Klotzsch sp. nov.)*, *Befaria Schomburgkiana (Klotzsch sp. nov.)*, *grandiflora (Humb. Bonp. Kth.)*, *guianensis (Klotzsch sp. nov.)*, *Bonnetia sessilis (Benth.)*, *Archytea multiflora (Benth.)*, *Stegilepis guianensis (Klotzsch gen. nov.)* und *Saxo Friderieia Regalis (Schomb. gen nov.)*.

und eine neue Species der Gattung *Diglossa*, *Diglossa major (Cab.)* und *Arremon personatus (Cab. sp. nov.)*, die mit ungemeiner Schnelligkeit durch das niedrige Gebüsch schlüpften und eifrig jedes Blatt nach den wenigen Insekten untersuchten, die sich hier aufhielten, waren die Repräsentanten, die ich fand; sonst war alles still, und ausser dem dumpfen Gedonner der Wasserfälle unterbrach kein Laut die tiefe Ruhe.

Die Menge Pflanzen, die ich in kurzer Zeit mit meinem Begleiter gesammelt, nöthigten mich, nach dem Lager zurückzukehren, um diese erst unter die Presse zu bringen, was leider leichter beschlossen, als ausgeführt werden konnte, da das Papier, so wie es vom Feuer weggenommen wurde, von der feuchten Luft auch unmittelbar so durchnässt wurde, dass ich an ein Trocknen nicht denken konnte, mochte ich die Bogen auch mehrmals des Tages wechseln lassen. Die Feuchtigkeit in dieser Höhe war so gross, dass Herr Goodall sich mit seinen erstarrten Händen vergeblich bemühte, den *Roraima* auf das nasse Zeichenpapier überzutragen. Trotz der sorgfältigsten Verwahrung der astronomischen Instrumente wurden diese doch von Rost überzogen; ein geladenes Gewehr, das einige Stunden gestanden, ging schon nicht mehr los, da sich dann das Pulver bereits in eine schmierige Masse verwandelt hatte; es war zum verzweifeln! Kurze Zeit nach meiner Rückkehr von der Excursion traf auch Herr Fryer mit der Nachricht ein, dass die arme Kate am Morgen um 4 Uhr, also 63 Stunden nach ihrer Verwundung gestorben sei. Das Bluterbrechen hatte sich immer mehr gesteigert und bis zu ihrem Tode angehalten. Der Fuss war noch an demselben Tage zu einer unförmlichen Masse angeschwollen, wie sie auch nicht wieder zur Besinnung gekommen war. Der eintretende Brand hatte ihrem Jammer ein Ende gemacht. Nach den heftigsten Krämpfen und Convulsionen musste die Kranke fürchterlich gelitten haben; — aber kein Seufzer, kein Laut kam über ihre Lippen. Sogleich nach ihrem Tode hatten sich alle Weiber des Dorfes in der Hütte versammelt und der Leiche unverständliche Worte in die Ohren geschrien, indess sich Herr Fryer, während der Vorbereitungen zur Beerdigung, unverzüglich auf den Weg nach dem *Roraima* gemacht, um uns hier wo möglich noch einzuholen. Die Nachricht von dem Tode unseres Lieblings, obschon sie uns nichts weniger als unerwartet kam, verbreitete doch eine trübe Stimmung in unserm kleinen Zirkel. Während uns Herr Fryer noch die nähern Umstände des Todes mittheilte, fiel mein Auge auf eine todte Klapperschlange, die vor dem Zelt lag. Unter seinen trigonometrischen Messungen wäre mein Bruder oder Hendrick bald das Opfer ihrer Wuth geworden, beide hatten sich durch einen kühnen Sprung diesem Schicksal entzogen. Je sicherer wir uns in dieser Höhe vor diesen Thieren geglaubt hatten, um so unangenehmer wurde uns nun die Gewissheit, dass sie sich selbst in dieser rauhen und feuchten Atmosphäre aufhielten. Ich empfand jedesmal eine gewisse Genugthuung, wenn ich eins dieser giftigen Thiere tödtete, da

mir stets dabei der Gedanke aufstieg: mit dem Tode desselben hast du das Leben eines deiner Mitmenschen gerettet.

Mit Sehnsucht sahen wir heute Abend der Rückkehr unserer Jäger entgegen, die am Morgen mit den Hunden thaleinwärts gegangen waren, um die gestern aufgefundene frische Spur eines Tapirs zu verfolgen; spät am Abend kehrten sie endlich heim, leider aber so leer, wie sie ausgegangen; der Tapir hatte sich nicht auffinden lassen. Auch sie erzählten uns, dass zwei der Jäger sich nur durch einen Sprung vor dem Biss einer Klapperschlange gerettet, von denen ihnen während ihrer Tour mehre aufgestossen waren. Die frühere Sorglosigkeit musste daher abgelegt werden.

Schon gestern hatten wir vier unserer Indianer vorausgeschickt, um uns wenigstens einen gangbaren Weg durch das Gesträuch bis zur Basis des Walles zu bahnen. Dies war geschehen, und am folgenden Morgen trat ich in Begleitung zweier Indianer den schwierigen Weg an. In einer förmlichen Dämmerung ging es zwischen zwei Vegetationswänden bergauf; eines solchen Gewirrs von Gesträuch, Bäumen, Farrn und Schlingpflanzen konnte ich mich kaum erinnern. Baum stand an Baum, die Aeste eng in einander verschränkt; Moose, Lichenen, Jungermannien und Farrn überzogen die Stämme der Bäume, die Sträucher und zackigen Felsenmassen, die hier zu Tage traten, oder als abgerissene Colosse zerstreut herumlagen; — alles triefte von Nässe, als hätten sich eben die Wolken in einem Platzregen ergossen. Der mühsam errungene Pfad führte uns über das Grab unzählbarer Pflanzen; Feuchtigkeit hatte alles in Moder verwandelt, in den wir oft bis an die Knie einsanken; jetzt ging es über kleine Strecken vom Sturmwind umgerissener Bäume, deren modernde Stämme von Lichenen, Moosen, so schlüpfrig waren, dass ich fast jeden Schritt ausglitt, dann bis unter die Arme zwischen die Aeste und Stämme hinein fiel und von meinen Begleitern erst wieder zu Tage gefördert werden musste, jetzt wieder über zackige und sich zersetzende Felsen, dann über die oft Fuss tiefen, schon zersetzten und sich noch zersetzenden Laub- und Gesträuchmassen, die von Pilzen und Farrn überzogen waren. Wo in Folge einer jener Waldbrüche die Lichtstrahlen die ungeheuren schwarzen, dunkelgrünen, schlüpfrigen Steinblöcke erwärmen konnten, und sich auf ihrer Oberfläche nur etwas Humus angesammelt hatte, da machten sich *Arum*, *Antherium*, *Bromelia*, *Heliconien*, *Peperomien* und baumartige Farrn den Standort streitig.

Schon eine Stunde waren wir dem ermüdenden, eigenthümlichen Wege gefolgt, hatten uns mittels herabhängender Wurzeln und Schlingpflanzen an Felsenmassen hinaufgeschwungen, und an ihnen wieder in tiefe Steilabhänge hinabgelassen, noch aber hatte ich bis jetzt den riesigen Steincoloss nicht sehen können, und wusste daher nicht, wie weit wir uns ihm genähert. Da leuchtete mir mitten in diesem Laby-

rinth eine grosse carmoisinrothe Blüthe entgegen. Freudig erstaunt eile ich auf sie zu, um sie in der Nähe zu bewundern. Ein Halbstrauch mit blassgrünen Aesten und gegenüberstehenden, langgestielten, mattgrünen, glatten, an beiden Enden verdünnten, ganzrandigen Blättern trägt die herrliche Blüthe. Die Blüthen waren ohne Geruch, dafür aber von ungemeiner Schönheit, mit carmoisinrother, präsentirtellerförmiger Blumenkrone, im Centrum milchweiss, welche weisse Färbung vom Centrum aus nach dem Rande der Blumenkrone hin strahlenförmig auslief. Es war eine neue *Gentianee* und zwar eine neue Species der seltenen Gattung *Leiothamnus*, die man mit vollem Recht die Königin dieser Familie nennen kann. Ihre Majestät die Königin gestattete mir huldvollst, diese reizende Species *Leiothamnus Elisabethae* nennen zu dürfen.*)

Ich mochte seit dieser botanischen Entdeckung wohl wieder hundert Fuss höher gestiegen sein, als das walddunkle Labyrinth etwas lichter wurde, die bisher enggedrängten Bäume, meistentheils Cinchonen und Melastomaceen, erhielten schon Zwischenräume zwischen sich, die von einem dichten Unterholz eingenommen wurden, aus dem mir eine zweite unbekannte reizende Blüthe entgegenleuchtete; es war eine *Bromeliacee*, und zwar eine neue Species der Gattung *Encholirium*. Ihr kurzer, walzenförmiger Schaft wurde von halbumfassenden, lanzettförmigen, oben pfriemenförmig verdünnten, 6 — 9 Zoll langen, hellgrünen Blättern umfasst. Der Schaft ist eine Verlängerung des Stammes, verdünnt sich an der Spitze bis zur Stärke eines Rabenkiels und ist dicht mit umfassenden Bracteen bekleidet. Die die obersten Blüthen tragenden Bracteen sind braun. Die Blüthen selbst stehen paarweis oder zu dreien in den Winkeln der zu einer dichten zapfenförmigen Aehre zusammengedrängten, scheidenartigen Bracteen. Die drei äussern Blüthenhülltheile sind einförmig, auf dem Rücken gekielt, braun, an der Spitze etwas ausgerandet, die innern Blumen blattartig, braun, violett, bis zur Basis frei. Ihre Königliche Hoheit, die Frau Prinzess von Preussen gestattete mir huldvollst, dies reizende *Encholirium*, *Encholirium Augustae* nennen zu dürfen.**) Die Umgebungen

*) *Leiothamnus Elisabethae* (*Rich. Schomb.*). *Saffruticosa. Foliis oblongis, acuminatis, basi attenuatis, opacis, subtus glaucescenti — viridibus; floribus pedicillatis, terminalibus, solitariis, magnis, calycibus quinquepartitis: laciniis lanceolatis, acuminatis, margine membranaceis integerrimis, corollis hypocraterimorphis amoene-coccinis, fauce laeteo, limbo plano, dilatato, albido-striato.*

**) *Encholirium Augustae* (*Rich. Schomb.*). *Foliis sessilibus, semiamplexicaulibus, elongato-lanceolatis, attenuatis, involutis, lacte-viridibus, apice cucullato-contractis, inferne spinoso-dentatis; bracteis foliis conformibus minoribusque subdistantibus, apice confertis, strobiliformibus; floribus in superiorum bracteavum axillis geminis aut ternis, brevi-pedicellatis; perigonii laciniis exterioribus sparsim hirsutis, laete fuscis, interioribus membranaceis, fusco-violaceis, obovatis, duplo brevioribus; staminibus-inclusis, tribus exterioribus epipetalis; stigmatibus styloque, inclusis, rufescentibus; germine pyramidato, subsemiinfero; columna centrali basi apiceque sterili.*

hatten wieder jenen zauberhaften Charakter angenommen, der den baumartigen Farrn so eigenthümlich ist, und jede einzelne Pflanze konnte ihre leichten, graziösen Wedel entfalten, ohne von der Nachbarin gehindert zu werden. Farrn und nur Farrn bildeten das niedere Gesträuch, so viel wundersame und liebliche Formen hatte ich noch nie auf einem Raume vereint gefunden.*) Unter ihnen entdeckte ich auch eine herrliche *Utricularia*, die zwischen dem Moos der Baumstämme gar lustig gedieh. Das ganze Pflänzchen war vielleicht 1½ Zoll hoch, die zarten ovalen Blättchen hatten eine hellgrüne, die im Verhältniss zur Pflanze ungemein grosse Blüthe eine hochrothe Färbung. Leider ist diese niedliche Species noch unbeschrieben geblieben, da mich bei meiner Rückkehr nach dem Lager ein heftiges Fieber befiel, an welchem schon seit gestern der grösste Theil unserer Begleiter darnieder lag, und der Indianerknabe, der meine mitgebrachten Schätze einlegen sollte, das niedliche Pflänzchen verworfen hatte, was ich freilich erst bemerkte, als es zu spät war, den Verlust zu ersetzen.

Die immer mehr anwachsenden, massenhaften Felsenblöcke, zwischen denen wir uns durchwinden mussten, liessen vermuthen, dass ich mich der Felsenmauer näherte. Die bisher freundliche und lichte Umgebung verschwand, ich befand mich wieder in grüner Nacht. Je höher wir stiegen, je näher wir nach der Felsenwand vorzudringen suchten, um so dichter war die Vegetation. Wir mussten an Felsenblöcken empor, in Abgründe hinab steigen, bei denen es mir jedesmal wundersam deuchte, sobald ich den Blick zurückwarf, wie das Emporklimmen uns hatte gelingen können. So hatten wir eben wieder eine wilde Felsenmasse erklimmt, als sich die dichte Vegetation öffnete, und der 1500 Fuss hohe Sandsteincoloss vor mir sich erhob. Die Gipfelhöhe erhebt sich nach einer trigonometrischen Messung 5000 Fuss

---

*) Ich führe nur einige Farrnkräuter des *Roraima* hier auf: *Aneimia humilis* (*Sw.*), *Schizaea dichotoma* (*Sw.*), *Hymenostachys elegans* (*Presl.*), *Trichomanes brachypus* (*Kze.*), *Ankersii* (*Hook.*), *cellulosum* (*Klotzsh sp. nov.*), *rigidum* (*Sw.*), *Pricurii* (*Kze.*), *Hymenophyllum clavatum* (*Sw.*), *Mertensia longipinnata* (*Hook.*), *pubescens* (*Willd*), *Cyathea hirtula* (*Mart.*), *pungens* (*Kaulf.*), *marginalis* (*Klotzsh sp. nov.*), *Lindsaya pumila* (*Klotzsch sp. nov.*), *dubia* (*Spreng.*), *rigescens* (*Willd.*), *tenuis* (*Klotzsch sp. nov.*), *filiformis* (*Hook.*), *Adiantum triangulatum* (*Kaulf.*), *glaucescens* (*Klotzsch sp. nov.*), *tomentosum* (*Klotzsch sp. nov.*), *hirtum* (*Klotzsch sp. nov.*), *Lomaria Schomburgkii* (*Klotzsch sp. nov.*) *Plumieri* (*Desv.*), *Xiphopteris serrulata* (*Kaulf.*), *Aspidium cicutarium* (*Sw.*), *coriaceum* (*Sw.*), *mexicanum* (*Presl.*), *Polypodium cultratum* (*Willd.*), *euchlorum* (*Kze.*), *apiculatum* (*Kze.*), *nervosum* (*Klotzsch sp. nov.*), *brevipes* (*Kze.*), *Richardii* (*Klotzsch sp. nov.*), *lepidopteris* (*Kze.*), *Pavonianum* (*Klotzsch sp. nov.*), *areolatum* (*Humb. Bonp.*), *Pteris litobrochioides* (*Klotzsch sp. nov.*) *deflexa* (*Link.*), *bifornis* (*Splitg.*), *Salpiglaena volubilis* (*I. Sm.*), *Asplenium Serra* (*Langd.*), *integerrimum* (*Spreng.*), *auritum* (*Sw.*), *alloeopteron* (*Kze. sp. nov.*), *Schomburgkianum* (*Klotzsch sp. nov.*), *cuneatum* (*Lam.*). Von den *Lycopodineae* sammelte ich: *Lycopodium robustum* (*Klotzsch*), *caralinianum* (*Lin.*), *Jussiaei* (*Desv.*), *linifolium* (*Lin.*), *Selaginella Breynii* (*Spr.*) und *puberula* (*Klotzsch*).

über das Tafelland. Neue Bewunderung ergriff mich, als ich an der gigantischen Wand, deren Scheitel etwas überhängt, emporblickte; — befangen von einem eigenthümlich beklemmenden fast möchte ich sagen, schmerzlichen Gefühle fing mein Herz so heftig an zu schlagen, als drohe mir hier Gefahr, gegen die meine Myrmidonenkräfte in ein Nichts versänken. Wild und grausig kam mir die Masse vor, wenn ich an ihrer schwindelnden Höhe empor sah; — um mich herum aber lagen in dämonischer Verwirrung riesige Blöcke, die sich vom Scheitel oder den Abhängen losgerissen haben mochten, zwischen denen nun zersplitterte und zerschmetterte Trümmer früherer Bäume emporstarrten. Das Grossartige, das Erhabene, was in der gigantischen Masse dieses Naturwunders lag, das Gefühl der eigenen Unbedeutsamkeit, dann der immer von neuem aufsteigende Gedanke: jetzt stürzt der überhängende Scheitel auf dich herab und begräbt dich unter seiner zermalmenden Kraft, alles dieses vereint mochte jenes mir sonst ganz fremde Gefühl hervorrufen. Eine Menge blühender Orchideen, Bromeliaceen, mit grossen, scharlachrothen Blüthen, Farrnkräuter, deren zarte Wedel anmuthig von dem Winde bewegt wurden, kleine Sträucher mit gelben und weissen Blüthen, Schlingpflanzen in vollem Blüthenschmuck wucherten aus der durchnässten Felsenwand hervor, flatterten in zierlichen Schwingungen hin und her, lachten und winkten mir neckend von der steilen Felsenwand entgegen, schaukelten sich, als seien sie sich ihrer Sicherheit vor meiner tödtenden Hand bewusst, und täuschten bei jeder Schwingung, die in mir lebendig gewordene Hoffnung, diese oder jene, von dem Winde abgerissen, mir zu Füssen fallen zu sehen. Welche botanischen Schätze mochte diese steile Wand enthalten, wie viel die Oberfläche des Felsenwall's bergen! Doch sie wurden von der Unmöglichkeit des kühnen Aufwärtsdringens sicherer bewahrt, als das Innere der Erde selbst. Der Felsen bestand aus einem festen, feinkörnigen, röthlichen Sandstein mit weissen Glimmerblättchen. An seiner Basis wucherte eine Spec. *Rubus*, dessen süsse Beeren uns zum wahren Labsal wurden, wahrscheinlich die einzige Species der Tropen, indessen in den Spalten des steilen Felsens, sowie in den Vertiefungen oder Vorsprüngen, wo sich etwas *Humus* gesammelt hatte, eine kleine niedliche *Melastomacee* mit schwefelgelben Blüthen sprosste, die sich bei näherer Untersuchung als eine neue Species *Cambessedesia* ergab, der ich wohl keinen charakteristischern Speciesnamen als: *Roraimae* geben konnte, indem ich diese eigenthümliche Pflanze nirgends anders als am *Roraima*-Felsen gefunden hatte.

Leider erlaubten mir die bis zu der Basis herantretende Waldung, wie das wilde Gehege der Farrnkräuter, nur einzelne verstohlene Blicke über die sich zu meinen Füssen ausbreitende Landschaft. Meine Beklommenheit verlor sich erst, als ich meine Schritte wieder bergab richtete; — frei aber athmete die Brust erst dann auf, als ich mich ausserhalb des Bereiches der Steilwand befand. Unser Ab-

wärtssteigen war mit unendlich mehr Schwierigkeiten verknüpft, als das Aufsteigen. Hätte ich ein Schlammbad genommen, ich hätte nicht schmutziger im Lager ankommen können, als es eben der Fall war.

Unmittelbar nach meiner Rückkunft trat mein Bruder und Herr Fryer den eben von mir zurückgelegten Weg an, während mich einer der heftigsten Fieberausbrüche in die Hängematte warf. Die Jäger hatten sich die Hoffnung, den Tapir aufzufinden, durch das gestrige Missglücken nicht rauben lassen, waren am Morgen wieder frohen Muthes ausgezogen und kehrten sieggekrönt am Abend zurück. Seit zehn Tagen war kein Bissen Fleisch über unsere Lippen gekommen, mit einem wahren Heisshunger fiel daher männiglich über die wohlschmeckende Mahlzeit her, während mir das unselige Fieber meinen sonst ganz guten Appetit vollkommen verdorben hatte.

Am folgenden Morgen, am 22. November, wollten wir den geologisch und botanisch so interessanten Punkt verlassen. Mein Bruder war wegen seiner Mappirung genöthigt, bis an den Quellpunkt des *Cotinga,* der vom östlichen Steilabsturz des *Roraima* herabfällt, vorzudringen, während mich die Sorge für meine Schätze so schleunig als möglich nach «*Our Village*» zurücktrieb, um diese vor dem Vermodern zu schützen, sie trocknen zu können, ehe dieser gefährliche Zeitpunkt wirklich eintrat; hier gehörte dies zu den Unmöglichkeiten.

Während dieses doch nur kurzen Aufenthaltes hatte ich über 100 Species Phanerogamen und 83 Species Farrnkräuter, unter denen sich ein grosser Theil als neu erwies, gesammelt, und doch waren wir in demselben Monat in diesem unerschöpflichen, botanischen El Dorado eingetroffen, in welchem es mein Bruder im Jahre 1838 betreten. Welche unzählbare Menge Pflanzen waren bereits verblüht, wie viele dem Aufblühen nah oder sahen demselben noch entgegen! Ich habe nie und nirgends wieder auch nur annäherungsweise eine ähnliche, so reizende Vegetationsfülle, wie sie mir in dieser Sandsteinkette entgegen trat, gesehen, in der man eigentlich zweifelhaft wurde, ob man die unendliche Mannigfaltigkeit, oder die zauberhafte Blüthenbildung mehr bewundern sollte. Die unbedeutendste Veränderung in den Bodenverhältnissen, die verschiedene Höhe und Ablagerung der Schichten, mochten beide auch noch so gering sein, der abweichende Feuchtigkeitsgrad, jedes einzelne dieser Verhältnisse, oder eins mit dem andern verbunden, rief eine Abwechselung in der Vegetation hervor, die man auf so kleinem Raume vergebens auf den fast horizontalen Gebieten des *Essequibo*, *Orinoko* und *Amazonen*-Stromes suchen möchte. Ich hatte nur einen Wunsch, den, ein ganzes Jahr hier bleiben zu können; ich bin fest überzeugt, jede Woche, jeder Monat hätte ein unendlich weites, unerschöpflich reiches Feld für meine botanische Thätigkeit eröffnet. Meine

zugemessenen Mittel riefen mir ein gebieterisches «Weiter!» zu; ich musste für immer von diesem botanischen *El Dorado* Abschied nehmen.

Ich füge hier noch die vielleicht für manchen Orchideen-Cultivateur wichtigen, stündlichen, meteorologischen Beobachtungen bei, da sie ihm doch manchen interessanten Wink über die gedeihliche Cultur seiner fremden Schützlinge geben könnten.

Meteorologische Beobachtungen in unserem Lager am *Roraima*.

1842.	Stunde.	Bunten's Barometer.	Angefügtes Thermometer.	Freies Thermometer.	Befeuchtetes Thermometer.	Bemerkungen.
18.Nov.	9 Vorm.	619. 55	17. 5	62. 3	61	Bewölkt.
	10	619. 65	17. 2	63	62	Bewölkt. Sonnenschein an d. Ba-
	11	620. 00	17. 5	63. 3	61. 5	Regenschauer. (sis d. Gebirges.
	12	618. 91	19. 8	67. 2	66	Wolken.
	1 Nach.	618. 24	20. 3	67. 5	64. 5	*Rorai.* u. *Kuken.* theilw. hell.
	2	617. 70	19	67	63. 5	*Roraima* theilw. hell; *Kukenam*
	3	617. 48	19	65. 7	63	(bewölkt.
	4	617. 20	17	61. 5	61. 5	
	5	617. 23	16. 4	60. 5	60. 5	
	6	617. 38	15. 7	59. 5	60	*Rorai.* theilw. bew.; *Kukenam*
	7	617. 95	15. 5	58. 7	58	Heftiger Regen. (dicht bew.
	8	618. 02	15. 3	57. 7	57. 5	Theilweis hell. Windstösse.
	9	618. 20	14. 5	56. 3	56. 3	Weisse Nebel.
	10	618. 33	14. 5	56	65. 5	Mondhof. *Ror.* und *Kuk.* hell.
	11	618. 33	14	55. 6	55. 6	Hell gegen O.
	12	618. 43	13. 8	55. 5	55. 5	
19.	1 Vorm.	618. 10	13. 5	55. 5	54. 5	Hell.
	2	618. 00	14	56. 5	55	Hell.
	3	617. 70	13. 7	55. 7	55	Hell.
	4	617. 10	13	54. 5	54	Hell.
	5	617. 48	12. 5	52. 5	53	
	6	617. 15	12. 1	53	53	
	7	617. 44	13. 1	54. 5	54	
	8	617. 46	18. 5	63. 3	61. 5	Schön u. hell. Regenm. 0,15 Zoll.
	9	618. 60	19. 7	64. 7	63. 5	Einige leichte Wolken am *Rorai.*
	12	618. 66	21	67	66	Bewölkt.
	3 Nach.	618. 12	22	71	67	
	6	617. 40	16. 3	60. 7	59. 5	Bewölkt.
20.	6Vorm.	617. 10	12. 6	53. 5	54. 4	*Roraima* u. *Kukenam* in Wolken.
	7	617. 28	15	58	59. 5	
	8	617. 65	16. 7	61	61	Bewölkt.
	9	618. 40	18. 5	64. 9	64. 5	
	10	618. 40	19. 3	65	64.	Die nördliche Seite des *Ror.* in
	11	618. 60	21	67	66. 5	Ebenso. (dichten Wolken.
	12	618. 40	20. 5	66. 5	66. 5	Ebenso.

1842.	Stunde.	Bunten's Barometer.	Angefügtes Thermometer.	Freies Thermometer.	Befeuchtetes Thermometer.	Bemerkungen.
20.Nov.	1 Nach.	618. 20	20. 7	68	69	Ebenso.
	2	618. 05	21. 3	68	69. 5	Sonnenschein.
	3	617. 90	23. 2	70	67. 5	Sonnenschein.
	4	617. 40	20	66. 7	64	Nordseite des *Roraima* unbew.
	5	617. 20	20. 5	67. 7	66	
	6	617. 00	16. 7	61	60. 6	
21.	6 Vorm.	617. 00	13. 8	55. 5	59. 5	Nebel. Regenmesser 0,60 Zoll.
	7	617. 24	15. 1	58. 5	59. 5	
	8	617. 49	16. 5	60. 8	61. 5	Nebel.
	9	617. 70	19	65. 5	65	
	10	617. 70	20. 5	67. 4	66	
	11	618. 20	20	66. 5	65. 2	Nordseite des *Roraima* bewölkt.
	12	618. 40	22	71	67	Ebenso.
	1 Nach.	618. 20	21. 2	68. 2	65	Ebenso.
	2	617. 80	20. 5	66. 7	64	Ebenso.
	3	617. 80	21	69	65. 5	Abwechselnder Sonnenschein.
	4	617. 25	20	66. 5	64	Bewölkt.
	5	617. 25	18. 5	63. 7	62. 5	Ebenso.
	6	617. 30	16. 2	60. 5	59. 5	Ebenso.

1842.	Stunde.	Freies Wasser.	Thermometer in der Sonne.
20. Nov.	9 Vorm.	69	80
	10	74. 5	75. 7
	11	72. 7	78
	12	72	81
	1 Nachm.	66	78. 7
	2	68	82. 7
	3	82	79
	4	71. 5	74
	5	68. 5	77. 5
	6	65	67

Mittel der meteorologischen Beobachtungen.

	Gesammtsumme.		Zahl d. Beobachtungen.		Mittel.
Barometer	33346. 72	÷	54	=	617. 53
Angefügtes Thermometer	816. 4	÷	47	=	17. 30
Thermometer	2907. 3	÷	47	=	61. 80
Feuchtes Thermometer	2874. 6	÷	47	=	61. 10

Mit Freuden vernahmen die Indianer am Morgen des 22. November den Befehl zum Aufbruch. Hatten sie sich doch nie in ihrem Leben so unglücklich gefühlt, wie in dieser feuchten, rauhen Temperatur! Meine reichhaltige Sammlung lebender Orchideen hatte ich schon gestern nach dem Fieberanfall vorsichtig in Körbe verpackt, und eben wollten wir aufbrechen, als sich unerwartet alle Wolken über uns zerstreuten, und der *Roraima* in der blendenden Morgensonne gebadet, sich über uns mit dem Zuruf erhob: schaut mich noch einmal in meiner imposanten Majestät, ehe ihr auf Nimmerwiedersehn von mir scheidet! Stumm, mit vollem Herzen schaute ich zu ihm empor, um das erhabene Naturwunder meiner Erinnerung für meine ganze Zukunft einzuprägen. Das Thal wurde wieder mit einem zauberhaften, weissen Winterschleier überdeckt. Mit einem tiefen, wehmüthigen «Lebewohl» nahm ich von dem Berge Abschied!

In den erwärmenden Strahlen der Morgensonne, zwischen thaubenetzten Pflanzen, Gebüsch und Bäumen stiegen wir den Gebirgsstock abwärts. Am Fusse wandte sich die andere Parthie gegen Osten, ich mit einigen Indianern, die meine Schätze trugen, wanderte nach «*Our Village*», das ich mit Sonnenuntergang, erschöpft von einem neuen Fieberanfall, erreichte, und aus dem mir schon in der Entfernung ein lustiges Treiben entgegentönte; denn neue Bewohner hatten sich während unserer Abwesenheit zu den alten gesellt; die Zahl der Hütten hatte sich um vier vermehrt. Der arme Ehemann der Kate kam mir schon hundert Schritte vor dem Dorfe entgegen, den ganzen Körper mit *Roucu* bemalt, das Zeichen der Trauer unter den *Macusis*; er ergriff mich bei der Hand und führte mich zum Grabe seines geliebten Weibes, das sich in der Nähe des Dorfes unter einigen *Curatella*-Bäumen befand. Die Hütte, in der sie gestorben war, hatten die Bewohner verlassen.

Den folgenden Morgen erhielt «*Our Village*» einen neuen Zuwachs an Bewohnern. Ein alter *Macusi*-Häuptling, dessen Niederlassung am Fusse des *Zabang* lag, brachte mit seinen Untergebenen eine grosse Quantität Tabak zum Verkauf herbei. Erst wenn die mitgebrachten Provisionen verzehrt waren, kehrten die Parthieen nach ihren Dörfern zurück, um bald durch neue ersetzt zu werden, die eben so wenig hier fanden. So war die Bevölkerung unserer Colonie einem beständigen Wechsel unterworfen.

Am Abend des 24. Novembers kehrte auch die andere Parthie von dem Falle des *Cotinga* zurück, zu dem sie nur nach Beseitigung unsäglicher Schwierigkeiten hatte gelangen können.

Der von den *Serekongs* gebrachte Proviant und das Fleisch des Tapirs war aufgezehrt, auch unser gekauftes *Manihot*-Feld längst seiner Erndte beraubt; der fühlbar gewordene Mangel an Lebensmitteln trieb uns, die Vorbereitung zu unserer

Rückkehr so schnell als möglich zu beginnen; ehe wir diese aber selbst antraten, mussten wir uns auf irgend eine Weise noch einen kleinen Brodvorrath zu verschaffen suchen, da wir während der ersten Tagereisen nach allgemeiner Aussage nichts antreffen würden. Unsere Noth jammerte selbst den alte Kaikurang, und in Begleitung mehrer seiner Untergebenen brach er nach *Canaupang* auf, um nachzusehen, ob die dortigen Felder noch einige, wenn auch nur halbreife Manihotwurzeln liefern würden. Unter fünf Tagen konnte er freilich nicht zurückkehren, und einige Yams, zu Suppe gekocht, blieben unsere einzige Nahrung, bis sich endlich das alte Sprichwort: «Hunger thut weh und ist der beste Küchenmeister», auch an uns bewährte, und wir uns die Affen trefflich schmecken liessen. Das Fleisch des grossen Heulaffen war sogar äusserst schmackhaft, das der kleinen *Callithrix* aber behielt auch gekocht den unangenehmen Geruch bei, den das Thier lebend hat.

Auch der Indianer erlaubt sich allerhand kleine Täuschungen, wenn es darauf ankommt, einen Wunsch zu erfüllen oder eine Absicht zu erreichen. Mehre unserer Tauschartikel lagen ihnen gar sehr am Herzen, und doch gab es unter der Thierwelt nichts mehr, was ich nicht schon besessen. Alle Vogelbälge, die sie mir zum Tausch gegen einen Kamm oder ein Messer anboten, musste ich ihnen wieder zurückgeben, denn ich hatte sie schon in grösserer Zahl, als es nöthig war. Da wurden mir endlich Vögel in dem schönsten Farbenwechsel gebracht, die die Jäger in einem entfernten Gebirgsthale geschossen haben wollten. Die wunderbar schönen Thiere gehörten ebenfalls der Gattung *Tanagra* oder *Pipra* an. Diesmal erhielten sie sogar mehr, als sie verlangten, denn ich glaubte schon, einige neue Species zu besitzen; — bei einer *Tanagra* war es mir bereits zur Gewissheit geworden, als mir plötzlich bei genauerer Vergleichung die Federn ein merkwürdig bekanntes Aeussere zu haben schienen, und ich nun sah, dass ich statt einer neuen Species weiter nichts, als ein mit auffallender Geschicklichkeit zusammengesetztes Monstrum besass, dessen sich selbst die Chinesen nicht zu schämen gehabt haben würden. Die *Tanagra* war mit allen hier vorkommenden *Pipra*- und *Euphone*-Arten zugestutzt und in die wunderbar schöne Species verwandelt worden. Eben so hatten sie es mit einigen Pipra- und Fringillabälgen gemacht. Wir verziehen den Handelslustigen den meisterhaft ausgeführten Betrug gern, da sie geglaubt hatten, dass die von ihren Händen zugestutzten Bälge für uns denselben Werth haben müssten, wie die übrigen. Nach der Menge von Bergkrystallen, die sie uns brachten, mussten diese an ihrem Fundorte, einem unbewaldeten Berge, in grosser Masse vorkommen.

Kaikurang kehrte an dem bestimmten Tage von *Canaupang* zurück und brachte mehr Brod mit, als wir erwartet hatten, versicherte aber, dass dies das letzte sei,

was seine Felder entbehren könnten. Unsere Abreise wurde auf den 4., die meines Bruders auf den 5. December festgesetzt; denn hier sollten wir uns für mehre Monate trennen. Wie ich schon früher andeutete, wollte mein Bruder mit einem Theile der Expedition von hier aus gegen das Quellgebiet des *Cuyuni* vordringen, diesen abwärts gehen, um sich in der Coloniestadt neue Befehle und Provisionen für die Expedition nach dem Quellgebiete des *Corentyn* zu holen, und dann zu uns nach *Pirara* zurückkehren, das wir wahrscheinlich früher erreicht haben würden als er, weshalb wir bis zu seiner Rückkehr dort warten sollten. Hendrick, Adams, zwei andere Farbige und Sororeng mit einigen Indianern folgten meinem Bruder, die übrigen *Macusis*, Stöckle, der Neger More, Fryer, Goodall und ich, wollten mit einer ziemlichen Anzahl *Arekunas*, als Träger meiner ziemlich bedeutenden botanischen Schätze, den Weg nach *Pirara* einschlagen.

VIII.

Aufbruch von Our Village. Berg Waranak. Fluss Yawaira. Niederlassung Carakitta. Berg Kinotaima. Wanderameise. Myiothera Tetema und Colma, Phytys leucops. Fluss Warung-kaiti. Thal des Haiowe. Niederlassung Ewaboes. Rückkehr nach Torong-Yauwise. Ueberfahren der Fälle und Stromschnellen. Takutu. Fluss Mona. Fluss Ororopi. Fort Saõ Joaquim. Acanthicus histrix. Rückkehr nach Pirara. Mesembryanthemum guianense. Bittere Erfahrungen in Bezug auf meine reichen Sammlungen. Ankunft einer brasilianischen Grenzcommission in Saõ Joaquim. Ausgraben der Indianerskelette. Aufsteigen des Cometen von 1843 am Horizont der südlichen Hemisphäre.

Den 4. December trennten wir uns nach einem Aufenthalt von 5 Wochen, die uns unter den vielen und ansprechenden Arbeiten eben so schnell, wie gleich viel Tage vergangen waren, von unserm freundlichen, aber vollkommen ausgehungerten «Our Village». Unsere Hütten, der Flaggenstock, alles sollte stehen bleiben, damit sie, im Fall die Indianer nicht die zerstörende Hand anlegten, späteren Reisenden verkündeten, dass hier schon Europäer gelebt. Als wir die letzte Anhöhe erreicht, von der wir noch einmal in das friedliche Thal hinabsehen konnten, wandten wir uns nochmals um, und riefen ihm und den vor den Hütten versammelten Bewohnern mit unsern wehenden Tüchern den letzten Scheidegruss zu. Nach einigen Stunden hatten wir die am Ufer des *Wararite* gelegene Hütte erreicht, deren Bewohner jetzt anwesend waren, in denen wir zu unserer Ueberraschung die Familie der schönen Cummiyaure erkannten, diese selbst aber mit dem Reiben der *Manihot*-Wurzeln beschäftigt fanden. Wir hatten keine Ahnung gehabt, dass diese Schönheit in unserer unmittelbaren Nachbarschaft lebte. Der Vater, der uns oft in «*Our Village*» besucht, hatte jedesmal auf die Frage nach seiner Tochter geantwortet: sie sei weit, weit fortgezogen. Die Menge Geschenke, die sie bei

dem ersten Zusammentreffen von uns erhielt, die Aufmerksamkeit, welche ihr von den *Paranaghieris* zu Theil wurde, mochte ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, der Befehl des Vaters daher auch um so bestimmter gewesen sein, sich nie aus der unmittelbaren Nähe der Hütte zu entfernen. Vater und Tochter bildeten jetzt die merkwürdigsten Contraste; jenem sah man es an den Augen an, wie unerwartet und unangenehm wir ihm kamen, diese dagegen verrieth es noch deutlicher, wie angenehm ihr der Besuch ihrer Bewunderer war. Ihre Augen, ihre ganze Haltung war der treueste Spiegel der naivsten und unschuldigsten Koketterie, der das Herz einer harmlosen Tochter der Natur nur irgend fähig ist. Dass wir auch hier wieder offene Hände für sie hatten, brauche ich nicht zu versichern. Bei unserem Abschiede begleitete uns der reizende Lockenkopf bis vor die Thür, gab hier jedem von uns Europäern ein Stück frisches Cassadabrod, und empfing dagegen eben so viel Küsse, als sie Stücken Brod ausgetheilt, wobei sie uns schelmisch verwundert ansah, und uns so lange noch nachwinkte, bis der dichte Wald uns umschloss. Es war die zarteste Erscheinung, die mir während der ganzen Reise entgegen getreten ist.

Am Abend erreichten wir jene einzelne Hütte am *Kukenam*, brachten in ihr die Nacht zu und setzten am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang die Reise fort, so dass wir schon 11 Uhr Vormittag in der Niederlassung *Barapang* eintrafen. Ungeachtet eines heftigen Fieberausbruchs, zog es mich doch mit Allgewalt nach dem *Ruë-imeru* hin. Stundenlang fühlte ich mich mit unsichtbaren Banden an die Stelle gefesselt; das Scheiden von der imposant majestätischen Scenerie, die doch wieder so unendlich viel Liebliches und Zartes hatte, wurde mir so schwer, dass ich bei meiner zögernden Trennung immer wieder stehen blieb, um noch einen letzten Blick auf sie zu werfen, bis mich endlich die sinkende Sonne mit Ernst an die Rückkehr nach *Barapang* mahnte.

Da nach der übereinstimmenden Aussage unserer Begleiter das Herabsteigen der steilen Felsenwand des *Humirida* mit unendlich mehr Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft sein sollte, als ihr Uebersteigen, so stimmten wir gern in ihren Vorschlag, uns mehr gegen S.W., nach dem grossen *Arekuna*-Dorfe *Carakitta* zu wenden, wo wir auch eine Menge Brod und Früchte finden sollten.

Ehe wir am Morgen aufbrachen, brachte man mir noch ein junges, zahmes Wasserschwein zum Tausch; ich kaufte es für einen Kamm, und liess es von einem der Knaben während der Reise tragen. Bei meiner gestrigen Rückkehr vom *Ruë-imeru* hatte man uns ein getödtetes gebracht, dessen Fleisch ganz schmackhaft war; den grössten Theil überliess ich aber als Lohn für das Reinigen des Skeletts den Indianern.

Nachdem wir *Barapang* verlassen, stiegen wir wieder in das Thal des *Kukenam* hinab, dem wir längere Zeit folgten, bis wir eine einzelne Hütte erreichten,

unter deren Bewohnern besonders ein junger Mann wegen seiner vollendeten Gestalt, seines tadellosen Wuchses und seines sonderbaren Schmuckes unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Unmittelbar über den Knöcheln hatte er die Beine ungefähr zwei Hände breit mit Schnüren aus Menschenhaaren umwickelt; derselbe Schmuck umschlang auch die Arme über dem Handgelenk und die Ellenbogen; die *Matapa*, ebenfalls aus Menschenhaaren, war breiter und dicker, als ich sie noch bei irgend einem Indianer gesehen. Diesen äussern Zeichen nach musste der sonst düstere, junge Mann, in dessen Blick ausserdem ein tief melancholischer Zug lag, zu den Helden des Stammes gehören. Wir schlugen ihm vor, uns zu begleiten, erhielten aber abschlägliche Antwort. — Auch unter den Naturmenschen giebt es Sonderlinge! — Ausser der weit über 20 Fuss langen, während der Häutung abgestreiften Haut einer *Boa constrictor*, die man im nahen Wald gefunden, ohne das Thier jemals selbst gesehen zu haben, und einigen verdorbenen Fellen des *Cebus*, brachte man uns auch mehre frische Cassadakuchen, die wir mit grossem Dank annahmen.

Jetzt nahm uns ein grosser, schattiger Wald mit himmelhohen Bäumen auf, und bald standen wir wieder am Ufer des *Rukenam*. Jenes Corial, das uns früher weiter oberhalb übergesetzt, brachte uns auch jetzt wieder an das jenseitige Ufer, an dem wir noch eine Zeitlang durch den düstern Wald hinschritten, bis der Weg auf einer lieblichen Ebene heraustrat, die in O. und S. von dem *Waranak* eingeschlossen wurde. Stolze Gruppen der herrlichen *Mauritia* verliehen der üppigen Ebene einen unendlichen Reiz: *Cyperaceen*, in den verschiedensten Abstufungen des Grüns, bildeten den herrlichen Teppich, *Rhynchanthera*, *Clidemia*, *Miconia*, *Polygala* und *Hibiscus* überstreuten ihn mit weissen, rothen und violetten Blüthen, der glänzende, sonnige Morgen aber, mit seiner durchsichtigen Atmosphäre, steigerte den innern Jubel über die lachenden, reizenden Umgebungen. Der Weg war fortan eine ewig wechselnde Reihe von grünen Savannen, üppigen Waldoasen, von deren riesigen Bäumen die phantastischen Schlingpflanzen gleich dem Tauwerk des Schiffes herabhingen. Der helle Angstschrei einer jungen Indianerin, die sich an der Spitze der schweigsamen Reihe befand, schreckte uns aus unsern Träumereien auf, und trieb uns schleunig zu der Hülferufenden hin. Sprachlos zeigte die Erschrockene auf das Gras, in dem eine Klapperschlange, deren tödtlicher Biss sie wie durch ein Wunder entgangen war, verschwunden war; ihr dorthin zu folgen, wagten wir eben so wenig, wie die Indianer; — das angezündete Gras tödtete sie sicherer.

Nachdem wir die lachende Ebene durchschritten und an einer unbewohnten Niederlassung vorübergekommen, überstiegen wir den westlichen Ausläufer des *Waranak*, von dessen Scheitel wir eine überraschend schöne Aussicht auf unser heu-

tiges Reiseziel, die Niederlassung *Carakitta* hatten, die im Thale des *Yawaira* vor uns auf einem Hügel lag. Auf der Scheitelhöhe selbst hatte sich wieder jene reizende Vegetation der strauchartigen *Ternströmien*, *Befarien*, *Bonnetien*, *Thibaudien*, zahlloser *Sobralien* angesiedelt, zu denen sich auch noch mehre *Anonaceen* gesellten, von denen ich nur die aromatisch riechende *Xylopia salicifolia* (*H. B. K.*) und *frutescens* (*Aubl.*) erwähne, welche im Thale ganz verschwunden war. Zwischen diesem herrlichen Gesträuch ging es, mehr rutschend, als gehend, in langer Indianerreihe den steilen Abhang hinab. Im Thal angekommen, überschritten wir den *Quaima*, der sich einige Miles weiter westlich in den *Yawaira* mündet. Nach einem fast zweistündigen Marsche durch das pittoreske Thal erreichten wir den *Yawaira* selbst, der nach Norden fliesst und ein Nebenfluss des *Caroni* ist, der sich später in den *Orinoko* ergiesst. Der *Yawaira*, den wir kreuzten, kann als der südöstlichste Zufluss des *Orinoko* angesehen werden.

Herrn Fryer plagte der Hunger eben so wie mich, die Erfahrung aber hatte uns gelehrt, dass sich derselbe selten vollkommen befriedigen liess, wenn man mit der ganzen Parthie zugleich in das Dorf einzog, weil dann zuviel verlangende Hände nach dem vorgesetzten »Essen« griffen. Unser Plan, das Dorf wo möglich früher zu erreichen, als die übrigen, war eben so schnell, als heimlich gefasst. Die Niederlassung lag vor uns, der Weg war nicht zu verfehlen; wir schritten rüstig voran. Ausser dem Neger More, der unsern Plan ahnen mochte und uns gefolgt war, hatten wir die übrigen bald aus dem Gesicht verloren, freuten uns schon der gefüllten Pfeffertöpfe und aller Delikatessen, die unserer in *Carakitta* warten könnten, als wir plötzlich ein moorartiges, von Ocher stark geschwängertes Terrain erreichten. Das freundliche Dorf lag jenseits des Sumpfes, und winkte uns verführerisch von der Anhöhe herab; der wenn auch falsche Pfad, den wir in unserem Eifer eingeschlagen, hatte bis zu dieser Sumpfstelle geführt, und musste demnach aller Wahrscheinlichkeit nach auch hindurch führen. In diesem Vertrauen setzten wir unsern Weg fort, bis wir endlich in dem ocherhaltigen Schlamm bis über die Hüften einsanken. Nach langem und mühevollem Abquälen und ermattender Anstrengung gelang es Herrn Fryer zuerst, sich mit Verlust der Schuhe aus den Polypenarmen des Schlammes und der Binsenarten zu winden und wieder festen Boden zu erreichen; bald folgte ich ihm nach, nur More quälte sich noch unter tiefem Stöhnen. Von Schweiss und Schmutz triefend, sahen wir uns lange sprachlos an, bis wir endlich in ein helles Lachen über unsere vereitelte List und unsern blinden Eifer ausbrachen. Beschämt und niedergeschlagen, stiegen wir die sandige Anhöhe, auf der das Dorf lag, hinan, in welchem wir wider Erwarten die Uebrigen noch nicht angekommen fanden. Statt des bittern Spottes Goodall's, empfingen uns die lachenden Bewohner, die uns in unserer Noth zugesehen hatten, mit ge-

füllten Trinkschalen und den noch willkommneren Pfeffertöpfen, deren Inhalt so lockend aussah, dass wir uns geschäftig, ohne vorher an die Reinigung unserer Garderobe zu denken, um den grössten derselben herumsetzten, und wacker, nach Indianersitte mit den Fingern zulangten, ohne vorher zu untersuchen, ob wir Fisch oder Vierfüssler assen. Als wir unsern Hunger gestillt, erwachte auch die Neugier zu wissen, was wir gegessen; da fanden wir freilich, dass wir denselben an einer wahren *olla potrida* befriedigt, die aus mehren Affen, einem Ameisenbär und dem Schwanz eines *Kaimans* zusammengesetzt war; geschmeckt aber hatte es uns ganz vortrefflich, und schmeckte der nachkommenden Caravane ebenso.

Die Bewohner *Carakitta's* waren fast durchgehends Bekannte, die uns in «*Our Village*» besucht hatten. Die Niederlassung zählte fünf schöne, grosse, thurmähnliche Hütten, von denen uns eine eingeräumt wurde. Diese Bauart scheint nur den *Macusis* und *Arekunas* eigenthümlich zu sein, da wir sie ausserdem bei keinem andern Stamme getroffen. Von dem Dorfe aus hatten wir die herrlichste Aussicht über die freundlichen Savannen, die noch nach allen Seiten hin von romantischen Wellenbergen eingeschlossen wurden, über die sich in S. bei O. der hohe *Pa-Epping* aufthürmte. Ueppig gedeihende Provisionsfelder mit *Manihot*, *Bananen*, *Yams*, *Batatcn* und Zuckerrohr bepflanzt, zogen sich längs den Ufern des kleinen Flusses *Corabo*, eines Nebenflusses des *Yawaira* hin, an die sich ein dichtes Gehege des Pfeilrohrs (*Gynerium saccharoides Humb. Bonp.*) anschloss. Das herrliche Laub der die südlichen Hügel bedeckenden Bäume, die üppige Grasfläche derselben, die zahlreichen, krystallhellen Flüsschen und Bäche, welche sich durch die saftige Grasfülle hindurchwanden, — alles erinnerte mich lebhaft an die Thäler des Harzes, während mir eine riesige *Siphonia elastica (Pers.)* mit ihren sich weithin verbreitenden Aesten zurief, dass ich mich viele tausend Meilen vom heivermischen Gebirge befand.

Kaum traute ich meinen Augen, als mir bald nach meiner Ankunft ein freundlicher Knabe mit verschämten Blicken, ein Bündelchen Tabaksblätter in der Hand, entgegentrat, und ich in ihm nach langem Besinnen endlich den schönen Tamanua erkannte, dem der Vater aber, um ihn vor unserer Entführung zu sichern, seinen schönsten Schmuck, das reizende Lockenhaar abgeschnitten hatte, worüber ich dem verdutzten Vater die bittersten Vorwürfe machte.

In den reichen Provisionsfeldern fanden wir alle unsere Hoffnungen, in dem bereitwilligen Eingehen des Häuptlings, uns mit Vorräthen zu versehen, alle unsere Wünsche erfüllt. Schon am andern Morgen begann daher das Schaben und Reiben der Wurzeln, das Backen des Brodes, denn der alte Häuptling hatte uns zugleich mitgetheilt, dass er uns mit einigen seiner Untergebenen nach *Pirara* und *Nappi* begleiten wolle, um sich dort *Urari*-Gift einzutauschen; es waren daher doppelte

Rationen nöthig. Auch hier fiel uns wieder ein junger Mann von 18 — 20 Jahren wegen seines tadellosen Wuchses und seiner schönen Gesichtsbildung auf, der aber in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Geberden und Stellungen etwas so Affectirtes und Stutzerhaftes zeigte, dass er uns dadurch in einem beständigen Lachen erhielt. Hat ein civilisirter Narr schon mehr als zu viel lächerliche Seiten, so schlagen diese bei einem Naturmenschen völlig in das Burleske um. Es ist wahr, hatte der eitle Geck endlich seine sorgfältige Malerei, die zehnmal ausgewischt und von neuem angelegt werden musste, bevor sie anerkannt wurde, beendet, hatte er das lange Stück blauen Zeuges *(Salempores)*, das er wahrscheinlich durch Tausch erhalten, nach vielfach vergeblichen Versuchen unter dem gehörigen Faltenwurf um die Lenden gegürtet, und die Enden über die Schulter geworfen, wie einst der stolze Römer seine Toga trug, und lehnte er sich dann auf die Schultern seines zweiten Ich's, eines andern jungen Indianers, die eine seiner Flöten unter dem Arm, die andere an dem Munde: er würde dem kritischsten Künstler zum Modell eines Apoll haben dienen können! Dessenungeachtet blieb sein affectirtes und unnatürliches Wesen für uns eine unversiegbare Quelle der Lachlust. Die beiden Freunde schienen förmlich in einander aufzugehen, — der eine war immer der Schatten des andern. Beide fühlten, wie vortheilhaft sie sich vor ihren Mitbewohnern auszeichneten, denn die Oberlippe des letzteren zierte ein dünner Schnauzbart. Die Eitelkeit schien bei den Bewohnern *Carakitta's* in gleich schlechtem Credit wie bei uns zu stehen, denn Kastor und Pollux, wie wir die beiden Dandy's nannten, wurden von allen mit offenbarer Geringschätzung behandelt.

Die zuvorkommende Freundlichkeit unserer Gastfreunde hatte schnell den ungezwungensten Verkehr zwischen uns hergestellt; unter Heiterkeit und Scherz durchlebten wir die wenigen Tage unseres Aufenthaltes mit ihnen, und als sie uns alle ihre Tänze vorgetanzt, und ihre Spiele vorgespielt, baten sie uns, dass nun auch wir ihnen die Tänze der *Paranaghieris* zeigen möchten. Walzer und Galoppade mussten ihnen eigenthümlich vorkommen, denn alle wollten sich vor Lachen ausschütten, und als wir sie nach ihrem Urtheil frugen, lautete dasselbe einfach: das seien unsinnige und ermüdende Tänze. Die Quadrille dagegen fand den allgemeinsten Beifall, und je schulgerechter die Pas gemacht wurden, um so mehr steigerte sich die Acclamation.

Am Morgen des 8. Decembers verliessen wir unter einer Salve aller vorhandenen Gewehre das freundliche *Carakitta*, begleitet von dem alten Häuptling, und seiner schönen Tochter, da ihm seine Frau wegen Kränklichkeit nicht folgen konnte, so wie einer Menge anderer Bewohner, überschritten den *Carabo*, an dessen dichtumsäumten Ufer ich eine neue, baumartige *Inga* in Blüthe fand, und erstiegen den *Kinotaima*, dessen Abhang wieder mit herrlichen *Thibaudien, Ternströmien* u. s. w.

bedeckt war. Nachdem wir dem Scheitel mehre Stunden über eine Hochebene, die nur hier und da durch unbedeutende Hügel unterbrochen, aber mit den üppigsten Waldoasen bestanden war, in denen sich zu den oben angeführten Pflanzengattungen noch verschiedene Species *Anona* und mir bisher unbekannt gebliebene *Melastomaceen* gesellten, gefolgt waren, näherten wir uns dem südöstlichen Abhang des *Kinotaima*, und vor uns in N.O. tauchte die Sandsteinkette des *Humirida* mit ihren wallförmigen Abhange auf, zu unsern Füssen aber lag das liebliche Thal des *Muyang*. Der Scheitel des *Kinotaima* erhebt sich ungefähr 2000 Fuss über das Thal des *Muyang* und 3000 Fuss über das Meer. Noch einmal wandte ich den Blick zurück, noch einmal liess ich das Auge auf der reizenden Belaubung jener Pflanzenfamilien haften, um dann dem stolzen *Erimitepu*, dem *Mareppa-Emba* in Westen, dem *Ucaraima* in Südwest mein Lebewohl zuzurufen, und dann die sich vor mir im fernen S.O. erhebende kahle Granitmasse des *Mairari* mit schwerem Herzen zu begrüssen. Auch die Stelle der steilen Bergwand des *Humirida*, die wir überstiegen, fand das Auge bald heraus; wir hatten sie bereits umgangen, denn schon lag sie mehre Miles nordöstlich von uns.

Zwischen riesigen Sandstein- und Quarzblöcken stiegen wir den Abhang in das Thal des *Muyang* hinab, und bald traf der rückwärts gewandte Blick nichts mehr als die wild übereinander gestürzten und durcheinander gewürfelten Felsenblöcke, bis uns endlich der dichte, üppige Wald, der sich am Abhang des *Kinotaima* emporzieht, aufnahm. Der Wald hatte einen andern Charakter angenommen; — die *Thibaudien*, *Ternströmien*, *Andromeda*, *Clethra*, *Sobralien* und ihre Genossen waren verschwunden, bekanntere Formen von riesiger Höhe breiteten wieder ihre schattigen Aeste über unsern Weg aus. Erschöpft erreichten wir gegen Abend, nachdem wir mehre Nebenflüsschen des *Muyang* überschritten, die einsame Niederlassung *Yawangra* am Fusse des *Humirida*, in der wir die Frau Sororeng's zurückgelassen, die aber, obschon ihre Niederkunft noch nicht eingetreten, doch mit unsern drei, am *Roraima* in ihrem Ehrgefühl beleidigten Flüchtlingen nach *Pirara* zurückgekehrt war.

Als wir am Morgen aufbrachen, und ich das am Abend an einen Baum befestigte Skelett des *Hydrochoerus* wieder einpacken wollte, war es verschwunden; — die hungrigen Hunde hatten es während der Nacht fortgeschleppt.

In der Niederlassung *Yawangra*, die wir am Morgen des 10. December erreichten, fanden wir diesmal nicht nur an Augenübeln leidende Indianer, sondern auch einen kleinen Brodvorrath und erhielten zugleich den Rath, uns mehr gegen Süden zu wenden, da wir in dieser Richtung ein stärker bevölkertes Dorf antreffen würden; ein Rath, dem wir um so lieber folgten, als uns die vielen Hungertage noch in ziemlich frischem Andenken waren. Der üppige Urwald, der uns aufnahm,

zeigte wieder riesige Bäume des *Bombax* und der *Carolinea*, die denen am *Takutu* nichts an Grösse nachgaben. Gleich einem Hagelwetter prasselten die reifen Samen, nachdem die Kapsel unter einem lauten Knall zerplatzt war, auf die mächtigen Blätter der üppigen *Phenacospermen*, die hier eine Höhe von 40 — 50 Fuss erreichten, und auf unsere Köpfe herab. *Passifloren* mit glänzendrothen, *Coffeaceen*, wie *Psycotria*, mit orangenfarbigen und *Cephaëlis* mit blauen Blüthen, schlangen sich an den schlanken Riesensäulen empor, durchrankten die Kronen der himmelanstrebenden Giganten, oder hingen in phantastischen, leichten Festons von den weit hinausgreifenden Aesten herab. Der Boden bestand aus einem fetten Lehm mit Sand vermischt, wie ich ihn fast durchgehends in den Oasen der Savanne gefunden.

Unsere in gleichem Schritte fortschreitende Reihe musste an der Spitze ein unerwartetes Hinderniss gefunden haben, — die Bewegung stockte. Voll Befürchtungen eilte ich dorthin; — die ersten des Zuges standen vor einem braunen, 12 — 16 Fuss breiten, beweglichen Bande, denn so und nicht anders sah der dichtgedrängte Heerzug der Wanderameise aus, der eben unsern Pfad kreuzte. Zu warten, bis dieser vorüber war, hätte uns zu lange aufgehalten; der Durchbruch durch dieses Heer musste in raschem Laufe, unter gewaltigen Sprüngen erzwungen werden. Bis an die Knie mit den wüthend gewordenen Insekten bedeckt, durchbrachen wir die dichte Colonne, ohne uns jedoch, trotz dem dass wir sie mit den Händen zerquetschten und den Füssen zerstampften, ganz vor den schmerzhaften Bissen der gereizten Thiere retten zu können. Waren wir Europäer mit einem blauen Auge davon gekommen, so fühlten die armen Sansculotten, die Indianer, die Folgen des gewagten Unternehmens in seiner ganzen Schwere, da die wüthenden Insekten ungehindert an den nackten Füssen ihr Rächeramt ausüben konnten. Ich habe selten etwas Burleskeres gesehen, als die Gestikulationen und Bemühungen der gepeinigten Indianer, die beissenden und zwickenden Thiere von dem nackten Körper abzustreifen.

Greift ein solches Heer, von dem niemand weiss, woher es kommt, noch wohin es zieht, auch alles an, was sich ihm auf seinem Weg entgegenstellt, so hat es doch auch seine Feinde, namentlich unter den Vögeln in der Gattung *Myiothera*, aus der es mehre Species in grosser Anzahl begleiten. *Myiothera Tetema (Vieill.)* und *Colma (Lath.)* fehlen nie; ihr grösster Feind aber ist *Pythys leucops (Vieill.)*. Letzterer erscheint und verschwindet mit diesen Heerzügen, — ich wenigstens habe ihn nie anders getroffen; dasselbe versicherten mich die Indianer, denen auch das Nest und die Eier des Vogels vollkommen unbekannt waren. Während die zuerst angeführten Vögel den Zug, auf dem Boden hinfliegend, verfolgen, und die erhaschte Beute ebenfalls auf dem Boden verzehren, fliegt der letztere neben dem Heere von Strauch zu Strauch, die Flanken auf und nieder, stösst auf den Zug herab, ergreift

eine Ameise und verzehrt sie dann auf dem Strauche. So scheu auch der Vogel sonst ist; so kann man ihn doch während des Fressens leicht schiessen, schwerer aber fällt es, den Geschossenen aus dem wandernden Heere herauszuholen, ohne von hundert rächenden Insekten gebissen zu werden. Der kleine, zarte, weisse Federbusch des Kopfes, den er nach Belieben emporrichten kann, und der gleichfarbige Schopf an der Kehle, geben dem Vogel ein ganz interessantes Aussehen.

Nachdem wir im Walde noch einige Zuflüsse des *Muyang* durchkreuzt, und eine ansehnliche Waldhöhe überschritten, erreichten wir den Waldsaum, der von kahlen Bergen begrenzt wurde, die wir in östlicher Richtung zwischen Quarz- und Granitblöcken überstiegen. Der Sandstein war ebenfalls verschwunden. Der Contrast zwischen der Landschaft, die hinter uns, und der, die vor uns lag, hatte etwas wahrhaft Peinigendes. Die Scheitel und Abhänge, ja selbst die Thäler, die wir durchschritten, waren nur mit niedern Gräsern bedeckt; die üppigen Gebüsche und Waldstrecken blieben verschwunden, nur hier und da erhoben an den Ufern der Flüsschen oder an sumpfigen Stellen einige Mauritiapalmen ihre stolzen Häupter; — um sie herum war alles düster und öde! An den Ufern des *Warungkaiti*, dessen milchiges Wasser von Gruppen der *Mauritia* beschattet wurde, schlugen wir unser Nachtlager auf, um mit Sonnenaufgang unsern Weg gegen Osten fortzusetzen.

Ueber kahle Höhen mit Quarz- und Granitblöken schritten wir am folgenden Morgen in das Thal des *Haiowe* herab, der von Nordwest einem Nebenstrom des *Zuruma*, dem *Davora*, zufloss. Das Thal wurde wieder malerischer, da nicht blos isolirtes Gebüsch überall die Höhen bedeckte, sondern auch wilde Felsenpartien, wallförmige Wände und Schluchten mit einander abwechselten. An den Abhängen, wie im Thale stiegen nach allen Richtungen hin theils riesige Nadeln eines milchweissen Quarzes zu Tage, theils überzogen sie in Fragmenten jeglicher Grösse die Lehnen und die Sohle. Nachdem wir den Fluss durchschritten, und das Thal in südöstlicher Richtung durchkreuzt, ging es wieder bergan. Auf dem Scheitel verkündete uns ein betretener Indianerpfad die Nähe des ersehnten Dorfes. Umgeben von kahlen, mit Felsensäumen und Zinnen gekrönten Bergen, unter denen sich namentlich in N.O. der uns schon bekannte *Amboina*, in S.W. der *Mairari* auszeichnete, folgten wir dem öden Scheitel und sahen den Spielen zahlreicher Eidechsen zu, die sich auf den erwärmten Granit- und Quarzblöcken sonnten, ohne dass es uns aber gelungen wäre, auch nur eine ergreifen zu können. Endlich, nachdem wir einige Stunden dem Pfade gefolgt, erhoben sich an den Ufern eines kleinen Bergwassers wieder einige kümmerliche Sträucher, aus denen plötz-

Zwei Wapisiana Indianer und ein Mädchen von 11 Jahren, jenen eine Trinkschale mit Paiwari reichend.

lich zwei Indianer hervorstürzten und mit der Schnelligkeit der Rehe dem Abhange des Berges zueilten.

Gegen 12 Uhr hatten auch wir die in einem Thale liegende Niederlassung *Ewaboes* erreicht, die grösste, welche ich auf dieser Expedition angetroffen. Die verschiedene Bauart der Hütten verrieth bereits aus der Ferne, dass die Bewohner nicht einem und demselben Stamme angehören konnten, was sich auch bald bestätigte. Es waren *Macusis* und *Wapisianas*. Jeder Stamm hatte seinen besondern Häuptling. Die *Wapisianas*, die früher den *Takutu* bewohnt, waren so häufig von den Sklavengängen der Brasilianer beunruhigt worden, dass sie sich nach den sichern Gebirgen zurückgezogen, und sich mit den Bewohnern von *Ewaboes* vereinigt hatten. Wie das Dorf das grösste und bevölkertste war, das ich auf der Reise nach dem *Roraima* getroffen, so war auch ein solches Zusammenleben zweier Stämme das erste Beispiel dieser Art. Unter den beinahe zweihundert Bewohnern traten uns eine Menge bekannter Personen entgegen, Besucher aus *Torong-Yauwise*.

Das uns reichlich vorgesetzte Cassadabrod, die Menge geräucherter Fische, die man uns brachte, wurden herzlich willkommen geheissen, noch willkommner aber war uns Europäern die starke Hühnerzucht, welche uns eins der kräftigsten Diners lieferte, wie wir es uns schon lange Zeit einmal gewünscht hatten. Mit dem grössten Interesse beobachtete ich während des Essens ein junges Reh, das erst vor einigen Tagen in der Savanne gefangen und einer jungen Indianerin zum Aufziehen übergeben worden war. Das niedliche Thier hatte sich schon vollkommen an die neue Mutter gewöhnt; diese brauchte nur niederzuknien und zu rufen, so kam augenblicklich der vierfüssige Säugling herangesprungen, nahm die Brust an und saugte unter denselben stossenden Bewegungen, die allen Wiederkäuern eigenthümlich sind. So viel Zutraulichkeit das Thier aber gegen die braunen Gestalten besass, so viel Furcht hegte es gegen uns Europäer.

Der Antrag der beiden Häuptlinge, uns nicht nur mit einem Vorrath von Cassadabrod und geräucherten Fischen zu versehen, sondern uns auch einen solchen nach *Torong-Yauwise* zu bringen, wurde mit doppeltem Danke angenommen, da wir uns dort einige Tage aufhalten wollten, und doch keine Provision zu erwarten hatten.

Nach der Aussage unserer beiden Häuptlinge war der *Cotinga* in Folge des hohen Wasserstandes nicht zu durchwaten; um daher in die Nähe unserer Boote zu kommen, mussten wir einen bedeutenden Umweg einschlagen, der für die Träger dadurch abgekürzt werden sollte, dass zwei Indianer schon heute mit dem Auftrage vorauseilten, uns mit einem unserer Boote bis an die ihnen bekannte Stelle entgegen zu kommen, an welcher wir auf den *Cotinga* stossen würden.

Die aufgehende Morgensonne fand uns bereits jenseits des Flusses *Davora*, auf

einem der beschwerlichsten und ermüdendsten Wege, die wir noch kennen gelernt hatten. Bergauf, bergab ging es über weiter nichts als Quarz- und Granitblöcke, auf denen wir ununterbrochen von einem zu dem andern springen mussten, — eine Bewegung, die uns bei den sengenden Sonnenstrahlen sehr bald bis zum Tod ermattete. Endlich, nachdem wir stundenlang in südlicher oder südöstlicher Richtung Schluchten, Gebüsch, Berghöhen und Bergabhänge, wobei oft Bergflüsschen zwischen unsern Schrittsteinen hinschäumten, durch- und übersprungen, erreichten wir die Scheitelhöhe einer Bergkette, an deren Fusse sich zu unserer unendlichen Freude in S., S.O. und S.W. die mit dem Horizont verschwimmende Savanne ausbreitete, auf der sich hier und da eine Baumgruppe, eine Oase, wie ein Schiff auf grünlicher See erhob. Den schlängelnden Lauf des *Cotinga* und seiner Nebenflüsse, sowie den des *Zuruma* bezeichneten die grünen Waldstreifen. In W. glaubte man in dem zerklüfteten Granitkamm des *Mairari* die Ruinen alter Burgen und Schlösser zu sehen. Alle Mühen der letzten öden Reisetage waren vergessen! — In der Savanne angekommen, wandten wir uns gegen Osten und folgten dem Fusse der Gebirgskette. Mit dem Ausruf: «*Piatzang!*» machten uns die Indianer auf unsern alten Bekannten aufmerksam, der sich in Osten noch in weiter bläulicher Ferne hinter dem waldigen Saume des *Cotinga* erhob.

Bei Untergang der Sonne hatten wir endlich, bis zum Tode ermattet, den *Cotinga* erreicht, ungefähr 2 Miles unterhalb des *Piatzang* und 6 Miles von der Stelle, an welcher wir unsere Boote zurückgelassen; hier wollten wir diese erwarten. Spät am Abend sollten wir noch Zeugen einer jener grausamen Scenen sein, in denen der Indianer alle ihm eigenthümlichen besseren Gefühle verleugnet. Ein Kaiman hatte sich tollkühn zwei fischenden Indianern genähert, und zwei glücklich nach ihm abgefeuerte Kugeln schienen ihn getödtet zu haben. Als aber das Thier an das Ufer gezogen wurde, erholte es sich wieder und vertheidigte sich mit aller Energie, die ihm noch zu Gebote stand. Da erneuerte sich das ganze grausame Schauspiel, das wir schon am *Zuruma* erlebt hatten, trotz all unserer Gegenvorstellungen: grosse, spitze Pfähle, deren Spitzen die Indianer in das Feuer gelegt und angebrannt hatten, wurden dem Thiere in den geöffneten Rachen gestossen, bis es unter den schrecklichsten Qualen und dem wilden Jauchzen der Peiniger sein Leben aushauchte. Auf all unsere Befehle und Ermahnungen, von der rohen Grausamkeit abzustehen, erwiederten sie uns unter Lachen weiter nichts, als: «Fallen wir in seinen Rachen, so zerreisst er uns ebenfalls.»

Der unangenehme Eindruck, den dieses grausame Schauspiel in uns zurückgelassen, wurde durch die sich nahenden Ruderschläge unseres Bootes, aus dem uns eine Menge bekannter Stimmen ihr fröhliches «*Matti, Matti!*» zuriefen, wenigstens etwas verwischt. Die zwei Indianer aus *Ewaboes* hatten den Umweg

nicht gescheut, zuvor nach *Torong-Yauwise* zu eilen, und den Bewohnern unsere Rückkehr anzuzeigen, von denen sich augenblicklich mehre den beiden Männern angeschlossen, um uns an der Ueberfahrtsstelle zu begrüssen. Die Fragen nach unseren Sachen wurden uns zu unserer vollen Zufriedenheit beantwortet. Unser alter Häuptling aus *Carakitta* hatte sich am Morgen bei dem Springen von Block zu Block den Fuss verstaucht, dies aber wenig geachtet, bis sich am Abend zeigte, dass er die Reise nach *Nappi* nicht fortsetzen konnte. Dieser Zufall wurde von allen *Macusis* und *Arekunas* als böses Omen angesehen, und trieb alle unsere Begleiter, die nicht durch Vertrag an uns gebunden waren, am folgenden Morgen nach ihrer Niederlassung zurück; ja selbst bis *Torong-Yauwise* wollten sie uns nicht folgen.

Nachdem wir von unserem braven, aber abergläubischen Häuptling am Morgen Abschied genommen, und an das östliche Ufer des *Cotinga* übergesetzt waren, vertrauten wir das Gepäck dem Corial und seinen Leitern bis zur alten Landestelle an und wandten uns gegen den *Piatzang*, dessen interessante Granitmasse wir nun ganz in der Nähe bewundern konnten, überschritten dann den *Waikueh* an der Stelle unseres alten Lagers, und erreichten wieder *Torong-Yauwise*, dessen Bewohner uns freundlich bewillkommten.

Das unbedingte Vertrauen, welches wir in die Ehrlichkeit unserer Freunde gesetzt, war nicht getäuscht worden, unberührt fanden wir unsere Sachen vor, obschon die Hütte, in welcher unser Gepäck stand, während unserer Abwesenheit von der Familie wieder bewohnt worden war, der sie gehörte. Jedes Kind der Niederlassung wusste, dass die Kistchen und Kasten Tauschartikel enthielten, Gegenstände, für welche sie uns als Lastträger gefolgt waren, für welche sie jede Mühe unternahmen, uns gern ihre Waffen, ihre Schmucksachen, an denen sie monatelang gearbeitet, hingaben. Aus Versehen war unser Fässchen mit Salz, dem höchsten Luxusartikel, den der Indianer kennt, den er nur körnerweise geniesst, offen stehen geblieben, doch auch dieses war so heilig gehalten worden, dass eine Schicht Staub auf demselben lag. Auch hier hatten sich unsere drei Flüchtlinge mehre Tage mit der Frau Sororeng's aufgehalten, und da diese die Reise zu Fuss nicht weiter fortsetzen konnte, das Boot, welches wir in *Warami* geliehen, genommen, um damit den *Cotinga* herabzufahren.

Um unsere Reise nach *Pirara* so schnell als möglich fortsetzen zu können, trafen wir schon am nächsten Morgen alle Anstalten zum Transport unseres Gepäcks nach der Landestelle am *Cotinga*, wobei uns die Bewohner von *Torong-Yauwise* allen nöthigen Beistand leisteten; unsere bisherigen Begleiter erhielten ihren wohlverdienten Lohn, und kehrten nach ihren Gebirgsthälern zurück.

Den vierten Tag nach unserer Ankunft in *Torong-Yauwise* belief sich die Zahl

der uns besuchenden Fremden bereits wieder über 400, die theils der Wunsch, uns zu sehen, theils die Speculation des Tauschhandels hierhergeführt. Unter der Menge bekannter und unbekannter Indianer befand sich auch ein Zwergzwillingspaar, Bruder und Schwester. Beide hatten gleiche Grösse, 3 Fuss 6 Zoll, beide waren gleich plump und von abschreckender Gesichtsbildung, die durch die langen, unendlich struppigen Haare noch abschreckender wurde, beides willkommene Gegenstände für Herrn Goodall's Skizzenbuch. Merkwürdigerweise zeigte aber das reizende Paar die grösste Aversion und Angst gegen die Sitzung, und es kostete manches Geschenk, bevor sich der ungestaltete Indianer dazu bewegen liess. Unsere Hoffnung, dass sich die Schwester nun eben so bereitwillig dazu finden lassen würde, trog uns, denn als Goodall auch sie durch den Pinsel verewigen wollte, war die kleine Schöne spurlos verschwunden. Sie hatte, aus Furcht vor der ihr drohenden, eingebildeten Gefahr, während der Nacht die Rückkehr nach ihrer weit entfernten Heimath allein angetreten. Die lärmenden Scenen, die Spiele und Tänze, welche für uns immer noch ihr Interesse behielten, wiederholten sich natürlich jeden Abend.

Da die Leute bei meinem ersten Aufenthalt in der Niederlassung gesehen, mit welchem Eifer ich Säugethiere, Vögel, Waffen und Schmuck gesammelt, dass ich ihnen gern Messer und dergleichen dafür gab, so hatten sie während meiner Abwesenheit alles geschossen, dessen sie habhaft werden konnten; leider aber in einer Art und Weise abgebalgt, dass ich die für mich bestimmten Schätze nicht gebrauchen konnte. Am meisten bedauerte ich dies bei den Fellen einiger Savannenhunde und dem seidenartigen Fellchen der *Myrmecophaga didactyla*. Auch lebende Thiere wurden zu Markte geführt, die ich um so lieber kaufte, als ich meine ganze zurückgelassene Menagerie ausgestorben fand. Die grossen Bergkrystalle, die sie mir zum Tausch anboten, waren stark mit Manganoxyd gefärbt; nach der Aussage der Indianer hätten die Portugiesen die klaren, durchsichtigen bereits fortgetragen.

In *Pirara* hatten wir wenig oder keine Provisionen zu erwarten, wir benutzten daher die günstige Gelegenheit, die sich uns durch diese zahlreiche Versammlung darbot, alles Ess- und Geniessbare, namentlich eine ansehnliche Quantität Mais einzutauschen.

Glücklich hatten wir den *Cotinga* aufwärts überwunden; was uns das doppelt gefahrvolle Hinabfahren desselben bringen würde, stand noch zu erwarten. Auf jeden Fall mussten die werthvollen astronomischen Instrumente vor allen Zufälligkeiten geschützt werden, weshalb diese auch bis an die Mündung des *Mawitzi*, an der die gefährlichsten Stromschnellen des *Cotinga* endeten, getragen werden sollten. Die dazu nöthige Zahl Indianer hatte sich bald gefunden, und schon am 16. Decem-

ber brach Herr Goodall mit ihnen dorthin auf. Die Lücke, welche durch die Theilung der Gesellschaft in der Reihe unserer Ruderer entstanden war, wurde schnell durch Bewohner von *Torong-Yauwise* ausgefüllt, und begleitet von den Besuchern und den Bewohnern der Niederlassung, eilten wir am Morgen des 17. nach dem Ufer des *Cotinga*. Die reissende Strömung des Flusses brachte uns bereits gegen Mittag in die Nähe der ersten Stromschnellen, deren Brausen und Toben wir schon in ziemlicher Entfernung vernahmen. Manche Stromschnelle war ich schon aufwärts gestiegen, keine aber hatte ich stromabwärts überfahren. Am Fusse fast jeden Falles, jeder Stromschnelle befinden sich eine Menge Klippen, von denen die wild herab brausende Wogenmasse zurückschellt und wilde Wirbel bildet. So wie die geneigte Fläche des Flussbettes sichtbar wird, stellt sich einer der Indianer vorn in den Bug des Corials, um an der gekräuselten Oberfläche des Wassers zu sehen, ob sich irgend eine von diesem verborgene Klippe in der Linie des gefährlichen Sprunges vorfindet, und den Steuermann zur rechten Zeit durch ein Zeichen davon zu benachrichtigen. Todtenstille herrscht im Boote, nur die Blicke sprechen; — fest halten die Ruderer die Ruder, um sie plötzlich in der Nähe des Scheitels mit aller Kraft einzusetzen, und so die schon durch das Herabschiessen gesteigerte Schnelligkeit noch zu erhöhen, damit das Boot die Wirbel durchschneide und nicht von der Gewalt derselben ergriffen und in die Tiefe hinabgedreht werde. Ist dem *Bowman* einer der versteckten Felsen entgangen, und fährt das Corial hinabschiessend gegen diesen an, so ist meistentheils dessen Untergang die unausbleibliche Folge. Ruhig, selbst ohne den Bord des Kahnes anfassen zu dürfen, müssen die übrigen Passagiere im Boote sitzen bleiben, damit nicht etwa durch einen unvorsichtigen Ruck das Gleichgewicht gestört wird. Mit rasender Schnelligkeit eilten wir der geneigten Fläche entgegen, das wilde Brausen kam näher, — das von der gewaltigen Spannung aufgeregte Blut, wollte das Herz sprengen, — eine gedankenschnelle Bewegung, dann ein Auf- und Niederschwanken des gebrechlichen Fahrzeuges, ein lauter Freudenschrei der Ruderer, — und der gefährliche Sprung war glücklich gethan! — Auf diese Weise mussten die Fälle des *Essequibo* überfahren werden; — schon der Gedanke machte das Herz schlagen! Weniger glücklich waren wir beim Hinabschiessen der zweiten Cataractenreihe. Dem *Bowman* war eine der heimtückischen Klippen entgangen; das Boot streifte an diese an und, ein gewaltiger Stoss, der den Späher in den wilden Strom schleuderte, aus dem er sich nur durch seine vollendete Fertigkeit im Schwimmen rettete, liess uns im ersten Augenblick für Mannschaft und Fahrzeug fürchten; glücklicherweise hatte das Corial den Felsen nur leicht gestreift, die Geistesgegenwart des Steuermanns rettete es. Demselben Schicksal verfiel am nächsten Morgen mein Boot, wodurch ich, bis auf einen Papagei, meine ganze Menagerie verlor,

denn bevor wir die durch den mächtigen Stoss in den Fluss geworfenen Käfige auffischen konnten, waren ihre Bewohner ertrunken. Unbegreiflich war und blieb es uns, dass das Boot nicht in tausend Splitter zerschellte oder umschlug, da es wohl eine Minute hin und herschwankte.

Am Abend des 18. hatten wir bereits unsere Folterkammer an der Vereinigung des *Cotinga* und *Zuruma* erreicht, wo sich auch das Kaimanskelett auf das trefflichste präparirt vorfand. Leider fehlte aber ein Stück des Rückgrates, das wahrscheinlich ein Jaguar fortgeschleppt hatte.

Im Pfeilfluge fuhren wir am folgenden Morgen den Fluss hinab, begrüssten die colossalen Granitmassen des *Maikang-Yepatori* und *Arawanna,* wie wir von der wehenden Flagge auf der ersten, die uns lustig im Abendwind entgegen flatterte, begrüsst wurden, passirten ohne weitere Unglücksfälle die übrigen Cataractenreihen und riefen an der Mündung des *Mawitzi* Herrn Goodall unser «Halloh» zu, der diese bereits am vorigen Abend erreicht hatte. Viele Freude machte uns ein Fuchs *(Wareré* der *Macusis)*, den ein Indianer von Goodall's Parthie angeschossen und gefangen hatte. Man hatte ihn an einen Strick gelegt. Näherte sich ihm jemand, so wurde er förmlich wüthend. Mehre Bienennester, die sich auf den *Curatella*-Bäumen der Savanne befanden, lieferten uns einen trefflichen Leckerbissen für den Abend.

Am Morgen des 20. Decembers zahlten wir den Indianern, die Herrn Goodall hierhergefolgt, ihren Lohn aus, und setzten, nachdem die astronomischen Instrumente in den Corials ihren Platz gefunden, unsere Reise fort, hätten aber in Folge der Unachtsamkeit des Steuermanns an der Stromschnelle *Aratiari*, der letzten, die wir zu passiren hatten, beinah einen jähen Tod gefunden.

Gegen zwei Uhr erreichten wir die Niederlassung *Warami*, trafen aber unsern jungen *Tapir* nicht mehr an, der nach Aussage der Bewohner gestorben sein sollte, was uns jedoch weniger wahrscheinlich deuchte, als dass sie der Versuchung nach dem schmackhaften Fleisch nicht hatten widerstehen können. Unsere Flüchtlinge hatten auch hier übernachtet, und das Corial mit dem Versprechen, es sobald als möglich zurückzuschicken, woran der Eigenthümer nicht im entferntesten zweifelte, noch weiter mitgenommen.

Am Abend lag der *Takutu* wieder vor uns. Auf der in Folge des niedern Wasserstandes des *Takutu* bedeutend vergrösserten Sandbank schlugen wir abermals unser Lager auf. Die Reise, welche uns stromaufwärts 12 Tage weggenommen, hatten wir stromabwärts in etwas mehr als dreien zurückgelegt. Während Herr Goodall am andern Morgen mit den übrigen Booten den Weg nach *Pirara* antrat, fuhr ich mit Fryer den *Takutu* abwärts, um Capitain Leal in Fort *Saõ*

Fort Saô Joaquim am Rio Branco.

Joaquim unsern versprochenen Besuch abzustatten, und uns zugleich die schon bezahlte *Farinha* abzuholen.

In Folge der um viele Fuss gefallenen Wassermasse traten in dem *Takutu* eine Menge Sandbänke zu Tage. Die Ufer zeigten denselben schmalen Vegetationssaum, wie oberhalb der Mündung des *Zuruma* und *Cotinga*, wobei die Savanne oft bis zum Ufer herantrat. Westlich von uns bildeten die Berge *Maruki* und *Durura* die einzige Unterbrechung in der weiten, monotonen Ebene. Anfänglich verfolgte der *Takutu* seinen Lauf ununterbrochen gegen S.W., bis er sich nach einigen Stunden plötzlich nach S.O. wendete. Einige Miles von dieser merkwürdigen Krümmung verband sich der *Mona* von O. her mit ihm. Sechs Miles oberhalb der ersten Krümmung schlägt der Strom plötzlich wieder seine alte Richtung gegen S.W. ein und drei Miles weiter verbinden sich die blauen Wellen des ansehnlichen *Ororopi*, ebenfalls von O. her, mit ihm. Unmittelbar an die Mündung schliesst sich die Nordostspitze einer grossen Insel an, der einige Miles abwärts eine zweite folgt.

Mit diesen Inseln waren wir in der unmittelbaren Nähe des Forts angekommen, das nur noch durch eine kleine Krümmung verdeckt wurde. Wollten wir daher nicht in unordentlicher Kleidung vor unserem Freunde und den uns bekannt gewordenen Honoratioren erscheinen, so war es jetzt Zeit, *Toilette* zu machen. Zwei Böllerschüsse sollten unsere Annäherung anmelden. So wie wir die Biegung umfahren, lag das kleine Fort *Saõ Joaquim* auf dem hohen, östlichen Ufer des *Takutu*, unmittelbar an seiner Mündung in den *Rio Branco*, *Parima* oder *Uraricuera*, vor uns. Ein militairischer Posten rief uns mit gebieterischer Stimme vom Walle herab sein: «Halt» zu, dem wir pflichtschuldigst gehorchten, bis uns nach einiger Zeit eine andere Stimme die Erlaubniss zum Landen ertheilte. Als wir das Ufer erstiegen, sahen wir einen Offizier aus dem Ausgangsthore treten und uns entgegenkommen. Vergebens hofften wir in der uns entgegenkommenden Figur unsern Freund Leal zu begrüssen, — eine fremde Persönlichkeit kündigte sich uns als Major Coelho von der Artillerie, jetzigen *Commandando do Forte de Saõ Joaquim* an, hiess uns aber freundlich willkommmen. Auf die besorgte Frage nach Capitain Leal wurde uns die Antwort, dass dieser in *Pará* angeklagt worden, in allzufreundlichem Verkehr mit dem Feinde der Nation gestanden zu haben, seiner Stelle als Commandant entsetzt sei, nur noch die Administration der Meiereien unter sich habe und sich gegenwärtig auf einer von diesen befände. Auch Frater José war nicht anwesend. Diese Hiobspost that uns schon um des armen Leal willen leid, noch härter traf uns aber die zweite: dass Leal, wahrscheinlich in der Verwirrung über die ihn getroffene Ungnade, vergessen habe, die bezahlte *Farinha* im Fort für uns zurückzulassen.

Das kleine Fort liegt unter 3° 1′ 46″ Norderbreite und wurde auf Veranlassung des Einfalls einer Abtheilung Spanier, die im Jahre 1775 von *Neu-Guiana* den *Caroni*, *Uraricapara* herauf bis zum *Rio Branco* drangen, und sich in der Nähe des *Yurumé* verschanzten, errichtet. Seine Wälle sind aus rothem, feinkörnigem Sandstein, wahrscheinlich *Old-red*, der in der Nähe gefunden wird, aufgebaut. Die vierzehn Schiessscharten sind mit acht Neunpfündern besetzt. Die Lafetten waren fast durchgängig verfault, die Röhre lagen meist auf der blossen Erde und friedliches Gras sprosste an ihren Wandungen empor. Die östliche Seite des Forts bildete eine bombenfeste Casematte, die der Commandant bewohnt; unter ihr ist der Schlafraum der Soldaten. Sechzig Mann der Provinzialmiliz, in weissen, baumwollenen Pantalons und Jacken mit schwarzen Aufschlägen, einige Sergeanten der activen Truppen und Major Coelho bildeten die Besatzung. Die alten, ausrangirten, englischen Musketen, aus den Regierungsjahren eines der George, hatten wohl die kräftigen Engländer, Schottländer und Irländer mit Leichtigkeit handhaben können, nicht aber diese schwächlichen Jünger des Mars, die sich schweisstriefend abquälten, mit diesen Donnerbüchsen die Honneurs zu machen.

Die Menge Fahrzeuge*) in der Nähe des Forts, aus denen eben ganze Berge von Baumaterial ausgeladen wurden, zeigten, dass man ernstlich darauf bedacht zu sein schien, die Festung in einen ehrfurchtgebietenderen Vertheidigungszustand zu setzen, als der war, in welchem sie sich jetzt befand, denn den Engländern war selbst von dieser Seite her, die man bisher für die sicherste gehalten, nicht mehr zu trauen! Ungeachtet der Erfahrungen, die Major Coelho in dem Schicksal Capitain Leal's gemacht, war der kleine Mann doch voller Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen uns, theilte uns mit, dass er täglich noch mehr Ingenieuroffiziere erwarte, die den Bau leiten sollten, und zeigte uns das Modell zu einer von ihm erfundenen neuen Lafette, das aber Herrn Fryer und mir eben so unzweckmässig erschien, wie die halbverfaulten, auf denen noch einige Röhre lagen.

Das Ausladen des Baumaterials und der Transport desselben nach den Wällen der Festung wurde von Indianern besorgt, deren Sprache weder die *Macusis*, noch die *Arekunas* verstanden. Sie gehörten verschiedenen Stämmen des *Rio Negro* an. Es lag etwas tief Ergreifendes, unendlich Rührendes in dem stummen Gebehrdenspiel der armen Unglücklichen, mit dem sie unsere freien Begleiter bewillkommneten und betrachteten, während diese jetzt einen mitleidigen Blick auf die

*) *Igarité* der Brasilianer ist ein eigenthümlich grosses Boot, das eigens für die Beschiffung des *Rio Negro* und *Rio Branco* gebaut wird. Es hat einen kurzen Mast mit einem Segel und keinen Kiel; Vorder- und Hintertheil sind abgestumpft.

Opfer der Sclaverei, und dann einen voll Zorn und Wuth auf die Peiniger derselben fallen liessen.

In gerader Linie mit dem Fort, dem Ufer entlang, standen die eigentliche Wohnung des Commandanten, die des Paters, die Kirche und die kleinen Hütten der *Vaqueiros*. Auf einem riesigen *Bombax globosum* hatte sich eine zahllose Schaar Aasgeier niedergelassen, und schien der gewohnten Mahlzeit zu harren.

Die Meiereien *Saõ José*, *Saõ Bento* und *Saõ Marco*, die frühern Besitzungen der schon erwähnten *Antonio Amorini* und *Evora*, jetzt Eigenthum der Regierung, liegen in den Umgebungen der Mündung des *Takutu*. Der Administrator, Capitain Leal, erhält ein Viertel des Ertrages. Die Zahl des jeden Abend in die Hürden getriebenen Rindviehes betrug 4000 Stück, die des wilden, aber mit dem Zeichen der Regierung versehenen, 6000 Stück; ausserdem sollten sich noch 600 Pferde hier befinden. Vierzig *Vaqueiros*, die gleichen Lohn und gleiche Ration mit den Soldaten erhalten, führen die Aufsicht über diese Heerden. Um acht Uhr Abends hatte sich die ganze Besatzung, wie auch die *Vaqueiros* in ihrem Schlafraum versammelt, um ihr Abendgebet und ihren Abendgesang in lateinischer Sprache zu verrichten. Wir schliefen mit dem Major in einem Zimmer, in dem ein roh zusammengenagelter Tisch, einige ähnliche Stühle und eine Bettstelle das ganze Meublement ausmachten.

Der ungewohnte Ton der Reveille weckte mich am Morgen um sechs Uhr aus meinem festen Schlafe. Es wurden eben die täglichen Rationen an die Besatzung ausgetheilt, die in 1 Pfund Rindfleisch und einer Quantität *Farinha* bestanden, weshalb täglich ein Stück Rindvieh geschlachtet wird. Sold hatten die armen Soldaten seit drei Jahren nicht erhalten; — sie quälten uns daher fast zu Tode, ihnen Tabak abzukaufen, den sie in grosser Masse zu besitzen schienen. Diese Vorräthe bestanden in 5 — 6 Fuss langen, verschieden starken, dabei steinharten Würsten, die sie auf eine eigenthümliche Weise zubereiten. Nachdem sie die Blätter abgebrochen, werden diese erst einige Zeit in den Schatten gehängt, dann in zwei bis drei Zoll starke Cylinder gedreht, die man fest mit Bast umwikkelt. Nach einigen Tagen nimmt man die Bandage weg, und bindet sie von neuem noch fester darum; damit fährt man nun so lange fort, bis das Ganze zu einer festen, compacten Masse zusammengeschnürt ist, worauf man sie mit dem Bast einer *Maranta* umwickelt. Der nach Europa ausgeführte Tabak wird fast durchgängig zu Schnupftabak verarbeitet, hier aber rauchen ihn, ungeachtet seiner Stärke, sowohl die *Senhores*, wie die *Senhoras* in Papierzigarren. Es ist das sicherste Zeichen der Hochachtung, oder eines noch zarteren Gefühles, wenn eine *Senhora* eine solche Zigarre bereitet, diese anzündet, einige Züge raucht, und sie dann einem *Senhor* überreicht.

Als wir von einem Morgenbesuch der uns von der Mündung des *Zuruma* her bekannten Honoratioren, die in der Nähe des Forts wohnten, zurückkamen, hatte der Koch des Commandanten eben den letzten *Acanthicus hystrix* zum Frühstück zerlegt. Der Fisch gehört seiner äussern Gestalt nach zu den interessantesten der *Silurini*, und ich bedauerte es daher um so mehr, dass ich nicht einen Augenblick früher gekommen, um mir ein Exemplar für meine Sammlung bewahren zu können. Der *Rio Branco* soll sie in ziemlicher Anzahl und bis zu der Grösse von vier Fuss beherbergen! Sie halten sich am liebsten in den Höhlungen des Ufers oder unter den Wurzeln der Bäume auf. Die Indianer des *Rio Branco* nennen sie *Uacari*. Kein Thier möchte seinen Speciesnamen mit grösserem Rechte verdienen, als dieser *Acanthicus*, da der ganze Körper, mit Einschluss der Flossenstrahlen, mit Stacheln oder Höckern mehr oder weniger dicht besetzt ist. So abschreckend und unappetitlich auch das Aeussere des Fisches ist, so besitzt er doch ein sehr wohlschmeckendes Fleisch.

Alle angestellten Vesuche, heute noch ein Exemplar zu fangen, blieben erfolglos, und ich musste schon dem Versprechen des Majors Coelho, mir einige der Fische nach *Pirara* schicken zu wollen, vertrauen, das aber leider eben so unerfüllt blieb, wie die Ueberlieferung der vom Capitain Leal gekauften *Farinha*. Major Coelho hatte Mitleiden mit uns und überliess uns zwei Arroba Farinha, die uns wenigstens die erste Zeit gegen den hohläugigen Gast, den Hunger, schützten.

Als wir gegen Mittag Abschied von dem freundlichen Commandanten und dem Fort nahmen, wurde uns zu Ehren die grosse, brasilianische Flagge aufgezogen. Unsere Rückkehr ging nur langsam von Statten, da wir in Folge der starken Strömung des *Takutu* kaum 1 Mile in der Stunde zurücklegen konnten.

Am Morgen des 24. December erreichten wir die *Fazenda* des Frater José. Während des kargen Frühstücks, das wir in derselben einnahmen, wurde unsere Aufmerksamkeit auf ein Boot gelenkt, das nicht allein mit einem vollen blauen Segel den *Takutu* herabkam, sondern dessen Bemannung auch grosse weisse Strohhüte trug. Je grösser die Spannung auf die Lösung des Räthsels war, um so unerwarteter kam uns diese selbst, als sich das Boot genähert, und wir in diesem unser früheres Fahrzeug aus *Warami*, in der Mannschaft aber bekannte Indianer aus *Nappi* erkannten. Unsere Flüchtlinge waren glücklich dort angekommen, und da einige Bewohner des Dorfes eine Handelsreise nach dem *Parima* antreten wollten, um sich dort Hunde, gesponnene Baumwolle u. s. w. einzutauschen, so hatten sie es gern übernommen, das Boot nach *Warami* zurückzubringen. Ein grosses Stück Salempores diente ihnen als Segel. Die Nachrichten, die wir durch sie erhielten, waren traurige Weihnachtsgeschenke! Sie brachten uns die erste Kunde von dem Tode unseres treuen und biedern Freundes Youd und zugleich die

Versicherung, dass das sonst so belebte *Pirara* von niemand ausser Tiedge und einer alten Frau bewohnt würde. Herr Goodall und seine Parthie hatten sie an der Vereinigung des *Mahu* mit dem *Takutu* getroffen, wo sie eben beschäftigt gewesen, einen Tapir zu zerlegen.

Niedergeschlagen von der schmerzlichen Kunde des Todes eines der wackersten und edelsten Menschen, die wir im Leben kennen gelernt, setzten wir unsere Reise fort. Die beiden Ufer waren mit einer grossen Menge der schönen *Martia excelsa* in voller Blüthe bestanden. Die *Macusis* nannten den herrlichen Baum *Ajawi-ye*.

Die Einförmigkeit der Morgen und Abende der Weihnachtstage wurden durch unsere, wiewohl vergeblichen Bemühungen, einen der Tapire zu erlegen, die wir zu diesen Stunden oft zu zwei und drei auf den Sandbänken antrafen, wenigstens in etwas unterbrochen. Schon streckten eine Menge Schildkröten ihre Köpfe in der Nähe von Sandbänken über den Wasserspiegel empor, um sich auf diesen einen Platz für ihre Eier auszusuchen.

Am zweiten Feiertage erreichten wir die Mündung des *Mahu*. In den Nestern der *Jabirus* fanden sich bereits überall flügge Junge, gewöhnlich zwei, selten drei Stück. Die Jagdversuche, für unsern Festtisch einen Entenbraten herbeizuschaffen, waren uns trotz aller Mühe nicht gelungen; die jungen *Jabirus* blieben unsere einzige Zuflucht. Einen der Riesenbäume aber zu ersteigen, das gehörte zu den Unmöglichkeiten, und wollten wir das Verlangen unseres Herzens erfüllen, so mussten wir zum Umhauen eines solchen nestgekrönten Baumes schreiten. Nach Verlauf einer Stunde war das ermüdende Werk beendet, der Riese stürzte um und tödtete beim Falle eins der drei Jungen, das augenblicklich ausgeweidet und gekocht wurde. Den beiden unbeschädigten wurde das Leben geschenkt, weil wir sie mit nach *Pirara* nehmen wollten; sie zeigten sich so störrig und bissig, dass wir uns anfänglich ihnen kaum nähern durften. Ihr Zorn legte sich jedoch ziemlich schnell und sie wurden sehr bald zahm. Freilich hatten wir ein Paar fast unersättliche Gäste an ihnen, die aber glücklicherweise alles verzehrten, was wir ihnen vorwarfen, selbst das Fleisch ihrer eigenen Brüder. Das Geräusch, welches sie mit ihrem Schnabel hervorbringen, hat viel Aehnlichkeit mit dem Klappern unserer Störche.

Den 28. lag die Mündung des *Pirara* mit den uns vorausgeeilten Booten wieder vor uns, da sie wegen des niedern Wasserstandes nicht weiter, als bis zu unserer alten Landungsstelle hatten aufwärts dringen können. Herr Goodall war schon vor zwei Tagen nach *Pirara* gegangen, und Stöckle erwartete mit Sehnsucht die Ankunft der Träger, damit auch er endlich seinem Landsmann Tiedge die Hand reichen konnte. Nachdem wir auch unser Boot unter seine Aufsicht gestellt, brach

ich mit Herrn Fryer nach dem Dorfe auf. Welche Veränderung aber war seit unserer Abwesenheit in der grossen, weiten Savanne wieder vorgegangen! Die mächtige Wasserfläche, die mit einem grünen Teppich überzogenen Höhen, alles, alles war verschwunden! Wohin das Auge sich wenden mochte, überall begegnete ihm nichts, als eine von den heissen Sonnenstrahlen vergelbte und vertrocknete Vegetation; nur in den Vertiefungen bemerkte man noch hier und da kleine, grünere Sumpfflächen. Auf dem Wege begegnete uns Tiedge mit einigen Indianern, der mit vollem Herzen seinem Landsmann zueilte, um ihm Gesellschaft zu leisten, und sein Herz gegen ihn auszuschütten; der brave Mensch freute sich wie ein Kind, als er uns wieder die Hand schütteln konnte, was er schon bezweifelt hatte. Die flüchtige Schilderung seiner einsam verlebten Tage hatte etwas so abschreckendes, dass wir ihn baten, er möchte sie bis auf seine Rückkehr nach dem Dorfe versparen, und Stöckle so schnell als möglich seiner Einsamkeit entreissen, dem er eine unendliche Freude mit seinem Besuche machen würde.

Noch vor Sonnenuntergang hatten wir *Pirara* erreicht, das wir in seiner Oede und Verwilderung kaum wieder erkannten. Ein Theil der von den Brasilianern erbauten Kirche war bereits zusammengestürzt. Einem gleichen Schicksal waren auch eine Menge Hütten verfallen. Stand unsere Hütte auch noch, so hatte das Ungeziefer darin doch in einer solchen Art überhand genommen, dass wir ihr Beziehen für heute aufgeben und uns bei Herrn Goodall einquartiren mussten, der Herrn Youd's Haus bezogen und bereits eine gründliche Reinigung und Austreibung jeglicher Art vorgenommen hatte. War mir schon bei unserer ersten Ankunft in *Pirara*, und bei der Besteigung des Felsens *Maikang-Yepatori* am *Cotinga*, eine blüthenlose, niederliegende, succulente Pflanze, die in ihrem Habitus ungemein viel Aehnlichkeit mit der Gattung *Mesembryanthemum* hatte, und welche die von aller Vegetation entblössten, sandigen Stellen im Dorfe wie mit einem Filze überzog, aufgefallen, so wagte ich es doch nicht sie für eine Species dieser Gattung zu halten, da das Vorkommen derselben in Südamerika bis jetzt noch unbekannt war. Um so grösser war jetzt beim Eintritt in das Dorf die Ueberraschung, als meine Augen auf tausend der schönen dunkelrothen Blüthen, die diese Pflanze bedeckten, fielen, und ich in ihr wirklich den ersten in Südamerika vorkommenden Repräsentanten dieser grossen Gattung entdeckte. Sie zeigte sich bei näherer Untersuchung als eine neue Species und erhielt den bezeichnenden Namen *Mesembryanthemum guianense (Klotzsch.)**)

---

*) *Mesembryanthemum guianense (Klotzsch). Repens, radicatum. Ramulis brevissimis; foliis oppositis teretibus, oblongis, acutatis; floribus saturate roseis; calycis limbi lobis inaequalibus; petalis anguste oblongis, obtusis; staminibus inclusis; stigmate quinque radiato; capsula infera turbinata quinqueloculari, decem-radiata.*

Unsere erste und einzige Sorge war, das Gepäck so schnell als möglich unter Dach und Fach zu bringen, wozu wir alle Indianer der Umgegend auffordern liessen. Nach Verlauf von 12 Tagen war der schwierige Transport über die schattenlose Savanne von einer 17 Miles entfernten Stelle beendet, und mit Dank zahlten wir unsern Begleitern aus *Torong-Yauwise*, die uns bereitwillig ihre Kräfte bei der mühsamen Arbeit angeboten hatten, ihren sauer verdienten Lohn aus, der, da wir nur noch einige Tauschartikel besassen, unbedeutend genug war.

Während der anstrengenden Tage machten uns die naiven und lebhaften Schilderungen Tiedge's über sein vereinsamtes Leben und die Beschreibung einzelner Scenen aus demselben unendlich viel Vergnügen, und riefen oft das herzlichste Lachen in unserm Kreise hervor. Namentlich waren es einige Abenteuer, die er mehr als einmal erzählen musste. Dahin gehörte das erste Zusammentreffen mit mehren Brasilianern, die sich bald nach unserer Abreise in *Pirara* hatten sehen lassen, und von denen er nicht anders glaubte, als dass sie abgeschickt wären, um ihn in die Sclaverei zu führen; dann der Besuch einiger Jaguare bei dem Cadaver eines der Pferde des Herrn Youd, das unmittelbar bei dem Dorfe gestorben war, und bei dem sich auch ausserdem noch eine Menge anderer, fleischfressender Thiere eingestellt; vor allem aber die Erzählung des Abenteuers mit einer Klapperschlange, bei welchem sich derselbe allerdings in einer üblen Lage befunden haben musste. Als er eines Morgens eben aus seiner Hängematte steigen will, erblickt er unter dieser eine grosse Klapperschlange, die sich bereits in einer Spirale zusammengerollt, und bei jeder Bewegung von Seite Tiedge's ihren Kopf unter fortwährendem Züngeln emporstreckte. Jeden Augenblick fürchtete der geängstigte Gefangene, dass das gefährliche Thier den tödtlichen Sprung nach ihm ausführen wird. Will er den Rettungssprung von dieser Seite wagen, so ist der Kopf der lauernden Schlange da, will er ihn auf der andern versuchen, so starren ihm die kleinen, stechenden Augen dort entgegen. Jede stärkere Bewegung der Hängematte reizt die Schlange nur, der Hals und Kopf hebt sich um so höher. In dieser furchtbaren Lage, ohne Waffen, jeden Augenblick dem Sprung entgegensehend, muss der arme, in Angstschweiss gebadete Tiedge zwei Stunden zubringen, wo es erst dem scheusslichen Wächter gefällt, weiter zu kriechen. Seit diesem Vorfalle hatte er seine Hängematte doppelt hoch geschlungen. Noch drolliger war die Beschreibung des Kampfes, den er mit dem innern Versucher gekämpft, der ihn fort und fort gestachelt, den kleinen Vorrath spirituöser Getränke, der zurückgelassen worden war, anzubrechen, da sein Leben doch gar zu langweilig gewesen sei. Mehrmals habe er schon eine der Flaschen ergriffen, aber noch zur rechten Zeit habe ihn die Ueberzeugung zurückgetrieben, dass, wenn man dem Satan die Fingerspitze reiche, dieser bald den ganzen Kerl erfasse. Um daher den fernern Verlockungen für im-

mer zu entgehen, habe er die Flaschen in den dunkelsten Winkel der Hütte gestellt.

Am Tage unserer Rückkehr kam ich in der Nähe unserer Hütte in den Besitz einer eigenthümlichen Schlange, die nach dem vorspringenden Oberkiefer der Gattung *Heterodon* anzugehören schien, und sich wirklich bei näherer Untersuchung als eine neue Species der erwähnten interessanten Gattung erwiess, die den Namen *Heterodon guianense (Trosch.)* erhielt.

Bald nach unserer Ankunft kehrten auch mehre der frühern Bewohner wieder nach dem Dorfe zurück, wie überhaupt selten ein Tag verging, an welchem nicht aus näheren oder entfernteren Niederlassungen Besuch eingetroffen, der die noch leer stehenden Hütten einnahm, mehre Tage mit uns lebte, und dann wieder verschwand, um anderen Platz zu machen. Zu solchen zeitweiligen Bewohnern gehörten auch einige Indianer und der Häuptling der Niederlassung *Mari* am *Rupununi*, der mit der traurigen Kunde zu uns kam, dass in seinem Dorfe die für die Indianer so schreckliche Geissel, die Pocken ausgebrochen, der bereits ein grosser Theil seiner Untergebenen als Opfer gefallen wären. Die Hoffnung, ein Rettungsmittel von uns zu erhalten, hatte den geängstigten Häuptling hergeführt. Nach seiner Aussage war die Seuche durch einige Indianer, die die Militairboote als Ruderer nach *Georgetown* begleitet, nach der Niederlassung geschleppt worden. Obschon die Krankheit bei unserer Abreise von der Küste unter den *Warraus* und *Arawaaks* wüthete, so hätten wir doch nie geglaubt, dass sie so weit in das Innere vertragen werden könnte. Leider steht dadurch zu befürchten, dass sich die furchtbare Krankheit nur noch weiter in das Innere verbreiten, und die an und für sich schon so spärliche Bevölkerung noch mehr lichten wird, da in Folge der unsinnigen Behandlung, von zehn Kranken kaum zwei mit dem Leben davon kommen. Wie bei den Masern begiessen sie auch den Pockenkranken während der höchsten Fieberhitze mit Wasser, ein Verfahren, von dem wir sie trotz aller unserer Gegenvorstellungen nicht abbringen konnten. Die flehentlichen Bitten des Häuptlings, ihm Medizin für seine Kranken zu geben, das unerschütterliche Vertrauen, in welchem er sichere Rettung in dieser hoffte, setzten uns wirklich in Verlegenheit, bewogen uns aber doch, ihm für jeden Kranken ein Pülverchen zu geben, das diesen weder schaden noch nutzen konnte, ihm aber doppelt einzuschärfen, von der bisher befolgten, unsinnigen Kurmethode abzulassen, und die Kranken vor jedem Zuge und vor jeder Erkältung zu hüten. Der *Piai* des Dorfes, welcher bei Ausbruch der Seuche seine Beschwörungen Tag und Nacht fortgesetzt, war der Krankheit zuerst zum Opfer gefallen.

Vor Anfang April konnten wir meinen Bruder nicht zurückerwarten und der uns drückende Mangel würde noch drückender gewesen sein, wenn uns die Pietät

der früheren Bewohner des Dorfes gegen Herrn Youd nicht davor bewahrt hätte. Ungeachtet es allgemein unter ihnen bekannt war, dass ihr Freund gestorben, hatten sie doch dessen ergiebiges Maisfeld sorgfältig eingeerndtet, und die Erndte in dessen Hütte aufgespeichert. Dieser reiche Vorrath war uns daher um so willkommener, da durch die frühere ununterbrochene Requisition des Militairs alle Provisionsfelder um und in Pirara gänzlich erschöpft waren.

Dass Stöckle dieses kargen Lebens überdrüssig war, hatten wir ihm schon bald nach unserer Rückkehr angesehen. Der früher so lustige Bursche wurde unleidlich, und schien förmlich eine Gelegenheit zu suchen, um uns den Dienst kündigen und nach der Colonie zurückkehren zu können. Die gesuchte Gelegenheit fand sich auch bald. Herr Fryer hatte ihm einen ernsten Verweis ertheilt, und als wenige Tage darauf sein Contract abgelaufen war, theilte er uns mit, dass er nach *Georgetown* zurückkehren wolle. So weh es mir auch that, den sonst so braven Menschen scheiden zu sehen, so musste ich ihm doch seinen Willen lassen. In Begleitung von zwei Indianern ging er nach *Haiowa*, von wo ihn einige andere nach *Waraputa* brachten; dort traf er, wie wir später erfuhren, mit meinem Bruder und Herrn Bernau zusammen, und letzterer nahm ihn mit nach *Bartika Grove*. Hätte der närrische Kauz noch einige Wochen gewartet, so würde er unentgeltlich mit den nach der Colonie zurückkehrenden Booten meines Bruders haben fahren können; — doch jede Stunde, die er länger als nöthig war, bei uns zurückblieb, fürchtete er, möchte ihn in seinem Entschlusse wankend machen.

Die traurigen Reste meiner reichhaltigen Sammlungen von Fischen aus den Gebirgswässern des *Roraima* und *Humirida*, von den beschuppten und nackten Amphibien und Insekten, mit besonderer Aufmerksamkeit hatte ich all die verschiedenen Mücken, Fliegen, Ameisen u. s. w. gesammelt, waren bald geordnet. Es waren traurige, niederschlagende Tage, als ich meine Fässchen zu dem angegebenen Zwecke aufschlug, denn fast alles, was ich mit unendlicher Mühe gesammelt, worauf ich stolz war, da ich sicher annehmen konnte, dass wenigstens zwei Drittel neu sei, war verfault, verdorben; alle Hoffnungen, die ich auf diesen werthvollen Schatz, auf die Zeugen meines redlichen Willens gesetzt, waren vernichtet! In ihnen glaubte ich alle Verluste ersetzen, die der Transport von der Küste nach Europa herbeigeführt, die Missstimmung ausgleichen zu können, die sich darüber in Berlin bereits ausgesprochen, und jetzt war abermals, ohne meine Schuld, der grösste Theil der seltenen Schätze verdorben! Auch die trocknen Pflanzen hatten in Folge jener feuchten Temperatur in den Umgebungen des *Roraima* viel gelitten, viele waren ganz unbrauchbar geworden. Nur die lebenden Orchideen hatten sich leidlich erhalten und gediehen an dem schattigen Orte, an den ich sie bis zu unserer

Abreise gepflanzt, ganz wacker. Das sind die Erfahrungen, das der Lohn, das die Leiden und Freuden eines Sammlers!

Langsam und träge verstrichen uns die einförmigen Tage. Die Umgebungen *Pirara's* hatte ich botanisch und zoologisch ausgebeutet, mein Tagebuch ausgearbeitet, und nur der Besuch einzelner Indianerparthien brachte dann und wann etwas Abwechselung in die erschlaffende Einförmigkeit. Um so mehr hiessen wir die fremden Stimmen willkommen, die ich eines Morgens vor meiner Hütte vernahm. Neugierig sprang ich aus der Hängematte, und trat vor die Thür, wo mir vier junge Männer, jeder mit einem Packet auf dem Rücken, zwei mit Musketen bewaffnet, entgegentraten, und sich als Deserteure aus *Saõ Joaquim* zu erkennen gaben, mit der Bitte, dass wir ihnen zu ihrer Flucht nach *Waraputa* behülflich sein möchten. Nach ihrer Angabe hatten sie das Fort vor fünf Tagen verlassen, während der Nacht ihre Flucht fortgesetzt und sich am Tage in den Oasen verborgen. Theils um für sich das nöthige Wild zu erlegen, theils aber auch, um in dem Falle, dass sie den Beistand der Indianer bedürfen sollten, diese damit zu bezahlen, hatten sie ausser ihren Uniformen auch noch die beiden Flinten mitgenommen. Die verhungerten Gestalten, die ihre bittern Klagen über ihre Noth vor uns ausschütteten, bewogen uns, ihnen die erbetene Hülfe zu gewähren, und unser braver Häuptling Basiko, der sich eben mit einer Parthie seiner Leute bei uns befand, liess sich auch gegen das Versprechen, eine der Flinten zu erhalten, bald von uns bewegen, die Leute so schnell als möglich nach *Mari* zu bringen, da es wohl zu vermuthen stand, dass man sie zunächst in *Pirara* suchen möchte. Am zweiten Tage kehrte Basiko triumphirend mit der Muskete und der Nachricht zurück, dass sich in *Mari* ebenfalls einige Indianer gegen Versprechen des zweiten Gewehrs gefunden, welche die vier Deserteure nach *Waraputa* gebracht. Unsere Vermuthungen trafen wirklich ein, denn schon den Tag nach Basiko's Rückkehr traf Major Coelho in Begleitung des Capitain Leal und einigen Soldaten bei uns ein, um hier die Deserteure zu suchen.

Wir hatten keinen Grund, dem erzürnten Offizier zu verschweigen, dass die vier Flüchtlinge hier gewesen, verlegten aber, um ihn von der ferneren Verfolgung abzuhalten, ihre Anwesenheit um zwei Tage weiter zurück. Es war gut, dass wir offen zu Werke gegangen, da in entgegengesetztem Falle unser freundschaftliches Verhältniss jedenfalls einen wesentlichen Stoss erlitten haben würde, denn noch waren wir mit den beiden Offizieren im Gespräch über die Sache verknüpft, als einer der Soldaten, in der einen Hand die Muskete, in der andern unsern Freund Basiko, in die Hütte trat. Basiko hatte jene als rechtmässig erworbenes Eigenthum betrachtet, und offen in der Hütte hingestellt, wo sie augenblicklich von dem eintretenden Soldaten erkannt worden war. Major Coelho und Capitain Leal,

die jetzt einen Gegenstand gefunden hatten, an welchem sie ihren Missmuth über die missglückte Expedition auslassen konnten, geriethen in einen solchen Zorn, dass sie den alten, braven Häuptling aufzuknüpfen drohten. Natürlich legten wir ernsten Protest dagegen ein, da Basiko durchaus ohne sein Wissen gegen die Gesetze gehandelt und weiter nichts gethan, als vier Leute, die ihn gebeten, sie nach *Mari* zu bringen, dahin gebracht hätte, ohne sie zu fragen, ob sie auch das Recht besässen, dahin zu gehen, für seine Mühe aber habe er eine Flinte erhalten. Die Muskete wurde ihm natürlich genommen, und bald hatte sich auch der Zorn der Offiziere gelegt. Obschon sich Capitain Leal wegen der nicht gelieferten *Farinha* entschuldigte, und die Ablieferung derselben für die nächsten Tage in Aussicht stellte, so erfolgte diese doch niemals.

Von den Herren erfuhren wir auch, dass sie mit jedem Tag die Ankunft einer Grenzcommission, einen *Colonel de Matoz* an der Spitze, in *Saõ Joaquim* erwarteten, die hier die Mappirung der Grenze nach brasilianischen Ansprüchen beginnen sollte. Mit dem Versprechen einer baldigen Wiederholung ihres Besuches verliessen uns beide am folgenden Morgen, während wir alle Anstalten trafen, unsere drei grossen Corials, die sich noch an der Mündung des Pirara befanden, über Land nach dem *Rupununi* zu bringen, der sich in gerader Entfernung 23 Miles von jener befand. Nach drei Wochen voller Mühe und Arbeit war es uns endlich unter dem thätigen Beistand Basiko's und seiner Untergebenen gelungen. Vierzig an der Zahl, rückten wir täglich oft kaum ½ Mile mit unseren Fahrzeugen vermittelst untergelegter Rollen vorwärts, wobei uns die einzelnen Savannenhöhen meist zu grossen Umwegen nöthigten. Nach Verlauf von drei Wochen, war der beschwerliche Landtransport vollendet und die Wasser des *Awaricuru* erreicht, dem wir unsere, freilich vielfach beschädigten Corials anvertrauten. Die Ausbesserung derselben wurde bis zur Ankunft des geschickten Hendrick verschoben.

Als der Transport beendet war, verschwand die bisher so zahlreiche Bevölkerung auch wieder aus *Pirara*; nur einige wenige blieben noch bei uns zurück. Dieses Stillwerden gab mir die Hoffnung, mich in Besitz einiger Skelette und Schädel setzen zu können, was mir bisher in Folge der heiligen Scheu, die die Indianer gegen ihre Todten hegen, noch nicht hatte gelingen wollen. Die Entdeckung eines solchen Schädels unter meinen Sammlungen, oder gar das Betreffen bei dem Ausgraben würde uns die uns so treu ergebenen Menschen für immer verfeindet, ja sogar rachedürstige Verfolgung nach sich gezogen haben. Die kleine Zahl der Bewohner, wie auch der strenge Befehl des Herrn Youd, ihre Todten ausserhalb des Dorfes zu begraben, versprachen mir einen günstigen Erfolg meines Todtengräbergeschäftes, bei welchem mir Herr Fryer behülflich zu sein versprach.

Ausser den Gräbern auf dem kleinen Gottesacker kannte, ich noch zwei, in

denen ein *Warrau* und ein *Maiong-kong* lagen. Der erste war ein Begleiter meines Bruders, während dessen Reisen in den Jahren 1835 — 39 gewesen, und in *Pirara* auf eine abschreckende Weise gestorben. Wie alle seine Stammgenossen, war auch er dem Trunk in hohem Grade ergeben; um sich einmal recht satt in Branntwein zu trinken, schleicht er sich eines Sonntags verstohlen aus der Kirche, in der sich eben die ganze Gesellschaft befand, öffnete das für die Präparate bestimmte Spiritusfass und beginnt nach Herzenslust zu trinken. Als mein Bruder aus der Kirche zurückkehrt, findet er den Indianer bewusstlos neben dem ausgelaufenen Fasse liegen. Ungeachtet aller angewandten Mittel war der Unsinnige nach Verlauf einiger Stunden gestorben, und in der Nähe des Dorfes begraben worden. Auf sein Skelett wurde der erste Anschlag gemacht.

Ich muss gestehen, je näher der bestimmte Abend heranrückte, um so eigenthümlicher wurde mir zu Muthe, und am Tage der Ausführung lag es mir, wie ein schwerer Stein auf dem Herzen. Herrn Fryer ging es nicht anders. Ein-, zweimal blieben wir auf dem Wege nach dem Grabe stehen, und schon waren wir entschlossen, wieder umzukehren, als mich der Gedanke, dass ich hier die einzige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen liesse, die sich mir für meine Wünsche bieten möchte, vorwärts trieb. Herr Fryer folgte. Bald hatten wir ein Loch bis zu dem Todten hinab gegraben, und das Skelett war in unserm Besitz. Die Länge der Zeit hatte die Knochen etwas geschwärzt. Es befindet sich jetzt auf dem anatomischen Museum zu Berlin.

Nach einigen Tagen fassten wir uns abermals ein Herz und eilten mit Hacke und Spaten zum Grabe des *Maiongkong*, der ebenfalls bei meines Bruders früherer Anwesenheit in *Pirara* in einer Nacht plötzlich gestorben, und neben dem *Warrau* begraben worden war. Leider fanden wir den Schädel vollkommen zerschmettert. Der rächende Schlag der Kriegskeule eines Feindes war Ursache seines Todes gewesen.

Da bis jetzt alles glücklich ohne Entdeckung abgegangen war, so schlichen wir nach dem kleinen Todtenacker, auf dem jener *Macusi*, der kurz vor unserer Abreise nach dem *Takutu*, und ein zweiter lag, der während unserer letzten Abwesenheit gestorben. Ungeachtet der bedeutenden Strecke, die der Platz vom Dorfe entfernt lag, hatte doch ein Indianer, der zufällig vor die Hütte getreten war, das Geräusch unserer Thätigkeit vernommen, und war zu Herrn Goodall geeilt, um diesem anzuzeigen, dass sich dem Dorfe Brasilianer nähern müssten, denn er höre Pferdegestampfe. Obschon Herr Goodall alles mögliche anwandte, um ihn von dieser Ansicht abzubringen, und ihm versicherte, dass wir es wären, da wir vor kurzer Zeit in seine Hütte gekommen und ihm mitgetheilt, dass sich eben ein Jaguar gezeigt, den wir verfolgen wollten, so liess sich der vorsichtige Indianer,

dem die Töne zu sonderbar vorkamen, doch nicht abhalten, die wenigen Bewohner in Alarm zu setzen. Ruhig hatten wir unterdessen unsere Arbeit beendet, die uns viel leichter geworden, als wir erwartet, da der letzte *Macusi* erst vor vier Monaten begraben worden war, und eilten nun froh über das Gelingen mit unserer Beute dem Dorfe zu, um diese eben so unbemerkt, wie die frühere, noch in der Nacht zu verpacken. Der vor unserer *Takutu*-Reise begrabene *Macusi*, der ungefähr 12 Monat in der Erde lag, zeigte sich schon als ganz trockenes Skelett, und selbst der nur erst vor 4 Monaten begrabene, war bereits von allem Fleische entblösst. Ich brauche den Schreck nicht zu schildern, der uns beide ergriff, als wir in der Nähe des Dorfes ankamen, und die gesammten Bewohner vor diesem versammelt fanden. Ohne uns weiter zu besinnen, denn einzelne laute Worte des Herrn Goodall hatten uns schon verkündet, dass wir bemerkt worden wären, und dass er gesagt, wir hätten einen Jaguar verfolgt, warfen wir Hacke, Spaten und Skelette in das Gebüsch, und traten mit der Versicherung auf die harrende Gruppe zu, dass wir den verfolgten Jaguar nicht entdeckt. Es war gut, dass eben eine dicke Wolke vor den Mond getreten, sonst würden unsere erschrockenen Mienen ihnen jedenfalls verrathen haben, dass wir Böses im Schilde geführt. Um Mitternacht suchten wir die Gebeine wieder im Gebüsch zusammen; indess war ich froh, als endlich die böse Arbeit glücklich beendet worden war, und mit einer wahren Herzenserleichterung trat ich am nächsten Tage meinen Ausflug nach dem *Canuku*-Gebirge an, um dort von allen vorkommenden Palmen kleine Sämlinge oder Früchte zum Aussäen zu sammeln, indem die von mir vor der Abreise nach dem *Roraima* in zusammengeschlagene Kästen gelegten Früchte der *Maximiliana*, *Mauritia* und des *Astrocaryum Tucuma* ganz herrlich aufgegangen waren und lustig heranwuchsen.

Reich beladen kehrte ich nach acht Tagen zurück, schlug mir neue Kasten zusammen, und pflanzte meine Sammlung aus, die auch bald anwuchs, und mich für den Verlust mancher andern lebenden Pflanze entschädigte.

Unter solchen Beschäftigungen war der März herangekommen, wo uns Major Coelho, der meinen Bruder bereits von *Georgetown* zurückgekehrt glaubte, mit einem neuen Besuche überraschte. Es war der vierte März, als wir, nachdem wir in Gesellschaft des Majors unser frugales Abendbrod verzehrt, nach Sonnenuntergang in lebhaftem Gespräche vor die Thür der Hütte traten. Auf die Aufforderung des Herrn Fryer, gegen W.S.W. zu sehen, bemerkten wir dort einen breiten, weissen, nebelartigen Streifen, der sich gegen den Horizont neigte, und bis zu einer Höhe von 45° aufstieg. Mehre Tage war der Himmel mit Wolken überzogen gewesen, die die Sterne bedeckt hatten. Einzelnes Gewölk, das bald darauf in Osten aufstieg und gegen Westen hintrieb, überzog nach einiger Zeit theilweise den weissen Streifen, der aber fortwährend durch das zerrissene Gewölk sichtbar

blieb, was uns den klarsten Beweis lieferte, dass er eine höhere Luftschicht einnehmen musste, als die Wolken, die ihn uns dann und wann verbargen. Heute waren die Ansichten über das gesehene Meteor noch getheilt. Den folgenden Abend aber sahen wir deutlich, dass wir einen der grössten Kometen, welcher die Welt noch in Furcht und Schreken gesetzt, zu bewundern hatten. Den Kern desselben bemerkten wir etwa 12° oberhalb des Horizonts, während sich der Stern bis zum Stern *v* des *Eridanus* hinzog, der sich in einer ungefähren Höhe von 15° zeigte. Der breiteste Theil des Kernes mochte 1° 10′ betragen, und verlor sich in dem Sternbild des *Eridanus*. Weder Herr Goodall noch Herr Fryer und Tiedge erinnerten sich, je einen Kometen von solcher Grösse gesehen zu haben. Während wir die grossartige Lichterscheinung mit tiefem Staunen betrachteten, verbreitete sich unter den Indianern ein wahrhaft panischer Schrecken. Auch sie sehen, wie ein grosser Theil der Europäer, stets in einem Kometen den Verkünder und Vorläufer von Seuchen, Hungersnoth und Unheil, was uns nicht wenig in Erstaunen setzte. Diese abergläubische Furcht sprach sich namentlich einige Tage nach seinem Aufsteigen ungemein lebhaft aus, wo mehre Parthien Fremder uns Erzeugnisse ihrer Proviantfelder brachten und das Dorf wieder einmal ein regeres Leben entwickelte, als es gewöhnlich der Fall war. So wie die Nacht hereinbrach, und der Komet sichtbar wurde, trat alles vor die Hütte; Mann, Frau und Kinder streckten ihre Arme unter dem Ausdruck des Bittens und Flehens gegen ihn aus, um den Gefürchteten zu bewegen, das Himmelszelt zu verlassen, damit sie nicht unter seinen Wirkungen zu Grunde gingen. Die *Makusis* nannten den Komet: *Ca-po-eseima* (Feuerwolke) oder *Wae-inopsa* (Sonne, die ihre Strahlen hinter sich wirft); die *Arekunas* dagegen: *Wa-taima,* und die *Wapisianas: Capischi* (beides: Gespenst der Sterne). Die offene Savanne, in der wir uns befanden, war ein ungemein günstiger Standpunkt zu seiner Beobachtung. Waren wir am Abend vor die Hütte getreten, um das herrliche Phänomen anzustaunen, dann versammelten sich auch jedesmal die zeitweiligen Bewohner *Pirara's* um uns, und frugen ängstlich, was die *Paranaghieris* von der *Wae-inopsa* glaubten, und mit welchem Namen sie die Feuerwolke belegten? Bis zum 20. März strahlte der Komet in seiner ganzen Pracht, von da ab aber verlor er immer mehr an Ausdehnung und wurde immer matter und dunstförmiger.

Während dieser Tage der allgemeinen Furcht und Aufregung unter den Indianern, bot sich uns eine Gelegenheit, abermals die fast an das Unglaubliche grenzende Selbstbeherrschung der Indianer und zwar an einem Knaben von höchstens zwölf Jahren zu bewundern. Es war einer jener heissen Tage der Trockenzeit, wo man vergebens an dem Himmelsdom nach einem grauen Wölkchen sucht, wo sich die niedern Luftschichten in einer ununterbrochenen Oscillation befinden,

und alle nur irgend entferntern Gegenstände dieselbe Bewegung angenommen haben, da sahen wir einige Indianer auf das Dorf zueilen, die einen Knaben in ihrer Mitte führten. Als sie die Niederlassung betraten, eilten sie auf unsere Hütte zu, und baten um Hülfe für denselben, dessen ganzer Körper auf eine wahrhaft furchtbare Weise von entzündetem Pulver zerrissen und zerfleischt war. Der Körper, das Gesicht, kurz alles war mit einer geronnenen und theilweis schon vertrockneten Blutmasse bedeckt. Wo die Augen gewesen, das konnte man nur an einer kleinen Vertiefung des geschwollenen Gesichts sehen. Der Anblick des armen Opfers der Unvorsichtigkeit war in der That herzzerreissend. Die Leute hatten uns erst vor wenigen Tagen besucht, und für die uns gebrachten Provisionen ein Pfund Pulver gefordert und erhalten. Am Morgen wollen sie zur Jagd gehen, stellen die Blechbüchse mit dem Pulver in die Nähe des Feuers, an welchem eben das Frühstück bereitet wird, und hocken um dasselbe herum; ein Funke entzündet das offenstehende Pulver, und versetzt explodirend den Knaben in diesen erbarmungswerthen Zustand. Obschon die Niederlassung *Umata* acht Miles von *Pirara* entfernt war, hatten sich der Vater und einige Freunde doch unmittelbar nach dem Unglücksfall in der sengenden Sonnenhitze mit dem verunglückten Sohne aufgemacht, um uns diesen durch die offene Savanne zuzuführen und von uns Hülfe zu erbitten. Rechnet man zu den Schmerzen des wunden Körpers schon an und für sich, noch die Qualen der Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen, so mag es allerdings wunderbar genug klingen, wenn ich versichere, dass dem Munde des Gequälten nicht einmal ein Seufzer entfloh. Ruhig und gelassen, ohne irgend welches Zeichen des Schmerzes, stand der jetzt noch blinde Knabe vor uns. Das einzige Mittel, was wir ihm bieten konnten, war, dass wir ihn förmlich mit Oel einsalbten, welches wir glücklicher Weise noch in hinlänglicher Menge besassen. Am folgenden Morgen kehrte der Vater wieder nach *Umata* zurück und überliess uns den Knaben zur weitern Kur, die wir auch mit dem Oele fortsetzten. Zehn Tage lag der arme Bursche vollkommen blind in der für ihn geschlungenen Hängematte; am Morgen des zweiten Tages, nach welchem er sein Augenlicht wieder erhalten, war er verschwunden, und nach seiner Heimath zurückgekehrt, ohne uns ein Lebewohl oder einen Dank gesagt zu haben.

IX.

Sitten, Gebräuche und Sprache der Macusis, so wie anderer Stämme. van Heuvel über das El Dorado und den See Parima. Die Amazonen. Krankheiten der Macusis. Medizinische Eigenschaften einzelner Pflanzen und ihre Anwendung. Verunglückte Speculation eines Kaufmannes. Meines Bruders Rückkehr nach Pirara. Tiedge's Rückkehr nach Georgetown. Ergebnisse und Verlauf der Reise meines Bruders von Our Village nach dem Cuyuni. Vereinigung des Kukenam und Yuruani. Caroni. Flussgebiet des Cama. Berg Irutipu. Fluss Cako. Stromgebiet des Mazaruni. Fluss Annawai. Quellen des Carimang. Cutzi. Musa paradisiaca in wildem Zustande. Felsen Kapoi-tipu und Warima-tipu. Fluss Paruima. Bergkette Kauru-tipu. Stromgebiet des Cuyuni. Felsen Cara-utta. Vereinigung des Carapu mit dem Wenamu. Sandsteinmauer des Poinkawatui. Cataract Iramapara. Gebiet der Akawais. Vereinigung des Wenamu mit dem Cuyuni. Mündung des Ekruyeku. Ekrekuberge. Fischzüge der Indianer.

Unser langer Aufenthalt in dem Gebiete der *Macusis*, unser fast ununterbrochener Umgang mit ihnen hatte uns natürlich nicht allein mit ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer Sprache genauer bekannt, sondern auch mit ihrem Charakter vertrauter gemacht, was bei den übrigen Stämmen nicht der Fall sein konnte, da wir meistens bloss Tage, selten länger als einige Wochen unter ihnen weilten, ihre Sprache uns fast ganz unverständlich blieb, und wir daher meist auch nur das von ihrem Gesammtleben kennen lernten, was uns gerade erfahrungsmässig entgegentrat; obschon sich bereits aus diesem Wenigen das als unzweifelhafte Thatsache herausstellte, dass, wie die Bewohner Süd-Amerika's in ihrer Körperbildung nur wenig von einander abweichen, so auch ihre geistigen Fähigkeiten, ihr Charakter, den Hauptzügen nach, ziemlich mit einander übereinstimmen. Ich halte es daher nicht am unrechten Orte, hier meine gemachten Erfahrungen, in Bezug auf gesell-

schaftliches, sittliches und geistiges Leben der Macusis, in ein Ganzes zusammenzufassen und an dieses zugleich die Abweichungen anzureihen, die uns bei andern Stämmen aufgefallen sind.

Dass die Macusis jetzt noch zu den zahlreichsten und mächtigsten Stämmen von Britisch-*Guiana* gehören, dass sie die Savannen zwischen dem *Rupununi*, *Parima*, längs dem *Pacaraima* und *Canuku*-Gebirge, in einer Anzahl von etwa 1500 Seelen bewohnen, während der Gesammtstamm ungefähr 3000 Individuen betragen mag, habe ich bereits erwähnt, eben so, dass sich der Stamm durch seinen friedliebenden, gefälligen, milden und freundlichen Charakter, besonders aber durch die so seltene Eigenschaft der Ordnungsliebe und Reinlichkeit auszeichnet.

Buffon entwirft folgende Charakteristik der Bewohner Süd-Amerika's: «Obschon der Wilde Amerika's seinen natürlichen Anlagen nach mit dem Menschen der civilisirten Welt übereinstimmt, so entkräftet dieses doch nicht den Einwurf gegen die allgemeine Verkümmerung des thierischen Organismus in jenem Erdtheile. Bei den Wilden sind die Zeugungsorgane klein und schwach; ihm fehlt der Bart und die leidenschaftliche Liebe gegen das Weib. Durch das Umherstreifen gewandter als der Europäer, ist dieser doch stärker und kräftiger. Eben so sind alle seine Empfindungen minder lebendig, nur die der Furcht und Feigheit ist stärker. Er besitzt keine Lebhaftigkeit, nicht jene Regsamkeit der geistigen Kräfte. Seine ganze Thätigkeit entspringt nicht aus dem innern Drange nach Beschäftigung, sondern wird einzig durch das Bedürfniss und den Mangel abgezwungen. Man vernichte den Trieb nach Befriedigung des Hungers und Durstes, und seine Thätigkeit wird ihre Motive verloren haben. Sitzend oder in seiner Hängematte liegend verharrt er tagelang in träger, dumpfer Ruhe. Der Grund des zerstreuten Lebens, ihre Scheu vor Vereinigung ist schnell herauszufinden. Der schönste Funke des Feuers der Natur ist ihnen nicht zu Theil geworden; sie fühlen keine leidenschaftliche Liebe zum Weibe, und daher auch keine Liebe zum Menschen in sich. Unbekannt mit der schönsten und zartesten der Neigungen, bleiben alle ihre Empfindungen dieser Art kalt und matt; ihre Kinder- und Elternliebe ist schwach. Alle Bande der Familie sind locker; keine Familie fühlt sich mit der andern verbunden. Daher kann sich auch nie eine Gemeinschaft, eine Republik, ein gesellschaftlicher Staat aus ihnen herausbilden. Nur die physische Liebe ist Schöpferin der Moralität ihrer Sitten. Die Frauen sind die Sklavinnen, die Lastthiere der Männer, die sie ohne Mitleid mit der Beute der Jagd beladen, sie ohne Erbarmen zur Arbeit zwingen, die die Kräfte derselben oft weit übersteigt. Um die wenigen Kinder, die sie besitzen, bekümmern sie sich gleich wenig. Alles dieses muss jenem Grunde zugeschrieben werden; sie sind gleichgültig, weil sie schwach sind, und diese Gleichgültigkeit gegen das Weib ist der angeborne Makel, welcher die Natur schändet,

die Spannung derselben unmöglich macht, und so, weil sie zugleich die Lebenskeime vernichtet, die Basis der Gesellschaft untergräbt; daher erhebt sich auch der Mensch nicht über das, was vorher behauptet worden ist. Die Natur versagte ihm die Fähigkeit der Liebe, und misshandelte und beeinträchtigte ihn dadurch mehr, als das Thier.»

Diese ganze Charakteristik beruht auf Theorien, ihr fehlt die Erfahrung; — meine Schilderung, die aller Theoreme und philosophischer Schlüsse baar sein soll, wird diese meine Behauptung beweisen und die einzelnen Anklagen des grossen Naturforschers widerlegen.

Wenn bei fast allen übrigen Stämmen *Guiana's* die Polygamie heimisch ist, so findet man diese nur äusserst selten bei den *Macusis*, und es war mir daher auffallend, unter ihnen nicht allein fast durchgehends kinderarme, sondern auch viele kinderlose Ehen anzutreffen, so dass ich die Ansicht, die Frauen suchten in vielen Fällen das Vorschreiten der Schwangerschaft durch künstliche Mittel zu hintertreiben, fast als wahr annehmen muss. Wenn Buffon aber den Mangel an Kindern, in dem Mangel an leidenschaftlicher und zärtlicher Liebe des Ehepaares zu finden glaubt, so irrt er sich. Der Mann liebt die Frau und diese den Mann eben so innig, als dies unter civilisirten Völkern der Fall sein kann, nur hält es der erstere für unanständig, für unmännlich, dies in Gegenwart anderer zu zeigen, weshalb er auch mit Verachtung auf die *Paranaghieris* herabblickt, die diese Gefühle vor andern nicht bezähmen können. In Gegenwart von Fremden, namentlich von Europäern, wird der Indianer eine fast eisige Gleichgültigkeit gegen Frau und Kinder heucheln, wie er überhaupt alle seine Gefühle auf das meisterhafteste zu beherrschen weiss. Glaubt sich aber das Ehepaar unbeachtet, so überschüttet es seine Angehörigen mit allen jenen Liebkosungen, deren ein Europäer nur irgend fähig ist. Ich kann mich nur eines Falles entsinnen, wo dieses äussere Decorum nicht beachtet wurde: Ein Ehepaar, das schon über ein Jahr verheirathet war, und uns auf der *Takutu*-Reise begleitete, liess seinen Gefühlen der Zärtlichkeit selbst in unserer Gegenwart freien Lauf.

Wollte ich aber auch jenen Grund der Verhinderung der Schwangerschaft als unwahr verwerfen, so liegen doch noch eine Menge anderer Verhältnisse vor, die die allerdings auffallende Kinderarmuth eher aus diesen, als aus einer Gleichgültigkeit und einem Unvermögen, welche beide nicht existiren, erklärlich machen. Die schwere Arbeit des Feldes und des Hauses, die rastlose Wanderlust des Mannes, wobei ihm die Frau als Trägerin der Utensilien, Tauschartikel und Provisionen folgen muss, der oft herrschende Mangel, die entkräftenden Anstrengungen sind ohne Zweifel die Hauptursache der Unfruchtbarkeit, was sich mir auch dadurch bestätigte, dass Indianerinnen, die einen Europäer geheirathet, wie dieses

an der Küste sehr häufig der Fall ist, wo sie dann weder jenen Anstrengungen, noch jenen Entbehrungen unterworfen sind, Mütter von einer zahlreichen Familie waren. So ungern ich auch die gegen mich ausgesprochene Behauptung, dass die Schwangerschaft oft künstlich verhindert werde, annehmen möchte, so scheint mir in der der Frau aufgebürdeten Last der Arbeit, wie auch in der dem weiblichen Geschlecht so allgemein eigenthümlichen Eitelkeit doch ein denkbarer Grund dieser abscheulichen Sitte zu liegen, indem der Frau durch das neugeborne Kind nicht allein die Arbeiten und Mühen noch vermehrt, sondern durch das wiederholte Wochenbett auch die Spuren ihrer frühern Schönheit, welche ihr das erste gelassen, vollends verwischt werden. Die Aeusserungen: «Du hast schöne, sanfte Augen, bist von schöner Stirne» oder «welch schöner Raum der Augen!» rufen dieselben Wirkungen bei der Indianerin hervor, wie die Schmeichelworte in dem Herzen einer deutschen Kokette. Zwillingsgeburten sind äusserst selten, und ich kann mich während meines ganzen Aufenthaltes unter den Ureingebornen *Guiana's* nur zweier Zwillingspaare, bei den *Macusis* und den *Waikas*, erinnern, die zugleich die zweite Behauptung widerlegen, dass bei vorkommenden Zwillingsgeburten immer eins der Kinder von der Mutter getödtet werde, um sich bei ihrem Manne nicht dem Verdachte der Untreue, bei den übrigen Frauen aber nicht dem Gespötte auszusetzen. Diese Sitte herrschte also bei den *Macusis* und *Waikas* nicht, der auch der sanfte und milde Charakter der *Macusis* widersprechen würde.

Als wir den Frauen sagten, dass bei den *Paranaghieris* die Zwillingsgeburten nichts weniger als selten seien, ja dass es selbst Fälle gäbe, wo die Frau auf einmal Mutter von drei Kindern würde, zogen sie spöttisch den Mund und erwiederten jedesmal, «wir sind keine Hündinnen, die einen ganzen Haufen Junge werfen.» Ihre Begriffe von weiblicher Keuschheit sind freilich himmelweit von den unsern verschieden. Jedes Mädchen kann, ohne dadurch im mindesten an ihrer Ehre zu leiden, eine Menge von Liebhabern begünstigen; sobald sie aber verheirathet ist, wird, wie ich schon früher erwähnte, die unverbrüchlichste Beobachtung ehelicher Treue von ihr verlangt. In der oben angeführten Freiheit, frei über ihren Körper schalten und walten zu können, stimmen die Ureinwohner *Guiana's*, wie aus Cook's, Forster's und Diefenbach's Reisewerken hervorgeht, ganz mit den Bewohnern Neuseelands überein. Die Ausschweifungen aber, die sich das weibliche Geschlecht dort bei der Ankunft der Europäer gegen die Matrosen zu Schulden kommen liess, sind den Indianerinnen *Guiana's* vollkommen fremd.

So wie die Mutter den Moment der Geburt herannahen fühlt, begiebt sie sich in den nahen Wald, in das Provisionsfeld oder eine unbewohnte Hütte und gebiert dort ohne alle Beihülfe. Der Nabelstrang wird von der Mutter oder der Schwester der Gebährenden abgeschnitten; ist das neugeborne Kind ein Knabe, so geschieht

dies mit einem scharfgeschnittenem Bambusrohr; ist es ein Mädchen, mit einem Stück Pfeilrohr (*Gynerium saccharoides*), worauf er mit einem baumwollenen Faden unterbunden wird. Mit der innigsten, anfopferndsten Liebe hängt die Mutter von dessen erstem Athemzuge an dem jungen Erdenbürger; der Mord eines wirklich gebornen Kindes durch die Mutter ist eine unbekannte That, und die Tödtung eines Enkels durch den Grossvater, die kurz vor unserer Ankunft in *Pirara* stattgefunden, hatte den allgemeinsten Abscheu hervorgerufen. Der früher erwähnte Brasilianer Abristo hatte in *Pirara* in Polygamie gelebt und eins der schönsten Mädchen der Niederlassung, Tokuipa (*Tokui* nennen die *Macusis* die verschiedenen *Sp. Galbula*), verführt. Dieses kommt mit einem kränklichen Knaben nieder. Tokuipa bewohnt ihres Vaters Hütte, der ihr Vergehen, sich mit einem «*Caraiba*» abgegeben zu haben, noch nicht verziehen, und durch das ununterbrochene Weinen des Kindes immer von neuem an den Fehltritt der Tochter erinnert wird. Eines Abends, wo das Kind wieder auf keine Weise von der geängstigten Mutter beruhigt werden kann, springt der erzürnte Grossvater aus der Hängematte, ergreift sein Waldmesser und spaltet mit einem Streiche den Kopf des Enkels. Abristo begrub die Leiche seines Kindes unter das grosse Kreuz vor der Kirche. Oft theilte uns Tokuipa die blutige That ihres Vaters mit.

Nach der Geburt hängt der Vater seine Hängematte neben der seiner Frau auf, um mit ihr die Wochen zu halten, die so lange währen, bis dem Kinde die Nabelschnur abfällt. Während dieser Zeit wird die Mutter als unrein betrachtet, und der Mann muss, wenn er keine besondere Hütte für die beiderseitigen Wochen besitzt, ehe er die seinigen antritt, die Lager durch eine Wand aus Palmenblättern absondern. Während dieser Zeit darf weder der Vater, noch die Mutter eine Arbeit verrichten, der Vater die Hütte des Abends nur auf Augenblicke verlassen. Das gewohnte Bad ist ihm untersagt, ebenso darf er seine Waffen nicht angreifen. Ihren Durst dürfen beide nur mit lauwarmem Wasser, ihren Hunger nur mit Brei aus Cassadabrod stillen, der von einer der Verwandten bereitet wird. Noch sonderbarer ist aber das Verbot, sich mit den Nägeln der Hand den Körper oder Kopf zu kratzen, wozu jederzeit ein Stück aus der Blattrippe der *Cucurit*-Palme neben dem Lager hängt. Das Ueberschreiten eines dieser Gebote und Verbote würde den Tod oder die lebenslängliche Kränklichkeit des Säuglings bedingen. Auch bei ihnen wird die Abstammung des Kindes, wie bei den übrigen Stämmen *Guiana's*, von der Mutter hergeleitet. Ist diese eine *Macusi*, der Vater aber ein *Wapisiana*, *Arekuna* u. s. w., so sind die Kinder doch *Macusis*.

Bevor das Ehepaar das Wochenbett besteigt, wird das Kind von den Verwandten angeblasen, worauf ihm nach Beendigung der Wochen die Grossmutter oder der Grossvater, wenn diese noch am Leben sind, einen in der Familie ge-

bräuchlichen Namen geben. Lebt keines der beiden mehr, so kommt diese Pflicht dem Vater zu, wie er ihm auch schon in der frühesten Jugend die Ohrläppchen, Unterlippe und das Septum der Nase durchsticht. Vom Augenblick der Geburt, bis zu dem Zeitpunkt, wo das Kind sich seinen eigenen Füssen anvertrauen kann, sieht man die Mutter selten ohne dieses; es ist bis dahin ein integrirender Theil ihres Ichs. Ungeachtet der zärtlichsten Liebe, sieht man die Mutter das Kind nie küssen, hört man fast nie, dass sie ihnen jene Liebkosungsnamen gäbe, die bei uns die Mütter stets im Munde führen. Ihre Liebe scheint ernster zu sein, sich in wesentlicheren Dingen zu bekunden. Ungeachtet der offenbaren Liebe des Vaters zu seinen Kindern, ist dieser doch im Stande, dieselben, ungeachtet der bittersten Thränen der Mutter, an andere, vielleicht kinderlose Ehepaare zu verkaufen. Mit unveränderten Mienen steht der Knabe oder das Mädchen neben dem Vater, hört den Handel ruhig an und folgt ohne Widerstreben den neuen Eltern. Der Preis eines Kindes ist derselbe, den der Indianer für seinen Hund fordert: ein Gewehr, eine Axt oder dergleichen, wozu aber der Käufer den Verwandten, die sich in ziemlicher Anzahl bei dem neuem Vater melden, noch Kleinigkeiten, als Perlen u. s. w. geben muss.

Die Erziehung des Knaben beschränkt sich auf die Anweisung im Schwimmen, Fischen, Jagen, der Verfertigung der Waffen und anderer Bedürfnisse. Die Mädchen werden von der Mutter in den Geschäften des Haushaltes unterrichtet. Strafen, wie überhaupt Züchtigungen, kennt der Indianer nicht; denn nur der Hund, nicht der *Macusi* bedarf der Schläge.

Die Mutter reicht dem Kinde so lange ihre Brust, als es diesem gefällt. Sollte sich die Familie vermehren, so übernimmt die Grossmutter die Pflichten der Mutter gegen den Enkel, und ich sah oft ganz kräftige Knaben neben der Mutter oder Grossmutter säugend stehen. Letztern fällt meistentheils auch die Pflicht anheim, die von dem Manne oder Sohn aufgefundenen jungen Säugethiere aufzuziehen. Als ich meine Verwunderung über diese auffallende Erscheinung gegen Sororeng zu erkennen gab, erwiederte er mir, dass die Frauen ein Mittel anwendeten, das ihnen die Milch bis in das höchste Alter erhalte.

Hat der Knabe das Alter der Pubertät erreicht, so bekümmert sich die Mutter nicht weiter um ihn; er ist für sie zum Fremdling geworden.

Bei dem ersten Zeichen, dass das Mädchen aus der Kindheit in das reife Alter tritt, wird dasselbe von allem Umgang mit den Bewohnern der Hütte abgesondert; es ist während dieser Uebergangsperiode unrein. Die Hängematte der angehenden Jungfrau wird aus der bisherigen Reihe herausgenommen und in die äusserste Kuppelspitze der Hütte gehängt, wo die Aermste dem ganzen Rauche, der jetzt wo möglich noch vermehrt wird, ausgesetzt ist. In den ersten Tagen darf sie während

des Tages die Hängematte nicht verlassen; nur während der Nacht muss sie aus dieser herunterkommen, sich an ein selbst angezündetes Feuer setzen und die Nacht an diesem zubringen, sonst bekommt sie eine Menge schlimmer Geschwüre am Halse, einen Kropf u. s. w. So lange die heftigsten und auffallendsten Symptome des physischen Uebergangs anhalten, bleibt sie dem strengsten Fasten unterworfen. Haben diese nachgelassen, so darf sie aus der Höhe herabsteigen und einen kleinen Verschlag beziehen, der unterdessen in dem dunkelsten Winkel der Hütte gemacht worden ist. Am Morgen kann sie sich in einem eigenen Topfe, an einem besondern Feuer ihren Cassadamehlbrei kochen, der während der ganzen Absonderung ihre einzige Nahrung bildet, bis etwa nach zehn Tagen der *Piai* erscheint, sie und alles, womit sie in Berührung gekommen, entzaubert, indem er das Mädchen und die werthvolleren Sachen unter Murmeln anbläst. Töpfe, Trinkschalen, die dasselbe gebraucht, werden zertrümmert, die Scherben vergraben. Noch aber wartet derselben eine schmerzhafte Probe. Nach der Rückkehr aus dem ersten Bade, muss es sich während der Nacht auf einen Stuhl oder Stein stellen, wo es von der Mutter mit dünnen Ruthen gegeisselt wird, ohne eine Schmerzensklage ausstossen zu dürfen, welches die schlafenden Bewohner der Hütte aufwecken könnte, ein Ereigniss, das nur Gefahr für ihr künftiges Wohl im Gefolge haben würde. Bei der zweiten Periode der Menstruation findet diese Geisselung wieder statt, später aber nicht mehr. Das Mädchen kann wieder unter den Bewohnern erscheinen, es ist rein, und wenn es bereits versprochen sein sollte, so erscheint der Bräutigam am folgenden Tage in der Hütte und führt die junge Frau heim, was bei keinem der Stämme vor Eintritt der Mannbarkeit geschieht.

Auch später wird die Frau und das Mädchen während der Zeit dieses physischen Processes für unrein gehalten. Sie dürfen sich während dem nicht baden, noch in den Wald gehen, da sie sich dann den verliebten Angriffen der Schlangen aussetzen würden!

Anfänglich, wo ich noch unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen dieser Naturmenschen war, musste mir der Aufenthalt eines Mädchens oder einer Frau in einem Verschlag oder unter dem Dache natürlich auffallen, weshalb ich sie auch theilnehmend frug, was ihr fehle. «*Hure-puryia-purawanna-yenépé-pupei wanna* (ich bin krank, ich habe Kopfschmerzen), oder: *Hure-puriya-purawanna yenépe ayé wanna* (ich bin krank, ich habe Zahnschmerzen),» war die gewöhnliche Antwort.

Ebenso wenig wie bei den *Warraus* und *Waikas* werden auch bei den *Macusis* die Verheirathungen durch irgend welche religiöse Ceremonien eingeweiht, und meist schon in der frühesten Jugend von den Eltern beschlossen, in welchem Falle der junge Mann verbunden ist, den Eltern seines Weibes bis zu ihrer Reife

zu dienen. Diese Art Verlobung ist jedoch keineswegs bindend, da bei eingetretener Reife sich die Verlobten erklären, trennen und eine andere Wahl treffen können. In dieser Brautzeit erzeigt der junge Mann seiner jugendlichen Braut jede Aufmerksamkeit, beschenkt sie mit Perlen und bringt ihr das beste, was er auf der Jagd erlangen kann. Ist sie sein Weib geworden, dann führt er sie dorthin, wo er sich niederlassen will, und sein Wille ist fortan der ihre. Bevor aber der junge Mann sein Weib heimführen darf, muss er sich zuvor noch einigen Proben unterwerfen, um zu beweisen, ob er auch den Namen «Mann» führen darf. Zu diesen Proben, die sich nicht immer gleich bleiben, gehören unter andern auch die, dass er in einer bestimmten Zeit ein ihm zugemessenes Stück Land von allen Bäumen zu reinigen hat, welches ihm später als Provisionsfeld dient, oder er muss in einer bestimmten Frist einen grossen Baum fällen u. s. w. Geht er siegreich aus der Prüfung hervor, so besitzt er die Eigenschaften eines Mannes; — er kann in der Versammlung der Männer erscheinen und an ihren Berathungen Theil nehmen. Besteht er die Proben nicht, so muss er sich später nochmals denselben unterwerfen.

Findet eine gegenseitige Vorherbestimmung von Seiten der Eltern nicht statt, dann folgen die jungen Männer und Mädchen ihrer eigenen, unbeschränkten Neigung. Nachdem ein junger Mann hinlängliche Beweise seines Muthes, seiner Geschicklichkeit im Jagen, Fischen und Fällen der stärksten Bäume abgelegt hat, geht er zum Vater der Auserwählten, und hält mit unterdrückter leiser Stimme um die Tochter an; einige vorher gemachte Geschenke bilden die Vorläufer für die offene Erklärung; die Zustimmung des Vaters und der Tochter sind ihm gewiss, sobald der Bewerber als tapferer Krieger, guter Jäger und Fischer bekannt ist. Nur höchst selten wird ein junger Mann seine Gefühle gegen die Auserkorne verrathen, bevor er sich nicht schon einen gewissen Namen in der Jägerei und Fischerei, oder durch andere körperliche Fertigkeiten erworben hat, da er früher nicht nur von den ältern Frauen, sondern auch von den Mädchen verspottet und verlacht werden würde. Stolzen Schrittes, mit leuchtenden Augen betritt er das Dorf, wenn er reichbeladen von der Jagd zurückkehrt; weiss er doch, dass alle Mädchen auf ihn sehen, und sich in Lobeserhebungen über seinen Muth gegenseitig zu überbieten suchen. Selbst die Frauen, die sich noch in der Hütte befinden, werden herausgerufen, um den kühnen Jäger mit seiner Beute zu bewundern. Fällt der Jagdzug unglücklich aus, dann schleicht er, um dem spöttischen und höhnischen Gezischel zu entgehen, wie ein Dieb erst bei eingebrochener Nacht nach seiner Hütte. Oft genug machten wir oder die Offiziere uns den Spass und äusserten gegen die Schönheiten *Pirara's*, dass wir sie zu unseren Weibern nehmen wollten; ein spöttisches Lachen und die Worte: «Was sollen wir mit euch machen, die ihr in vier Wochen kaum ein Reh oder eine Ente schiessen, keinen Fisch fangen könnt! Ihr *Paranag-*

hieris thut den ganzen Tag weiter nichts, als dass ihr das Papier ansehet!» war die jedesmalige Antwort auf unsern Vorschlag. Hat der junge Mann das Jawort erhalten, so zieht er noch an demselben Tage mit all seinen Habseligkeiten in die Hütte des Schwiegervaters ein und leiht diesem all seine Kräfte; für ihn geht er zur Jagd, zum Fischfang, für ihn fällt er die Bäume des Provisionsfeldes. Nur die ihm frei bleibenden Stunden darf er seinen Eltern widmen. Wollte er über allzugrosse Anstrengung klagen, oder scheint dem Schwiegervater der Schwiegersohn nicht thätig genug, so sind die Worte: «Zum Danke dafür, dass ich dir meine Tochter versprach u. s. w. das Zeichen, dass das gegenseitige Versprechen aufgelöst ist. Ebenso steht auch später noch dem Ehemann frei, seine Frau zu entlassen, ja sie sogar zu verkaufen, was aber nur in seltenen Fällen einen ungünstigen Einfluss auf das Schicksal der Verstossenen äussert, da diese oft schon am Abend einen andern Ehemann gefunden hat. Besitzt ein Ehepaar erst Kinder, dann gehört eine solche Trennung zu den seltensten Fällen und kann nur durch Treubruch bedingt werden.

Der Onkel väterlicher Seite darf niemals die Nichte heirathen, da dies als der den Geschwistern nächste Verwandtschaftsgrad angesehen wird, weshalb dieser auch wie der Vater: «*Papa*» genannt wird. Dagegen ist jedem erlaubt, sich mit der Tochter seiner Schwester, der Frau seines verstorbenen Bruders, seiner Stiefmutter, wenn der Vater gestorben, zu verbinden. Unter den wenigen Fällen von Polygamie, die ich bei den *Macusis* traf, befand sich auch der, dass ein Indianer drei Schwestern zu Frauen hatte.

Der Ceremonien bei einem Todesfall und bei der Beerdigung habe ich schon mehrmals Erwähnung gethan und füge hier nur noch hinzu, dass der Wittwer 9—11 Monat um seine Frau trauern muss, d. h. so lange, bis das bei ihrem Tode gepflanzte Cassadafeld und die Wurzel zu dem zu veranstaltenden *Piawari*-Fest, das vor der zweiten Heirath stattfindet, benutzt werden kann. Ungeachtet des an und für sich so milden und sanften Charakters schnitt mir doch auch unter ihnen die Nachlässigkeit und lieblose Behandlung gegen ihre Kranken tief in das Herz, und ich kann mir diese unter den Ureinwohnern Südamerika's so allgemein herrschende Sitte nur aus der religiösen Ueberzeugung erklären, nach welcher die Seelen der Verstorbenen zu einem Orte eilen, wo sie alles, was sie bedürfen, wo sie alle vorangegangenen Freunde finden werden. Uebrigens weisen sie Guten und Bösen einen und denselben Aufenthaltsort an. Sagte ich ihnen, dass dies nicht gut möglich sei, so erhielt ich jederzeit die Antwort: wir wissen es nicht anders, von unsern Vorfahren haben wir es gehört, dass alle Seelen dorthin kommen. Einige Stämme des *Orinoko* bestimmen denen, welche im Leben gut waren*), einen angenehmeren Ort,

*) Siehe: P. Salvator Gili, *Saggio di Storia naturale, civile e sacra etc.; Roma* 1782.

ohne diesen aber näher zu beschreiben; die Bösen kommen in einen Baum, in dem ein beständiges Feuer brennt. Singen sie aber, sagen die Zauberer, gewisse ihrem höchsten Wesen angenehme Lieder, so fliegen ihre Seelen ohne Gefahr über diesen Baum weg. Die *Ottomachier* behaupten, die Seelen aller eilten nach Westen, hier sei ein Ort, wo sie ohne Mühe und Arbeit in Ruhe lebten; vorher aber begegnete ihnen ein grosser Vogel, der *Tighitigh* heisst, ein Feind der Menschen, der diesen das westliche Paradies missgönnt, daher die Todten angreift und sie verschlingt, sobald sie sich nicht tapfer wehren. Die masslosen Lamentationen der Hinterbliebenen bei dem Eintritt des Todes stehen in merkwürdigem Contrast gegen die vorhergehende gänzliche Vernachlässigung der Erkrankten.

Ihre übrigen religiösen Vorstellungen, ihr Verhältniss zum höchsten Wesen, seine Stellung zu den Menschen, wie überhaupt zur ganzen Schöpfung habe ich theilweise schon im Verlauf meiner Mittheilungen erwähnt. Auch bei ihnen heisst, wie bei den Caraiben und Arawaaks das höchste Wesen, der Schöpfer des Himmels und der Erde: *Makunaima* (einer der in der Nacht arbeitet), das ihm entgegengesetzte Wesen: *Epel*, wie auch ihre Kosmogonie fast ganz mit der der *Warraus*, *Caraiben* und anderer zusammenfällt. Nachdem der grosse und gute Geist, *Makunaima*, die Erde mit den Pflanzen und Bäumen geschaffen, kam er aus der Höhe herab und stieg auf einen hohen Baum, hieb mit seiner mächtigen Steinaxt Stücken Rinde von diesem Baume ab, die er in den unter ihm hinströmenden Fluss warf, und damit zu allerlei Thieren verwandelte. Erst als diese alle in das Leben gerufen, erschuf er den Mann. Dieser verfiel in einen tiefen Schlaf und als er erwachte, fand er ein Weib an seiner Seite stehen. Der böse Geist erhielt die Oberhand auf der Erde, und *Makunaima* schickte grosse Wasser; nur ein Mann entfloh ihnen in einem Corial, von welchem er eine Ratte aussendete, um zu sehen, ob die Wasser gefallen, und sie kehrte mit einem Maiskolben zurück.

Die *Arawaaks* weichen in ihren kosmogonischen Mythen wesentlich von diesen Hauptzügen ab. Nach ihnen sind Mann und Frau von zwei verschiedenen höhern Wesen erschaffen worden. Den Schöpfer des Mannes nennen sie *Kururumany*, den der Weiber *Kulimina*. *Kururumany* ist ihr gutes Wesen, von dem nur Gutes kommt. Als *Kururumany* einst auf die Erde kam, um zu sehen, was die Menschen machten, waren diese so böse geworden, dass sie ihn umbringen wollten, weswegen er ihnen das fortdauernde Leben nahm und es den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen, Eidechsen und auch den Blatten (Schaben) verlieh. Ueber *Kururumany*, dem Schutzgotte der *Arawaaks*, steht *Aluberi*, das höchste Wesen, der sich aber nicht um die Menschen kümmert. *Wurekaddo* und *Emisiwaddo* sind die Weiber *Kururumany's*. Das erste Wort bedeutet ebenfalls: «jemand, der im Dunkeln arbeitet», das zweite ist der Name der *Cushi*-Ameise und bezeichnet: «je-

mand, der die Erde durchwühlt». Eine ähnliche Mythe findet sich unter den *Tamanachiern*, einem Stamme, der die Ufer des *Orinoko* bewohnt.*) Ihr höchstes Wesen, von dem alle Dinge abhängen, heisst *Amalivaca*. Dieses hat einen Bruder *Voeci*; beide vereint schufen die Welt. Als sie den *Orinoko* machten, hielten sie eine lange Berathschlagung, wie es einzurichten, dass man diesen immer mit dem Strome auf- und abfahren könne, damit die Ruderer weniger ermüdeten (Wirkung der Fluth). *Amalivaca* aber hatte eine Tochter, die gern spazieren ging, welcher der Vater, um sie daran zu hindern, die Beine zerbrach. Nachdem *Amalivaca* lange bei den *Tamanachiern* gewohnt, nahm er sich ein Corial, um darin nach der andern Seite des Salzwassers, von wo er gekommen, zu gehen. Als er eben scheiden wollte, rief er ihnen mit veränderter Stimme zu: «Ihr werdet die Haut verändern!» d. h. ihr werdet euch ewig verjüngen, wie die Schlangen, Blatten u. s. w. Ein altes Weib aber rief zweifelnd aus: «Oh!» was *Amalivaca* so verdross, dass er nun sagte: «Ihr sollt sterben.»

Die *Maipuris*, ein anderer Stamm des *Orinoko*, nennen ihr höchstes Wesen: *Purrunaminari;* es erschuf die Menschen. Sein Weib heisst: *Taparimarru*, sein Sohn: *Sisiri*. *Tapanimarru* war eine schöne Jungfrau. *Purrunaminari* verliebte sich in sie, und seine Begierde, ohne dass er sie berührt hatte, machte sie zur Mutter des *Sisiri*.

Die übrigen Traditionen, die Gili von andern Stämmen mittheilt, tragen wie die zuletzt angeführten, ziemlich deutlich christliche Beimischungen an sich, weshalb ich sie auch nicht weiter anführe. Dahin möchte ich auch die Traditionen der *Warraus* zählen, nach welchen eine Frau, die durch die Luft flog, ohne Zuthun eines Mannes in der Nähe des Orinoko den ersten *Warrau* gebar, von welchem alle übrigen Stämme kommen.

Auch die *Maipuris*, und nach Alexander von Humboldt ebenfalls die *Tamanaquen*, sagen: In früher Zeit sei die ganze Erde mit Wasser überschwemmt worden. Nur zwei Personen, ein Mann und eine Frau retteten sich auf dem Gipfel des hohen Berges *Tamanaku*. Als sie in tiefem Kummer über den Verlust ihrer Freunde auf dem Berge herumgingen, hörten sie eine Stimme, die ihnen befahl, die Früchte der *Mauritia* über ihre Schultern hinter sich zu werfen, und als sie dies thaten, wurden aus den Früchten, die der Mann warf, Männer, und aus denen, die die Frau warf, Frauen. Nach der Mythe der *Macusis*, warf der einzige Mensch, der die allgemeine Fluth überlebte, Steine hinter sich und bevölkerte dadurch die Erde von neuem.

Die alten Frauen vertreten bei fast allen Stämmen, die wir kennen lernten, die Stelle der alten Barden und pflanzen diese Traditionen von einer Generation auf die andere fort.

*) Siehe: P. Salvator Gili, *Saggio di Storia naturale, civile e sacra etc.; Roma* 1782.

Nirgends habe ich auch nur die leiseste Spur eines Götzendienstes oder einer Fetischanbetung gefunden. Alle Naturkräfte sind Ausfluss des guten Geistes, sobald sie die Ruhe des Indianers, sein Behagen nicht stören, Wirkungen der bösen Geister, sobald sie dies thun. Den Einfluss und die Macht, welche der *Piai* über diese Dämonen besitzt, habe ich schon näher auseinandergesetzt.

Fehlt all' diesen religiösen Ueberzeugungen auch der innere Zusammenhang, fehlen ihnen alle jene Ceremonien, jene äussern Formen, in welchen der Glaube Gestalt gewinnt, so möchte ich doch behaupten, dass die Indianer dem Christenthum in ihrer einfachen Religion viel näher stehen, als alle jene asiatischen Völkerschaften mit ihren gekünstelten und phantastisch ausgeschmückten Religionssystemen und dass, wenn in der Gegenwart jenes noch so wenig Wurzel unter ihnen gefasst hat, seine Bekenner und Verbreiter den grössten Theil der Schuld tragen.

Wie bei den übrigen Stämmen, so steht auch bei den *Macusis* jeder Niederlassung ein Häuptling vor, dessen Machtbefugniss meinen Lesern schon bekannt ist. Er hat die Tage der allgemeinen Lustbarkeiten, des Tanzes u. s. w. festzusetzen, giebt die Befehle, dass den Gästen Speise und Trank vorgesetzt werde, und ruft die Bewohner der Niederlassung zu den Berathungen zusammen, sobald das Allgemeinwohl oder Allgemeininteresse eine solche Berathung erheischt. Seine Anordnungen giebt er nie in gebieterischer Weise, sondern stellt sie jederzeit gleichsam dem freien Entschluss seiner Untergebenen anheim, er fragt sie: ob man nicht vielleicht dieses oder jenes thun sollte, u. s w. Im Kriege ist er aber unumschränkter Herrscher. Jeder Indianer überschickt ihm, sobald er von der Jagd oder dem Fischfang heimgekehrt ist, einen Theil der Beute zum Geschenk.

In Friedenszeiten möchte der Häuptling auch nur wenig zu entscheiden haben. Das Eigenthum jedes Einzelnen, mag dies nun in einer Hütte, in den wenigen Geräthschaften, oder in dem Proviantfelde bestehen, ist heilig; eine Verletzung desselben, ausser im Kriege, ist fast nicht möglich, und Streitigkeiten über das Mein und Dein sind daher höchst selten. Sollten sie jedoch vorkommen, so entscheidet das Palaver (Berathung der Männer), das der Häuptling zusammenruft, und die streitenden Partheien unterwerfen sich dem Ausspruch. Jede Kränkung an der Ehre, an Frau und Kind wäscht der Mann meist durch blutige Rache ab, ohne sie vor die Entscheidung der Volksversammlung zu bringen.

Dem Ausbruch der Feindseligkeiten geht keine Kriegserklärung vorher; sondern, sobald in dem Palaver der Krieg beschlossen ist, sucht die die Offensive ergreifende Parthei sich bei Nacht der Niederlassung des Feindes soviel als möglich zu nähern, um diese mit Tagesanbruch zu überfallen. Oft sind aber die wachsamen Hunde die Verräther eines solchen Unternehmens, wo dann die angreifende Parthei von den Angegriffenen wohlbewaffnet und vorbe-

reitet empfangen wird. Fühlen diese sich zu schwach, so ergreifen sie, ohne noch den Kampf zu beginnen, mit Hinterlassung ihrer Kranken die Flucht, an denen dann der getäuschte Feind seine Rache kühlt und das Dorf zerstört. Bei den Küstenstämmen, wo die der Ebbe und Fluth ausgesetzten Flussbetten die Heerstrassen bilden, wird der Angriff auch durch diese bedingt. Muss die angreifende Parthei den Fluss aufsteigen, so geschieht dies nur während der Fluth, wo sie dann ihre Corials ganz der Strömung überlassen, da sie das Geräusch des Ruderns leicht verrathen könnte. Ebenso wird der Kriegszug nur bei Ebbe unternommen, wenn die Angreifenden den Fluss abwärts fahren müssen. Tritt während dieses Auf- oder Abwärts fahrens die Ebbe oder Fluth ein, oder bricht der Tag an, bevor sie noch ihr Ziel erreicht haben, so werden die Corials schnell in das Wasser versenkt, um bei Einbruch der Nacht wieder herausgezogen zu werden und auf ihnen den Zug fortzusetzen. Die Krieger selbst verbergen sich in den Wald und vermeiden sorgfältig alles, was sie verrathen könnte.

Begegnen sich die streitenden Partheien auf offenem Felde, so beginnt die Action mit einem Kriegstanze, bei welcher der Feind den Gegner durch eine Menge Verrenkungen und Gesticulationen herausfordert und sie sich überhaupt durch Spott- und Hohngesänge gegenseitig zum Muthe zu entflammen suchen. Das Gefecht beginnt nur aus der Ferne mit den vergifteten Pfeilen, von denen jeder Krieger sieben mit in den Kampf nimmt. Sind diese verschossen, so folgt der Kampf mit der Kriegskeule und zwar Mann gegen Mann. Zieht sich eine Parthei zurück, so sucht sie vor allem ihre Todten, damit diese nicht in die Hände des Feindes fallen, zu retten, ein Geschäft, welches den Weibern obliegt, die den Männern als Packthiere folgen und den Train bilden. Wie dem Häuptling in Kriegszeiten unbedingter Gehorsam geleistet wird, so zeichnet er sich in diesen auch durch einen glänzenderen Federschmuck, durch schönere Waffen und eine besondere Malerei seines Körpers aus. Auch die übrigen Krieger sind in solchen Zeiten anders bemalt als im Frieden Das Haar wird stark mit *Roucou* überzogen und mit Federn beklebt, und noch jetzt erinnern sich die Bewohner *Georgetown's* des eigenthümlich grausigen Schauspiels, das sich ihnen in der letzten Negerrevolution darbot, als die nackten, schauerlich bemalten und phantastisch geschmückten *Warraus, Caraiben, Akawais* und *Arawuaks* auf dem Paradeplatze in *Georgetwon* von dem Angriff auf die Neger aufgestellt waren, während die Frauen, beladen wie die Lastthiere, mit Waffen und Lebensmitteln das Hintertreffen bildeten.

Dies ist der Indianer in seinem Leben zum Allgemeinen, es fragt sich jetzt, wie er sich als Einzelwesen zeigt, und auch hierin kann ich die Charakteristik Buffon's keineswegs als getroffen ansehen. Gern gestehe ich zu, dass auch mich die Erfahrung den Indianer anders hat kennen lehren, als ich mir ihn nach den

Schilderungen hochpoetischer Gemüther zu denken gewohnt war; aber jenes träge, unempfindliche, indifferente, feige, stumpfsinnige Wesen, wie Buffon ihn schildert, ist er ebenfalls nicht. Ein gewisser Hang zur Trägheit beherrscht ihn allerdings in einem höhern Grade, als den Europäer, als den Indianer Nordamerika's; aber die Scholle der Heimath, nicht der Mangel an Seelenkräften ist die Hauptursache. Wie alle, dem Urzustande noch näher stehende Völker, sind auch sie leidenschaftlich in der Liebe, leidenschaftlich im Hass; nie aber trägt der Einzelne das Herz in der Hand; beide Gefühle hält er vor den Augen seiner Nebenmenschen verborgen, am tiefsten aber gegen die Europäer. Der Mensch, welcher so hassen kann, wie der Indianer, dass sich der Sättigung dieses Gefühls nichts hindernd und ablenkend entgegen stellen kann, dass er, um sich zu rächen, Gebirge überklimmt, fast undurchdringliche Wälder durchbricht, alle Beschwerden, die sich ihm entgegenstellen könnten, wie Hunger und Durst, mit Freudigkeit erduldet, muss auch gleich stark in der Liebe sein; es wäre ausserdem eine psychologische Anomalie. Es ist wahr, der Indianer ist schweigsam, aber nur schweigsam in Gegenwart von Fremden, namentlich von Europäern, weil er stolz ist. Der Europäer sieht keine Thräne in den Augen eines Indianers, sein Stolz weiss den äussern Ausdruck dieser Gefühle zu beherrschen. Ist der Indianer allein mit seinen Stammgenossen, hat er den Europäer erst achten lernen, dann wird er zum Franzosen an Lebendigkeit. Die Hälfte ihres Tages bringen sie mit dem Besprechen ihrer Abenteuer auf der Jagd und andern Gegenständen hin. Ein dumpfes, stumpfsinniges Wesen ist nie ein Mimiker, nie ein Humorist. Beide Talente sind aber Eigenthum fast jedes Indianers. Erscheint ein Fremder unter ihnen, so treibt die Neugier, diesen zu sehen, um ihn mit sich zu vergleichen, den Indianer in seine Nähe. Mit scharfem und sicherem Auge beobachtet er dessen Mienen, dessen Bewegungen, lauscht er den Worten desselben und wirft dann und wann einen sprechenden Seitenblick auf die ihn umstehenden Freunde, nichts entgeht ihm, nichts aber verräth auch den Triumph, den er schon im Innern feiert. Er kehrt nach seiner Hütte zurück, seine Freunde mit ihm, und in übersprudelnder Komik und beissender Satyre wird das Urtheil über den Fremden gesprochen. Sein Portrait wird entworfen. Seine Nase war so lang wie die eines *Maipuri*, er hatte einen Mund wie ein Kaiman und verschlang seine Speisen wie ein Tiger. Seine Beine waren so dürr und hässlich wie die eines *Tararamu (Mycteria)* und sein Bauch war so zusammengeschrumpft wie der eines Affen. Noch hatten wir erst wenige Wochen unter den *Macusis* gelebt, als auch jeder von uns einen Spitznamen erhalten, mit welchem sie uns unter einander bezeichneten. Herr Fryer hiess wegen seiner Grösse und seiner langen Füsse: *Tararamu*, Herr Goodall, der oft die Gebete beim Gottesdienst las, *Domini*, Stöckle, in Folge seiner blonden Haare, die ihnen besonders lächerlich vorkamen: *Arauta*

(Heulaffe), Tiedge wegen seiner langen Nase: *itéung yaneng*, Langnase oder *Maipuri*, mich aber nannten sie nur *Yariko-papa* (Blumenvater), weil ich mich immer mit Blumen herumtrug. Wie der Fremde augenblicklich einen Beinamen erhält, so auch jeder von ihnen, die jederzeit von einem Körpergebrechen oder Körpervorzug hergeleitet werden: der Langhaarige, Langköpfige, der Spitznasige, Dickhalsige, der Krummbeinige. Zeichnet sich jemand im Klettern aus, so kennt jedermann die «Tigerkatze»; ist er ein rascher Läufer: das «Reh», der «Pfeil» oder der «Blitz» u. s. w. ist allgemein bekannt. Wie bei den Männern, so auch bei den Frauen: die Dünnbeinige oder Dickbeinige, die Hinkende, Dickbäuchige, die Rothlippige, die Schielende, Schönäugige, die Langhaarige, die Lockige sind einige von den Namen, die ich kennen lernte. Doch dies nur beispielsweise.

Gleich rege sind alle ihre Verstandeskräfte, noch bewunderuswürdiger aber ihr Gedächtniss und die Leichtigkeit, mit welcher sie fremde Sprachen sich zu eigen machen. Man hat dem Indianer vorgeworfen, und auch mir schien es anfänglich so, er sei undankbar. Allerdings besitzt ihre Sprache kein Wort für dieses Gefühl; mit unveränderter Miene nimmt er meist das Geschenk entgegen; aber er vergisst es eben so wenig, wie die Beleidigung, die man ihm zugefügt; für beides kommt nach Jahren die Stunde nicht zu spät, um dies zu beweisen. Was ihr Auge sieht, getraut sich auch ihre Hand zu machen, behält ihr Verstand für die ganze Lebensdauer; nie aber gehen ihre Seelenkräfte über das den äussern Sinnen Wahrnehmbare hinaus; — alles Transcendentale bleibt ihnen fern; sie sind die eigentlichen Jünger der Erfahrungswissenschaften.

Der Indianer ist eitel, ist stolz, ist ehrgeizig. Freilich sind diese Leidenschaften auf den kleinen Ideenkreis beschränkt, in dem er sich bewegt; man gebe ihm aber einen erweiterten Wirkungskreis, und ihr Ehrgeiz wird sich auch in diesem bewähren. Sein Stolz findet jetzt Befriedigung in den Eigenschaften und Geschicklichkeiten, die er seinen Verhältnissen nach erlangen kann, er wird jenen in Höherem suchen, sobald sein Ideenkreis sich erweitert, sobald er sich seiner Anlagen bewusst geworden, und die Verehrung und Achtung, ja fast möchte ich sagen, die heilige Scheu, welche sie gegen den Europäer hegen, ist nichts anderes, als die Wirkung des noch unbewussten Gefühls der geistigen Ueberlegenheit jenes über sie. Sie erheben sich über diesen, sobald sich derselbe Schwächen zu Schulden kommen lässt, denen sie selbst unterworfen sind.

Wende ich mich nun zu ihren Sprachen, so treten mir freilich zwei Hindernisse in den Weg, die, um vielleicht auch für diesen noch so dunklen Punkt durch meine Reise etwas gethan zu haben, zu beseitigen nicht in meiner Macht standen; es ist der kurze Aufenthalt unter diesen Stämmen, deren Sprachen so vielfach von einander abweichen, und der Mangel an all dem wissenschaftlichen Apparat von

meiner Seite, der zu solchen Forschungen erforderlich ist, wenn sie gesunde Frucht bringen und nicht den Wirrwarr noch vermehren sollen, welcher über diesen Punkt schon herrscht. Die Sitten und Gebräuche der Stämme *Guiana's* zeigen eine auffallende Analogie mit vielen Völkerschaften Asiens, weniger oder fast gar keine mit den abendländischen. Ebenso ihre Sprachen. Bei einem Volke, das nur dürftige Spuren einer Tradition und Mythe besitzt, das noch keine Geschichte gehabt und keine geschichtlichen Dokumente bewahrt, muss es selbst dem Sprachforscher schwer werden, den rothen Faden aufzufinden, der sich durch die Vergangenheit bis zur Gegenwart fortzieht. Was ich hiermit biete, sind nur aus dem Umgang mit den Eingebornen aufgelesene Körner der Erfahrung, kaum ein schwacher Beitrag für die Zukunft, vielleicht aber eine Anregung für einen wissenschaftlich ausgerüsteten Mann, diese bisher vernachlässigten und zerstreuten Steine zu einem Gebäude zusammenzutragen, das das bisherige öde Feld belebt. Zu den eben angeführten Schwierigkeiten gesellt sich auch noch die, dass es fast unmöglich wird, die Sprache durch Abfragen zu erlernen, da man den Indianer nur auf kurze Zeit zur Beantwortung auf die Fragen, die man in Bezug auf die Sprache an ihn richtet, bereitwillig findet. Alle Fragen, die auf den Bau der Sprache, auf die Flexion, auf die Conjugation u. s. w. hinzielen, bleiben ihnen dunkel; sie führen ihn auf ein unbebautes Feld, er sieht den Fragenden einige Minuten stumm an, schüttelt den Kopf, ruft sein «hm» und geht fort, um nur gezwungen auf Augenblicke wieder Rede zu stehen. Das was ich über ihre Sprache sammeln konnte, sind daher nur eine Zahl Wörter, die ich im Anhange neben einander stellen werde, und einige ganz allgemeine grammatische Regeln.

Ich habe schon früher mehrfach erwähnt, dass es mir fast schien, als ob Guiana eben so viele Sprachen besässe, als es Stämme zählt, von denen nur wenige als Dialekte einer und derselben Stammsprache betrachtet werden könnten; ein entschiedenes Urtheil kann ich mir aus den eben angegebenen Gründen nicht erlauben. Die Wurzelwörter zeigen sich bei einigen Stämmen allerdings nicht nur gleichlautend, sondern auch gleichbedeutend, während sie bei andern wieder ganz von einander abweichen, so dass sie sich auch untereinander nicht verstehen, sondern die Pantomimen, wie bei dem Umgang mit dem Europäer, das einzige Mittel der gegenseitigen Verständigung bleiben. Je ähnlicher sich die Ureinwohner *Guiana's* an Gestalt, Gesichtsbildung, an Neigungen, Gewohnheiten und Sitten sind, um so auffallender muss diese wenigstens für das Ohr auftretende Sprachenabweichung sein. Wahrscheinlich dürfte es sein, dass alle Sprachen der Stämme *Guiana's* sich auf die der *Caraiben, Arawaaks, Warraus* und *Wapisianas* zurückführen lassen werden. Gleich beschränkt, wie ihr Ideenkreis, ist auch ihr Sprachreichthum, er begreift eigentlich nur das, was sie umgiebt, was ihnen durch ihre Sinne, ihr Gefühl wahr-

nehmbar ist. Alles was der Abstraction anheim fällt, bleibt ihnen fremd, dafür besitzen sie nur eine äusserst geringe Anzahl Wörter; die Wortbezeichnung für abstracte Begriffe ist aus ihrem Sprachschatz ausgeschlossen. Alles, was ihnen erst durch die Europäer, namentlich die Spanier bekannt geworden, hat auch die Bezeichnung des Volkes beibehalten, das sie den Gegenstand kennen lehrte; Bezeichnungen, die dann mit einzelnen, unwesentlichen Aenderungen der Buchstaben oder Sylbenzusätzen allen Stämmen eigenthümlich sind, da ihre Verbreitung mit ihrem Namen meistentheils von dem Stamme ausging, der mit jenem zuerst in Berührung kam. So nennen alle Stämme Guiana's das Geld *Brata* oder *Blata*, das Papier *Carita* (wahrscheinlich von Brief), das Hemde, die Leinwand, den Kattun *Camisa*, den Hut *Sombrero*, die Schuhe *Zapato*, die Flinte *Arakabusa*, das Pulver *Crubora*, auch *Polvora*, das Schroot *Piroto*, auch *Bala*, das Pferd *Cavari*, das Rindvieh *Vacca* oder *Bacca*, die Ziege *Cabrita*, das Schwein *Puenka* (von *Puerka*), das Huhn *Cariwina*. Ihre *Pronomia* sind sehr einfach. Die *Pronomina personalia* sind bei den *Macusis*: «*hure* (das *h* wird gelispelt) ich, *hamore* du, *missére* er, *hana* wir, *hanamore* ihr, *incamore* sie». So spricht der *Macusi:* ich bin ein *Macusi* «*hure Macusi*»; ich bin krank «*hure puriya puriwanna;* ich habe Zahnschmerzen, *hure yenépé uyéwanna*»; du hast Kopfschmerzen, *hamore yenépé pupeiwanna*. Die Abkürzung in den Sprachen trat uns besonders darin am deutlichsten hervor, dass unsere Dolmetscher höchstens mit zwanzig Worten das ausdrückten, was wir diesen in oft mehr als hundert mitgetheilt. Die jedesmalige richtige Antwort auf unsere Frage oder die genaue Ausführung unseres Wunsches zeigte, dass diese ihnen eine erschöpfende Uebersetzung geliefert hatten.

Ihre Buchstaben sind: *a*, *b*, *c*, *e*, *g*, *h*, *i*, *k*, *m*, *n*, *o*, *p*, *r*, *s*, *t*, *u*, *w*, *y*, von denen aber das *r* nur schwer vom *l* zu unterscheiden ist.

Die Substantiva besitzen keine Declination durch den *Casus*, wie im Griechischen und Lateinischen. Der Genitiv hat viel Aehnlichkeit mit dem englischen und deutschen, z. B. Meines Bruders Haus: *Moyeh yéwuh*; deines Bruders Haus: *Hayakong yéwuh;* meiner Mutter Haus: *Mama yéwuh*. Der Dativ wird durch ein Präfix ausgedrückt. Ich gehe zu ihm: *ipa* (zu ihm) *ute* (ich gehe). Er bekommt auch ein *Suffixum*. Er geht zu ihm: *misere ute ipa*. Er sagt zu ihm: *misere ipa tapomong*. Accusativ: Ich sehe ihn an: *mokré yera moya*. Ich fürchte den Kanaima: *Kanaima po sina napowai*. Ablativ oder Localcasus; Im Hause: *anté tamang*; ich komme vom Berge herab: *wui pai yepu-pure*. In Bezug auf das Geschlecht unterscheiden sie männliches und weibliches, indem sie Mann, *Worayo* oder Weib, *whori* davor setzen, *Waiking* das Reh, *worayo Waiking* ein männliches, *whori Waiking* ein weibliches Reh. Ein Hahn *worayo Cariwina*, eine Henne *whori Cariwina*. Doch giebt es auch einige Ausnahmen von dieser

Regel: *Arimaragha* der Hund, *Inapui* die Hündin. Zu diesen Ausnahmen gehören besonders Wörter, die sich auf eine Verwandtschaft beziehen.

Ihre Adjectiva sind meist Ableitungen von Verben und eigentliche Participia. Die Zahlwörter reichen bei vielen Stämmen nur bis zwanzig, wobei sie die Finger und Zehen zu Grunde legen und mit den Fingern anfangen. Jede höhere Zahl heisst bei ihnen: «viel.» Nur einzelne Stämme, namentlich die Arawaaks, zählen bis hundert.

Ich führe hier nur die Zahlwörter der *Macusis* an:

1. *Tiwing.*
2. *Sakené.*
3. *Eserewa.*
4. *Asakrepanna.*
5. *Mia etenkeng.*
6. *Tiwing mia pona timotei.*
7. *Sakené mia pona timotei.*
8. *Eserewa mia pona timotei.*
9. *Asakrepanna mia pona timotei.*
10. *Mia tamenaure.*
11. *Tiwing pu pona timotei.*
12. *Sakené pu pona timotei.*
13. *Eserewa pu pona timotei.*
14. *Asakrepanna pu pona timotei.*
15. *Pu etenkeng.*
16. *Tiwing pu ratoi pona timotei.*
17. *Sakené pu ratoi pona timotei.*
18. *Eserewa pu ratoi pona timotei.*
19. *Asakrepanna pu ratoi pona timotei.*
20. *Pu tamenaura.*
21. *Tiwing pemongkong* (ein Mensch).

Die Erklärung, wie überhaupt die innere Oekonomie der Zählweise ist ziemlich schwierig und dunkel. Die Finger der einen Hand sind die eigentliche Grundzahl, die Basis des ganzen Zahlsystems in den Einern. *Pona* heisst hier: darüber, darauf; *etenkeng* (*en* sehr tief ausgesprochen), die eine Hand als Grundzahl, *timotei* bedeutet: anfangen, z. B. beim Lesen eines Buches auf der andern Seite, nachdem die erste vollendet war; 5 *Mia etenkeng*, die eine Hand als Grundzahl. 6 *Tiwing mia pona timotei*: die Grundzahl einmal und einen Finger darauf. 10 beide Hände, wo sie dann aber nicht mehr Grundzahl sind, indem die Füsse von da ab diese Function übernehmen und die Zahl der Finger nur die Stelle der Einer vertritt. Die Füsse werden die Zehner, die Finger die Einer. Die Worte, welche die Zahl 11 ausdrücken, bedeuten: beide Füsse (als Grundzahl) und einen Finger, die Grundzahl der Einer. 15, beide Füsse und die eine Hand; 16, beide Füsse und einen Finger der andern Hälfte der Grundzahl der Einer darauf, denn *ratoi* heisst die andere Hälfte. 20, die Füsse und alle Einer. Von 20 an wird dieses nun Grundzahl und mit dem Worte *pemongkong* bezeichnet. 21, *Tiwing pemongkong*, bedeutet daher die Grundzahl *pemongkong* und eins darauf. Die Verba werden wirklich conjugirt und die Substantiva und Pronomina sind ihnen dann einverleibt.

Hierzu füge ich noch einige Angaben über ihre Zeiteintheilung. Der Zwischen-

raum vom Beginn der Regenzeit bis zur nächsten Regenzeit, oder vom Beginn der trockenen Jahreszeit bis zur nächsten, ist ein Jahr; *Timong* nennen die *Macusis* die Regenzeit, demnach *Tiwing Timong*, auch *Tiwing Conno* ein Jahr; *Awina* die trockne Jahreszeit, *Tiwing Awina* ein Jahr. Das Jahr selbst zerfällt in Mondesmonate, die mit dem Neumond beginnen und enden. *Kapoi* der Mond, *Tiwing Kapoi* ein Monat. *Kapoi-pacca* der Neumond, *imn pé Kapoi wanne* der Vollmond. Der Tag heisst *Deké*, ein Tag *Tiwing Deké*. Jeder Tag zerfällt in verschiedene Abschnitte. Um sechs Uhr Morgens sagen sie: «*Erima-pui*» um Sonnenaufgang, dann folgt neun Uhr: «wenn die Sonne hochsteht»; Mittag: *Nekata paira woe wanné* «die Sonne gerade über uns»; drei Uhr Nachmittags: «das Umkehren der Sonne, und sechs Uhr Abends *Wae hé wommé*. Das Niedergehen der Sonne: «*Ewarum pamu*, auch *Akomanune*. *Hanoina* Mitternacht *Eremapui winäki* am Sonnenaufgang, *Akapita erimapui* das Morgenroth. Die Zwischenzeiten bestimmen sie dadurch, dass sie auf eine gewisse Stelle des Himmels zeigen und dazu sagen: als die Sonne da stand, oder wenn die Sonne da steht. Die Nacht wird in drei Abschnitte getheilt. Der erste begreift das, was wir Abend nennen; den zweiten bezeichnen sie mit den Worten: «wenn sie alle schlafen»; dieser ist der längste. Der dritte heisst die Zeit des Hahnengeschreies, so nennt der Indiawenigstens jetzt, wo die Hühner allgemein geworden sind, die Stunde vor Aufgang der Sonne. Unter den Himmelskörpern und Sternbildern haben nur wenige einen besondern Namen. Die Sonne *Wae*, der Mond *Kapoi*, die Sterne *Sirike*, der Skorpion *Marité* (so heisst auch das Insect), das Siebengestirn *Ta-mukang*, die Milchstrasse *Parana* (*Parana* auch das Meer; daher *Paranaghieri*, Leute, die über das Meer gekommen sind), der Abendstern *Kai-wono* (Frau des Mondes, da die Venus nicht allein unter allen Sternen nächst dem Monde am meisten strahlt, und selbst einen Schatten wirft, sondern auch immer in der Nähe desselben gefunden wird), die Sternschnuppen *Wai-taima*. Sonne, Mond und Sterne sind ihnen lebende Geschöpfe, daher der Than «*Sirike itaku*, der Urin oder Speichel der Sterne.» Wollen sie die Entfernung eines Ortes von einem andern bezeichnen, so drücken sie dies durch die Angabe der Nächte, die sie bis dahin unterwegs bleiben, aus. Ist der Ort fünf Tagereisen entfernt, so heisst es: «ich werde viermal während der Reise schlafen und dann am Orte ankommen.» Fasst die Entfernung keinen vollen Tag in sich, so sprechen sie das Wort *hop-pah* auf eine eigenthümliche Weise aus, indem sie die erste Sylbe lang dehnen, dabei mit der Hand den Lauf der Sonne bis zum Zenith beschreiben und dann mit der Sylbe *pah* die Hand bis dahin bewegen, wo die Sonne stehen wird, wenn man ankommt. So wie das Wort ganz ausgesprochen ist, schlagen sie sich an die Brust. Eine besondere Sitte bei den *Macusis* ist auch die, dass, sowie der Neumond sichtbar wird, sich alle Männer vor die

Thür der Hütte stellen, und ihre Arme in kurzen Intervallen nach ihm ausstrecken und zurückziehen. Diese werden dadurch für die Jagd gestärkt,

Das sind die kümmerlichen Brocken, die ich über die Sprachen der einzelnen Stämme im Allgemeinen habe sammeln können, das im Anhang beigefügte *Vocabularium* wird die gegebenen Notizen wenigstens etwas vervollständigen.

Ich halte es hier keineswegs am unrechten Orte, einige Anmerkungen über die fabelhaften Mannfrauen, die Amazonen, und die so berühmt gewordenen Amazonensteine beizufügen, obschon auch das, was wir durch unsere Nachforschungen erfuhren, keineswegs neue Daten liefert, und nur die Wiederholung jener ganzen Mythenreihe enthält, die sich aus dem classischen Alterthum bis in die Gegenwart erstreckt, und, gleich der geographischen Lage des *El Dorado*, fast alle Himmelsstriche durchlaufen hat. Alexander von Humboldt sagt mit Recht: «sie gehört zu jenem einförmigen und ächten Kreise von Träumereien und Ideen, in welchem die dichterische und religiöse Einbildungskraft sämmtlicher Menschenracen und aller Zeitalter sich fast instinktmässig umherbewegt. Kaum hatte Christoph Columbus die kleinen Antillen am Schlusse seiner ersten Reise entdeckt, als er sich schon in der Nähe einer Insel wähnte (*Matinino* [*St. Lucia*]), die nur von Frauen bewohnt wäre (*Navarrete*, *Tom.* I. *p.* 134, 138), von denen er gern einige aufgefangen und mitgenommen hätte, um sie der Königin Isabella vorzustellen.»*) Um so wunderbarer musste in der neuesten Zeit ein Buch erscheinen, das unter dem Titel: «*El Dorado*» in *New-York* herausgekommen ist, in welchem ein gewisser van Heuvel nicht allein die ganze Grösse des fabelhaften See's *Parima* zu retten sucht, obschon er auf's genaueste mit Alexander von Humboldt's Werken bekannt ist, sondern in welchem auch nach der beigefügten Karte noch heute aus dem See *Parima* der *Rio Branco*, dem *Takutu*, *Rio Negro* und Amazonenstrom, der *Cuyuni* dem *Siparuni*, *Mazaruni* und *Essequibo*, und endlich der *Paragua* dem *Orinoko* zuströmen. Van Heuvel ist nie in das Innere von *Guiana* gekommen, sondern hat einzig und allein mit gierigen Händen alles gesammelt, was er sowohl für die geographischen Verhältnisse *Guiana's*, als auch über das *El Dorado* und die Amazonen sammeln konnte, ohne dann das Zusammengeraffte einer kritischen Sichtung zu unterwerfen. Er wollte die historische Wahrheit jener dichterischen Träumereien retten, und bewies sie, ohne sich um das zu bekümmern, was vor ihm bewiesen war. Van Heuvel giebt dem See *Parima* noch eine Länge von 250 Miles. Wie dieser Wundersee für ihn noch in seiner ganzen mythischen Herrlichkeit besteht, so existirt für seine durch die phantastischen Sagen und Berichte, welche er von

*) Siehe: Alex. von Humboldt: Examen critique de l'histoire de la geographie etc. nach der Uebersetzung Band 1, S. 275.

Mahanarwa, dem letzten Kaziken der Caraiben erhalten haben will, aufgeregte Einbildungskraft auch die Republik der Mannweiber noch. Nach den von Mahanarwa erhaltenen Angaben bewohnen sie einen Ort am Flusse *Wara*, der ganz von Felsen eingeschlossen ist, zu welchem nur ein einziger Eingang, eine einzige Oeffnung führt. Ja er bezeichnet nach diesen Angaben auch den Stamm, welchen die Amazonen jährlich besuchen, es sind die *Teyrous* oder *Tairas* in *Cayenne*, ein Zweigstamm der *Caraiben*. Der Fluss *Ouassa* ist ein Arm des *Oyapoke*, von dem *Condamine* erzählt, dass dort die Indianer mit den «langen Ohren» lebten, was auch Harcourt durch seine Reise im Jahre 1608 bestätigt fand. Die Bewohner desselben sind *Caraiben*, von welcher «langohrigen» Nation auch ein Theil den *Marawini* bewohnt.» Unter den *Macusis* und *Arawaaks* fanden wir die Sage von den Amazonen am allgemeinsten verbreitet, und wir hatten uns keineswegs über spärliche Mittheilungen zu beklagen, da uns von allen die bereitwilligste Auskunft ertheilt wurde, die aber durchgängig nur Wiederholungen des schon Bekannten waren. Jeder Stamm versetzte den Aufenthaltsort nach einer verschiedenen Gegend, gewöhnlich nach einer solchen, die von ihnen bisher noch nicht besucht worden, und ihnen daher auch unbekannt war. Ein *Arawaak*-Häuptling erzählte mir, dass sein Bruder, der an dem obern *Mazaruni* lebte, sie einigemal besucht und von den *Wirisamoca*, wie er die Amazonen nannte, auch einen jener grünen Steine zum Geschenk erhalten habe. Sie bearbeiteten ihre Felder ohne alle männliche Beihülfe, führten Bogen und Blaserohr und erlaubten den Besuch der Männer alljährlich nur einmal; seinem Bruder sei aber von den *Wirisamocas* aufgetragen worden, seine Stammgenossen einzuladen, sie zu besuchen, die Zahl der Besuchenden dürfe jedoch 20 nicht überschreiten. Die männlichen Kinder würden getödtet. Das hatte der alte Häuptling von seinem Bruder vernommen; keiner der Indianer aber, von denen ich Mittheilungen über diese fabelhaften Frauen erhielt, hatte sie selbst gesehen, immer war dies Glück seinem Grossvater, Vater oder irgend welchem Verwandten zu Theil geworden, der aber niemals noch am Leben oder gegenwärtig war. Auch in dem Quellgebiete des Corentyn, dem letzten Zufluchtsort, nach welchem sie versetzt wurden, da dieses bisher noch vollkommen unbekannt war, fand mein Bruder weder bestimmtere Nachrichten, noch die Amazonen selbst.

Meinem Urtheile nach scheint die Entstehung der Mythe offenbar ihren Grund in dem kriegerischen Charakter der Frauen einzelner Stämme, namentlich der Caraibinnen zu haben. Schon Columbus führt in seiner zweiten Reise Proben des Muthes der Bewohnerinnen von *Guadalupe* an, von denen er am Landen gehindert wurde, und Peter Martyr d'Anghiera sagt über die Bewohner dieser Insel, dass beide Geschlechter grosse Stärke und Gewandtheit in dem Führen des Bogens und anderer Waffen besässen. «Sind die Männer von ihren Hütten abwesend, so ver-

theidigen sich die Frauen bei Ueberfällen eben so wacker, wie die Männer.» Dasselbe gilt von den Caraibinnen des Festlandes. Hierzu fügt Peter Martyr noch: In dem blutigen Widerstande gegen die Spanier vertheidigten sich die Weiber nach dem Tode ihrer Männer mit solch einem kühnen und verzweifelten Muthe, dass sie für Amazonen gehalten wurden *(Herrera Dec. I.)*. Dass die Caraibinnen auch jetzt noch ihre Männer in den Krieg begleiten und thätigen Antheil an dem Kampfe nehmen, hat sich in der Negerrevolution von 1823 bethätigt. Columbus hatte schon auf der ersten Reise kämpfende Frauen gefunden und in ihnen Amazonen gesehen. Was die alte Welt von diesen erzählt, glaubte er in der neuen wiederzufinden, ein Suchen von 354 Jahren hat sie jedoch nicht auffinden können.*)

Eine höchst interessante Erscheinung sind jedenfalls die grünen Amazonensteine *(Lapis nephriticus)*, die *Piedras hijadas* der Spanier, über die alle Angaben der Indianer darin übereinkommen, dass sie von den Amazonen herrühren. Alexander von Humboldt fand diese Steine unter den Indianern des *Rio Negro*, wo sie als Amulette gegen Fieber und den Biss giftiger Schlangen um den Hals getragen wurden;**) von Martius***) traf sie am *Rio Negro* bei den Bewohnern von *Sylves* und ich in *Demerara*.

Durch die Caraiben wurden sie längs der Küste von *Guiana* und in Demerara eingeführt, wo sie unter den Namen *Macuaba-* oder *Calicot*-Steine bekannt sind. Am Orinoko führen sie den Namen *Macagua*, offenbar dasselbe Wort, wie jenes. Früher sollen sie von den Caraiben sehr häufig nach *Demerara* gebracht worden sein, jetzt werden sie es äusserst selten. Ich hatte nur ein einziges Mal Gelegenheit, einen dieser Steine, der im Besitz eines dortigen Kaufmanns war, zu sehen. Der Stein stimmte nicht allein in der Form, sondern auch in der Farbe noch genau mit der Beschreibung überein, die Alexander von Humboldt von ihnen giebt. Wie man mir mittheilte, waren sie früher auch nach *Demerara* oft in Form von Fischen und andern Thieren, so wie mit auf den Flächen eingeschnittenen Figuren gebracht worden.

Nach Barrere wurden sie von den Caraiben selbst höher als Gold geschätzt. Ein solcher Stein war der Preis für einen Sklaven. Sir Walther Raleigh sah sie am *Orinoko* und bemerkt darüber, dass jeder Kazike einen solchen Stein besessen, der gewöhnlich von seinen Weibern getragen worden wäre. Sie schätzten sie

---

*) S. Alex. v. Humboldt: *Voyage aux régions équinoxiales etc.* Tom. VIII. livre VIII. Chap. XXIII, pag. 10 etc.

**) S. *Voyage aux rég.* Tom. VIII. livre VIII. Chap. XXIII. u. XXIV. p. 207.

***) S. v. Martius: Reise in Brasilien etc. Bd. III. Seite 1087 u. 1099.

mehr als Gold*). Lawrence Keymis sagt von den Caraiben und andern Stämmen, die den *Arawari*, unterhalb des *Oyapoke*, bewohnen: Ihr Geld sind weisse und grüne Steine. Auch am *Corentyn* fand er dieselben.

In Bezug auf den Fundort dieser Amazonensteine weichen die Angaben eben so vielfach von einander ab, wie über den Aufenthalt der Amazonen selbst. Barrere wurde versichert, dass die Steine im Lande der *Tapouyes*, am obern Amazonenstrome, die ihnen auch die Form gäben, gefunden würden. Chevalier Marchais berichtet in seiner Reise in *Cayenne* ebenfalls, dass der grösste Reichthum der Caraiben in Halsbändern von grünen Steinen bestände, die sie von dem obern Amazonenstrome bekämen, wo sie in jeder beliebigen Form aus einem zähen Schlamme geformt und an der Luft gehärtet würden. Charlevoix spricht von einem grünen Steine, mit welchem die *Haytians* ihre Canoes aushöhlen, und bemerkt, dass diese Steine niemals auf der Insel oder in ihrer Nähe gefunden würden, dass sie aber nach der allgemeinen Annahme von dem obern Amazonenstrome kämen, wo sie aus dem Schlamme des Flusses geformt würden. Wahrscheinlich meint Charlevoix mit seinen Amazonensteinen dieselben, die auch wir häufig unter den Caraiben und Macusis als Steinmesser, Aexte und in den Kriegskeulen fanden, die einem serpentinartigen Gestein anzugehören schienen, keineswegs aber wirkliche Amazonensteine waren. In *San Carlos*, wie überhaupt am *Rio Negro*, wurden Alexander von Humboldt die Quellen des *Orinoko* als Fundort dieser Steine bezeichnet, in der Mission am *Caroni* und in *Angostura* aber die Quellen des *Caroni*. Alexander von Humboldt bemerkt ferner, dass spanische Soldaten diese Steine in dem Felsendamme, der den *Orinoko* kreuzt und den Strudel des *Guaharibos* bildet, gefunden haben wollten. Da aber weder er, noch der Chirurg Hortsmann, welcher 1739 den *Essequibo* herauf nach dem *Rio Branco* ging, noch *Don Antonio Santos* auf seiner Reise von *Angostura* nach *Grand Parà* (1775) diese Steine fanden, so nimmt er die angegebenen Fundorte ebenfalls als mythisch traditionelle an. Mein Bruder fand sie auf seiner Reise im Jahre 1837 ebensowenig an diesen Orten. Nach Clavigero stimmen die in *Guiana* unter den Indianern gefundenen grünen Steine ganz mit denen überein, die der Mönch Bernhard de Sahagun bei der Eroberung von Mexico unter den *Anahuacs* entdeckte. Die Mexicaner nannten die Steine: *Quetzalitzli*, nach von Martius: *Xouxouque tecpatl*. Sie bildeten aus dem Gestein allerhand künstliche Figuren, da sie nicht allein das Steinschneiden und Steinfassen, sondern auch das Schneiden der Diamanten verstanden. Nach den zahlreichen mexicanischen Nephriten, die man in verschiedenen Sammlungen findet, sind diese vollkommen identisch mit den Amazonensteinen, wie sie in *Guiana* noch hier und da gefunden werden. Obschon es bisher noch keinem Rei-

*) Siehe: Cayley's *Life of Raleigh* Vol. II pag. 360.

senden und Ethnologen gelungen ist, die Bewohner *Guiana's* mit den Mexicanern in Verbindung zu bringen, wie dies nach Garcillaso bei den Bewohnern von *Peru* und *Neu-Granada* der Fall ist, indem jene nach *Herrera* mittelst des Isthmus von *Darien* hier einwanderten, so dürfte die Behauptung, dass bei jener Wanderung sich ein Zweig abgetrennt und in *Guiana* niedergelassen, auf welchem Wege dann auch diese Steine hierher gekommen, keineswegs zu den gewagten Hypothesen gehören. Die von uns so zahlreich aufgefundenen Hieroglyphen und Bilderschriften in den Felsen der grösseren Ströme und auf hohen Gebirgsketten möchten eine Abstammung von den hochcivilisirten *Anahuacs* nur noch wahrscheinlicher machen, ungeachtet diese frühere Culturstufe den jetzigen Bewohnern selbst in der Tradition fremd und unbekannt ist.

Da sowohl die Mythe über die Amazonen, wie die Traditionen über die Amazonensteine von den namhaftesten Männern der Gegenwart wie der Vergangenheit vielfachen Untersuchungen unterworfen worden sind, ohne dass sie zum Schluss hätten geführt werden können, so glaubte ich auch das nicht unberührt lassen zu dürfen, was ich auf meiner Reise darüber von den Indianern erfuhr.

Ehe ich wieder zur Fortsetzung meiner Erlebnisse in *Pirara* gehe, möchte ich noch einige Bemerkungen über die Krankheiten, die ich unter den *Macusis* besonders heimisch fand und über die Mittel beifügen, deren sie sich hauptsächlich ausser den Bannsprüchen der Zauberer bedienen, wozu ich zugleich ein Verzeichniss aller der Pflanzen fügen will, die in medizinischer Hinsicht nicht allein von den Indianern, sondern auch von den Farbigen und Negern in verschiedenen Krankheiten benutzt werden.

Mit Ausnahme der schon angeführten endemischen Hautkrankheiten, die ein Erbtheil der gesammten südamerikanischen Stämme zu sein scheinen, fand ich unter den *Macusis* nur Fieber, Dysenterie, Ruhr, Wassersucht, Entzündungen der Unterleibsorgane, am häufigsten aber Leberkrankheiten, unter den Kindern Wurmkrankheiten vorherrschend. Die grösste Zahl der Indianer zeigt in der monströsen Aufschwellung des Unterleibes, die selbst bei Kindern nicht ungewöhnlich ist, wie allgemein die Leberleiden verbreitet sind. Ich werde zuerst die allgemeinen, fast bei allen Krankheiten angewandten Mittel anführen. Fühlt sich der Indianer unwohl, so legt er sich in seine Hängematte, lässt sich ein kleines Feuer unter dieser anzünden, und bringt erst einige Tage ruhig in derselben zu. Steigern sich die Symptome, so lässt er den *Piai* rufen, der nun seinen Zauber verrichtet, und dann zu den allgemeinen Mitteln greift. Die Dampfbäder und kalten Flussbäder nehmen die erste Stelle ein. Die Krankheit habe welchen Charakter sie wolle, das Bad steht, wie ich schon früher anführte, oben an. In der Hitze des Fiebers wird der Kranke, wenn ihn seine Kräfte nicht mehr bis zum Fluss tragen, eben so gut mit kaltem

Wasser begossen, wie er durch glühend gemachte Quarz- oder Kieselsteine, die unter die Hängematte gelegt und mit Wasser begossen werden, in Dämpfe eingehüllt wird. Diesen Universalmitteln stehen am nächsten die Aderlässe, die ebenfalls fast in allen Krankheiten, selbst bei jedem unbedeutenden Unwohlsein, Rheumatismus, starker Erhitzung angewendet werden. Gewöhnlich machen sie da, wo sie die Schmerzen fühlen, mit einem scharfen Knochen, dem Stachel der *Raja* oder einem Messer eine oder mehre Oeffnungen in die zunächst liegende Vene, oder schneiden lange, perpendiculäre Schnitte in die Haut und reiben dann, wenn die Wunden lange genug geblutet, den adstringirenden und beissenden Saft der Frucht einer *Passiflora* hinein. Ich habe keinen Eingebornen, mochte es nun ein bejahrter Mann, oder eine bejahrte Frau, ein Knabe oder ein Mädchen sein, gesehen, der nicht die Narben von solchen barbarischen Aderlässen an sich getragen. Das dritte allgemeine Heilmittel ist ein strenges Fasten, während dessen der Kranke nichts, als ein aus Cassadamehl gekochtes Getränk geniesst. So wenig glücklich sie in der Kur innerer Krankheiten sind, um so mehr zeichnen sie sich durch die einfache und glückliche Behandlung von Wunden aus. Bei kleinern Wunden werden diese sauber ausgewaschen, dann eine zeitlang über das Feuer gehalten und nun erst verbunden. Bei grösseren Verletzungen oder Verstümmelungen wird der Verwundete auf ein Gerüst über ein schwaches Feuer gelegt, die Wunde sorgfältig gereinigt, und die Heilung schreitet schnell vor. Dass ihnen selbst der grässlichste Schmerz keine Klage abzupressen vermag, habe ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt.

Die sowohl von den Indianern, als auch von den Farbigen und Negern angewandten Pflanzenmittel sind:

Gegen Fieber:

Eine Infusion der Rinde von *Eryngium foetidum (Lin.)*, *Byrsonima crassifolia;* ferner ein Decoct der Rinde und Blüthe von *Diospyros Paralea (Steud.)*, *Scoparia dulcis (Lin.)*, *Lisyanthus purpurascens (Aubl.)*, *Myrmecia scandens (Willd.)*, *Strychnos Pseudo-Quina (St. Hil.)*, *Quassia amara*, *Uvaria febrifuga (Humb. Bonp.)* und *Nectandra Rodiei (Schomb.)*. Das letztere Mittel ist ohne Zweifel das wirksamste. Die Wirkungen dieses Decocts der Rinde oder Früchte des Baumes, der zugleich das vorzüglichste Bauholz liefert, welches in England eingeführt wird, sind schon seit einiger Zeit bekannt. Dr. Rodie, der am *Demarara* ein Holzetablissement besitzt, und sich viel dort aufhielt, sah, dass sowohl die Indianer, wie die Neger bei ihren Fieberanfällen die Rinde, die Früchte, selbst das Holz zerquetschten, in eine Quantität Wasser legten, dieses dann besonders des Morgens tranken, und bald von den Fiebern befreit waren. Er suchte daher das Alkaloid rein darzustellen, was ihm auch bei einem Versuche, aber später nie wieder gelang. Bancroft beschrieb den Baum bereits 1779 in seiner: *Natural History of Guiana*

unter dem Namen Grünherz, unter welchem er auch allgemein in der Colonie bekannt ist. Botanisch blieb er bis kurz vor unserer Abreise unbekannt, wo mein Bruder erst Blüthen erhielt, aus denen sich ergab, dass der Baum eine *Nectandra* ist, der er den specifischen Namen, *Rodiei*, dem europäischen Entdecker seiner fiebervertreibenden Eigenschaften zu Ehren, gab. Fast alle Küstenflüsse besitzen den Baum in grosser Menge, namentlich der *Demerara*, und sollte *Peru* die Ausfuhr der wahren *Cinchona* einschränken, so wird das *Greenheart* die Rinde jener reichlich ersetzen. Gegen intermittirende Fieber benutzen die Neger besonders die geröstete Wurzel der *Maranta arundinacea (Lin.)*.

Purgir- und Vomirmittel:

Als Abführungsmittel zeigt sich besonders eine kleine Dosis des *Jonidium Itoubou* wirksam. Eine Drachme dient schon als Brechmittel (die Brasilianer benutzen die Wurzel als Mittel gegen Dysenterie). Eine Dosis von 6 — 8 Gran des harzigen Saftes der *Vismia sessilifolia (Pers.)*, wirkt ebenfalls purgirend. Der Saft der Rinde von *Guarea Aubletii (Juss.)* und *trichilioides (Lin.)* dient als kräftiges Brech- und Purgirmittel zugleich. Auch der Same von *Hura crepitans* wirkt purgirend, muss aber mit der grössten Vorsicht angewendet werden, da seine Wirkungen fast zu drastisch sind; die Wurzel der *Cephaëlis Ipecacuanha (Rich.)* liefert die kräftigste *Ipecacuanha*. Purgirend wirken ferner: *Adenoropium gossypifolium (Pohl)*, *Lisyanthus alatus (Aubl.)*, *Boerhavia hirsuta (Lin.)*, *Allamanda Aubletii (Pohl)*, *Asclepias curassavica*.

Mittel gegen Diarrhoe und Ruhr:

Eine Infusion der Rinde von *Byrsonima crassifolia*, *Willughbeia acida (Willd.)*, *Stachytarpheta jamaicensis* und *Acrodiclidium Camara (Schomb.)*. Auch dieser Baum war schon in seinen Wirkungen von Bankroft und Hartsink beschrieben und der verstorbene Dr. Hancock hielt diese Infusion für eins der wirksamsten Mittel gegen Diarrhoe, Dysenterie und Kolik. Bankroft und Hartsink beschrieben ihn unter dem Namen *Akawai-nutmeg*, unter welchem Namen die Frucht in jeder Hausapotheke gefunden wird. Wissenschaftlich aber war der Baum noch nicht beschrieben; die Blüthen zeigten meinem Bruder, dass es eine neue Species *Acrodiclidium* war, der er den indianischen Namen *Camara* beilegte. Der Standort scheint auf die Strecke zwischen der fünften und sechsten nördlichen Breitenparallele, namentlich auf das Sandsteingebirge des *Roraima* beschränkt zu sein, da wir den Baum sonst fast nirgends gefunden.

Als schweisstreibend wird ein Decoct der Rinde von *Erythrina incrmis (Burm.)*, und *Swartzia tomentosa* angewandt.

Adstringirend wirken *Psidium aromaticum (Aubl.)*, *Inga Burgoni (Dec.)*,

Machaerium ferrugineum, die Früchte des *Anacardium Rhinocarpus (Dec.)*, der *Psychotria glabrata (Sw.)*, *Virecta pratensis (Vahl.)*.

Bei syphilitischen Krankheiten, die jedoch nur unter den Europäern, den Stämmen, die in fortwährender Berührung mit den Europäern stehen, am häufigsten aber bei den Farbigen und namentlich bei den Negern vorkommen, ohne jedoch jenen schaudererregenden Charakter, wie in Europa anzunehmen, wird besonders ein Decoct der Blätter von *Tetracera Tigarea (Dec.)*, *Guilandina Bonduc (Lin.)*, verschiedener Species *Spermacoce*, *Potalia amara (Aubl.)* angewandt, von welcher letzteren die Indianer auch eine starke Dosis als kräftiges Gegemittel gegen die Wirkungen des Saftes der bittern *Cassada (Manihot utilissima)* benutzen. Der Saft und das Decoct der Zweige von *Costos spicatus (Sw.)* wirkt ebenfalls antisyphilitisch, so auch die *Phytolacca decandra*, *Helicteres Sarcarolha (Juss.)*, *Waltheria Douradinha (St. Hill.)*, *Mikania Guaco*.

Für syphilitische Blennorrhoe wenden sie nicht den *Balsam Copaiva*, ein Mittel, das den Negern und Farbigen vollkommen unbekannt ist, sondern *Phyllanthus lathyroides (Humb. Bonp.)* und *Euphorbia hypericifolia (Lin.* an; das wirksamste Mittel aber ist eine zweite *Euphorbia*, die sich bei näherer Untersuchung als neu herausstellte und in allen Zuckerfeldern wächst, die *Euphorbia erythrocarpa (Klotzsch)*. Sei es nun, dass in demwarmen Klima die syphilitische Blennorrhoe nicht den bösartigen Charakter besitzt, den sie oft in kälteren Himmelsstrichen annimmt, oder ist eben diese *Euphorbia* ein wirkliches Specificum, — die schnelle und radicale Wirkung ist jedenfalls auffallend. Der Patient trinkt des Morgens 1 — 2 Tassen eines Absuds dieser Pflanze, und in 4 — 6 Tagen ist er vollkommen gesund. Während der Krankheit enthalten sich die Neger und Farbigen nicht einmal des Rums oder Branntweins. Ich brachte eine ziemliche Quantität der Pflanze mit mir, um auch hier Versuche damit anstellen zu lassen, leider aber hatte das Packet durch Eindringen von Wasser gelitten.

Gegen Harnfluss und andere Krankheiten der Blase wird durchgängig ein Decoct der Rinde der *Rhizophora gymnorrhiza (Lin.)*, des *Phyllanthus Urinaria (Lin.)*, der *Abuta rufescens (Aubl.)*, *Ruellia tuberosa*, versehiedene Species *Smilax*, *Remirea maritima* benutzt.

Mittel gegen Geschwüre und Hautausschläge.

Der Saft der *Myristica sebifera (Sw.)*, Decoct der Rinde von *Anona Ambotay (Aubl.)*, der *Miconia alata (Dec.)*, *Visma sessilifolia (Pers.)*, *Virecta pratensis (Vahl.)*, *Heliotropium scorpioides (Humb. Bonp.)*, *Omphalea diandra*. Von letzterer benutzt man das Decoct auch zum Reinigen der Wunden.

Als Wurmmittel bedient sich der Indianer ebenfalls des *Chenopodium ambrosioides (Lin.)*.

Dies sind nur einige der gebräuchlichsten und wirksamsten Arzneimittel; — wie viele medizinische Schätze mögen aber die Wälder enthalten, deren Heilkräfte weder von den Colonisten, noch von den Indianern gekannt sind, so dass sie gleich vergrabenen Schätzen niemand Vortheil bringen. Welches unendlich reiche Feld der Untersuchung bietet sich dem Arzt nur allein in den zahllosen Species der *Euphorbiaceen* dar, vom höchsten Baum an, bis zur kriechenden Pflanze herab, von denen gewiss keine ohne medizinische Eigenschaften ist! Von gleicher Bedeutung ist jedenfalls auch die Familie der *Laurineen*, nicht allein wegen ihrer aromatischen Eigenschaften, sondern auch in Folge des flüchtigen Oels, das von den Indianern bei rheumatischen Leiden und als äusseres Zertheilungsmittel, so wie als urin- und schweisstreibend angewandt wird. Unter den *Cinchoneae* befinden sich gewiss noch eine Menge ungekannter Species, da ich, wie schon erwähnt, allein in der Nähe des *Roraima*, 4000 Fuss über dem Meere, zwei Species, die *Ladenbergia Roraimae (Klotzsch)* und *Ladenbergia Schomburgkii (Klotzsch)* fand, deren Eigenschaften aber den Eingebornen gänzlich unbekannt waren. Bekannt sind dagegen die diuretischen und erweichenden Kräfte der *Smilax*, von der *Guiana* mehre Species besitzt, obschon *Smilax Sarsaparilla* und *syphilitica* nicht vorkommt. Unter den *Caesalpinieae* weise ich auf mehre Species der *Copaifera*, auf die *Hymenaea Courbaril* hin; unter den *Amyrideae* auf die *Amyris Carana (Humb.)*, die eine Substanz liefert, welche dem *Gummi elemi* gleicht; *Amyris heterophylla (Willd.)* giebt den *Acouchi*-Balsam, *Amyris ambrosiaca (Lin.)* das wohlriechende *Conima*-Harz. Unter den *Humiriaceen* ist das *Humirium (Myriodendron) floribundum* wegen des *Umiri*-Balsams bekannt. Verschiedene Species der *Clusia* liefern ebenfalls Harze, unter den *Hypericeen* die *Vismia guianensis (Pers.)*, das *Gummi guttae*. Unter den *Sophoreae* fanden wir unter 2° 32′ Norderbreite einen ganzen Wald von *Myroxylon toluifera (Humb. Bonp.)*. Den wohlriechenden Samen hatten dieEingebornen zu Halsbändern aneinander gereiht.

Von den Bäumen, die vegetabilische Oele besitzen, führe ich nur die *Carapa guianensis (Aubl.)*, *Lecythis Zabucajo (Aubl.)* und die *Catinga moschata (Aubl.)* an. Das Oel der Samenkapseln der letzteren hat einen ungemein starken Moschusgeruch. Die Samen der *Myristica sebifera* geben, wenn sie in kochendes Wasser geworfen werden, einen vegetabilischen Talg, der in der Colonie zu Lichtern benutzt wird. Die Farbehölzer und Gerbestoffe von Guiana will ich übergehen, da ihre Aufführung zu weit führen würde.

Unter Fasten und Hoffen auf bessere Zeiten war Ende März herangekommen, und mit jedem neuen Tage erwarteten wir, dass uns die Nachricht treffen würde,

mein Bruder sei in der Bucht *Wai-ipukari* angekommen. Schon glaubten wir unsern Wunsch erfüllt, als wir einige Indianer in kattunenen Hemden von dort auf *Pirara* zukommen sahen, freudig eilten wir ihnen entgegen und erfuhren, dass ein Farbiger, Mr. Levingston, in der Bucht mit zwei grossen Fahrzeugen eingetroffen, um nicht allein mit den Brasilianern am *Rio Branco*, sondern auch mit den Indianern von *Pirara*, bei denen er noch einen grossen Theil des Geldes vermuthete, das durch das Militair hierher gebracht worden war, in Tauschhandel zu treten. Die Speculation war kühn und unternehmend und setzte uns in Erstaunen. Ein Brief des Herrn Levingston, den uns die Indianer brachten, stellte die Bitte an uns, ihm ein Pferd zu schicken, da er von Natur lahm sei und die Strecke nicht zu Fuss gehen könnte. Nach einigen Tagen langte der unternehmende Kaufherr mit seinen Indianern und Farbigen, seinen Kisten und Kasten bei uns an, und, brachte mir ausser Nachrichten von meinem Bruder, der Herrn Levingston in einigen Tagen folgen wollte, eine Menge Briefe aus dem Vaterlande.

Hr. Levingston wunderte sich nicht wenig, statt in *Pirara* ein belebtes und bewegtes, ein leeres Indianerdorf zu finden, und auch seine kühn aufgebauten Luftschlösser fingen an, wankend zu werden; ja schon nach einigen Tagen wurde es ihm zur Gewissheit, dass seine Speculation zu den verunglückten gehörte.

Wenn auch seine Ankunft wieder eine Menge Indianer nach *Pirara* lockte, so konnten ihm doch nur noch wenige baares Geld für seine Herrlichkeiten bieten, und um nicht mit dem, was er aus *Georgetown* heraufgebracht, dahin zurückkehren zu müssen tauschte er von den Kauflustigen Hängematten, Baumwolle, Hieroglyphenholz, wohlriechende Harze, Hunde, Papageien u. s. w. ein; denn auch ein zweiter Plan, mit seinen Handelsgegenständen nach dem *Rio Branco* zu gehen, wurde ihm dadurch unmöglich gemacht, dass er keinen Pass von dem Präsidenten von *Pará* besass, ohne welchen der Commandant von Fort *Saõ Joaquim* keinen Fremden das Fort passiren lassen durfte. Erschienen Capitain Leal und der Pater José auch bereits nach einigen Tagen als Käufer in *Pirara*, so hatten Herrn Levingston unsere Warnungen doch so misstranisch gemacht, dass er den Vorschlag der beiden Herren, ihnen das Ganze ohne weitere Caution zum Verkaufe zu überlassen, wofür sie ihm dann bedeutende Quantitäten Sarsaparille, Copaivabalsam, *Tapioca* etc. hierher senden wollten, ablehnte. Dieser Schlinge entging er aber nur, um in eine andere zu fallen: denn bald nach unserer Abreise gerieth er in die Hände des Grenzcommissars Matoz, dieser kaufte ihm alles, was er besass, ab, und versprach, sowie er nach *Pará* zurückgekehrt, eine Anweisung auf die Colonialbank in *Georgetown* an ihn zu senden. Diese Anweisung

war aber bei meiner Abreise nach Europa noch nicht eingetroffen, wie uns Capitain Leal auch noch die sieben Körbe *Farinha* schuldet.

Die Gelegenheit, die sich hier durch die Rückkehr des einen Corials so unerwartet darbot, benutzte unser bisheriger Koch More, um der geliebten Küste mit ihrer Ruhe wieder zuzueilen. Sein Contract war abgelaufen, er aber hatte die Beschwerden, Mühen und Entbehrungen längst satt, und die 225 Dollars, die er sich in den 15 Monaten verdient, schienen ihm eine hinlängliche Summe, um fortan ein gemächliches Leben führen zu können. Tiedge war jetzt noch der einzige, der uns geblieben, und auch dieser wollte uns nicht weiter folgen, sondern, nach der Ankunft meines Bruders, ebenfalls *Georgetown* aufsuchen, um mit dem, was er sich verdient, dort noch mehr zu verdienen. Mit der Ueberzeugung, reiche Leute zu sein, verliessen sie uns, um mir bei meiner Rückkehr nach *Georgetown* mit dem beschämenden Geständniss entgegenzutreten, dass sie wieder eben so arm seien, als sie gewesen. Die Deutschen hatten Deutsche um ihren sauer verdienten Lohn betrogen, die Farbigen den ihren vergeudet, nur More hatte das seinige brav angewandt und sich am *Demerara* ein Stück Land dafür gekauft, das ihn reichlich nährte. Wenige Tage nach der Abreise More's brachten uns zwei Bootsleute meines Bruders, die er von *Haiowa* in einem leichten Corial vorausgeschickt, die Nachricht, dass er dort angekommen, und eilig brachen wir nach der Bucht *Waiipukari* auf, um ihn da willkommen zu heissen.

Am 24. März landete er mit seinen drei grossen Corials und seinen von der Dysenterie geschwächten *Arekunas*, die ihm vom *Roraima* aus gefolgt waren. Das Gepäck wurde grösstentheils in der Hütte eines bekannten Indianers, der sich hier niedergelassen, aufgestellt und nur das Nothdürftigste mit nach *Pirara* genommen, da die Aufnahme der östlichen Grenze sobald als möglich beginnen sollte. Mit den Farbigen, die meinem Bruder als Steuerleute gedient, kehrte auch Tiedge nach *Georgetown* zurück.

Da uns unsere Reise auf dem *Cotinga* hinlänglich bewiesen, dass die Indianer die grossen Fahrzeuge bei weitem nicht so gut zu handhaben wussten, und die Savannenbewohner keineswegs so gute Bootsleute, wie die Küstenstämme waren, so wurde den Heimkehrenden zugleich der Antrag, sich mit Anfang des Juni wieder in *Pirara* einzufinden. In *Georgetown* war meinem Bruder der Befehl zugegangen, jetzt noch die östliche Grenze von Britisch-Guiana, d. h. die gegen *Surinam* zu mappiren. Der *Corentyn* war schon früher als Grenze stipulirt worden, das obere Fluss- und Quellgebiet desselben aber noch volkommen unbekannt. Bis dahin, wo die beschwerliche Gebirgsreise begann, wollten Herr Fryer und ich die Expedition begleiten, um dann nach *Pirara* zurückzukehren und die zurückgelassenen Sammlungen abzuholen, die ich, nach den gemachten Erfahrungen, um

keinen Preis wieder fremden Händen anvertrauen mochte; sie aber über den Gebirgskamm zu transportiren, hätte mit dem Gepäck der Expedition und dem Proviant wenigstens 60 — 80 Indianer erfordert. Ob wir eine solche Anzahl zum Transport finden würden, blieb mindestens höchst zweifelhaft.

Die ersten Tage in *Pirara* vergingen uns natürlich in dem gegenseitigen Austausch dessen, was wir während unserer Trennung erlebt, ziemlich schnell. Mein Bruder hatte, wie ich schon angab, «*Our Village*» am Morgen des 5. December verlassen. Gleich vom Anfang an hatte sie ihr Weg bergauf geführt, wo ihnen ebenfalls überall jene Conglomeratmassen eines eisenhaltigen Thons begegnet waren, mit denen die Savannen des *Takutu* und *Rupununi* bedeckt sind. Am Nachmittag stiegen sie wieder bergab und kreuzten bald den Pfad, auf welchem mein Bruder 1838 den *Roraima* erreichte. Die kleine Niederlassung *Waramatipu*, in der er sich damals aufgehalten, war verschwunden; nur einige Stellen mit etwas niederer Vegetation zeigten, dass hier einst Häuser gestanden hatten, ausserdem war nichts von dem damals so freundlichen Dörfchen zu entdecken gewesen. Gegen Abend erreichten sie erschöpft das Dorf unseres freundlichen Häuptlings Kaikurang, *Canaupang*, wo sich einige der Bewohner, da sie sahen, dass auch Kaikurang meinen Bruder folgte, bereit erklärten, ihn zu begleiten, weshalb er zwei Tage hier verweilen musste, um ihnen Zeit zu lassen, sich mit Proviant zu versehen. Auf seinen kleinen Excursionen fand er an dem Ufer des *Mapauri* auch ein Wäldchen, das ganz von den Bäumen der *Akawai-nutmeg* oder *Camara* gebildet wurde, und diese stand in Blüthe, so dass er den Baum als *Acrodiclidium Camara* bestimmen konnte.

Am 8. December verliess er das Dorf, erstieg den Berg, welcher diesem den Namen gegeben, und wandte sich auf dem Gipfel mit Sororeng auf einem Seitenpfade der Gegend des Dorfes *Arawayang* zu, in welchem jener oft erwähnte Krieg ausgebrochen war, und dessen Opfer noch unbegraben auf dem Schlachtfelde liegen sollten, um sich in den Besitz einiger Skelette zu setzen. Leider kam er einige Tage zu spät, da, mehren Anzeichen nach, die Verwandten der Gefallenen das Schlachtfeld mit den gesammelten Knochen nur erst verlassen hatten, um diese nach ihrer jetzigen Niederlassung zu bringen. Am Nachmittag erreichten sie den *Yuruani*, der hier bereits eine Breite von 500 Fuss hatte, obschon sein Ursprung kaum 10 Miles hinter ihnen liegen konnte; seine Tiefe wechselte zwischen 6 und 13 Fuss. Erst am folgenden Morgen war es ihnen gelungen, das Gepäck in einem kleinen Borkkahn, den sie glücklicher Weise vorgefunden, an das jenseitige Ufer zu bringen. Dort ging es wieder auf terrassenförmigen Sandsteinabstufungen, mit zahlreichen, abgerundeten Quarzfragmenten durchsetzt, bergauf. Durch das Auswaschen herabstürzender Regenbäche über die horizontalen Schichten,

hatten diese an einzelnen Stellen ein förmlich säulenförmiges Ansehen angenommen. Ein ganz interessantes und merkwürdiges Aeussere hatte ein tiefer Erdsturz durch zwei säulenartige, verhärtete Thonmassen erhalten, die sich von dem Boden der kesselförmigen Versenkung bis zu einer Höhe von 20 Fuss erhoben.

Gegen zwei Uhr erreichte die Parthie in südwestlicher Richtung die Vereinigung des *Kukenam* und *Yuruani*, von wo an beide Flüsse nun den Namen *Caroni* erhalten, der unterhalb *Angostura* in den *Orinoko* fällt. Auf der Höhe, die sie einnahmen, lag das ganze *Roraima*-Gebirge vom *Carauringtipu* bis zum Ostende des *Roraima* vor ihnen. Auf einer sumpfigen Bergsavanne übernachteten sie. Die üppige Vegetation bestand hauptsächlich aus *Melanthaceen*, *Erocauloneen*, *Xyrideen* und *Commelynaceen*. Viele dieser Pflanzen waren meinem Bruder ganz neu; dahin gehörten auch zwei *Rapateae;* die *Rapatea Friderici Augusti* und die neue Gattung *Saxo Fridericia Regalis* mit ihren glänzenden Blättern und schönen gelben Blüthen.*) Nachdem sie während der Nacht durch einen wilden Sturm aufgeschreckt worden waren, setzten sie am Morgen ihren Weg fort, der sie nach einer

*) *Rapatea Friderici Augusti Schomb. Foliis rectis, lincaribus, versus apicem attenuatis; scapo brevissimo compresso deorsum attenuato; spathae valvis majoribus brevioribusque e basi cordata, acutis, carnoso-subcoriaceis, subaequilongis.*

Saxo Fridericiae. Spatha submembranacea, saccata, clausa, persistens, floribus seriatim ortis perforata. Receptaculum conicum. Flores sessiles.

Saxo Fridericia Schomb. Perigonium exterius hypocraterimorphum, multibracteatum, tubo membranaceo, subhyalino, limbo tripartito, glumaceo, patente, bracteis tubo calycis arcte oppressis, strictis, apice in spinam productis, interius infundibuliforme, coloratum, limbo tripartito, magis dilatato, patente. Stamina sex, linearia, perigonii interioris tubo inserta, inclusa; filamenta brevia; antherae erectae, tetragonae, biloculares, longitudinaliter dehiscentes, loculi oppositi, laterales paralleli bilocellati, locello postico apice productiore. Ovarium cylindricum, triloculare, apice pulvinato subappendiculatum. — Ovula in loculorum angulo centrali horizontalia, plurima, anatropa, adscendentia. Stylus terminalis, articulatus, cylindricus; stigma erectum, subulatum integerrimum. Capsula pyramidata, trilocularis, polysperma, trivalvis: valvis glumaceo-cartilagineis, medio septiferis. Semina compresso-angulata, rugulosa adscendentia. Herba facie Rupateae in paludibus montosis Guianae perennans. Folia radicalia longissima linearia, apice recurvata, basi vaginantia scapo compresso enodi breviora; floribus capitato-congestis in receptaculo conico sessilibus, seriatim ortis bracteis glumaceis apice spinosis dense circumdantibus e spatha submembranacea saccata, clausa persistente crumpentibus.

Saxo Fridericia Regalis Schomb. Foliis linearibus, acuminatis, recurvis, basi vaginantibus, supra basin attenuatis, glabris, scapo compresso deorsum attenuato, versus apicem dilatato, glabro brevioribus; perigonii exterioris limbo tripartito, magno, luteo, e spatha saccifera rufescenti-arida erumpente.

Rhizoma crassum repens, squamis foliaceis fuscis aridis vestitum. Folia longissima, linearia, acuminata recurvata, disticha, basi vaginantia, supra vaginam angustata, 7—8 pedalia, 1—1½ pollicem lata, undique glabra, supra laete, subtus glaucescenti-viridia; costâ in vagina superiori prominula. Scapus simplex foliis longior, rectus, firmus, compressus, glaber, apicem versus sensim incrassatus.

Strecke von 4 Miles zum Gipfel des Gebirges brachte, von dem alle Gewässer nördlich nach dem *Apauwanga*, einem Zufluss des *Caroni*, strömten; der *Apauwanga* schien einen S.S.W. Lauf zu haben. Der Abhang des Berges neigte sich gegen N. und um 11 Uhr standen sie an einem schroffen Absturz, an dessen Basis sich der *Cama* hinschlängelte. In der Nähe des Absturzes entdeckte endlich mein Bruder eine jener Pflanzen in Blüthe, die bereits 1838 sein Interesse auf sich gezogen und die es auf dem *Humirida* in uns beiden von neuem erregt hatten; es war eine neue *Barbacenia*, die er der Kaiserin von Russland zu Ehren *Barbacenia Alexandrinae* nannte.*)

Während sich die Indianer, die das Thal und das neue Flussgebiet zum erstenmal sahen, die Augen mit pulverisirtem *Cayenne*-Pfeffer einrieben, um den mächtigen Geist *Barang* zu besänftigen, diente Kaikurang, der sich dieser Devotion nicht zu unterwerfen brauchte, meinem Bruder als trefflicher Führer in der reizenden Gegend. Weit in blauer Ferne zog sich die Gebirgskette hin, die er auf seiner Reise nach dem *Cuyuni* noch zu übersteigen hatte, zwischen ihr und seinem Standpunkt breiteten sich Savannen aus, durchfurcht von Strömen, und in N. bei O. lagerten sich von O.S.O. gen W.N.W. ein zweiter Gebirgszug, dem entlang der *Mazaruni* fliessen sollte. Seinen Conturen nach musste er sich gleich steil wie der *Roraima* erheben, was meinem Bruder auch sein Telescop, sobald sich die Sonne einen Weg durch die zerrissenen Wolken bahnen und ihre Strahlen auf die Abhänge werfen konnte, bestätigte. Der rothen Färbung der Steilabhänge nach gehörte der Gebirgszug derselben Formation, wie der *Roraima* an. Mein Bruder glaubte in ihm

---

*) *Barbacenia Alexandrinae Schomb. Caudice frutescente; foliis ensiformibus, subulato-acuminatis, integerrimis, sericeis; scapo foliis breviore apice glandulis subsessilibus verrucoso; perigonii tubo* (5—6 *poll.*) *ovario longiore, glanduloso-hirto; staminibus* 18 *in phalanges sex dispositis.*

Caudex 10—12 *ped. altus, dichotomus. Rami basibus foliorum membranaceis, piloso-sericeis, imbricatis obtecti. Folia* 1—1½ *pedalia, basi* 6 *lin. lata, uninervia, marginibus in sicco revolutis, undique pube brevi sericea fasciculato-sublepidota, obtecta, pilis marginalibus longioribus, praesertim versus basin folii. Scapi* 3—5 *pollicares, basi laeves. Perigonium album: tubus* 3 *poll. longus, cylindricus, basi ovario adnatus, ibidem paullo ampliatus mox obtuso-trigonus et densissime tuberculis glandulosis obsessus, supra ovarium tuberculis rarioribus hirtus; laciniae* 2½ *poll. longae, medio* 6 *lin. latae, acuminatae basi angustatae, exteriores dorso scabro-punctatae, marginibus latiuscule-laevibus, interiores paullo latiores fere omnino laeves, omnes aequilongae. Stamina in phalanges sex disposita, laciniis perigonii opposita; filamenta in tubo profunde adnato-decurrentia, prope basin laciniarum breviter libera; antherae lineares,* 6 *lin. longae. Stylus perigonio paullo brevior, truncatus; stigma (seu styli apex) capitato-dilatatum, subumbraculiforme, supra undique papillosum; lobis* 3 *brevibus, obtusis, erectis, marginibus undulato, recurvis. Ovarium triloculare, placentis carnosis lunatis, ad angulum centralem affixis multe-ovulatis. Capsula trilocularis, apice truncata, loculicido trivalvis. Semina numerosa, cuneato-trigona apice truncata.*

jene Kette zu erkennen, welche Herr Hillhouse auf seiner Reise, den *Mazaruni* aufwärts, die Berge des *St. George* nennt, die er für Quarzfelsen hielt, obschon sie ohne weitern Zweifel der Sandsteinformation angehören. — Zu ihren Füssen floss der *Cama*, der auf dem *Irutipu* seine Quelle hat und sich in den *Apauwanga* ergiesst. Von N. aus hat der *Irutipu* ganz das Ansehen eines riesigen Obelisken. Etwas östlich vom *Cama*, an der nördlichen Seite des *Irutipu*, zog sich der Fluss *Cuyara* hin, der dem westlichen *Cako* zueilt, welcher letztere sich in den *Mazaruni* mündet. Der *Cako* entspringt an der eigentlichen Basis jenes merkwürdigen Berges, den die Indianer «*Waiaka piapa*» (gefällter *Waiaka*-Baum) nannten. Am Nachmittag erreichten sie zwei Hütten am Ufer des *Cama*, ungefähr unter 5° 12′ Norderbreite; der bewölkte Himmel erlaubte keine astronomische Beobachtung, als sie übernachteten. Das Thermometer hatte bis jetzt gewöhnlich am Morgen 6 Uhr 67½°, am Mittag 79½° und Abends 68½° Fahrenheit gezeigt, was als Mittel der Beobachtungen 72° 7 Fahrenheit ergab.

Da mein Bruder ausser dem früher angegebenen Zweck auch noch den verfolgte, die Ausbreitung des Flussgebietes des *Mazaruni* kennen zu lernen, so wandte er sich jetzt westlich, um die Quellen des *Carimang* oder *Carimani*, eines südwestlichen Zuflusses des *Mazaruni*, aufzusuchen. Nachdem sie am 12. ein kleines Wäldchen durchschritten, standen sie unerwartet an dem reizenden Wasserfall des *Cama*, dessen dumpfes Gedonner sie schon während der Nacht gehört hatten. Der Fluss stürzte sich zu ihren Füssen eine Tiefe von 130 Fuss hinab. Eine nahe Anhöhe wurde jetzt überstiegen, worauf sie wieder einige Miles terrassenförmigen Abhängen folgten, eine ansehnlichen Strom durchkreutzten, und dann einen zweiten Bergrücken, die Wasserscheide des *Mazaruni* erklimmten, welche sich rein westlich vom *Irutipu* hinzog. Der *Annawai* war der erste Strom von Bedeutung, welchen sie, seitdem sie das Flussgebiet des *Mazaruni* betreten, antrafen. Er floss von O. dem *Carimang* zu. Nach einem Marsche von 18 Miles erreichten sie ermattet ein Dörfchen, in dessen Nähe sich die Quellen des *Carimang* befanden.

Obschon die *Akawais* allgemein als der wanderlustigte Stamm bekannt sind, so war mein Bruder doch überrascht, eine Niederlassung derselben so weit westlich unter den *Arekunas* zu finden. Das Dörfchen zählte 22 Bewohner.

Die Quelle des *Carimang* lag etwas nordwestlich von dem Dörfchen, am Abhang eines bewaldeten Hügelzugs, von dessen entgegengesetzter Seite die Bäche dem *Apauwanga* zuflossen.

Den folgenden Tag führte sie der Weg über sumpfige Savannen, und der Proviant war am Abend so zusammengeschmolzen, dass der 14. December als Fasttag begrüsst wurde. Sie wandten sich jetzt von O. nach N. Erst nach vielen

Schwierigkeiten gelang es ihnen, den *Cutzi*, einen reissenden Bergstrom von 110 Fuss Breite, zu durchkreuzen. Einige der Indianer, die wegen seiner Tiefe ihre Lasten auf dem Kopfe tragen mussten, wurden sogar von der Strömung mit fortgerissen, wodurch das Gepäck verloren ging. Der Regen fiel in Strömen. Am jenseitigen Ufer hatten sie wieder Berge von 12 — 1500 Fuss Höhe zu übersteigen.

Am Nachmittag erreichten sie eine *Arekuna*-Niederlassung, mit deren Aufbau man noch beschäftigt war. Die grosse Hütte war noch nicht beendet; mehre kleine interimistische Hütten umgaben dieselbe; zum Schutze gegen feindliche, nächtliche Ueberfälle und Jaguare waren die sämmtlichen Gebäude mit Pallisaden umzogen. Die männlichen Bewohner waren alle zu einem Trinkfest geeilt, von dem man sie erst nach drei Tagen zurückerwartete. Eine der Frauen machte sich jedoch, da sie in Abwesenheit ihrer Männer eine grössere Quantität Lebensmittel nicht verkaufen durften, und sie selbst nur durch den verführerischen Anblick einiger Glasperlen verlockt werden konnten, ihnen soviel zu geben, um den heissen Hunger zu stillen, bald nach ihrer Ankunft auf den Weg, die Männer von der Anwesenheit Fremder zu benachrichtigen.

Der *Carimang*, welcher den Fuss des Hügels bewässerte, auf dem die Niederlassung lag, hatte hier eine Breite von 60 Fuss. Eine Mile vom Dorfe entfernt bildete er einen grossen Catarakt, dessen wildes Tosen sie ungeachtet des herabstürzenden Regens, deutlich hören konnten.

Die Schwester des Häuptlings, eine junge, schlanke Indianerin und Wittwe, führte während der Abwesenheit ihres Bruders den Oberbefehl. Ihr Mann war in jener erwähnten Fehde gefallen und ihre ganze Liebe ruhte jetzt auf ihrem Kinde, einem hübschen Knaben. Die abgesendete Frau kehrte am Morgen zurück und brachte die Nachricht, dass sie die Männer in tiefem Rausche gefunden; — da aber das Getränk der Neige nahe gewesen, so würden sie ihr wohl bald nachfolgen. Am Abend hörte mein Bruder auch den Schall der Trommel, den Ton der Pfeife, und sah bald fünf Männer ankommen, die aber von den Folgen des bacchanalischen Festes noch so beherrscht wurden, dass es unmöglich blieb, ein vernünftiges Wort mit ihnen zu reden. Erst der folgende Morgen erlaubte dies. Da Kaikurang von hier nach *Canaupang* zurückkehren wollte, so übergab er die Parthie dem Häuptling von *Carimang*, der sie bis zur ersten *Akawai*-Niederlassung bringen sollte. Das Dorf lag unter 5° 44′ Norderbreite. Der Unterschied zwischen dem trocknen und feuchten Thermometer betrug selten mehr als 2 Grad, sein höchster Stand 81°; sein niedrigster 66°2 Fahrenheit; die Höhe 1830 Fuss über dem Meere.

Am Morgen des 19. December verliess die Parthie dass Dörfchen und folgte einige Zeit dem Ufer des *Carimang*. Nach einem zweistündigen Marsch erreichten sie den isolirten Felsen *Kapoi-tipu* (Mondfelsen), der sich gegen 400 Fuss

erhebt, und seinen Namen von einer in den Sandstein eingebetteten, gelblichen, halbmondförmigen Quarzmasse erhalten hat.

In *Carimang* brachte man meinem Bruder Früchte der *Musa paradisiaca* und *sapientum*, die in der Umgebung wild wachsen sollten. In der Nähe des *Kapoi-tipu* fand er auch die ersten zwischen *Heliconia* und *Ravenala*, von wo an sie sich weiter als eine halbe Tagereise dem Ufer des kleinen Flüsschens *Paruima* entlang zogen. Der Boden bestand aus einem gelben, eisenhaltigen Thon mit Sand und Quarzfragmenten vermischt. Einige der Pflanzen hatten eine Höhe von 50 Fuss und ihr Schaft eine Dicke von 4 Fuss erreicht, wobei sie ein so dichtes Gehege bildeten, dass sich die Parthie einen Pfad hindurchhauen musste. Mein Bruder fand keine Saamenkörner in den Früchten, wie diese zugleich auch in ihrer Gestalt wesentlich von denen der cultivirten Pflanze abweichen, indem sie nicht nur bedeutend grösser, sondern auch nicht so scharf dreieckig waren. «Nicht Menschen, sondern *Makunaima*, als er noch auf der Erde lebte, brachte die Pflanze hierher.» So sehr auch die Behauptung, dass die *Musa* nicht allein den Tropen der alten Welt, sondern auch denen der neuen Welt eigenthümlich sei, allen bisherigen Erfahrungen widerstreiten möchte, so ist doch ein so üppiges Vorkommen auf einem Flächenraum von mehr als 50 □Miles immer höchst merkwürdig; der Mangel der Saamenkörner in den Früchten widersteitet freilich der Annahme, dass sie hier heimisch sei. Die Indianer bezeichneten uns schon früher mehre Orte, an welchen sie wild wachsen sollte, dahin gehört der Berg *Vivi* am *Rupununi* u. s. w.

Am Fusse des Berges *Warima-tipu*, eine dem *Kapoi-tipu* ganz ähnliche Sandsteinklippe, die aber auf der einen Seite besteigbar war, schlugen sie ihr Lager auf. Von dem fast ganz mit *Sobralien* überwachsenen Gipfel sahen sie den gigantischen, obeliskengleichen *Irutipu* in S. bei O. Die *Sobralia Elisabethae* hatte einzelne Stengel von 18 Fuss Höhe, während eine *Maxillaria*, mit röthlich brauner Blüthe, ganze Streeken ausschliesslich einnahm. Eine *Papilionacee* war die einzige baumartige Form, sonst deckten nur *Orchideen*, eine strauchartige *Clusia* und mehre ebenfalls strauchartige Species der *Andromeda* die Oberfläche.

Nachdem sie dem *Paruima* (ein Zufluss des *Carimang*) einige Zeit aufwärts gefolgt waren, überfuhren sie diesen auf einem Borkkahn und stiegen am jenseitigen Ufer wieder bergan. Auf dem Gipfel bemerkte der Bruder gegen W. eine steile, etwa 2000 Fuss hohe Bergkette, welche die Indianer *Kauru-tipu* nannten. Auch sie schien der Sandsteinformation anzugehören.

Den 21. December betraten sie das Flussgebiet des *Cuyuni*. Der *Cori* war der erste Fluss, welcher sich nordwärts dem *Wenamu* zuwandte. Sie befanden sich etwa 2700 Fuss über dem Meere. Die Wasserscheide zog sich nicht auf der höchsten Firste, sondern mehr dem nördlichen Abhang entlang, indem die Zuflüsse

des *Mazaruni*, die an demselben nördlichen Abhang ihre Quellen haben, sich anfänglich östlich, und später erst gegen S. wenden, um dem *Paruima* zuzueilen.

Auch am Morgen des 22. December ging es wieder bergan. Die breiten Bergrücken waren mit niederem Gesträuch, Moos und weissen *Licheen (Cladonia rangiferina)* bedeckt. *Arum* und andere den *Aroideen* angehörige Genera, Farrnkräuter, besonders *Polypodiaceen* bildeten die Hauptvegetation. Unter den *Orchideen*, die zerstreut zwischen jenen wuchsen, zeichnete sich namentlich eine ihm unbekannte, mit mächtigem Blüthenstengel, an dem wenigstens 40 — 50 Blüthen sassen, aus. Auch die herrliche *Mauritia aculeata* trat in dieser Höhe von mehr als 3000 Fuss über dem Meere in kräftigem Wuchse auf.

Je höher sie anstiegen, um so felsiger wurden die Abhänge, um so spärlicher die Vegetation, die auf den massigen Sandsteinplateaus fast einen alpinen Charakter annahm. In den Sandsteinmassen waren eine Menge abgerundete Quarzstücke eingebettet, wie mein Bruder auch mehre sechsseitige Krystalle fand. Als sie die höchste Firste zwischen mächtigen Sandsteinblöcken erreicht, winkte der Häuptling meinem Bruder, ihm zu folgen, und führte ihn zu einem riesigen Felsenstück, welches auf seiner obern Fläche eine ziemliche Plattform besass, die sie, gefolgt von allen Indianern, erklimmten und nun das reizendste Panorama zu ihren Füssen ausgebreitet sahen. Selbst die Indianer, welche diese Stelle zum erstenmal betraten, brachen in einen lauten Schrei des Staunens aus. Gegen N. erhoben sich die steilen Gebirge, unter denen sich besonders der *Pakarampo* auszeichnete und an deren Fuss sich der *Wenamu* hinschlängelte, bis er von dem *Cuyuni* aufgenommen wird; einer jener mauerartigen Felsenberge wurde als Mündungsstelle bezeichnet. Gegen W. zog sich die Gebirgskette hin, auf der sie standen, nach S. hin übersahen sie die steilen Gebirgsmassen, die sie schon gestern wahrgenommen, welche die Indianer *Kauru-tipu* nannten, und in weiter, weiter Ferne, umhüllt von dichten Wolkenmassen, erhob sich der *Irutipu*. In O. begrenzten die hohen Gebirge des *Mazaruni* den Horizont, zu ihren Füssen öffnete sich ein jäher Abgrund, jenseits dieses dagegen wogte ein grüner Ocean, die Wipfel der dichten Bäume, auf die sie hinabsahen. Um meinen Bruder herum, auf der Plattform des *Cara-utta*, hatte sich unterdessen ein eigenthümliches Bild entwickelt. Die Indianer, welche den Ort noch nie zuvor besucht, überliessen sich den wildesten Orgien. Mehre Calabasche mit *Paiwari* standen auf den Felsen, vor denen zwei alte *Arekunas*, das Gesicht gegen N. gewendet, hockten, und unverständliche Worte murmelten, während der gleich alte *Piai* jedem der Novizen pulverisirtes *Capsicum* in die Augen rieb. Waren die ersten Schmerzen vorüber, so brachen sie von dem nächsten Gesträuch Zweige ab, und geisselten sich gegenseitig die Beine und Füsse so lange damit, bis das Blut von diesen herabrieselte. Das Heulen der kleinen

Kinder, das Gebrüll der Männer, deren Geisselwuth sich immer mehr steigerte, das laute Murmeln der beiden Greise, welche damit den bösen Geist besänftigen wollten, — dazu der enge, kaum 60 Quadratfuss haltende Raum, für die vierzig in Extase gerathenen Indianer — und jener, wenigstens 400 Fuss tiefe Abgrund; alles dies vereint, bildete eine Scene, die meinen Bruder selbst in Sorge setzte, so dass er den Felsen verliess und die Indianer auf dem alten Wege erwartete. Erschöpft kamen auch sie endlich dort an, und warfen sich neben ihre Lasten, die sie hier zurückgelassen, nieder.

Am Nachmittag wurde der Weg plötzlich durch einen terrassenförmigen, jähen Abgrund unterbrochen. Wie wir an der steilen Mauer des *Humirida* emporgeklimmt, so musste die Parthie diese Sandsteinterrassen, an denen eine rohe Art von Leitern befestigt waren, hinabsteigen, Nur auf diese Weise war die Communication der Indianer dies- und jenseits des Absturzes möglich; ohne diese Leitern die einzelnen Terrassen erklimmen zu wollen, würde eben so gut zu den Unmöglichkeiten gehört haben, wie das Plateau des *Roraima* ohne Flügel zu erreichen. Da die Indianer nicht wussten, wie lange Zeit vergangen, seitdem die Leitern zum letztenmal benutzt, so unternahm es der Kühnste von ihnen, sich von der Haltbarkeit derselben zu überzeugen, wobei er vorsichtig jede Speiche mit Lianen befestigte, die er für nicht sicher genug hielt. Nach einigen Stunden hatte glücklich auch der letzte den verhältnissmässig ebenen Boden erreicht, während die zuerst Angekommenen bereits das Lager aufgeschlagen.

Am Morgen des 23. Decembers erreichten sie eine *Arekuna*-Niederlassung. Ungefähr 3 Miles östlich vom Dorfe zog sich von N.W. nach S.O. eine Gebirgswand, welche die Indianer *Arwarimatta* nannten, wie sie zugleich ein gesuchter Brutort der *Rupicola aurantia* war. Jeden Morgen hörten sie auch dort die herrliche Stimme des Flageoletvogels, wie ihn die Colonisten nennen.

Den ersten Weihnachtsfeiertag stiessen sie auf die Vereinigung des *Carapu* mit dem *Wenamu*. Der *Carapu* vereinigt sich mit dem *Wenamu* gegen dessen Strömung. Am jenseitigen Ufer des *Carapu*, auf das sie ein gebrechlicher Kahn brachte, mussten sie sich einen Pfad mit dem Waldmesser und dem Beil bahnen. Gegen Abend nahm sie eine mit Pallisaden umgebene Niederlassung auf, in der sie aber nur eine Frau und ihr Kind fanden, da die übrigen Bewohner der Hunger nach andern Niederlassungen getrieben hatte. Zwanzig Miles gegen S. bei O. erhob sich der Berg *Kinauri-ké*.

Der Morgen des 26. Decembers brachte die Parthie an das jenseitige Ufer des 250 Fuss breiten *Wenamu*. In N.O. lag die Sandsteinmauer des *Poinka-watu* (*Pekari*-Rüssel). Stromschnellen folgten jetzt Cataracten, und Cataracte Stromschnellen, so dass der ganze Flussspiegel eine aufgeregte Wogenmasse bildete.

In nord gegen westlicher Richtung überstiegen sie die bis zum Ufer herantretende, 1500 Fuss hohe Gebirgskette, und erreichten am andern Morgen den Wasserfall *Immapara*. Hier verweilten sie einige Tage, um sich zu ihrer Flussreise erst die nöthigen Borkkähne zu verfertigen. In Folge der fast ununterbrochenen Regengüsse war der *Wenamu* dem Ueberfliessen nahe. Während der Zeit von 4 Uhr Nachmittags des 28. bis zum Morgen des 29. Decembers betrug die gefallene Regenmasse 4, 28 engl. Zoll. Der höchste Stand des Thermometers betrug 75°, der niedrigste 69° Fahrenheit. Schnell fuhren sie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen den steilen Sandsteinwänden, wie auch dem Berge *Pakarampo* entlang, die sich von N. nach S. zogen, und an deren Basis der *Wenamu* hinrollte.

In der Nähe des Berges *Auran-tipu* vereinigte sich der dunkelgefärbte *Marawar* mit dem *Wenamu*. Etwas entfernt von der Vereinigungsstelle lag die Niederlassung *Arikanang* mit 4 Häusern und 50 Bewohnern; sie hatten das Gebiet der *Akawais* erreicht. Das Dorf lag unter 6° 26′ Norderbreite und 61° 17′ Westerlänge.

Den 2. Januar setzten sie ihre Reise den *Wenamu* abwärts fort, dessen Lauf S. nach N. gerichtet war. Die hohen, aber isolirten Sandsteinberge setzten sich am rechten oder östlichen Ufer in einer Richtung von W.N.W. nach O.S.O. fort. Am Morgen des 3. Januar waren mehre Stromschnellen zu passiren. Der Borkkahn, in welchem sich das Küchengeschirr, das Salz u. s. w. befand, stiess in Folge der Unvorsichtigkeit des Steuermanns an einen Felsen und sank, und kaum gelang es, die Leute, besonders den langen Koch Adams zu retten, der mehr um seinen Ranzen, in dem sich sein gespartes Geld befand, als um sein Leben besorgt war. Bis zur Rückkehr nach der Colonie mussten daher Calabasche die Stelle der Teller, die Finger die der Gabeln vertreten. Salz kam von jetzt an nicht mehr an die Speisen.

Bald nach Mittag war die Vereinigung des *Wenamu* mit dem *Cuyuni* erreicht. In der derselben nahen *Akawai*-Niederlassung verweilten sie bis zum 7. Januar. Die Vereinigung liegt unter 6° 44′ Norderbreite und 61° 15′ Westerlänge. Einige Tagereisen weiter aufwärts vereinigt sich der *Yuruani* mit dem *Cuyuni*. Vermittelst einer kurzen Portage findet auf jenem ein lebhafter Verkehr mit den Indianern des *Caroni* statt.

Die Parthie folgte nun dem Laufe des *Cuyuni*; gegen O. nach S. zogen sich massige Sandsteingebirge hin. Die häufigen Stromschnellen und Cataracte machten die Reise, da sie nur Borkkähne besassen, ungemein gefährlich. Am Abend trafen sie die Caraibenniederlassung, bis zu welcher Herr Hillhouse den Strom aufwärts gestiegen war. Nach seinen Entfernungen, wie er diese im Journal der londoner geographischen Gesellschaft giebt, müsste das Dorf weit jenseits des *Caroni* liegen.

Den folgenden Mittag trafen sie auf die Mündung des *Ekruyeku*, der ziemlich die Breite des *Wenamu* und ganz das kaffeebraune Wasser des *Rio Negro* hat. In

der Nähe der Mündung erheben sich die steilen, in ihrer Contur vielfach ausgezackten und ausgeschweiften Felsenmauern der *Ekreku*-Berge, die ohne Zweifel die nördlichsten Ausläufer der *Roraima*-Kette bilden. Gegen Abend schlugen sie ihr Lager an der Mündung des *Curuma* auf, der die Savannen durchströmt, welche sich nördlich vom *Caroni* hinziehen, auf denen zahlreiche Viehheerden weiden. Der Mündung des *Curuma* gegenüber erhob sich früher der spanische Posten *Cadiva*. Der Berg *Maurucaru*, ebenfalls der Sandsteinformation angehörig, lag gegen S.O. Einen dem *Maurucaru* ähnlichen Berg nannten die Indianer *Yapong*.

Am 10. Januar des Nachmittags hatten sie die Mündung des *Acarabisi* erreicht und befanden sich nun wieder auf bekanntem Fahrwasser. Den 17. trafen sie in *Cartabo-point*, den 18. bei unserem gemeinsamen Freunde Bernau in *Bartika-Grove* ein, von wo mein Bruder nach *Georgetown* ging und dann nach *Pirara* zurückkehrte.

Ungeachtet wir alles anwandten, um unsere neue Expedition so schnell als möglich anzutreten, verstrichen doch ziemlich 8 Wochen, bevor dies geschehen konnte, eine Verzögerung, die namentlich ihren Grund in dem niedern Wasserstand des *Rupununi* hatte, dem wir soweit als irgend möglich aufwärts fahren wollten. — Der Eintritt der Regenzeit musste daher abgewartet werden. — Diese Zwischenzeit benutzte ich zu vielfachen botanischen und zoologischen Excursionen. Auch jene interessanten Fischzüge wurden wieder mit ganzen Caravanen Indianern, die sich fast täglich einfanden, nach den jetzt ziemlich zusammengetrockneten Sümpfen und Seen der Savanne unternommen. Da die reiche Beute dieser Vergiftungszüge in *Pirara* geräuchert wurde, so kehrte damit auch wieder auf kurze Zeit reges Leben in dem Dorfe ein, wie ich durch sie zugleich auch noch in Besitz manches interessanten Fisches kam. Unter den vielen lächerlich ernsten Scenen, die meistentheils mit diesen Zügen verbunden waren, ist mir besonders eine noch im Gedächtniss geblieben. In Gesellschaft einer zahlreichen Parthie Indianer eilte ich eines Tages auch nach einem jener grossen Sümpfe, mehre Miles von *Pirara*, dessen Wasserfläche ganz von Nymphaeen bedeckt war. Rüstig wurde die Wurzel des *Lonchocarpus densiflorus* zerschlagen und in dem Wasser ausgewaschen, und bald zeigten sich die Wirkungen des Giftes. Alt und Jung, alles war beschäftigt, die Beute zu sammeln, und dem Ufer zuzutragen, als plötzlich ein Knabe, der sich einer dichten Nymphaeendecke genähert, laut aufschrie, und die eigenthümliche Bewegung des flachen Wassers in seiner Nähe die Gegenwart eines Kaimans verrieth. Der Angriff, den das Thier auf den Knaben gemacht, war glücklicher Weise misslungen; mit aufgesperrtem Rachen und gekrümmtem Schwanze, beides über das Wasser erhoben, kam jetzt das Ungethüm auf uns zugeschwommen. Alles suchte so schnell als möglich das Land zu erreichen, was aber bei dem tiefen

Schlamm keinesweges so leicht war. Die daraus enstehende Confusion, würde für den Unbetheiligten ungemein viel Lächerliches gehabt haben. Wer irgend mit einer Last beschwert war, warf diese davon; Bogen, Pfeile, Fische blieben zurück, die ganze Gesellschaft kannte nur ein Ziel, das Land, welches wir glücklicherweise auch alle erreichten; das Ungethüm hatte uns nicht weiter verfolgt, aber seine drohende Stellung in der Mitte des Wassers behauptet. Der Pfeilhagel, der ihm vom Ufer zugeschickt wurde, belästigte dasselbe so wenig, dass es ganz ruhig in seiner Stellung blieb; ein Gewehr war nicht vorhanden und so die ganze Parthie gescheitert, denn niemand wagte sich in das Wasser zurück. Als ich am folgenden Morgen, bewaffnet mit der Büchse, begleitet von einigen Indianern, dem Sumpfe entlang ging, fielen mir mehre Haufen der Gehäuse der *Ampullaria guianensis* und *papyracea* auf, die entweder unter einem der Bäume oder wenigstens in der Nähe eines Strauches aufgeschichtet lagen. Aus einigen der Gehäuse konnte das Mollusk erst vor kurzer Zeit herausgeholt worden, die grosse Masse dagegen musste schon jahrelang dem Wetter ausgesetzt gewesen sein. Nach der Aussage der Indianer war ein schwärzlicher *Ibis*, von dem sie mir auch mehre im Sumpf herumwatend zeigten, der eifrige Sammler. Diese Eigenthümlichkeit, seinen Raub an einer bestimmten Stelle zu verzehren, hatte ich bisher noch an keinem Vogel kennen gelernt, und es that mir um so mehr leid, dass die Vorsicht und Scheu dieser Vögel alle unsere Versuche, einen in unsere Gewalt zu bekommen, vereitelten. Ich fand acht solcher Haufen, von denen jeder 4 Fuss Höhe hatte. Wahrscheinlich besass jeder Vogel seine eigene Stelle.

Wenige Tage vor meiner Abreise aus *Pirara* sollte ich noch einen Theil desselben in Flammen aufgehen sehen. Wir waren eben aus unserer Hütte herausgetreten, um uns nach dem See zum Fischen zu begeben, als uns aus der Hütte, welche die alte Frau, die so treu bei uns ausgehalten, bewohnte, eine breite Flamme entgegenschlug. Alles eilte zu Hülfe, um die übrigen Hütten zu wahren, doch vergebens, die von der trockenen Jahreszeit bis zu Zunder gedörrten Palmenwedel fingen in jedem darauffallenden Funken Feuer. Das Haus unseres verstorbenen Freundes, das Herr Goodall bezogen hatte, ging zunächst in Flammen auf, und nur mit Mühe gelang es uns, die Zeichnungen und dessen übrige Sachen zu retten. Diesem folgte die katholische Kirche. An ein Löschen war bei dem Mangel an Wasser, das von den Indianern in Calabaschen vom entfernten *Pirara* geholt werden musste, so gut wie gar nicht zu denken, und nur dem günstigen Winde hatten wir es zu danken, dass nicht auch unsere Hütten sammt den Sammlungen ein Raub der Flammen wurden. Ein kleiner Knabe hatte in jener Hütte mit einem Feuerbrand gespielt und war dem leicht zündbaren Dache zu nahe gekommen.

Nur mit der äussersten Anstrengung und Gefahr konnte mein Bruder die alte Frau aus der brennenden Hütte retten, die aus dieser noch die Sachen ihres Enkels, der eben auf der Jagd war, und unter denen sich auch mehre Pfund Pulver, der Erwerb für seine Begleitung nach dem *Roraima*, befanden, herausholen wollte. Mit klopfendem Herzen warteten wir auf den Moment der Explosion, die glücklicherweise die nahestehnden Hütten weiter nicht gefährdete, da das Haus bereits niedergebrannt war. In der Nacht trat der erste Regen ein und löschte die noch glimmenden Brände aus.

X.

Mein Aufbruch von Pirara. Erlebnisse an der Bucht Wai-ipukari. Bemerkungen über den Kaimau. Antritt der Expedition den Rupununi aufwärts. Mündung des Maurukiamu. Niederlassung Curua. Attalea speciosa. Niederlassung Aripai. Cassicus persicus und haemorrhus. Harpyia destructor. Pik Burukutuau-yari. Niederlassung Kuiaraton. Pockenkranke. Fälle Curuaayari. Ruru-ruru, Tremital und Trekutara-tepau. Matziendaua-Berge. Mündung des Catu-auuru. Portage Paruauku. Fryers Cataract. Fall Cuta-tarua, Corona der Portugiesen. Fall Sarata. Quellgebiet des Rupununi. Landungsplatz von Watu-Ticaba. Waruau. Niederlassung Watu-Ticaba. Myroxylon Toluifera. Die Letzte des Stammes der Amaripas. Aussterben der Atorais, Daurais Tarumas. Die Woyawais. Trennung der Expedition. Meine Rückkehr nach Pirara. Colonel Matoz und seine Grenzbestimmungen. Abschied von Pirara. Das Abwärtsfahren der Cataracten des Essequibo. Waraputa. Mr. Pollert. Bartika Grove. Das neue Penal Settlement. Rückkehr nach Georgetown.

Mit der uns zukommenden Kunde, dass der *Rupununi* zu steigen beginne, brach ich in Begleitung des Herrn Goodall und mehrer der Ruderer nach der Bucht *Wai-ipukari* auf, um dort das Gepäck in Empfang zu nehmen, und seine Verpackung in die unterdess von Hendrick wieder hergestellten Corials zu leiten. Die Zwischenzeit verbrachten wir mit der Jagd auf Kaimans, die sich, wie ich schon früher erwähnte, nicht allein in der Ausbuchtung und da wo die Strömung des *Rupununi* weniger reissend ist, sondern namentlich auch in dem *Awaricuru* in grosser Anzahl aufhielten, und so raubgierig waren, dass sie mir sogar eines Abends meinen zahmen *Jabiru*, der in der Nähe des Ufers schlief, in das Wasser zogen. Sie ergreifen auf diese Weise auch des Abends die zum Saufen sich dem Ufer nähernden Hunde. Doch kennen diese die ihnen drohende Gefahr so gut, dass sie, sobald sie den lauernden Feind bemerken, in ein heftiges Bellen ausbrechen, und

dieses so lange fortsetzen, bis der Kaiman seinen Standort verlässt. Es sind unstreitig die raubgierigsten und gefrässigsten Thiere; sie verschlucken sogar Steine und Holzstücken, die sie in ihrer Gier für geniessbar halten. Ich fand häufig bei der Section, selbst bei den kleinern Arten, solche Gegenstände im Magen.

Um zu sehen, wie sie ihre Beute ergriffen, band ich oft Vögel oder grössere Fische auf ein Stück Holz und liess dies dann schwimmen. Kaum war der Köder von einem der Thiere bemerkt worden, als dieses auch langsam, ohne dass sich die Oberfläche des Wassers bewegte, auf die Beute zuschwamm. Hatte es sich derselben ziemlich genähert, so beugte es seinen Körper zu einer halbzirkelförmigen Krümmung und schleuderte nun mit seinem Schwanze, dessen Spitze es bis zum Rachen biegen kann, alle innerhalb des Halbkreises sich befindenden Gegenstände dem geöffneten Rachen zu, worauf es diesen schliesst und mit der Beute unter die Oberfläche des Wassers verschwindet, um nach einigen Minuten damit wieder in der Nähe des Ufers zum Vorschein zu kommen, und den Raub hier oder auf einer Sandbank zu verzehren. War dieser nicht allzugross, so erhoben sie sich nur bis an die Schultern über das Wasser, und würgten ihn in dieser Stellung hinab. Fische sind ihre gewöhnliche Nahrung, sie tödten dieselben meist mit dem Schlage des Schwanzes und schleudern sie zugleich über das Wasser, um sie mit dem Rachen aufzufangen. Das Zusammenklappen der Kinnladen und das Schlagen des Schwanzes ruft ein lautes Geräusch hervor, das man namentlich während der stillen Nacht weithin hören kann. Auffallend war es mir, dass die Weibchen noch eine lange Zeit die regste Liebe gegen ihre Jungen hegen, sie fortwährend bewachen, und mit der grössten Wuth vertheidigen, was ich aus eigener Erfahrung kennen lernte. In Begleitung eines Indianers ging ich eines Tages der seeähnlichen Ausbuchtung des *Awaricuru* entlang, um Fische mit Pfeil und Bogen zu schiessen. Aufmerksam gemacht durch ein eigenthümliches Geschrei, das viel Aehnlichkeit mit dem der jungen Katzen hatte, glaubte ich mich schon in der Nähe des Lagers einer Tigerkatze zu befinden, als mein Begleiter nach dem Wasser wies, und «Junge Kaimans!» ausrief. Die Töne kamen unter dem Zweige eines Baumes hervor, der sich in Folge des Unterwaschens seines Standortes in horizontaler Richtung über das Wasser geneigt hatte, und mit den Zweigen dasselbe berührte Vorsichtig rutschten wir dem Stamm bis zur Krone entlang, wo ich unter mir die 1½ Fuss lange junge Brut im Schatten versammelt sah. Da wir uns nur etwa 3 Fuss über dem Wasserspiegel befanden, so war es dem Indianer ein leichtes, eins der jungen Thiere mit dem Pfeil zu erlegen, und es an diesem zappelnd und kreischend aus dem Wasser zu ziehen. In demselben Augenblicke tauchte ein grosser Kaiman, die Mutter, unter unsern Füssen zwischen den Zweigen empor, die, ohne dass wir sie bemerkt, uns wohl schon lange beobachtet haben mochte, um ihr Junges zu ver-

theidigen, wobei sie zugleich ein schauerliches Gebrüll ausstiess. Ich weiss eigentlich nicht, womit ich diese furchtbare Stimme vergleichen soll. Es war nicht das Brüllen des Ochsen oder des Jaguars, wie überhaupt eines andern mir bekannten Geschöpfes, sondern mehr ein Gemisch von diesem und jenem, was Einem Mark und Bein durchschütterte. Bald hatte das Gebrüll noch andere Kaimans unter uns versammelt, die der wüthenden Mutter getreulich beistanden, wobei sich diese oft bis weit über die Schultern über das Wasser erhob, um uns von unserm Standort herabzureissen. Durch des Vorhalten des am Pfeile zappelnden Jungen, steigerte mein Begleiter die Wuth der rasenden Mutter nur noch höher. Wurde sie von einem unserer Pfeile verwundet, dann zog sie sich momentan unter das Wasser zurück, tauchte aber schnell wieder auf und erneuerte ihre Angriffe mit doppelter Furie. Der bisher ruhige Wasserspiegel war zur aufgeregten Wogenmasse geworden, da er ununterbrochen von dem gekrümmten Schwanze gepeitscht wurde, und ich muss gestehen, die mir bisher unglaubliche Kühnheit der Thiere machte mir das Herz in doppelter Schnelligkeit schlagen, namentlich, da sich auch ausserdem in unserer unmittelbaren Nähe ein grosses Ameisennest befand, dessen Bewohner die Störung nichts weniger als geduldig hinnahmen, und uns Hände und Füsse in ewiger Bewegnng erhielten. Ein einziger Fehltritt oder Fehlgriff würde jeden unmittelbar dem geöffneten Rachen des Thieres zugeführt haben. Nachdem wir den Vorrath unserer Pfeile erschöpft, hielt ich es doch für das gerathenste, uns so versichtig als möglich zurückzuziehen. Halsstarrig folgte uns die Mutter bis zum Ufer, wo sie aber zurückblieb. Am Lande sind sie zu furchtsam, um gefährlich zu sein, und das Thier scheint selbst die Wehrlosigkeit, in der es sich auf festem Boden befindet, zu kennen, da es auf dem Lande jedesmal die schleunigste Flucht ergreift, um in das Element zu springen, in welchem es der gefährlichste Bewohner ist. Die Schuppen des Jungen waren ganz weich und biegsam; es konnte erst vor wenigen Tagen ausgeschlüpft sein, schon aber verbreitete es einen starken Moschusgeruch. Nicht weit von der Stelle entdeckten wir einen breiten Pfad am Ufer, der uns zu dem frühern Lager der Eier führte, das etwa 30 Fuss von jenem entfernt war. Es bestand aus einer Vertiefung im Boden, die mit Gestrüpp, Laub und Gras ausgefüttert war. Nach den leeren Eierschalen zu schliessen, musste es 30 — 40 Eier enthalten haben, die schichtweise übereinander gelegen hatten. Jede Schicht war von der nächstfolgenden durch Blätter und Schlamm getrennt; auch über der obern Schicht schien eine solche Schlammdecke gelegen zu haben. Die Kaimans haben ihre Legezeit mit den Schildkröten zugleich, damit die Jungen noch vor dem Eintritt der Regenzeit auskriechen und nicht von den steigenden Gewässern zerstört werden. Auf ihrer Reise nach dem Wasser stellen ihnen aber nicht nur die grösseren Raubvögel und die *Jabirus*, sondern auch die Männchen der Kaimans

nach, die die Brut besonders gern zu fressen scheinen. Würde dadurch nicht der grösste Theil der Brut vernichtet, so müssten sie sich auf eine furchtbare Weise vermehren. Auf Sandbänken sollen die Weibchen die Eier nie verscharren.

Den folgenden Morgen begab ich mich in Begleitung mehrer Indianer mit Büchse und Kugel wieder zur Stelle unseres gestrigen Abenteuers. Die Mutter war mit ihren Jungen verschwunden. Ungeachtet der zahllosen Köpfe, die über dem Wasser emporragten, und der Versuche mit grossen Angelhaken gelang es uns doch nicht, eins der Ungethüme in unsere Gewalt zu bekommen. Bei unserer Rückkehr nach dem Lager bat mich der *Macusi* Naripo (Kaimantödter), der sich an der Bucht angesiedelt, ihm die Büchse zurückzulassen, da er gewiss noch im Laufe des Tages ein Thier schiessen würde. Gegen Abend kam er auch bei uns mit der Nachricht an, dass er sein Wort gehalten. Das Thier lag noch im Wasser, und war mit einer starken Liane um den Hals an einen der Bäume gebunden, an der wir die Beute nun an das Land zogen. Seine ganze Länge betrug 14 Fuss 3 Zoll; der Kopf war 18 Zoll lang, der Umfang desselben über den Augen 20 Zoll, der Umfang des Körpers dagegen mass 4 Fuss 5 Zoll. Eine grosse Wunde am Schwanze, die aber schon vernarbt war, mochte es wohl in den wüthenden Kämpfen, welche während der Paarungszeit zwischen den Männchen ausbrechen, erhalten haben. Die Begattung findet am Lande oder an seichten Stellen des Ufers statt. Von den 18 Zehen fehlten ihm 6, wie auch der eine Vorderfuss ganz verstümmelt war. Nach der Behauptung der Indianer rührten diese Verstümmelungen von den gefrässigen *Pirais* her. Es scheint dies das einzige Thier zu sein, welches den ausgewachsenen Kaiman belästigt. Naripo hatte mit seinem Sohne Danappe das Ungethüm erst nach der siebenten Kugel erlegt, die durch das Auge in das Gehirn gedrungen war und die Hirnschale zerschmettert hatte. Ein betäubender Moschusgeruch entströmte dem Cadaver, namentlich aus der Gegend der Geschlechtstheile. Der getrocknete Penis wird von den Brasilianern als sicheres und allgemein angewandtes Fiebermittel benutzt, indem sie ihn zu diesem Zwecke auf der reibeisenartigen Zunge des *Sudis gigas* zu Pulver reiben und mit Wasser einnehmen. Die Kaimans, die wir in dem obern Essequibo, wie überhaupt in den Savannenflüssen antrafen, weichen nicht nur in Bezug auf die Grösse, sondern auch in der Zeichnung vielfach von denen der Küste ab. Die letzteren nennen die Colonisten und Farbigen Alligatoren (*Champsa sclerops Natt.*) Sie erreichen selten eine Länge von 6 — 7 Fuss und haben eine mehr grünliche Färbung. Die im Innern vorkommende Species erreicht eine Länge von 12 — 16 Fuss, ist viel schwärzer und zeigt hin und wieder gelbe Flecke. Ihre Schnauze ist kürzer und gedrungener; die Füsse sind ebenfalls kürzer und kräftiger als bei *Ch. sclerops*. Sie stimmen ganz mit dem von Martius am Amazonenstrom gefundenen, schwarzen Kai-

man *Champsa nigra Natt.* überein. Diese nennen die Farbigen und Colonisten Kaiman.

Unter den Fischen, die ich hier meinen Sammlungen noch beifügen konnte, führe ich nur den interessanten *Doras niger (Val.)* und *carinatus (Val.)*, die *Loricaria platyura (Müll. Trosch.)* und einen kleinen, zwei Fuss langen *Sudis gigas* an, wodurch ich von diesem interessanten Fisch dem Museum eine Haut, ein Skelett und ein Exemplar in Spiritus einsenden konnte; dazu gesellte sich noch eine neue Species *Exodon, Exodon paradoxus (Müll. Trosch.)*.

Unser Lagerplatz an der Bucht *Wai-ipukari* bot wenige Tage vor unserer Abreise wieder ganz jenes bunte und belebte Lagerbild, das sich schon so oft vor uns entfaltet hatte. Alle Bewohner der Umgegend, Weib und Kind der uns begleitenden Indianer hatten sich um uns versammelt, um von meinem Bruder und Herrn Goodall, von denen sie wussten, dass sie nicht wieder zurückkehren würden, Abschied zu nehmen.

Da sich die Vorläufer der Regenzeit schon seit mehren Tagen eingestellt hatten, und der Regen auch bereits die letzten zwei Tage in Strömen herabgefallen war, so sprangen wir am 3. Mai, nach herzlichem Händedruck aller Versammelten, eine Sitte, die die *Macusis* von uns angenommen, und unter dem Ausruf: »*Tombawai, Tombawai* (lebe wohl)«, in unsere drei Corials, und fuhren den schon angeschwollenen *Rupununi* aufwärts. Bald hatten wir die Mündung des *Awaricuru* hinter uns. Das westliche Ufer des *Rupununi* war stellenweis mit dichtem Wald bestanden, das östliche bildete die Grenze der Savanne, auf welcher das Gras in der Nähe des Ufers eine Höhe von 6 Fuss erreicht hatte. In weiter Ferne wurde die Savanne von kleinen Hügeln und dichten Waldflächen begrenzt. Mehr gegen Süden erhebt sich das dunkelbelaubte *Canuku*-Gebirge.

Unsere rasch angetretene Reise erhielt bald eine Unterbrechung, die gefährlich werden konnte; das grösste Boot rannte gegen einen vom Wasser bedeckten Baumstamm an, und bekam dadurch ein so bedeutendes Leck, dass es den Ruderern nur mit aller Kraftanstrengung gelang, es noch vor dem Sinken an das Ufer zu bringen. Während der Ausbesserung bemerkten wir ganze Züge des schmackhaften *Myletes Pacu* den Fluss stromaufwärts schwimmen, wodurch sich uns die Behauptung der Indianer und Farbigen des untern Essequibo, dass sich der Fisch während der Regenzeit, wo alle Flüsse austreten, nach dem obern Flussgebiete begäbe, um in dem ruhigen Wasser der überflutheten Savanne zu laichen, zu bestätigen schien. Diese Züge waren das willkommene Ziel unserer Pfeile.

Nach einer Stunde war der Schaden reparirt, und ohne weitern Aufenthalt konnten wir unsere Reise bis zum Abend fortsetzen, wo wir unsere Zeltdächer

unter den riesigen Bäumen des westlichen Ufers aufschlugen. Kaum war diese Arbeit beendet, als ein fürchterlicher Gewittersturm, der stärkste, den ich unter den Tropen erlebt, sich entlud. Es schien, als hätten sich alle Schleusen des Himmels geöffnet, um ihren Inhalt mit einmal zu entleeren. Das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, alles erstarb unter dem Getöse der fallenden Wassermasse. Unsere Leute, denen keiner der gigantischen Bäume mehr Schutz bot, flüchteten sich unter unsere Zeltdächer, die ihnen aber eben so wenig Schutz gewährten, da diese einem solchen Regen nicht widerstehen konnten. Alle Feuer waren verlöscht, und die dichte Finsterniss wurde nur dann und wann von den flammenden und zuckenden Blitzen zerrissen. Um unsere Corials vor dem Sinken zu schützen, durften wir keinen Augenblick mit dem Ausschöpfen des Regenwassers aussetzen. Aiyukante, der sich auch diesmal wieder unter unsern Begleitern befand, und in dem Unwetter wieder eine gute Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, uns von seiner Macht über die Elemente zu überzeugen, mühte sich vergeblich ab, den Sturm zu beschwören. Fuhr einer der flammenden Blitze durch die grauenhafte Finsterniss, dann konnte man auch den blasenden und schreienden Beschwörer sehen, wie er unter Schwingen der Arme und allerhand Verrenkungen sich abmühte, das Wetter zu verjagen. Endlich schien er selbst einzusehen, dass er am übelsten dabei wegkam; mürrisch und brummend verkroch er sich wieder in unser Zelt. Nach einigen Stunden liess der Regen etwas nach, um später wieder mit doppelter Macht über uns auszubrechen. Die Quantität des in dieser Nacht gefallenen Niederschlags betrug gewiss 5 — 6 Zoll. Das Thermometer zeigte bei Anbruch des Morgens 65° Fahrenh. und die benetzte Kugel 64° 7. Nachdem wir zitternd und bebend vor Frost, das Gepäck untersucht, setzten wir unsere Reise weiter fort. Hier und da waren die Ufer förmlich mit der schönen *Maximiliana regia* bedeckt. Im Verlauf des Morgens fuhren wir an der Mündung des *Maurukiamu* vorüber, dessen Ufer von *Macusis* bewohnt werden. Seine Quelle hat er nach der Aussage der Indianer an den östlichen Ausläufern des *Canuku*-Gebirges, worauf er sich durch Savannen dem *Rupununi* zuwendet. Indem ich mit meinem Corial dem westlichen Ufer entlang fuhr, sah ich den Kopf eines Kaimans über die Oberfläche des Wassers hervorragen, den ich anfänglich für ein Stück Holz hielt, bis mich einer der Indianer eines andern belehrte. Jeder Lauf meines Doppelgewehrs wurde mit zwei Kugeln geladen, und in den Kopf getroffen peitschte das Thier unter fürchterlichen Krümmungen des Schwanzes die Wellen, und wälzte sich in diesen herum, kam dabei aber unserm Corial so nahe, dass wir fürchten mussten, es möchte von dem mit dem Tode ringenden Thiere umgeworfen werden. Endlich schwamm dieses dem Ufer zu, wo es sank. Die Seichtigkeit des Wassers in der Nähe desselben, wie die ununterbrochen aufsteigenden Luftblasen zeigten uns die Stelle, wo das

sterbende Thier lag. Wir landeten; eine neue Ladung in den Kopf konnte es noch nicht tödten, denn von neuem begannen jene wüthenden Bewegungen. Endlich liessen diese nach und mit Mühe schleppte es sich dem Ufer noch näher, um den Kopf auf das Land zu legen. Unter einem heftigen Klappen mit den Kinnladen und starken Schlägen mit dem Schwanze schien es zu verenden. Eben waren wir damit beschäftigt, ihm ein Seil um den Leib zu schlingen, als wir hinter uns ein starkes Geräusch hörten, und ein zweiter Kaiman mit etwas schräg aufstehendem Schwanze hervor- und an uns vorübergelaufen kam, und sich in das Wasser stürzte.

Als wir uns von unserm Schreck wieder erholt, trafen wir Anstalten, die erlegte Beute, der der letzte Lebensfunke unterdess entflohen zu sein schien, nach dem Corial zu ziehen; doch wir hatten uns getäuscht, — denn plötzlich kehrten die nur betäubten Lebenskräfte wieder zurück, mit einem einzigen Schlage lagen wir sechs Menschen, die wir am Seile zogen, glatt auf der Erde, um das Thier augenblicklich im Flusse verschwinden zu sehen, aus dem es jedoch bald darauf wieder mit dem Kopfe an einer andern Stelle auftauchte. Eine doppelte Schrootladung, die in beide Augen drang, schien es endlich getödtet zu haben, und ruhig zogen wir es an das Land. Seine Länge betrug 14 Fuss 6 Zoll, seine Stärke 4 Fuss 3 Zoll. Da wir bis zum Abend noch die Niederlassung *Curua* erreichen wollten, so beschloss ich die unter so vielfachen Anstrengungen erlangte Beute bis dahin mit zu nehmen und sie dort zu skelettiren. Wir befestigten sie daher an das Hintertheil des Corials, aber die reissende Strömung und die neue Last von wenigstens 300 Pfund war für unsere Kräfte zuviel, denn ungeachtet aller Anstrengung brachten wir das Corial doch nicht vorwärts. Um die Last mehr auf einen Punkt zu concentriren, wurde der anscheinend todte Kaiman in das Boot gezogen, und schon freuten wir uns unseres Gelingens, als sich plötzlich Spuren des rückkehrenden Lebens zeigten. Der bluttriefende Rachen begann sich zu öffnen, der Schwanz fing wieder an sich zu krümmen, und unter wildem Geschrei sprangen die Indianer über Bord, um dem Ufer zuzuschwimmen. Des Schwimmens unkundig, war ich gezwungen, im Corial in der Nähe des Thieres zu bleiben. Schnell wurde das Fahrzeug nun den Strom abwärts getrieben, bis es mir endlich gelang, es dem Ufer zuzulenken. Ehe ich dieses erreichte, hatte sich der Kaiman auch wieder in den Fluss gestürzt, ohne aber von dem Seile befreit zu sein, an dem wir ihn abermals an das Land zogen. Diese Jagd hatte uns schon mehre Stunden geraubt, die beiden übrigen Corials waren uns schon längst aus den Augen verschwunden, und die ernsten Mahnungen der Indianer, zu eilen, wenn wir vor der Nacht die Niederlassung noch erreichen wollten, liessen mich meinen Plan aufgeben; den Kopf aber wollte ich mir wenigtens erhalten. Obschon sich das Unthier am Lande wieder so weit erholt, dass es sich abermals auf die Vorderfüsse gerichtet hatte, und nach allem schnappte,

was sich ihm näherte, erlag es doch endlich den Keulenhieben der Indianer insoweit, dass ich ihm den Kopf abzuschneiden begann, wobei es, als ich das Gelenk des Genicks durchschnitt, aber noch einmal mit einer solchen Gewalt um sich schlug, dass es zwei Indianer, die sorglos in der Nähe des Schwanzes standen, zu Boden schleuderte. Es vergingen ziemlich acht Tage, bevor meine Hände den unangenehmen Moschusgeruch verloren. Diesen Geruch besitzen die Kaimans am intensivesten während der Paarungszeit. In dieser Periode riecht man das Thier selbst wenn es im Wasser liegt.

Als der Kaiman noch im Wasser lag, sah ich, dass sich an die Wunden, aus denen das Blut floss, mehre kleine, fingerlange, schuppenlose, aalförmige Fische von dunkler Hautfarbe, mit abgestutztem und breitem Kopf und kleinen, unter der Haut liegenden, kaum durchscheinenden Augen setzten. Kaum hatten die Indianer diese bemerkt, und sahen, dass ich dieselben ergreifen wollte, als sie meine Arme zurückzogen, und mich flehentlich baten, die Fische nicht anzurühren, da sie äusserst giftig wären. Die sprechenden Zeichen der Furcht und Scheu der Indianer hatten mich so angesteckt, dass ich wirklich meine Versuche aufgab, da sie mir nur unter diesem Versprechen die Arme loslassen wollten. Leider hatten wir kein Netz im Corial. Der Beschreibung nach, die von Martius von einem Fische giebt, der in der Nähe von *Parà* vorkommt, und dort ebenfalls allgemein gefürchtet wird, scheint der von mir gesehene ganz mit jenem übereinzustimmen und ebenfalls ein *Cetopsis* gewesen zu sein. Als es zu spät war, schämte ich mich meiner Furcht. Einige Stunden später überfuhren wir glücklich die ersten Stromschnellen des *Rupununi*, und eine Stunde oberhalb derselben langten wir in der Nähe der Mündung des *Cutoka* am östlichen Ufer an der Landungsstelle der früher blühenden Mission *Curua* an, die ihren Namen von der herrlichen Palme *Attalea speciosa (Mart.)* führt, welche die *Macusis Curua* nennen, und die ich hier zum erstenmal sah. Es ist unstreitig die schönste Species dieser interessanten Gattung. Ihre riesigen Wedel, die sie aufrecht stehend trägt, hatten eine Länge von 30—40 Fuss. Sie scheint in Britisch Guiana nur an dem *Rupununi* aufzutreten, am zahlreichsten in der unmittelbaren Umgebung der Niederlassung *Curua*. Vereinzelte Exemplare begleiten von da nur das rechte Ufer des *Rupununi* durch das *Canuku*-Gebirge. Das Lager fanden wir schon aufgeschlagen, und vermochten auch mehre Indianer mit dem entleerten Corial zurückzukehren, und den Körper unseres erschlagenen Kaimans nachzuholen, den ich dann am Morgen weit vom Ufer abwärts legte, und förmlich umzäunte, damit mir die Aasgeier die Knochen nicht forttragen konnten.

Ich habe schon erwähnt, dass sich Herr Youd, als er von den Brasilianern aus *Pirara* vertrieben wurde, hierher zurückgezogen, ebenso, dass er sich auch

hier seines Werkes nicht lange erfreuen konnte, da diese ihn auch bald von *Curua* vertrieben, und die frische junge Saat vernichteten. Wie die geistige Saat spurlos verschwunden war, so hatten auch zahllose Mimosen, *Solaneen*. und junge Trompetenbäume (*Cecropia palmata Willd.*) wieder die frühern, cultivirten Flächen bedeckt. Das Bethaus, so wie die andern Hütten lagen in Ruinen zwischen der üppig wuchernden Vegetation. Christen hatten dies an Christen in confessionellem Hasse gethan!

Die *Musa paradisiaca* und *sapientum*, die wegen ihres schnellen Wachsthums der allgemeinen Vernichtung entgangen waren, hatten in dem rothen, fetten Lehm eine Höhe von 40 — 50 Fuss erreicht, und wechselten mit den Gruppen der majestätischen *Attalea speciosa* ab. Das Auftreten der Palme ist dem Indianer der sicherste Verkündiger des fruchtbarsten Bodens. In der einen Hütte, die noch etwas bewohnbar war, obschon auch in ihr ein grosser Wasserpfuhl stand, hatte mein Bruder einen Mann und zwei Frauen gefunden, die sich noch nicht von ihrer liebgewordenen Niederlassung trennen konnten.

Nachdem ich schon vor Tagesanbruch meine Umzäunung beendet, verliessen wir die zerstörte Missionsstation. Etwas oberhalb derselben, durchsetzten mächtige, graue Gneisblöcke das Strombett, und bildeten den Cataract *Curuatoka*, den wir ohne Unfall überfuhren. Das Gestein gehörte dem dem *Canuku*-Gebirge eigenthümlichen, grobkörnigen, dunkelgrauen Gneis an. Etwa eine Mile oberhalb des Cataracts zweigte sich einer jener natürlichen Canäle ab, die wir an der Küste in so grosser Menge, noch nie aber im Innern gefunden hatten, durch den der *Rupununi* nochmals mit dem *Awaricuru*, etwa 11 Miles von der eigentlichen Mündung, verbunden wird, und drei Miles weiter aufwärts führte, an dem westlichen Ufer, ein schmaler Canal nach einer seeähnlichen Wasserfläche, die die Indianer *Watawarai* nannten.

Je weiter wir vordrangen, jemehr wir uns damit dem *Canuku*-Gebirge näherten, um so mehr Krümmungen bildete der Fluss, um so üppiger wurde die Vegetation beider Ufer. Von neuem begrüsste ich die *Mora excelsa*, das unförmliche *Bombax globosum* und das wegen seines köstlichen Holzes so gesuchte *Brosimum Aubletii*, *Peira* der *Macusis*. Die *Peira* ist in Britisch-Guiana nur dem *Canuku*-Gebirge eigen Herrliche Palmengruppen unterbrachen das dunkle Grün der Laubbäume, und voll lieblichen Farbenschmelzes mischte die reizende *Petrea volubilis* und *macrostachya* ihre oft fusslangen Blüthentrauben, die glänzende *Lundia Schomburgkii (Klotzsch)* und *Allamanda Aubletii (Pohl)* ihren Blüthenschmuck unter das dunkle Laub, die wieder von der blendend rothen Blüthe des *Cacoucia coccinea* und einer lieblichen *Passiflora*, die *P. alata* am meisten ähnelte, überrankt wurden. Gegen drei Uhr nöthigte uns ein hereinbrechender Gewittersturm, unsere

Zelte aufzuschlagen. Vor uns lag das *Canuku*-Gebirge, dessen Gipfel sich in massenhaften, dunklen Wolken verbargen. Der Regen hielt die ganze Nacht hindurch an.

Je unangenehmer die Nacht gewesen, um so reizender war der anbrechende Morgen. Die aufgehende Sonne war von jenem, der Regenzeit so eigenthümlichen, weissen, durchsichtigen Wolkenfliess überzogen, und warf hin und wieder ihre Strahlen auf die Millionen, noch an den Blättern hängenden, diamantenglänzenden Regentropfen, deren Brüder der ganzen Vegetation eine zauberhafte Frische verliehen hatten.

Nachdem wir am westlichen Ufer an der Mündung des *Camarapa* vorübergefahren, der seine Quelle ebenfalls im *Canuku*-Gebirge hat, hatte uns dieses selbst in sich aufgenommen. Bei der Fortsetzung der Reise bemerkten wir auf dem Wasserspiegel vor uns einen Gegenstand, der sich auf diesem hin und her bewegte, bald wieder auftauchte und sich dann sogar mehre Fuss perpendieulär über ihn erhob. Die Indianer erkannten bald, dass es der Bart eines Pfeiles sei, der in dem Rücken eines Fisches steeke. Nach der Schnelligkeit der Bewegung musste es sogar ein Fisch von namhafter Grösse sein. Die auf die angeschossene Bente unternommene Jagd blieb lange ohne Erfolg; sie noch länger fortzusetzen, hielten wir für unnütze Zeitverschwendung. Am rechten oder östlichen Ufer fuhren wir an der Mündung des *Mapare* vorüber; oberhalb dieser zeigten sich an beiden Ufern mehre zu Tage tretende Granitfelsen, die die Indianer *Maipure* nannten. In Folge der heftigen Regengüsse stieg der Strom fast jede Stunde, was nicht nur die Strömung, sondern auch unsere Anstrengungen in hohem Masse steigerte, bis jene uns endlich, namentlich in den zahllosen Krümmungen, nöthigte, unsere Ruder einzuziehen und die Corials vermittelst der Zweige der in den Fluss gestürzten Bäume durch die mit Schaumflocken bedeckten, rollenden Wogen fortzuziehen.

Diese Arbeit hatte uns bald so erschöpft, dass wir an der Mündung des kleinen Flusses *Aripai*, der von Osten her dem *Rupununi* zufliesst, unser Lager aufschlagen mussten, obschon es noch früh am Tage war. Nachdem wir uns etwas erholt, gingen wir nach der kleinen *Wapisiana*-Niederlassung *Aripai*, die sich etwas landeinwärts von der Mündung, am Ufer dieses kleinen Nebenflusses befinden sollte.

Die Bewohner fanden wir alle in einer der Hütten versammelt, vor welcher uns der greise Häuptling in portugiesischer Sprache willkommen hiess, worauf uns auch die übrigen Bewohner, fast alles junge Leute, die Hand reichten. Dass der Häuptling und seine Frau, eine wenn auch schon bejahrte, doch immer noch schöne, imposante Gestalt, längere Zeit unter den Portugiesen gelebt haben mussten, bewies nicht nur die Kenntniss der portugiesischen Sprache, sondern auch die Begrüssungsart, in welcher die Frau meinen Bruder bewillkommnete; denn ehe dieser

es verhindern konnte, hatte sie seine Hand ergriffen und geküsst. Ich muss gestehen, dieses Ceremoniell nahm mich von vornherein gegen die Frau ein, und war mir unangenehmer als überraschend. Ueberrascht wurde ich aber, als wir in die Hütte traten und mein Bruder dort von einem jungen Frauenzimmer bei seinem Namen angeredet wurde, in dem er endlich einen Dienstboten einer *Senhora* Libbada, einer Dame, die im Jahre 1838 in Fort *Saõ Joaquim* gelebt, erkannte. Das Mädchen war mit seiner Herrin zerfallen, und hatte die erste Gelegenheit ergriffen, diese heimlich zu verlassen und ihre Zuflucht zu der Frau des Häuptlings, einer *Paravilhana* und Verwandten von ihr, genommen.

Die Hütten hatten ein domförmiges Dach. Im Innern selbst fanden wir mehre Weiber mit der Zubereitung eines *Laba* beschäftigt, während drei Männer ruhig in ihrer Hängematte lagen, uns keines Blickes würdigend, deren jeder einen grossen, mit den gelben Pflaumen der *Spondias lutea (Liu.)*, *Maropi* der *Macusis*, gefüllten Calabasch so schnell als möglich zu leeren sich bemühte. Grosse Haufen aufgeschichtetes Feuerholz für die Regenzeit, bekundeten die Vorsicht des Häuptlings. Die die Niederlassung umgebenden Provisionsfelder, bepflanzt mit *Manihot*, *Yams*, Baumwolle, Tabak, wucherten in üppiger Fülle und bewährten die Fruchtbarkeit des aus einer schwarzen, mit Sand untermischten Dammerde bestehenden Bodens. Neben dem modernden Stamme eines *Bombax*, der 25 Fuss im Umfang hatte und vor längerer Zeit gefällt worden war, erregte besonders ein gleich mächtiger Stamm einer *Icica altissima* unsere Aufmerksamkeit, den die Bewohner eben mit Hülfe des Feuers und eines alten Schiffsnagels, der aber schon ziemlich abgenutzt war, in ein Corial umschaffen wollten. Mancher Monat mochte noch vergehen, bevor die herkulische Arbeit ihr Ende erreicht!

Der Wald um *Aripai* bestand grösstentheils aus der sogenannten Ceder *(Icica)* der Colonisten. Das Holz hat ganz die Farbe, den Geruch und bittern Geschmack der *Larix Cedrus (Mill.)*. Der Baum erreicht meist eine Höhe von 70 — 80 Fuss, und die aus ihm verfertigten Corials werden für die dauerhaftesten gehalten, da das Holz wegen seines bittern Princips nicht von den Insekten angegriffen wird. In der Colonie ist es wegen seines aromatischen Geruchs namentlich als Möbelholz beliebt. Die *Macusis* nannten den Baum: *Paranguai*, die *Wapisianas*: *Camiau*. Obschon wir ihn nicht in Blüthe fanden, so ist er doch ohne Zweifel *Aublet's Icica altissima*.

Nachdem wir nach unserem Lager zurückgekehrt waren, statteten uns sämmtliche Bewohner *Aripai's* ihren Gegenbesuch ab, wobei unsere Tauschartikel eine so gewaltige Einwirkung, selbst auf die drei obstinaten Pflaumenesser ausübten, dass sie uns versprachen, so viel Provisionen zu bringen, als wir nur irgend wünschten. An den jungen Mädchen fiel uns die eigenthümliche Sitte auf, dass

man ihnen das Haar, mit Ausnahme eines dünnen Schopfes, der auf dem Wirbel stehen bleibt, bis zum Eintritt der Mannbarkeit kurz abschneidet. Erst von dieser Periode an lassen sie es lang wachsen. In Folge der ungünstigen Witterung hatte ich meine Sammlung seit mehren Tagen nicht lüften können, und da der morgende Tag ausserdem ein Sonntag war, so wurde beschlossen, diesen als Rast- und Revisionstag zu benutzen. Leider wiederholten sich die schon so oft gemachten, bittern Erfahrungen auch hier wieder und riefen mit erneuerter Kraft alle jene schmerzlichen und niederschlagenden Gefühle in's Leben zurück. Die zur Übersättigung mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft, der fast unaufhörlich herabfallende Regen hatte auch jetzt wieder sein Vernichtungswerk begonnen. Die ersten Nächte unserer Flussreise hatte es zu den Unmöglichkeiten gehört, die Pflanzen mit trockenem Papier zu versehen, da selbst unsere Zeltdächer dem Ungestüm des Regens nicht hatten widerstehen können, am Tage aber war es während der kurzen, freundlichen Momente eben so unmöglich gewesen, da unsere Corials offen waren. Mit klopfendem Herzen ging ich daher an die Arbeit, und meine Befürchtungen bewährten sich leider nur zu sehr. Wie wünschte ich doch, dass einige von den Herren, die so eigenthümlich die Achseln zuckten, als ich ihnen die Schwierigkeiten mittheilte, mit denen ich bei der Conservirung meiner Sammlungen zu kämpfen gehabt, als ich von den ungeheuern Verlusten sprach, die ich in Folge der feindlichen Atmosphäre, trotz aller der schlaflosen Nächte erlitten, in denen ich nach einer mehr als erschlaffenden Tagereise mein Papier an dem Feuer trocknen musste, wie wünschte ich doch, dass diese Kritiker aus eigener Erfahrung kennen lernen möchten, was es heisst, zwischen den Wendekreisen in dichten und undurchbrochenen Wäldern zu sammeln, wo man oft vierzehn Tage lang keine menschliche Wohnung antrifft, und dennoch soviel zu erhalten, als ich trotz aller bittern Verluste den vaterländischen, wissenschaftlichen Instituten mit den Mitteln erhielt, die mir zu Gebote standen.

Am Abend brachten uns die Jäger auch eins jener niedlichen Rehe, die die Indianer *Walibisiri* nennen. Es ist die kleinste Species, die in *Guiana* vorkommt, kaum $1^1/_3$ Fuss hoch.

Am folgenden Morgen hatte der Fluss bereits sein Bett überstiegen, wobei der eigentliche Flusspiegel mit grossen, weissen Schaumflocken, den von der reissenden Strömung entwurzelten Bäumen der Ufer bedeckt war, während ein fast ununterbrochenes dumpfes Gedonner nur zu deutlich verkündete, dass die gewaltige Fluth ihr Vernichtungswerk noch fortsetzte. Das Dröhnen und Donnern des mit seiner Vegetation zusammenstürzenden Uferrandes, das Geprassel und Zerbrechen der Aeste, wenn sich in einer der Krümmungen die gefallenen Riesen gegen einander aufstauten, hatte in Verbindung mit dem Getöse des herabstürzenden Regens etwas so Grauenhaftes, dass es uns in der folgenden Nacht mehr als einmal aus unsern

Hängematten aufsuchte, bis uns endlich das Wasser in den Zelten bewies, dass die Uebersehwemmung dieselben erreicht, was die düstere Nacht unsern Augen verborgen hatte. Der Fluss war innerhalb 36 Stunden 10½ Fuss gestiegen und stieg mit jedem Augenblick mehr.

Die meteorologischen Beobachtungen während unseres Aufenthalts in *Aripai*, ergaben folgende Resultate:

Zeit und Zahl der Beobachtungen.	Instrumente.	Mittel.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.
Vom 6. Mai bis zum 7. Mai elf Beobachtungen.	Barometer	29. 667 Z.	29. 706 Z.	29. 606 Z.
	Angefügtes Therm.	77° 72	80° 78	72° 14
	Freies Thermometer	77° 80	81° 20	72° 50
	Befeuchtetes Therm.	76° 72	79° 70	72° 10

Kurz vor unserer Abreise von *Aripai* brachten uns die Bewohner gegen 30 Stück Cassadakuchen, für welche die Weiber Glasperlen, die Männer aber Messer und Angelhaken verlangten. Ein kleines, niedliches Mädchen, das der Glanz der Perlen ebenfalls bestrickt hatte, bot, da sie noch keine Cassadakuchen bringen konnte, uns ihre weisse Henne mit einem ganzen Körbchen voll Küchlein an. Wir beschenkten sie mit dem Gewünschten, ohne den Liebling des Kindes anzunehmen. Diese Freigebigkeit kam dem niedlichen Mädchen so unerwartet, dass es erst lange mit staunenden Blicken die Perlen, dann die Henne und endlich uns verwundert ansah.

Nachdem wir die Fahrzeuge bis an unsere Zelte gebracht, fuhren wir zwischen den Bäumen dem Flussbett zu, wo uns eine Menge vorspringender Berge und Klippen die Arbeit ungemein erschwerten, so dass wir auch nur Zoll um Zoll vorrückten. Die Strömung betrug 6 Knoten in der Stunde. Die Schaummassen hatten den Flusspiegel in ein weites, bewegliches Schneefeld verwandelt. Grosse Heerden *Mocking birds (Cassicus persicus* und *haemorrhus)*, welche diese hohe Fluth nicht erwartet haben mochten, umschwärmten unter ängstlichem Geschrei ihre beutelförmigen, an den überhängenden Zweigen des Ufergebüsches befestigten Nester, während viele bereits von dieser erreicht oder sogar schon in ihr begraben waren. Hier flogen unter ängstlichem Gelärm eine Menge Paare und suchten ihr Nest, ihre Eier, ihre Brut, indess andere noch nicht vom Wasser erreicht, ruhig fortbrüteten, die Jungen fütterten oder Material zum begonnenen Neste herbeitrugen und die

Klagen ihrer Genossen nicht achteten. Das Leben in dieser Colonie war das treue Abbild des Lebens in den grösseren Städten; — wie dort, hatten auch die Vögel ihre Nester friedfertig nebeneinander gebaut, ohne dass sich einer um die Schmerzen des andern bekümmert hätte! —

In der Bauart stimmen die Nester beider Species überein, nicht aber im Material. *Cassicus persicus* baut sein Nest nur aus zwirnsfadenähnlichen Streifchen oder Fasern, die er von den Wedeln der *Maximiliana regia* und *Mauritia flexuosa* abschält, eine Arbeit, mit der wir Hunderte dieser Vögel auf den an dem Ufer stehenden Palmen beschäftigt sahen. Und mit welcher Geschicklichkeit wissen sie sich in den Besitz dieser Streifchen zu setzen! Kaum hat der Vogel sich auf dem Wedel niedergesetzt, so fasst er auch die äussere Epidermis mit dem Schnabel, löst diese erst einige Zoll von dem Wedel ab, fliegt dann unter einer eigenthümlichen, schnellen Bewegung an diesem abwärts und zieht damit die Fasern meist 3 — 4 Ellen von ihm ab. *Cassicus haemorrhus* baut sein Nest nur aus Grashalmen und einer weisslichen Flechte. Diese letzteren hatten fast alle schon Junge, indess kaum erst die Hälfte der Nester des *C. persicus* zwei bräunlich gefleckte Eier enthielt.

Obschon der Morgenhimmel nur schwach bewölkt gewesen war, so zeigten sich gegen 10 Uhr doch wieder dicke, finstere Wolken, die sich mit Schnelligkeit an dem Horizonte heraufwälzten, und bald ertönte die Stimme des Toucans, die sichere Verkündigerin des Regens, und das lebhafte Gelärm der geschäftigen Spottvögel. Zu diesem gellenden Gepfeife der *Buraeti* oder *Carauwui* (*Ramphast. Toco*) gesellte sich heute noch das heisere Geschrei einer Heerde lärmender Falken (*Falco nudicolis Daud.*). Diese Falkenart scheint über ganz *Guiana* verbreitet zu sein. Soviel Exemplare ich auch von den lärmenden Vögeln geschossen, so habe ich doch niemals Fleisch oder jene kleinen Ballen Haare, sondern stets nur Früchte und Beeren in dem Kropf und Magen vorgefunden. Am häufigsten war dies mit einer orangenfarbigen Beere der Fall, die einer *Malpighia* anzugehören schien; auch habe ich nie bemerkt, dass sie einen Vogel oder ein kleineres Säugethier verfolgt hätten. Wegen seines widerlichen, durchdringenden Geschreies ist der Vogel bei den Indianern wie bei den Colonisten gleich verhasst. Die letzteren nennen ihn: *Bull-dog*, die *Warraus*: *Yacka-tatta*, Worte, die seiner Stimme ähneln; dieser am nächsten aber kommt die Benennung der *Macusis*: *Callau-Callau*. So sehr ich auch bisher gewünscht hatte, einen jener mächtigen Adler Südamerika's, die *Harpyia destructor* (*Temm.*) zu sehen, so war mir dieser Wunsch bisher doch nicht erfüllt worden; ich kannte ihn nur aus der Beschreibung und hatte seine weissen, straussartigen Federn des Leibes nur auf den Federmützen der *Wapisianas* gesehen, die uns allgemein versicherten, dass er zu den seltensten Vögeln gehörte, was auch aus dem Werthe ersichtlich war, den der

Besitzer eines solchen Federschmuckes in diesen setzte. Eben als wir um eine der Krümmungen des Flussbettes bogen, sass einer dieser mächtigen Vögel auf dem äussersten Gipfel einer riesigen Mora und schaute stolz auf uns herab. Sororeng, der sich in dem vordersten Corial befand, legte auf ihn an und schoss; langsam breitete der König der Vögel seine ungeheuren Schwingen aus und flog dem Gebirge zu; wahrscheinlich hatte die Kugel ihn gar nicht getroffen. Die *Macusis* nannten ihn *Guan* und versicherten mich, dass er der grösste Feind der Heulaffen sei, Rehe und selbst Kinder fortschleppe. Auch auf die Faulthiere mache er Jagd und reisse diese meist in Stücken von dem umklammerten Ast ab. Sein Nest, das er mehre Jahre benutzen soll, und von denen ich auch nur eins auf einem unersteigbaren Baume gesehen habe, baut er auf die höchsten Bäume. Es hatte die Grösse des Nestes der *Mycteria*. In Britisch Guiana wird er allein im Quellgebiete des *Essequibo*, und auch hier nur äusserst selten gefunden. Seine Naturgeschichte ist erst wenig bekannt.

Die uns umschliessende Gebirgsscenerie hatte etwas ungemein reizendes. Mit Gewalt hatte sich an einzelnen Stellen der Fluss seine Bahn durch das Gebirge gebrochen, so dass an diesen die Berghöhen seine Ufer waren, während sich jene an andern wieder mehr zurückzogen, und überraschend schöne, mit der üppigsten Belaubung bedeckte Amphitheater bildeten. Noch zauberhafter aber gestaltete sich dieses Gebirgslandschaft, als wir um einen scharf vorspringenden Bergabhang, der den Fluss gegen Osten drängte, herumgefahren waren, und ein solches Amphitheater, wie von einem rosenrothen Teppich überzogen, vor uns lag. Tausende der reizenden Bäume, die wir zuerst an dem Nebenflusse des *Tokutu*, dem *Scabunk* gefunden, bedeckten mit ihren weithinglänzenden, rosenrothen Bracteen und kleinen blauen Blüthen die Abhänge der Berge und die Ufer. Das *Calycophyllum Stanleyanum (Schomb.)* gehört unbestritten zu den schönsten Zierbäumen *Guiana's*. Wenn unter den *Rubiaceen* ausser *Calycophyllum* auch *Mussaenda* und *Pinckneya* die gestielte, blattartige und gefärbte Erweiterung des einen Kelchblattes zeigt, so ist dies doch bei keiner andern in dem Masse, wie bei dem *Calycophyllum Stanleyanum* der Fall, indem sie hier nicht allein die bescheidenen Blüthen, sondern selbst die glänzendgrünen Blätter mit ihrer Farbenfülle bedecken. Merkwürdig ist es ausserdem, dass sich dieser bracteenartige Theil des *Calyx* erst zu bilden beginnt, nachdem die Blüthe abgefallen ist, dann sich aber auch mit ungemeiner Schnelligkeit entwickelt.

Das Holz dieses herrlichen Baumes ist ungemein hart, von gelblich brauner Farbe und bitterem Geschmack. Ich glaube sicher, dass es als kräftiges Fiebermittel angewendet werden könnte. Die *Macusis* nannten den Baum *Dehpo-yeh*.

Heerden der niedlichen Winselaffen *(Callithrix sciurea)* und Midasäffchen *(Hapale midas)*, *Marmousets* der Colonisten, hatten sich die reizende Belaubung

zum Sammelplatz gewählt, schwangen sich munter und neckend von Zweig zu Zweig, bissen, wahrscheinlich in übermüthigem Muthwillen, die dunkelrosenroth gefärbten *Bracteen* ab und überstreuten dadurch den Boden mit lieblichen Blättern.

Auch heute nöthigte uns der anhaltende Regen, unser Lager schon früh aufzuschlagen, obschon es uns erst nach langem Suchen gelang, ein trockenes Plätzchen am östlichen Ufer zu finden. Im Verlauf des Nachmittags bemerkte ein Indianer abermals den Bart eines Pfeiles über dem Wellenspiegel, der sich fortwährend hin und her bewegte. Glücklich ergriff ihn einer der Indianer, und mit Hülfe mehrer anderer wurde unter allgemeinem Jubel, statt des erwarteten Fisches, ein 4 Fuss langer *Kaikutschi (Champsa vallifrons Natt.)* hervor und in das Boot gezogen, und hier mit einem Hagel von Schlägen empfangen. Das kleine Thier vertheidigte sich mit solcher Wuth, dass es uns mehremals bis zur äussersten Spitze des Bootes trieb. Unterdessen hatte das uns schon früher vorausgeeilte Corial meines Bruders eine Lagerstelle am östlichen Ufer gefunden, wo wir zugleich auch erfuhren, dass Sorobeng den *Kaikutschi* angeschossen, der dann mit dem Pfeil in die Tiefe gegangen war, um uns später in die Hände zu fallen, und von den Indianern als schmackhaftes Abendbrod verzehrt zu werden.

Auch in den Bäumen, unter welchen das Lager aufgeschlagen war, hatten sich eine Menge der niedlichen Midasäffchen versammelt, deren Erscheinen uns um so auffallender erscheinen musste, da wir sie bisher nur an der Küste gefunden, wo sie durch ihre Räubereien namentlich den Pisangfeldern bedeutenden Schaden zufügen. Ich habe dieses niedliche Aeffchen nur einmal zahm bei den Indianern gesehen, da es die Gefangenschaft höchstens zwei Monate erträgt, meistentheils aber schon in den ersten Wochen derselben stirbt.

Der am Abend noch heftiger beginnende Regen währte die ganze Nacht, und wir waren daher am folgenden Morgen nicht wenig erstaunt, den Fluss über 5 Fuss gefallen und unser grosses Boot, es war 42 Fuss lang, mit dem Hintertheil in einem Gabelbaum eingeklemmt, den Vordertheil aber auf festem Boden aufliegen zu sehen. Ungeachtet der Steuermann in diesem geschlafen, hatte er doch ebenfalls erst am Morgen die Veränderung wahrgenommen, die während der Nacht eingetreten war. Wir hatten das Flussbett verlassen und waren eine Strecke in den Wald gefahren, der Steuermann hatte das Boot zwischen zwei Bäumen befestigen lassen, die sich jetzt nach diesem schnellen Fallen des Wassers als einer zeigten, in dessen Gabel das Corial nun festsass. Erst nach vieler Mühe und Arbeit unserer gesammten Leute, gelang es uns, dasselbe aus der Klemme heraus- und in das Flussbett zurückzubringen. Dieser schnelle Wechsel des Steigens und Fallens der Savannenflüsse ist eins der auffallendsten Phänomene, für das wir keinen recht stichhaltigen Grund haben auffinden können.

Ermattet und erschöpft von der Anstrengung setzten wir endlich die Reise fort, und erreichten gegen Mittag zwei riesige Felsenmassen, zwischen denen sich der Strom hindurchwälzte und zugleich wieder das gigantische Portal zu einer weiten Arena zu sein schien, auf der in einer langen Cataractenreihe die Wogen des *Rupununi* in wildem Kampfe ihre Kräfte gegeneinander versuchten. Der Blick in dieses wilde Getreibe mit seinen lachenden Begrenzungen liess uns fast die Schwierigkeiten vergessen, die uns bevorstanden. Von dem östlichen Ufer erstreckte sich in frischem, zartem Grün, gleich einem grünen Sammtteppich eine lachende Savanne, überstreut mit waldigen Oasen, landeinwärts. Nach S.W. erhoben sich dicht bewaldete Gebirge, von denen uns aus der Nähe und Ferne glänzend rosenrothe Strecken des *Calycophyllum* entgegenleuchteten, während die verschiedenen Species *Bignonien* mit hunderten ihrer schönen, weissen und rothen, die *Lundia Schomburgkii* mit ihren grossen, gelben Blüthen den lachendsten Farbenwechsel in die tiefgrüne Belaubung warfen. Der Pik des Berges *Burukutuau-yari* mit seinen wilden Granitklippen und Granitnadeln schloss den Hintergrund des reizenden Landschaftsbildes. Am östlichen Ufer erhob sich der Berg *Makaparina*.

In der Nähe des Berges *Burukutuau-yari* hatte ich die vorausgeeilten Boote, nachdem ich wie diese glücklich den Fall *Curuau-yari* überstiegen, wieder eingeholt, die am östlichen Ufer schon die Zelte in der Nähe mächtiger Granitfelsen, die sich am rechten Ufer hinzogen, aufgeschlagen hatten, um die in der Nähe liegende Niederlassung *Kuiaraton* zu besuchen. Diese zählte drei Hütten. Ein Theil ihrer Bewohner, unter diesen der Häuptling, waren abwesend, und in den entfernt liegenden Provisionsfeldern beschäftigt. Ruhig trat ich in eine der Hütten, um mich darin umzusehen, doch — welcher Schreck ergriff mich, als mir aus einigen der Hängematten gleich viel Pockenkranke entgegensahen. Einer der Unglücklichen war der schrecklichen Seuche, die sich nun schon soweit landeinwärts verbreitet hatte, entkommen und befand sich schon wieder ausserhalb der Hängematte. Die zurückgelassenen Narben verliehen dem Aermsten ein mehr als abstossendes Aeussere, indem die grossen Gruben durchgängig eine dunkelschwarze Färbung angenommen hatten. Nach ihrer Versicherung waren bereits viele der Seuche unterlegen. Mein Bruder hatte das Dorf im Jahre 1838 bei seiner Rückkehr von den Quellen des *Essequibo* besucht, und sich 14 Tage in der zahlreich bevölkerten Niederlassung aufgehalten; — kaum aber erkannte er diese wieder. Die Pocken sind ohne Zweifel die verheerendste und wahrscheinlich auch die letzte Geissel, der dem düstern Verhängniss der Vernichtung verfallenen Ureinwohner *Guiana's*. Erschüttert und ergriffen von dem schauerlichen Anblick, eilte ich nach unserm Lager zurück. Nach einer trigonometrischen Messung, die mein Bruder am Nachmittage anstellte, erhob sich der *Burukutuau-yari* 2076 Fuss über die Savanne, und 2483 Fuss über das

Meer; unser Lager befand sich daher 407 Fuss über dem Meere, und nach den astronomischen Beobachtungen, die heute der helle Himmel erlaubte, unter 3° 1′ nördlicher Breite und 59° 21′ westlicher Länge von *Greenwich*.

Der neue Häuptling, denn der frühere, meinem Bruder bekannte, war gestorben, besuchte uns am Abend mit seinen von der Krankheit noch verschont gebliebenen Leuten in unserm Lager. Es war ein schöner, kräftiger Mann von ei er unter den Indianern seltenen Grösse, den das lange Stück blauen Salempores, das er ganz wie einst die Römer ihre Toga über die Schultern geworfen hatte, besonders gut kleidete. Um so lächerlicher hatte sich einer seiner Begleiter, mit Ausnahme des Gesichts, den ganzen Körper mit dem Saft der *Lana (Genipa americana)* schwarz angestrichen, jenes aber mit Roucou roth gemalt, und ausserdem noch mit weissen Daunenfedern beklebt. Der Indianer sah furchtbar und lächerlich zugleich aus. Die übrigen Männer waren ebenfalls grosse, muskulöse Leute, mit schönen, griechischen und römischen Nasen und einem kühnen, männlichen Ausdruck, wie ich beides so oft bei den *Wapisianas* getroffen habe.

Wir vermochten einen derselben, uns nach der zu Lande drei Tagereisen entfernten *Wapisiana*-Niederlassung *Watu-Ticaba* mit der Botschaft vorauszueilen, dass die Bewohner uns einen ansehnlichen Vorrath von Cassadabrod bereit halten, und uns zugleich einen Theil desselben nach ihrer Landungsstelle am *Rupununi*, die eine gute Tagereise vom Dorfe ab liegt, bringen möchten. Mein Bruder hatte auch *Watu-Ticaba* im Jahre 1838 besucht gehabt. Ein zweiter Indianer liess sich bereit finden, uns am Morgen zu begleiten, um uns mit den Namen der Berge und Nebenflüsse des *Rupununi* bekannt zu machen.

Unter den herrlichen, blühenden Bäumen zog heute namentlich die *Allania insignis (Benth.)*, eine frühere Entdeckung meines Bruders, die Herr Bentham nach dem um die australische und neuseeländische Flora so verdienten *Allan Cuningham* benannt hatte, mein besonderes Interesse auf sich. Wie das *Calycophyllum Stanleyanum* gehört auch er zu den schönsten Zierden der Tropen. Die so herrliche *Indigofera pascuorum (Benth.)*, *Cassia uniflora* und *ramosa (Vogel)*, *Faramea longifolia (Benth.)*, *Coffea crassiloba (Benth.)*, wechselten mit den, mit einem weissen Blüthenschnee bedeckten *Eugenien* und *Psidiums* ab. Die Palmen waren schon seit vorgestern gänzlich von den Ufern verschwunden.

Am Morgen (10. Mai) gab uns das Thermometer 83°, 3; das benetzte dagegen 79° Fahrenh. Diese Differenz von 4°, 3 zeigte deutlich, dass die Luft weniger feucht, als die vorhergehenden Tage war, was auch das Aussetzen des Regens während der ganzen Nacht bewies.

Kurz vor unserem Aufbruch erhielten wir noch einen Besuch von 40 Indianern, Männern, Weibern und Kindern, den Bewohnern einer in der Nähe liegenden

Niederlassung. Unter ihnen befand sich auch eine hochbejahrte, bis zum Skelett abgezehrte Frau, mit langen, gebleichten Haaren, die mir ausserdem noch dadurch merkwürdig war, dass ihr ganzer Körper mit unregelmässigen, weissliehen, oft auch schneeweissen, isolirten Flecken von der Grösse einer Erbse, bis zu der einer Wallnuss übersäet war, die auf dem Rücken in eine gelblich weisse Färbung übergingen. In der grössten Zahl zeigten sich die Flecken an dem Unterleibe; ihrem schuppigen, flechtenartigen Charakter nach, waren sie eine Folge der häufigen Hautkrankheiten, von denen die Indianer heimgesucht werden. Auch sie war eine alte Bekannte meines Bruders, der ihr im Jahre 1838 kaum noch eine Lebensdauer von einem Monat gegeben. Da sie ihre ganze Liebe einer jungen, blühenden Mutter mit ihrem Säugling zugewandt, und dieser nicht von der Seite wich, so trat der Contrast zwischen dem gebrechlichen Alter und der vollen, lebenskräftigen Jugend nur um so greller hervor.

Der regenlosen Nacht war ein Morgen gefolgt, wie ihn sich nur irgend die glühende Phantasie eines Dichters schaffen kann. Der starke Südostwind führte uns die erfrischenden und herrlichen Wohlgerüche der belaubten Bergabhänge entgegen, und die waldgekrönten Gipfel erhoben stolz ihre majestätischen Häupter, die bereits in den Strahlen der Morgensonne erglühten, und gaben uns tausendfach in rollendem Echo das Donnern unserer Böller wieder, die wir zum grossen Jubel der versammelten Indianer beim Abstossen vom Ufer abgefeuert hatten, bis dies in einem leisen Murmeln sich verlor. Dieser zaubergleichen Idylle folgte das kampfreiche Epos; wir mussten im Laufe des Tages die Fälle *Curnayair* (gekrümmter Fall), *Ruru-ruru*, *Tremitre*, *Trekutara-tepau* und mehre andere übersteigen. Die Berge des *Matziendaua* bildeten auf dem westlichen Ufer die südöstlichen Ausläufer des *Cauuku*-Gebirges. Sie erstreckten sich N.N.W., und standen mit dem hohen *Awarre-tequi* und *Burukutuau-yari* in Verbindung. Längs ihrer Basis schlängelte sich der kleine Gebirgsfluss *Ménéruau* hin. Dem *Matziendaua* gegenüber mündet sich auf dem östlichen Ufer der *Catua-auuru* in den *Rupununi*, der seine Quelle in der Savanne südöstlich des Berges *Tarucuparu* hat. Der *Burukutuau-yari* lag N. 27° O. von seiner Mündung.

Jenseits der Mündung traten wir wieder aus dem Gebirge heraus, und vor uns breitete sich in einem jugendlichen, frischen Kleide die Savanne aus. Die weite Ebene bot ein erfrischendes, liebliches Bild. Der Regen hatte die ganze Fülle einer tropischen Vegetationskraft in's Leben zurückgerufen. Bäume und Pflanzen zeigten sich wie von neuem belebt und das erfrischte Erdreich duftete einen angenehmen Wohlgeruch aus. Ein saftiger, grüner Rasen- und Blumenteppich deckte die früher so monotone, gelbgebleichte Savannenfläche, über die sich von neuem wieder die stolze *Mauritia* erhob, während über die Ufervegetation der malerische

Maranenbaum *(Copaifera)* mit seinem glatten, grauen Stamme und seinem dichtbelaub'en, breiten Wipfel die mächtigen Aeste ausbreitete.

Während die Boote über die immer noch zahlreichen Stromschnellen hinweggezogen wurden, beutete ich diesen herrlichen Blumengarten aus, in welchem ich manche mir bisher unbekannte Form fand.*)

Mit den Stromschnellen zogen sich auch jederzeit mächtige Granithügel die Savanne landeinwärts, auf denen saftige *Agaven*, *Bromelien*, *Cacteae*, *Melastomaceen*, die *Vernonia odoratissima (Humb. Bonp.)* und die niedliche, über die ganze Savanne verbreitete *Palicourea rigida (Humb. Bonp.)*, so wie das herrliche *Cyrtopodium Andersonii* wucherten. Ein hochrother Farbenschmelz, der mir zwischen diesen Felsen entgegenwinkte, lenkte meine Schritte dorthin. Es waren die Blüthen einer wundervollen *Gesneria* mit 3 — 4 Fuss hohen Blüthenstengeln; sie war neu. Die Knollen der *Gesneria Schomburgkii (Kunth)* erreichten glücklich Berlin. Das schöne *Calycophyllum* war fast ganz verschwunden, nur hier und da sah man noch ein einzelnes Exemplar aus dem frischen Grün der Belaubung hervorleuchten. Das wohlriechende *Cyrtopodium parviflorum* und *cristatum* deckte ganze Flächen. Beide haben die Eigenthümlichkeit, dass durch das Abbrennen der Savanne, wie bei *Paepalanthus capillaceus*, der Blüthenstand augenblicklich hervorgelockt wird, während dieser bei den krautartigen Pflanzen, ausser den oben angeführten, dadurch vernichtet wird. Kurz nach dem verloschenen Brande erscheinen auch, namentlich wenn diesem ein Regen folgt, an der Knolle die Blüthenstengeln, die sich schon längst in Blüthe befinden, bevor die Pflanze neue Blätter zu treiben beginnt. Ich fand nur selten Exemplare mit Blättern und Blüthen zugleich.

Auf dem westlichen Ufer grüssten uns aus weiter Ferne her unsere alten Bekannten, das *Saeraeri-* und *Cursato*-Gebirge, welches sich, eingehüllt in einen bläulichen Nebel, in W.S.W. erhob. Auf der nordöstlichen Spitze des *Saeraeri*-Gebirges zog eine merkwürdige, pyramidale Felsenmasse meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie stand fast ganz isolirt. Die *Wapisianas* nannten sie *Dochlopan*. In einer Entfernung von etwa 12 Miles erhob sich in S.O. vor einer langen Bergkette, ein Hügel mittlerer Höhe, den sie *Vivi* nannten. Auch auf ihm sollte der Pisang in grosser Menge wild wachsen. Sie behaupteten, dass bis jetzt noch kein Indianer den Berg bewohnt und *Makunaima* den Pisang dort gepflanzt habe.

Spät am Abend war es uns erst gelungen, die grosse Stromschnelle *Paratawai* zu übersteigen. Das östliche Ufer war ohne alles Buschwerk und ohne Bäume, so

*) Dahin gehörte: *Melochia oblonga (Benth.)*, *Eupatorium subvelutinum (Dec.)*, *conyzoides (Vahl)*, *ixoides (Benth.)*, *Schomburgkii (Benth.)*, *Porophyllum latifolium (Benth.)*, *Licania crassifolia (Benth.)*, *Crotalaria genistella (Humb. Bonp.)*, *anagyroides (Humb. Bonp.)*, *leptophylla (Benth.)*, *Tephrosia toxicaria (Pers.)*.

dass die Stangen zu den Zelten auch aus dem Walde, der die Basis des *Matziendana* einhüllt, geholt werden mussten.

Am Morgen des 11. Mai waren vier unserer Macusis verschwunden. Die schwere und gefährliche Arbeit bei den Fällen und Stromschnellen, die kargen Rationen, und die Gewissheit, dass jeder neue Tag neue Mühen zu den alten fügen würde, hatte sie vermocht, ihren Lohn dahinten zu lassen und das Weite zu suchen, wozu auch der gänzliche Mangel an Rum, diesem Wundermittel für alle Gemüthszustände des Indianers, viel mit beigetragen haben mochte. Da die vier Leute gerade die vier trägsten und lässigsten unserer ganzen Begleitung waren, so hatten wir uns über ihre Flucht eben nicht viel zu grämen, eins aber um so mehr zu fürchten: das böse Beispiel; diesem musste vorgebeugt werden. Mein Bruder liess daher alle in einem Kreise zusammentreten, um durch eine Appellation an ihr Ehrgefühl das zu verhindern, was uns allerdings in arge Verlegenheit gesetzt haben würde. «Freiwillig», redete er sie an, «seien sie uns gefolgt, keiner von ihnen sei dazu gezwungen gewesen, jetzt aber hätten vier ihr gegebenes Wort gebrochen und wären wie der Dieb oder nächtliche Mörder *(Kanaima)* auf und davon geflohen. Diese Erfahrung thäte ihm wehe. Er wünsche nicht, dass er seine Freunde, die Macusis, als Lügner kennen lerne; daher gäbe er hiermit allen ihr gegebenes Wort zurück, und jeder, der nach Hause zurückzukehren wünsche, möge frei hervortreten und dies eben so frei sagen, nicht aber als Betrüger die Flucht ergreifen, eine solche Handlung sei der ehrlichen Macusis unwürdig.» Stumm, mit niedergeschlagenen Augen und finstern Blicken standen sie um uns herum, keiner trat aus der Reihe hervor, und ruhig ging jeder an seine Arbeit zurück, denn je weiter wir heute vordrangen, um so häufiger, um so gefährlicher wurden die Stromschnellen. Während der trockenen Jahreszeit muss der Fluss förmlich mit Sträuchern des *Psidium aquaticum (Benth.)* überwachsen sein. Jetzt ragten nur ihre Spitzen über der wild dahinbrausenden Wasserfläche empor und förderten das Uebersteigen der kleinern Stromschnellen ungemein, indem sie uns als Anhaltepunkte dienten, an denen wir die Corials nachziehen konnten.

Im Laufe des Vormittags erreichten wir die berühmte *Portage Parnauku*, vermittelst welcher man den schon erwähnten *Sawara-auuru*, einen Nebenfluss des *Takutu*, erreichen kann. Diese Portage ist eine niedere Savanne, die sich W.S.W. nach dem *Saeraeri*-Gebirge, an dessen östlicher Abdachung der *Sawara-auuru* entspringt, hinzieht. Der östliche Pik dieses Gebirges lag S. 73° W. in einer Entfernung von 10—12 Miles; der höchste Punkt des *Cursato*-Gebirges S. 65° W. und der *Burukutuau-yari*, an dessen Fusse wir übernachtet, N. 20° O. in 5 Miles Entfernung. In der Nähe der schon vor hundert Jahren bekannten Portage erhoben sich einige isolirte Hügel aus der Savanne. Zuerst überschritt sie der Chirurg

Hortsmann aus Hildesheim im Jahre 1739 voller Hoffnung, den ersehnten Gold- und Diamantenschätzen nahe zu sein, die das geträumte *El Dorado*, die die Berge, welche er gegen N. erblickte, bergen sollten. Ihm folgte im Jahre 1775 Don Antonio Santos auf seiner Reise von *Angostura* nach *Grand Parà*, und Don Francisco Jose Rodriguez Barata 1793, als er in Staatsangelegenheiten vom Gouvernement von *Parà* nach *Surinam* gesandt wurde. Eben so wenig aber, wie mein Bruder auf seiner Reise im Jahre 1838 jene von Hortsmann erwähnten «*rochers couverts de figures ou de varias letras*» auffand, gelang uns dies jetzt, wie auch der *Rupununi* in der Nähe des *Makarana*-Gebirges (*Makarapan* Gebirge), an dessen südlichem Abhange er sich hinwindet, die kleinen Cascaden nicht besitzt, die Hortsmann erwähnt; denn ausser einer einzigen unbedeutenden Stromschnelle, die aber nur während der trocknen Jahreszeit sichtbar wird, ist das Bett des untern *Rupununi* gegenwärtig bis zu der Stromschnelle *Curuatoka* frei von allen Steindämmen, und es müssen demnach seit 1739 wesentliche Veränderungen in seinem untern Stromgebiete eingetreten sein. Leicht wäre es möglich, dass mit dem Durchbrechen oder Hinwegspülen der Felsenriffe auch jene «*rochers couverts de figures*» vernichtet worden sind, nach denen wir uns vergeblich von seiner Mündung bis zu der angegebenen Stelle umsahen.*)

In der Nähe der Portage ziehen sich einige kleine Hügel gegen den *Rupununi* hin, die die *Wapisianas* «*Mawunna-meketsiba*» nannten, was etwa soviel als «Augenhügel» bedeuten möchte. Den Grund zu dieser Benennung konnten sie uns nicht angeben. An sie schliesst sich unmittelbar die etwas grössere Höhe *Waratti* an. Um 1 Uhr befanden wir uns dem südlichen Punkt des *Canuku*-Gebirges gegenüber, den die Indianer *Tarucaparu* nannten, der sich am östlichen Ufer erhebt. An seiner nördlichen Basis mündet sich der kleine Fluss *Witzapai* in den *Rupununi*, oberhalb welcher uns abermals eine Stromschnelle manchen Tropfen Schweiss auspresste. An der südlichen Basis des *Tarucaparu* fanden wir die Mündung des *Araquai*. Jenseits derselben lachte uns eine dichte Baumgruppe mit ihrem kühlenden Schatten so einladend entgegen, dass wir schon nach 3 Uhr in ihr unser Lager aufschlugen. Der Abend hüllte uns wieder in einen jener schrecklichen Gewitterstürme ein, die uns nun schon so oft das Herz klopfen gemacht. Es war ein Glück, dass wir die Baumgruppe zu unserm Nachtlager gewählt hatten, denn ohne den Schutz ihrer dichten Wipfel würde uns in der offenen Savanne der wüthende Sturm ohne Zweifel die Zelte auf und davon geführt haben. Selbst die Corials waren in diesem Aufruhr in Gefahr zu sinken. Das Thermometer zeigte beim Anbruch

*) S. A. v. Humboldt: *Voyage aux régions équinox. etc.* Liv. VIII Chap. XXIV p. 238.

des Morgens 70° Fahrenh.; das benetzte nur eine Differenz von einem halben Grad. Der Fluss war wieder um vier Fuss gestiegen.

Mit jedem Ruderschlag vorwärts steigerten sich auch die Schwierigkeiten, bis wir endlich die Ruder ganz einziehen mussten, da wir mit ihnen der reissenden Strömung nicht mehr widerstehen konnten, ja sogar mehrmals zurückgerissen und nur durch herabgestürzte Bäume vom Untergang gerettet wurden. Diese und das wieder am Ufer sich hinziehende Gesträuch blieben das einzige Mittel, vermittelst welches wir vorwärts kommen konnten. Der *Rupununi* oder *Camoyepaugh* (Sonnenfluss), wie ihn die Indianer auch nennen, hatte bis jetzt nur wenig von seiner Breite verloren, da diese immer noch zwischen 250 — 300 Fuss variirte. Das schöne *Calycophyllum* wurde von der reizenden *Elisabetha coccinea* ersetzt, deren scharlachrothe Blüthen und scharlachrothen, sammetartigen Saamenschoten der Landschaft ein glänzendes Colorit verliehen. Hatte unser Auge diesen schönen Baum willkommen geheissen, so jubelten unsere Begleiter der mit ihren grossen, wohlschmeckenden Früchten überladenen *Genipa Caruto (Humb. Bonp.)*, *Ruku* der Indianer, unter dem Ausruf: «*Ruku, Ruku!*» noch lauter entgegen, und sprangen mit Gedankenschnelle in den Fluss, um den Baum zu erklettern und sich in den Besitz seiner Früchte zu setzen. Diese erreichen die Grösse eines mittlern Apfels. Ein dritter interessanter Baum war die *Swartzia tomentosa (Dec.)*, *Ironwood* der Colonisten und *Palo santo* der Portugiesen. Die Rinde enthält ein rothes, balsamisches Princip, das von den Eingebornen als schweisstreibendes Mittel gebraucht wird. Nach dem Fällen besitzt das Holz eine rothbraune Färbung, die aber später in ein dunkles Schwarz übergeht.

Ausser der *Genipa Caruto* bot uns auch die *Inga* einen herrlichen Leckerbissen, da fast auf jedem Zweige eine *Iguana* sass, nach denen sich augenblicklich alle Pfeilspitzen richteten. Die meisten der Weibchen hatten 18 — 24 Eier in den Ovarien.

Als wir eben wieder einen gefährlichen Fall überstiegen, bemerkte einer der Indianer einen grossen Ameisenfresser, der zur Tränke an den Fluss getreten war. Das Corial war schnell dahin gelenkt, und die Jagd begann. Als das Thier die drohende Gefahr inne wurde, erklimmte es das Ufer und eilte der Savanne zu. Rasch ging es hinterdrein, wobei wir aber in der übertriebenen Eile sowohl das Gewehr, wie jede andere Waffe in dem Corial zurückgelassen hatten. Bald war der Flüchtling von den schnellfüssigen Indianern ereilt, die ihn in Ermangelung jeder andern Waffe mit Steinwürfen zu tödten suchten. Alle die Manöver, die ich schon bei frühern Gelegenheiten hatte kennen lernen, wurden auch hier von den geängstigten Thiere unter eigenthümlich jammernden Tönen wiederholt, bis es endlich von einem Steine tödtlich getroffen, zitternd einige Schritte vorwankte und todt

zusammenstürzte. Es war wieder ein Weibchen, was mich von neuem in der Meinung bestärkte, dass diese Edentaten dem Aussterben nahe sind. Während unserer Jagd hatte mein Bruder an der Mündung des *Camai-kariba* oder *Maycar*, der sich auf dem westlichen Ufer mit dem *Rupununi* vereinigt, um hier zu übernachten, angehalten, da das dritte Corial, in dem sich Herr Fryer und Goodall befanden, noch zurück war. Eben erschien es auf dem Scheitel der schon hinter uns liegenden Stromschnelle, als es auch gedankenschnell wieder den Fall abwärts gerissen wurde und vor uns verschwand. In dem Augenblick, wo es von der Strömung zurückgerissen wurde, sahen wir auch die Bemannung in den Strom springen und das Corial seinem unvermeidlichen Schicksal überlassen. Wir glaubten auch Fryer und Goodall demselben verfallen; — es war ein fürchterlicher Augenblick! — bis uns der Anblick des unverletzten, ruhig schaukelnden Corials unserer Angst entriss. Die Geistesgegenwart Sororeng's und zweier anderer Indianer, die ihren Posten nicht verlassen, hatten unsern Begleitern das Leben, und uns das Corial mit seinem Gepäck gerettet. Noch deckte eine wahre Todtenblässe die Gesichter unserer Freunde, als sie bei uns ankamen; sie hatten aber auch dem Tode näher als je gestanden. — Als sie den Scheitel des Falls erreicht, und den Strom kreuzen wollten, waren die Kräfte der Ruderer zu schwach, das Boot war einige Sekunden nicht von der Stelle zu bewegen gewesen, und als die Sehnen der Ruderer gänzlich erschlafft, von dem Strom wieder hinabgerissen worden. Der verderbenbringende Cataract, für den die Indianer keinen Namen hatten, wurde deshalb Fryer's Cataract getauft und unter diesen Namen in die Karte verzeichnet.

Während der Nacht setzte der strömende Regen keinen Augenblick aus, und die steigende Fluth hatte am Morgen unser Lager ziemlich erreicht. Gegen acht Uhr des Morgens liess er etwas nach, und rasch brachen wir unser Lager ab, um unsere Reise fortzusetzen. Während dieser Zwischenzeit hatte mein Bruder eine kleine Erhöhung in der Nähe des Bivouaks erstiegen, von der wir ihn eilig zurückkommen sahen, denn hinter der Anhöhe hatte er das Wasser sich gleich einer Mauer über die Savanne gegen uns heranwälzen sehen. In wilder Eile rissen wir daher die Zelte nieder, und warfen Gepäck und Leinwand wild untereinander in die Corials, noch ehe die tobende Fluth uns erreicht hatte. Es ist ein eigenthümlicher Anblick eine solche Wassermauer, die alles vor sich hinwälzt, was auf ihren vernichtenden Wegen ihrer Riesenkraft nicht widerstehen kann!

Ein wildes Brausen und Toben, welches bereits während der Nacht das Getöse des fallenden Regens übertönt hatte, verkündete uns die Nähe des grössten Cataracts des *Rupununi*, des *Cuta-tarua* oder *Truan* der *Wapisianas*, des *Cartatan* oder der *Corona* der Portugiesen. Bald hatten wir den mächtigen Fall erreicht. Ein ungeheurer Granitwall durchsetzt das Flussbett in ostnordöstlicher Richtung,

über den jetzt die wild empörte Wassermasse unter sinnbetäubendem Getöse herabstürzte. Hatte die Höhe des Wasserstandes die Gefahr des Uebersteigens auch vielfach gemindert, so nöthigte uns die wilde Fluth doch die Corials auszuladen, das Gepäck dem Ufer entlang zu tragen und die Fahrzeuge an Seilen hinüberzuziehen. In der Nähe des östlichen Ufers traten eine Menge isolirte Granitmassen zu Tage, die sich durch eine Anzahl von zirkelförmigen Löchern, die die Oberfläche und Seiten derselben bedeckte, auszeichneten. Der Regen hatte schon früher etwas nachgelassen, und bald fanden die Strahlen der Sonne ihren Weg durch die zerrissenen Wolken, die ich um so willkommner hiess, als ich schon seit mehren Tagen meine Sammlungen nicht hatte ausbreiten können. Auch heute war dies eine Arbeit, die ich mit blutendem Herzen verrichtete. Die Feuchtigkeit hatte seit *Aripai* ihr Zerstörungswerk wieder in grossem Massstabe fortgesetzt. Namentlich waren ihm meine entomologischen und botanischen Sammlungen verfallen. Ein gleiches Loos hatten auch die Kisten mit den Tauschartikeln, als Kattun, Hemden, Messer, Scheeren, Pulver u. dergl. gehabt. Alle Eisen- und Stahlwaaren waren mit einem dicken Rost überzogen. Alles wurde nun, um es vor dem gänzlichen Verderben zu schützen, auf den Felsen ausgebreitet und den Sonnenstrahlen preisgegeben. Da mir diese Arbeit keine Zeit zum Skelettiren des Ameisenbären, den ich zu diesem Zwecke bis hierher mitgenommen hatte, übrig liess, so war ich leider genöthigt, dieses Geschäft den Aasgeiern auf einem der höchsten Felsenriffe zu überlassen. Ein grosser Baumstamm, der auf einem dieser höchsten Punkte des Cataractendammes lag, zeigte, dass der jetzige Wasserstand noch keineswegs die Höhe erreicht, die er wohl dann und wann erreichen muss, da der Zwischenraum zwischen dem jetzigen Flussspiegel und der Lagerstelle des Baumcolosses immer noch 15 Fuss betrug. Eine Schlange, die eben damit beschäftigt war, in der Nähe des Ufers einen für ihre Grösse doch etwas zu grossen Fisch hinunterzuwürgen, wurde mir dadurch zur leichten Beute. Es war *Homalopsis angulata (Schleg.)*. Die Indianer halten sie für giftig, eine Eigenschaft, die sie oft selbst den unschuldigsten beilegen, weshalb man ihnen in dieser Hinsicht nur wenig Zutrauen schenken darf. Ich fing später noch mehre Exemplare dieser schönen Wasserschlange, deren glänzend röthliche Färbung, die die bräunlichen Flecken einschliesst, im Spiritus leider gänzlich verbleicht.

Jenseits des Cataracts fuhren wir an der Mündung des *Purunaru* vorüber, der sich von S.S.W. in den *Rupununi* ergiesst. Im Jahre 1838 hatte ihn mein Bruder als kleines Flüsschen kennen gelernt, jetzt hatte er, in Folge des hohen Wasserstandes, dieselbe Grösse, wie der *Rupununi*. Unmittelbar seiner Mündung gegenüber, ergoss sich auf dem östlichen Ufer der *Waipopo* in seinen Hauptstrom.

Gegen 6 Uhr erreichten wir den Fall *Sarata*. Auch hier zogen sich auf dem

östlichen Ufer mächtige, oft 60 Fuss hohe, zu Tage tretende Granitmassen landeinwärts, an deren Basis wir unser Lager aufschlugen. Von ihrem Scheitel hatten wir den herrlichen, während der Regenzeit so seltenen Anblick eines Sonnenunterganges. Die Sonne, begleitet von golden umsäumten Wolken, verschwand glühend hinter dem *Cursato*-Gebirge, dessen Abhänge bereits in einen grauen Nebelschleier eingehüllt lagen, während die scheidenden Strahlen noch lange seine Gipfel küssten. Es war ein reizendes Bild, reizender als es uns seit langer Zeit geworden war. Weit über das graue Nebelmeer erhob sich der östliche Gipfel des *Saeraeri*-Gebirges, und stolz schaute der düstere *Dochlapan* auf die Nebelfläche herab. In N. säumten noch dunkle Wolkenmassen den Horizont, die durch die eben in O. aufsteigende, Mondscheibe nur noch schwärzer und dunkler erschienen. Hier herrschte Frieden, dort in N. wüthete noch der Regensturm, der schon über uns hingezogen war. In S.O. wurde die ungeheure Savannenfläche von dem *Carawaimi*-Gebirge begrenzt, das sich von N.O. gegen S.W. erstreckt. Nach der Behauptung der Indianer soll der *Rupununi* in diesem seinen Quellpunkt haben, während Herr Youd uns versicherte, dieser befände sich in einer ausgedehnten Savanne, etwa 23 Miles südwestlich von *Watu-Ticaba*. Das *Carawaimi*-Gebirge ist unstreitig die *Sierra Tumucunaque* unserer Karten. Von seiner Quelle schlägt der *Rupununi* anfänglich eine nordwestliche Richtung ein, bis ihn der *Patighetiku*, der sich auf seinem westlichen Ufer erhebt, diese aufzugeben zwingt. Wenige Miles darauf bahnt er sich einen Weg durch wild aufeinander geschichtete Granitmassen, verzweigt sich dadurch in eine Menge Canäle, vereinigt sich dann wieder zu einem Strom, und stürzt sich nun als mächtiger Wasserfall über den eben erwähnten Granitgürtel von *Cutatarua*, der ungefähr 160 geographische Meilen von der Mündung entfernt liegt. Der ganze Lauf des Flusses beträgt ungefähr 220 geographische Meilen. Die Quellen müssen unter 1° 50′ Norderbreite liegen. Da er in seinem Verlauf beinahe einen Halbkreis beschreibt, so liegt seine Mündung mit der Quelle fast unter einem und demselben Meridian. Den geschlängelten Lauf des Flusses konnten wir von unserem Standpunkte aus weit durch die ungeheure Fläche hin verfolgen.

Mit hungrigem Magen und der regen Hoffnung, dass die am Morgen uns vorausgeeilten Jäger beutebeladen im Lager eingetroffen sein würden, kehrten wir von diesem geistigen Genuss nach unserm Lager zurück. Unsere Hoffnung wurde heute erfüllt. Die Jäger hatten zwei stattliche Rehe heimgebracht. Eben so willkommen, wie wir diese Ausbeute hiessen, hatten sie auch unsere Indianer geheissen, da bereits am Morgen der letzte Rest unserer Provision ausgetheilt worden war. Ihr Hunger war so gross, dass sie das Fleisch gar nicht kochten, sondern auf Hölzer aufspiessten und über dem Feuer rösteten, wobei uns zahllose Insecten und Am-

phibien ein tausendstimmiges Concert aufführten, wie wir es ebenfalls lange Zeit nicht gehört hatten. So reizend aber auch der Abend gewesen, um so peinigender wurde uns die Nacht durch die schmerzhaften Stiche einer kleinen, fast möchte ich sagen unsichtbaren, schwarzen *Simulia*. Alles Einhüllen in unsere Hängematten blieb ein vergebliches Bemühen, den brennenden und schmerzlichen Stichen dieser Peiniger zu entgehen, da sie doch den gesuchten Weg zur Haut fanden. Die Haare konnten die Quälgeister ebensowenig von der Kopfhaut zurückhalten, auf der ihre Stiche fast unerträgliche Schmerzen hervorriefen. Dieses uns bisher unbekannt gebliebene, kleine Insect quälte uns bis zu Sonnenaufgang, und die Erinnerung an die qualvolle Nacht blieb uns noch mehre Tage in den dunkelrothen Hautflecken. Der angebrochene Morgen zeigte uns Himmel und Erde bedeckt; jenen mit düstern Wolken, diese mit dem Erzeugniss derselben. Der Fluss hatte sein Ufer gänzlich überfluthet und die Savanne in das Becken eines grossen Sees verwandelt, auf dem wir mit ungleich weniger Anstrengung unsere Reise fortsetzen konnten. Riesige Bäume, die der Strom des Bettes umgerissen, Säugethiere, welche von der Ueberschwemmung überrascht, Schlangen, Eidechsen, die der Fluth nicht hatten entfliehen können, Freunde und Feinde des Thierreichs trieben an uns vorüber, und auf den Wipfeln der Laubbäume, der stattlichen Mauritia, sassen weisse Kraniche, Störche und andere Wasservögel und schauten auf das geliebte Element hinab, während auf den Anhöhen, deren Höhe noch nicht von dem Wasser erreicht war, einige Rehe standen, oder in dem üppigen Grase lagerten, die sich vor dem Wassertod hierher geflüchtet. Näherten wir uns einem solchen Zufluchtsort, dann sprang die scheue Versammlung auf, suchte die Flucht zu ergreifen, bis sie der Wassersaum daran hinderte und sie unter beständigem Stampfen mit den Vorderfüssen, geängstigt nach uns zurückblickten, oder wohl auch einen Versuch machten, in die Fluth zu springen, aus der sie jedoch schnell wieder nach dem trockenen Boden zurückkehrten.

Diese günstige Gelegenheit durften wir nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Zwei unserer Indianer schwammen mit Flinten bewaffnet, die sie mit einer Hand über das Wasser hielten, der einen Insel zu. Kaum aber hatten sie das Ufer erreicht, als die Rehe auch in wilder Hast in die Fluth sprangen und davon schwammen. Nur eins hatte sich in das hohe Gras gelegt, dem sich die beiden Jäger gleich der Katze ihrer Beute zu nähern suchten. Nach einiger Zeit erhob sich das geängstigte Thier wieder, schaute sich vorsichtig überall um, und da es die Verfolger nicht bemerkte, fing es von neuem an zu grasen. Ein Schuss und ein verzweifelter Sprung des Thieres in die Luft sagte uns, dass die Jäger ihren Zweck erreicht. Unter Lachen wurden die zurückkehrenden Sieger willkommen geheissen und die Beute in das Corial aufgenommen.

Wurde an einzelnen Stellen der Savanne das Wasser für unsere Boote zu flach, so waren wir freilich genöthigt, nach dem Flusse zurückzukehren, was jedoch immer mit einer Menge Schwierigkeiten verbunden war, da wir uns erst mit Axt und Waldmesser einen Pfad durch die dichte Uferumsäumung bahnen mussten. Tausende von Ameisen, die sich vor dem Wassertod auf die Bäume und grössern Sträucher geflüchtet, machten uns die Arbeit keineswegs zu einer angenehmen, da sie bei jedem Hiebe auch zu Tausenden auf uns und in die Corials fielen. Ungeachtet der Gewissheit, dieses Gehege abermals durchbrechen zu müssen, kehrten wir doch augenblicklich wieder nach der überflutheten Savanne zurück, sobald es die Tiefe des Wassers nur irgend erlaubte. Die auch hier sich noch über das Wasser erhebenden Granitmassen waren mit zahlreichen Exemplaren der *Gesneria Schomburgkii* bedeckt, während die *Genipa Caruto* an einzelnen Stellen die Felsen umstanden. Auf einem der Felsen schlugen wir unsere Frühstückstafel auf, wie wir zugleich unsere Böller lösten, um den an der Landungsstelle von *Watu-Ticaba*, in deren Nähe wir uns nach der Aussage der Indianer jetzt befanden, wahrscheinlich versammelten Indianern unsere Ankunft zu verkünden.

Am Nachmittag hatten wir uns dem *Waruwau* oder *Awarra*, der sich aus N.O. her, einige Miles oberhalb des Flusses *Tiriruau* in den *Rupununi* ergiesst, soweit genähert, dass wir auf einer kleinen Erhöhung, die sich nicht weit vom Ufer erhob, deutlich zwei Schutzdächer und mehre Indianer unterscheiden konnten. Unsere ganze Aufmerksamkeit aber zog eine Figur auf sich, die sechs bis acht Schritte von den übrigen entfernd stand, weiss gekleidet war, und, wie wir durch unser Perspectiv wahrnehmen konnten, mit einer rothen Mütze bedeckt war, während sie in der rechten Hand einen grossen, aufgespannten Regenschirm hoch über ihren Kopf hielt, obschon eben so wenig Regen zu erwarten stand, wie die Sonne schien. Die sonderbarsten Vermuthungen drängten sich uns über die Persönlichkeit dieser sonderbar ausstaffirten Figur auf. Je mehr wir uns ihr näherten, um so genauer konnten wir auch den Anzug des statuengleichen Mannes mustern, an dem wir jetzt noch einen langen Stichdegen ohne Scheide entdeckten, der in einem breiten Leibgurt stak.

So wie wir landeten, schloss die merkwürdige Person ihren Regenschirm, stieg die Anhöhe herab uns entgegen, wobei ihr die übrigen Indianer in respectvoller Entfernung folgten. Alle unsere Vermuthungen, in dem Manne irgend welchen abenteuerlichen Europäer, oder sonst welche interessante Persönlichkeit zu finden, verschwanden, als wir in ihre unmittelbare Nähe kamen, und einen Indianer in ihr fanden, der sich uns als den Häuptling von *Watu-Ticaba* zu erkennen gab. Jetzt konnten wir uns eines lauten Lachens über die sonderbare Metamorphose, die der eitle Indianer mit sich vorgenommen, nicht mehr enthalten, denn der alte

Mann sah zu lächerlich aus. Die langen Extremitäten der grossen, hagern Figur staken in einem Paar vor langer Zeit weiss gewesenen Matrosenhosen, die aber kaum die Waden bedeckten; um die Lenden schlang sich, gleich einer Schärpe, ein grosses Stück blaues Zeug, durch welches der lange Stichdegen ohne Scheide gesteckt war, den Kopf mit seiner grossen Adlernase und seinem nicht minder grossen Munde, deckte eine rothe, wollene Mütze mit langer, gelber Quaste, und die rechte Hand hielt in stolzem Selbstgefühl den blauen Regenschirm.

In dem Stichdegen begrüsste mein Bruder einen alten Bekannten, den er im Jahre 1837 auf seiner Reise nach der Quelle des *Essequibo* bei dem Häuptling Siruai, der ihn dahin begleitet, hatte kennen lernen. Siruai war gestorben, der scheidelose Degen dem ihm folgenden Häuptling Wayapari als Reichserbe anheimgefallen, der dieses nun mit demselben Stolze, wie sein Vorgänger trug. Den Regenschirm hatte sich Wayapari von einer Reise nach dem untern *Corentyn*, den er vermittelst der Portage *Primrose* zu Wasser erreicht hatte, mitgebracht, wo er ihn bei einem Holzhändler gefunden und von diesem erhandelt, da er sein ganzes Herz gewonnen hatte. Den ursprünglichen Griff, den er vor einiger Zeit abgebrochen, hatte er durch den Gabelzweig eines Astes ersetzt; da aber weder er, noch seine Untergebenen den Zweck des Instrumentes kannten, so stieg der auf seinen Besitz unendlich stolze Herrscher bei jeder feierlichen Gelegenheit, vorausgesetzt, dass es nicht regnete, damit herum.

Seine Begleiter waren schöne, robuste, männliche Gestalten, wie ich sie schon häufig unter den *Wapisianas* gefunden, mit regelmässigen Gesichtszügen, und kühn gebogener Adlernase. In der durchbohrten Unterlippe trugen sie eine Art Zapfen, von Holz oder Knochen; in den Ohrläppchen ½ Fuss lange, gerundete Stäbchen, die an dem einen Ende mit Federbüscheln verziert waren.

Den durch unsere Boten ausgesprochenen Wunsch, uns Lebensmittel nach der Landungsstelle an der Mündung des *Waruwau* zu bringen, hatten sie in überreichem Masse erfüllt, da wir nicht nur eine bedeutende Quantität Cassadabrod, sondern auch eine Menge Yams, Bananen und Ananas vorfanden, die wir ohne Verzug unter unsere hungrigen Begleiter vertheilten.

Nachdem uns Wayapari diesen Vorrath übergeben, zog er sich unter eins der Schutzdächer zurück, entledigte sich seines Staates, wickelte diesen sorgfältig sammt dem Schirm und dem Stichdegen ein, und kehrte dann in seinem natürlichen Costüm zu uns zurück.

Da die Bewohner *Watu-Ticaba's* noch nie solch grosse Fahrzeuge gesehen, so erregten die unsern ihre volle Verwunderung, noch mehr aber nahmen diese unsere Böller in Anspruch, die wir zu ihrem unendlichen Jubel mehrmals abfeuerten. Unsere Zelte waren schnell auf der kleinen Erhöhung aufgeschlagen, und

eben so schnell loderten eine Menge Feuer empor, um die sich die braunen Gestalten lagerten und sich ihre Pisangfrüchte rösteten. Der Abend war eben so reizend, wie der vorhergehende. Nach Sonnenuntergang war der ganze Himmel mit einer tiefen Bläue überzogen, die gegen den westlichen Horizont hin in ein noch tieferes Purpurroth überging. In naher und ferner Umgebung stimmten wieder sichtbare und unsichtbare Amphibien und Insecten ihr tausendstimmiges Abendconcert an, und Millionen phosphorescirende Insecten erhoben sich von der feuchten, aber noch nicht von der Fluth erreichten Savanne, und durchfurchten in zuckenden Blitzen oder phantastisch verschlungenen Windungen und Kreisen die blaue Luft. In solcher Anzahl hatte ich diese Thierchen noch nie gesehen; die Jahreszeit und die sumpfige Fläche mochten einen namhaften Einfluss auf die Entwicklung derselben ausüben; aber auch die peinigenden, quälenden Angriffe der kleinen schwarzen *Simulia* nahmen hier so überhand, dass uns die Peiniger aus den Hängematten trieben, und uns bis zum Morgen zu einem ununterbrochenen Umherlaufen nöthigten. Wahrlich, Worte reichen kaum hin, die Qualen zu beschreiben, die wir von diesem bösartigen Geschöpfe zu erdulden hatten! Ihre Zahl war so gross, dass sie selbst eine astronomische Beobachtung unmöglich machten.

Trübe und düster brach der heiss ersehnte Morgen an, wo wir in dem Bade wenigstens etwas Linderung gegen die brennenden und juckenden Wunden fanden. Gegen acht Uhr arbeitete sich doch auf Augenblicke die Sonne durch die dunkeln Wolkenschichten, und warf dann ihre zauberhaften Schlaglichter auf die üppigen Umgebungen unseres Lagers. Grosse Heerden Aasgeier kreisten in stolzem Fluge hoch in der Luft, um in dem Augenblicke, wo wir unser Lager verlassen haben würden, auf dieses niederzustürzen.

Die meteorologischen Beobachtungen an der Mündung des *Waruwau*, 432 Fuss über dem Meere, ergaben folgende Resultate:

Datum.	Stunde.	Barometer.	Thermometer.			Bemerkungen.
			Angefügtes.	Freies.	Angefeucht.	
14. Mai.	P. M.	Zoll	°	°	°	Schönes Wetter. Der Himmel theilweise bewölkt. Sechs Uhr ein kleiner Regenschauer.
	4. 30	29. 575	86	86. 4	79	
	5	29. 570	86. 90	87. 6	80	
	6	29. 571	77	77	75	
	6. 30	29. 590	77	77	75	
	7. 15	29. 602	76. 82	77	75. 2	

Zwei Miles oberhalb der Mündung des *Waruwau* mündet sich, ebenfalls am östlichen Ufer, der *Bakurua* in den *Rupununi*, der eine zweite Wasserstrasse nach *Watu-Ticaba* geben würde, aber wegen seiner häufigen Cataracte unbefahrbar ist. Da wir uns auf dem *Waruwau* oder *Awarra Watu-Ticaba* um mehre Miles nähern konnten, so begannen wir diesen, ungeachtet der zahllosen Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten, aufwärts zu fahren. Nur mit Hülfe der Axt war es möglich, den Booten eine kümmerliche Fahrstrasse zu klären. Brüderlich verschlangen die Bäume der beiden Ufer ihre Arme in einander, und verwehrten in diesem dichten Gewebe von Zweigen und Wipfeln selbst dem neugierigsten Sonnenstrahl den Weg. Schlingpflanzen, Orchideen und Farrn bedeckten in seltener Ueppigkeit die alten Stämme mit einem tropfenden Filz, während die jungen, zarten, rosenrothen Blätter der *Elisabetha coccinea* die dunkle Belaubung freundlich unterbrach. Die reifen Früchte einer *Eugenia*, die nach Grösse und Geschmack viel Aehnlichkeit mit unserer schwarzen Süsskirsche hatten, boten uns Europäern ein seltenes Labsal. Die Indianer sammelten die Früchte der *Mauritia flexuosa*, die überall, wo die Savanne bis an das Ufer herantrat, diese in malerischen Gruppen bedeckte. Bald gehörte es zu den Unmöglichkeiten, mit den Booten weiter vorzudringen; ein unübersteiglicher Cataract rief uns schon aus der Ferne sein donnerndes: «Bis hierher und nicht weiter!» zu.

An der Stelle, wo sich der Landweg nach dem Dorfe abzweigte, landeten wir, und fanden hier den Häuptling, der mit seinen Leuten schon mit Tagesanbruch den Weg über die Savanne angetreten, auf uns warten.

Zahllose, oft 80 — 100 Fuss hohe Granitfelsen, die in den bizarrsten und wunderlichsten Formen aufeinander gethürmt waren, umkränzt von *Clusien*, *Gesnerien*, *Orchideen*, *Tillandsien*, *Cactus* und *Melocactus*, durchkreuzten den Fluss und die Savanne nach allen Richtungen hin. So sehr mich dieses pittoreske, wunderbar schöne Landschaftsbild anzog, so durchrieselte doch ein förmlicher Schauer meinen ganzen Körper, als ich unter der üppigen Vegetationsfülle auch jene gefährliche brennende Pflanze, *Cnidoscolus Marcgravii*, bemerkte, die mir am *Zuruma* so schmerzhafte Stunden verursacht hatte. Hier schienen ihre gefährlichen Eigenschaften selbst jede andere Pflanze aus ihrer Nähe vertrieben zu haben, da sie das Terrain, auf welchem sie auftrat, allein einnahm. Nachdem wir unsere Boote ausgeladen und das nöthige Gepäck zum Landtransport eingerichtet, war auch die Nacht, und mit ihr wieder ein heftiger Regen hereingebrochen, der bis elf Uhr des folgenden Morgens anhielt. Der Tagesanbruch brachte uns noch mehre Bewohner von *Watu-Ticaba*, die uns beim Transport unseres Gepäcks behülflich sein wollten.

Da ich von hier wieder nach der Coloniestadt zurückkehrte, so hatten wir auch gestern schon ein sicheres Schutzdach errichtet, unter dem ich meine Samm-

lungen und andere Gegenstände, die wir während des Aufenthaltes in dem Dorfe nicht brauchten, zurückliessen. Gegen den Regen war gesorgt, vor Diebeshänden wussten wir sie eben so sicher, wenn nicht sicherer, als in dem festesten Lagerhaus. Gegen elf Uhr traten wir den Weg nach dem Dorfe in hellem Sonnenschein an. Die gigantischen Granitmassen wurden jetzt zu mächtigen Meilern, denn kaum hatte die Sonne ihre sengenden Strahlen auf die durchnässten Steinmassen geworfen, so stiegen auch dichte Dampfwolken von ihnen auf, die den ganzen Umgebungen einen höchst eigenthümlichen Charakter gaben. Dieses interessante Phänomen hatte ich auch früher schon mehrmals nach starken Thaunächten beobachtet.

Als sich unser Zug in Bewegung gesetzt, erschien der Häuptling Wayapari in vollem Galaanzug aus dem nahen Gebüsch, und führte die lange Reihe an. Kaum aber hatten wir eine Stunde Weges zurückgelegt, als sich wieder ein heftiger Regenguss einstellte, und Wayapari jetzt nichts eiliger zu thun hatte, als seine Kleider auszuziehen und sammt dem Regenschirm sorgfältig einzupacken. Der Weg führte uns bald darauf durch Mauritiasümpfe, in denen uns der Morast oft bis unter die Arme reichte, dann über Anhöhen, die mit kleinen, scharfkantigen Quarz- und Granitstücken bedeckt waren und von Bergflüsschen durchfurcht wurden, die der anhaltende Regen freilich zu reissenden Bergströmen umgewandelt hatte, weshalb ihr Durchkreuzen noch schwieriger, als das Durchwaten der Moräste war. Hier und da stürzten sie sich über die schroffen zu Tage tretenden, röthlichen Granitmassen und bildeten malerische Cascaden. Hätten wir in dem alten Häuptling nicht einen zu guten und sicheren Führer gehabt, der heutige Tag würde manch ernstlichen Unglücksfall in seinem Geleite gehabt haben, und dessen ungeachtet hätten wir doch bald den Tod eines unserer Träger zu beklagen gehabt. Eben durchkreuzten wir wieder einen der zahlreichen Sturzbäche, als wir vor uns einen Knaben, der einen Korb auf dem Rücken trug, von der Strömung umwerfen, und dem nahen Cataract zureissen sahen. Alle seine Bemühungen, sich der schweren Last, die jede Bewegung hinderte, zu entledigen und über dem Wasssr zu bleiben, waren vergeblich — er sank! In diesem Augenblicke stürzte sich aber auch sein Bruder, der bereits das jenseitige Ufer erreicht hatte, in den Strom, tauchte unter, fand den seinem unvermeidlichen Tode entgegengerissenen Bruder auch nur noch wenige Fusse vor dem Scheitel des Falles auf, und brachte ihn mit unendlicher Mühe nach dem Ufer.

Unser Marsch war heute eben so ermüdend als gefährlich, und schon näherte sich die Sonne dem Horizonte, noch aber war nichts von *Watu-Ticaba* zu sehen. Seit den letzten sechs Stunden waren wir ohne zu rasten und zu ruhen, rasch fortgeschritten; die wildromantischen Umgebungen, die anmuthigen Fernsichten hatten uns unsere Ermattung vielfach vergessen lassen. Südlich von uns erhob sich der

Berg *Tambaro*, der wieder von dem *Carawaimi*-Gebirge überragt wurde, indessen uns der Pfad an der südlichen Basis des Berges *Haughetika* vorüberführte. Unter dem lieblichen Flor der Savanne fand ich auch eine neue Species *Meisneria*, die *Meisn. glabra (Klotzsch)*; auf den Felsen, die in der Savanne zu Tage traten, das *Cyrtopodium Andersonii* in einer Höhe von 5 — 6 Fuss. Freie Savanne wechselte mit niederem Gebüsch, waldigen Oasen und Gruppen üppiger Mauritiapalmen. Als wir eben einen bewaldeten Hügel emporstiegen, trat unser alter Häuptling in ein nahes Gebüsch, aus dem er in vollem Costüm, den Degen an der Seite, den aufgespannten Regenschirm in der Hand, wieder heraustrat und seinen Platz an der Spitze der Reihe einnahm. Sein Sohn, der dem Vater unmittelbar folgte, begann eine eigene Melodie auf seiner Knochenpfeife zu blasen, das sicherste Zeichen, dass wir uns der Niederlassung näherten. Noch hatten wir die Höhe nicht erreicht, als eine lange, geisterhaft hagere, schwarze Gestalt mit schneeweissem, kurzem Wollhaar über dieselbe auf uns zugeschritten kam, den Häuptling, ohne uns eines Blickes zu würdigen, begrüsste und dann seinen Platz unmittelbar hinter Wayapari einnahm. Von dem Scheitel der Anhöhe sahen wir die Niederlassung sich längs dem Saum einer grossen Oase zwischen pittoresken Granitmassen hinziehen. Reges Leben entwickelte sich zwischen den Felsenmassen und Hütten, als man uns von dort bemerkte.

Mit aufgespanntem Regenschirm schritt Wayapari an den versammelten Gruppen vorüber, auf eine grosse Hütte, das Fremdenhaus, zu, wo er sich auf einen Sessel niederliess, und uns, während der ergraute Neger kerzengerade, bewegungslos hinter ihm stand, in einer langen Rede willkommen hiess. So wie er geendet, begannen die ältesten Männer der Niederlassung ihre Beredsamkeit zu entwickeln. Die Frauen standen, wie gewöhnlich, in Gruppen entfernt von dem Fremdenhause.

Da ich von diesen endlosen Reden soviel wie gar nichts verstand, sie aber dessenungeachtet ruhig mit anhören musste, so vertrieb ich mir die Langeweile damit, dass ich meine Augen im Kreise umherwandern liess. Die unendlich hagere Gestalt des Negers, die um so geisterhafter erschien, als sie nur mit einem Lendenschurz bekleidet war, das kurze, schneeweisse Haar, die grossen, übermässig abstehende Ohren, dies alles zusammen gab mir hinlänglichen Stoff zu dem lebhaftesten Gedankenspiel, bis ich bei dem endlichen Schluss der ceremoniellen Rede darin mit mir übereingekommen war, der alte Bursche gleiche mehr einem mythischen Satyr, als einem Sohne der heissen Küste Afrika's.

Die Niederlassung *Watu-Ticaba* zählte 5 grosse, kuppelförmige Hütten und 58 Bewohner. Das Fremdenhaus, das geräumigste, das ich bisher noch gesehen, war auf das sorgfältigste gereinigt, und mit einer unzählbaren Menge Affen-, Schweine-, Reh- und grossen Schildkrötenschädeln nebst Fängen grosser Raubvögel

u. dergl. ausgeschmückt. Unser Gepäck, das etwas früher, als wir angekommen war, fanden wir in dieser bereits auf einer Art Stellage aufgestellt.

Wie mein Bruder in dem Häuptling einen neuen Beherrscher gefunden, so fand er in dem Dorfe auch das früher besuchte nicht wieder. Nach dem Tode seines alten Bekannten war das Dorf niedergebrannt, und etwas weiter gegen S.O. ein neues aufgebaut worden.

So wie die Etiquette es dem alten Neger erlaubte, seinen Platz zu verlassen, war er auch an unserer Seite, um uns in gebrochenem Portugiesisch zu bewillkommnen, und uns zugleich seinen Lebenslauf mitzutheilen. Vor ungefähr 40 Jahren war er der Sklaverei am *Rio Negro* entsprungen, hatte sich unter den *Wapisianas* niedergelassen, später eine Indianerin geheirathet und mit dieser einen Sohn gezeugt, der in einer der nahen Niederlassungen lebte und sich ebenfalls eine *Wapisiana* zur Frau genommen. In dem Sohn, den wir am andern Tag sahen, war der Negertypus noch vorherrschend, nur dass seine Haut eine hellere Färbung hatte, die Stirn sich weniger zurückgedrängt zeigte, und die Lippen beiweitem nicht so wulstig waren; die Haare kräuselten sich erst nach den Spitzen hin. Bei seinen beiden Kindern, Knaben von 8 und 4 Jahren, die er mit sich brachte, war die Bildung ihres Grossvaters selbst in den geringfügigsten Kleinigkeiten nicht mehr herauszufinden; sie waren ganz Indianer. Wie lebhaft die Erinnerung des alten Negers an die einst genossenen geistigen Getränke sein musste, verrieth der blosse Anblick eines Glases Rum, der ihn in eine solche körperliche Aufregung versetzte, dass er kaum das Drittel desselben unverschüttet an die Lippen brachte. Seine Hände zitterten wie Espenlaub, als wir es ihm reichten, und als er den zurückgebliebenen Rest getrunken, rieb er die mit dem verschütteten Inhalt genässten Hände im ganzen Gesicht herum.

Watu-Tivaba liegt unter 2° 32′ 2″ Norderbreite, umgeben von lieblichen Anhöhen, zwischen massenhaften Granitfelsen, die oft zu einer Höhe von 100 und 150 Fuss in den sonderbarsten Formen zu Tage treten, und welche fast durchgängig von einer dichten, üppigen Vegetationsfülle umkränzt wurden. Herrliche *Orchideen*, namentlich *Cyrtopodium*, *Sehomburgkia*, *Cattleya*, *Stanhopea*, *Epidendrum*, *Bromelien*, *Agaven* und *Gesnerien* deckten die Spalten und Vertiefungen, in denen sich etwas Erde gesammelt. Riesige, candelaberartige Cactus, überfüllt mit ihren schönen, rothen, lachenden Früchten, umringten meistentheils die Basis dieser Colosse. Die furchtbaren Widerhaken der *Bromelien* verwehrten uns sogar bei vielen der Felsen das Besteigen. Unter den Waldbäumen zeichneten sich vor allen die mächtige *Lecythis* mit ihrem sternförmig ausgebreiteten Wurzelhalse, und ihrem wahrhaft colossalen Stamme aus. Ihre Zweige waren bis zum Brechen mit den grossen Deckelkapseln überladen, und hielten durch die Befürchtung, dass eine der-

selben dem sorglos darunter Hingehenden auf den Kopf fallen möchte, jeden in respectvoller Entfernung. Ausser diesen war noch eine Menge Bäume aus der Familie der *Anonaceen* vorherrschend.

Wayapari versprach uns mit soviel Proviant als wir nur irgend brauchten, aus den reichen und ausgebreiteten Provisionsfeldern zu versorgen, und ebenfalls auch die Indianer des westlichen Ufers des *Rupununi* mit unsern Wünschen bekannt zu machen, von denen sie durch die Ueberschwemmung vollkommen abgeschnitten waren. Unter den üppigen Erzeugnissen der Provisionsfelder erregten besonders die Ananas unser volles Erstaunen, da wir hier Früchte von 14 — 16 Pfund Schwere fanden, die, trotz dieser Grösse, doch nichts von ihrem Aroma verloren hatten.

Die ganze weibliche Bevölkerung war jetzt in Thätigkeit, um unsere Wünsche und die Befehle des Häuptlings auszuführen; selbst die kleinsten Mädchen mussten bei dem Waschen, Reinigen und Reiben der Cassadawurzeln mit behülflich sein. Wie ich schon früher erwähnte, stehen unter den *Wapisianas* die Männer in Bezug auf Körperschönheit weit über den Frauen; Mayori Eppong aber war schön wie ein junger Maimorgen, und nie habe ich eine zierlichere, ebenmässigere Figur gesehen! Bei einer Grösse von $4^1/_2$ Fuss betrug die Breite ihres Fusses $2^8/_{10}$ Zoll. Mayori Eppong war kaum 13 Jahre und doch schon Mutter eines niedlichen Mädchens von einigen Jahren. Wie früh die *Wapisianas* heirathen, bewies eine andere Indianerin, welche schon zwei Kinder besass, und ebenfalls kaum 13 Jahre alt sein konnte. Einen charakteristischen Ausdruck erhielt das weibliche Geschlecht der *Wapisianas* durch mehre elliptische Linien, die um den Mund herum tättowirt waren, wie ich dies auch wohl schon hin und wieder bei andern Stämmen, bei keinem aber noch so allgemein, wie bei den *Wapisianas* gefunden hatte. Unter ihren Schmucksachen zogen besonders grosse Halsketten aus Saamen mein Interesse auf sich, die den angenehmsten Geruch um ihre Trägerinnen verbreiteten. Es waren die Saamen einer *Leguminose*, des *Myroxylon Toluifera*. Auf meine Fragen nach dem Standort des Baumes wurde mir zur Antwort, dass er zwei Tagereisen von hier in grosser Menge wachse. Leider konnte ich mich nicht selbst davon überzeugen, da aber die Saamen noch ganz frisch waren, so konnte ich um so weniger Zweifel in die Angabe setzen. Es wäre dies daher ein zweiter Standort dieses so interessanten Baumes, der bis jetzt nur in Neu-Granada gefunden worden ist. Die Indianer beschrieben ihn mir als einen ganz ansehnlichen Waldbaum.

Die Nachricht, dass *Paranaghieris* angekommen, hatte sich auch hier schnell verbreitet, und schon am Tage nach unserer Ankunft versammelten sich eine Menge Indianer aus andern Niederlassungen um uns. Mit diesen kam auch ein zweiter Neger mit seinen beiden Töchtern, der sich ebenfalls durch die Flucht der Sklaverei

entzogen hatte und von den *Wapisianas* aufgenommen worden war; eine auffallende Abweichung von dem Hasse, den ich sonst unter allen übrigen Indianerstämmen gegen die Neger verbreitet fand. Unser Besuch war ein höchst intelligenter und tüchtiger Mann, der ungeachtet seines jahrelangen Umgangs mit den Indianern doch das Portugiesische noch vollkommen geläufig sprach, und zugleich ein alter Bekannter meines Bruders, den er mit seiner ältesten Tochter, einem damals blühenden Mädchen, die diesem jetzt als eine sieche, hinwelkende Gestalt entgegentrat, in *Pirara* besucht hatte. Als mein Bruder den Vater nach dem Grunde dieser Veränderung frug, theilte dieser uns mit, die Rache eines *Macusi* sei daran schuld. Seine Tochter habe bei ihrem damaligen Besuch in *Pirara* einen reichen Perlenschmuck besessen, der den Neid und das Verlangen eines *Macusi* erregt. Der *Macusi* habe das Mädchen gebeten, ihm den Halsschmuck zu schenken, oder gegen etwas anderes zu vertauschen; beides sei von seiner Tochter ausgeschlagen worden, und bald habe das Mädchen gefühlt, dass sich jener bitter gerächt, dass er ihr ein langsam wirkendes Gift beigebracht. Seit jener Zeit sei sie mehr und mehr abgefallen, und ihre Krankheit habe sich mit jedem Tage gesteigert. Die *Wapisianas* halten die *Macusis* für die gefährlichsten Giftmischer und *Kanaïmas*. Jede Krankheit, ja selbst jedes Unwohlsein wird von ihnen der Bosheit der *Macusis* zugeschrieben. Ausser dem Neger und seiner Tochter zog unter den sich um uns versammelnden Indianern besonders eine greise Frau unser ganzes Interesse auf sich, denn sie war «die letzte ihres Stammes», ein ergreifendes Bild menschlicher Schwäche und Hinfälligkeit. Miana grüsste keinen ihrer Stammverwandten am Morgen, konnte den lauschenden Enkeln nicht die Grossthaten ihrer Väter erzählen, denn Enkel und Väter waren vor ihr in's Grab hinabgestiegen; schon längst weidete das Reh auf den Grabhügeln der *Amaripas*, und die zitternde Stimme Miana's, der schwankende Schritt ihrer Füsse verrieth, dass man bald von diesem einst so mächtigen Stamme sagen würde: er war!

Je weiter dieser Stamm von der Küste entfernt lebte, je weniger er mit den Europäern in Berührung kam, um so auffallender musste uns sein Aussterben erscheinen, und fast möchte man behaupten, dass all diese Stämme, als Race, von der Vorsehung nur für einen beschränkten Zeitraum auf der Erde zu leben bestimmt seien. Die Erfüllung ihrer Zeit scheint sich im Norden und Süden des mächtigen Erdtheils mit raschen Schritten zu nahen; in wenigen Jahrhunderten werden ihn Weisse und Neger, die in ihm ein neues Vaterland fanden, unbestritten allein bewohnen; — die schauerliche Geissel, die Pocken, wird diese Zeit noch um vieles abkürzen!

Miana schien ungefähr 60 Jahre zu zählen. Weder der Kummer um ihre vorangegangenen Stammgenossen, noch die Reihe der Jahre, die an ihr vorüber-

gegangen, hatte ihr langes Haar bleichen können; — in derselben Fülle deckte es noch, wie in ihrer Jugend, den jetzt hageren Nacken, die fleischlosen Schultern und verlieh dem greisen, ehrwürdigen Gesicht mit der kühn gebogenen Adlernase einen eigenthümlichen Ausdruck. Die *Amaripas* waren ein Bruderstamm der *Wapisianas* und *Atorais*, was die ganze Gesichts- und Schädelbildung, wie der jüdische Typus deutlich verkündete, und sie bewohnten das *Tuarutu*-Gebirge, wo der Fuss desselben von dem Fluss *Wampuna* bewässert wird. Miaha erinnerte sich noch ganz wohl der weissen Leute, die vor vielen Jahren von der Küste zu ihnen gekommen (im Jahre 1811 sandte der damalige Gouverneur von *Georgetown* eine Commission nach dem Innern, wozu der berüchtigte Mahanarwa die Veranlassung gegeben hatte). Damals habe der Stamm so viel streitbare Männer gezählt, als zwei Menschen Finger und Zehen besässen. Wie die *Amaripas*, so haben auch die *Atorais* oder *Atoryas* und *Daurais* den Abend ihres Lebens als Volk erreicht. Kaum waren sechs Jahre vergangen, dass mein Bruder diese beiden Stämme auf seiner Reise nach der Quelle des *Essequibo* besucht, und schon waren ihre Niederlassungen verschwunden. Von den ersteren lebten nur noch sieben Individuen, die vereint eine Hütte bewohnten; von den letztern nur noch zwei erwachsene Personen und einige Kinder. 1837 hatten die beiden Stämme noch 200 Stammgenossen gezählt! Die *Atorais* sind der einzige Stamm in Britisch-Guiana, der seine Todten verbrennt und die Asche begräbt.

Demselben Schicksal sind die *Tarumas* verfallen. Sie bewohnten den obern *Essequibo* mit seinen Zuflüssen, den *Cuyuwini* und *Yuawauri*. Nach einzelnen dunklen Sagen scheinen diese früher den *Rio Negro* bewohnt zu haben. Ein Theil derselben wurde dort von den portugiesischen Missionen bekehrt, während der andere sich dadurch bewogen fühlte, seine alten Wohnsitze aufzugeben, die Ufer der Flüsse aufwärts zu steigen, die in der *Sierra Acarai* entspringen, und sich in dem Quellgebiete des *Essequibo* niederzulassen. Unter den Bekehrten, die am *Rio Negro* zurückblieben, wüthete der Tod mit solcher Gewalt, dass sie bald ausstarben, weshalb Herr v. Martius, dem diese Theilung des Stammes unbekannt blieb, die *Tarumas* schon zu den ausgestorbenen Stämmen zählt. Die erste Nachricht, dass sich in dem Quellgebiete des *Essequibo* und an den Ufern des *Cuyuwini* ein fremder Indianerstamm niedergelassen, wurde durch den berüchtigten Kaziken der Caraiben, Mahanarwa, nach der Colonie gebracht. Seine Berichte über diese bisher unbekannten Indianer waren so fabelhaft und sonderbar, dass sie das allgemeinste Interesse erregten. Nach ihnen mussten die *Tarumas* mehr Amphibien, als Menschen sein, denn sie lebten in Höhlen unter dem Wasser und flohen die Nähe jedes Menschen. Mein Bruder war im Jahre 1837 der erste Europäer, der diesen Stamm besuchte, und die Niederlassungen desselben auffand, bei dem sich besonders

die Weiber durch ihre Hässlichkeit und ihren unbeschreiblichen Schmutz auszeichneten. Ausser einem kleinern Kopf, stimmen sie in ihrem Körperbau ganz mit den übrigen Indianern überein, um so mehr aber weicht nicht nur ihre Sprache selbst, sondern auch die Aussprache der Worte von der der andern ab. Die *Tarumas* stehen wegen der guten Dressur ihrer Jagdhunde in allgemeinem Ruf unter den Stämmen des Innern. Auch ihre Schamschürzen, ihre Reibebreter (*Simari*) sind berühmt.

Ein dritter Nachbarstamm der *Wapisianas* sind die *Woyawais*, der sich bis zu den Nebenflüssen des *Amazonen*-Stroms verzweigt. Dieser Stamm stellt namentlich der *Harpyia destructor* wegen der strausartigen Federn nach, und soll, da sie als geschickte Jäger bekannt sind, am meisten zur Verminderung dieses herrlichen Vogels beigetragen haben, der sich früher in grosser Anzahl in dem Quellgebiet des *Essequibo* aufhielt.

Den dritten Tag nach unserer Ankunft wurde die Bevölkerung *Watu-Ticaba's* um einen jungen Weltbürger vermehrt. Einige Minuten vorher war die Mutter, mit ihrem Erstgebornen auf dem Arme, noch in unserer Hütte gewesen, und kaum eine halbe Stunde darauf erschien sie mit ihrem neuen Säugling, den sie in dem nahen Gebüsch ohne alle Beihülfe geboren, in ihrer Hütte, die unmittelbar an das Fremdenhaus grenzte. Hier setzte sie sich auf die Erde, legte ihren Säugling auf den Schoss, und harrte, bis ihr Mann einen kleinen Verschlag aus Palmenblättern über sie aufgebaut. Der übrige weibliche Theil der Bevölkerung hielt sich, nachdem ihr zwei Weiber ein Feuer angezündet, und einige Trinkschalen mit Wasser in ihre Nähe gestellt, so fern als möglich von ihr, denn sie wurde für einige Tage als unrein betrachtet. Als der Verschlag beendet, hing der Ehemann sowohl seine Hängematte, als auch die der Frau darin auf, und beide Ehegatten legten sich nieder, um die Wochen, wie die *Macusis* zu halten. Das Kind war klein, aber eben so weiss, wie ein neugeborner Europäer, der Kopf bereits mit dichtem Haar bedeckt; die Nasenlöcher waren ungemein dick, die Nägel wohl geformt.

Noch bei keinem Stamme war der Widerwille gegen das Fleisch europäischer Schweine so scharf hervorgetreten, wie bei den *Wapisianas*. Der gewissenhafteste Jude kann keinen grössern Horror dagegen hegen, wie dieser Stamm. Ein alter *Wapisiana*, dessen beide Knaben uns von *Torong-Yauwise* nach dem *Roraima* begleiteten, erlaubte dies nur unter dem festen Versprechen, dass wir diesen nie Schweinefleisch, wie überhaupt keine von unserm Koch bereiteten Speisen reichen wollten, da in einem der Töpfe jenes unreine Fleisch gekocht worden sein könnte, und in *Watu-Ticaba* wurde das Unwohlsein eines kleinen Mädchens, das unserm Koch Adams behülflich durch Herbeitragen von Wasser und Holz zur Hand ging, nur der Vermuthung schuld gegeben, dieser habe dem Kinde Schweinepökelfleisch zu essen gegeben.

Besonders viel Vergnügen machte mir unter den zahlreichen, zahmen Thieren, die ich in *Watu-Ticaba* fand, ein Pfefferfresser *(Rhamphastos erythrorhynchus)*, der sich zum unbeschränkten Herrscher nicht allein des gesammten Geflügels, sondern selbst der grösseren Vierfüssler emporgeschwungen hatte, unter dessen eisernem Scepter sich willig gross und klein beugte. Wollte sich Streit unter den zahmen Trompetenvögeln, *Hokko*-Hühnern, *Jacus* und andern Hühnern entspinnen, ohne Zögern eilte alles auseinander, so wie sich der kräftige Tyrann nur sehen liess; war er in der Hitze des Zankes nicht bemerkt worden, einige schmerzhafte Bisse mit seinem unförmlichen Schnabel belehrten die Erhitzten, dass ihr Herrscher keinen Streit unter seinem Volke dulde. Warfen wir Brod oder Knochen unter den dichtesten Haufen, keiner der zwei- und vierfüssigen Unterthanen wagte auch nur das kleinste Stück aufzuheben, bevor sich jener nicht so viel ausgesucht, als er für nöthig hielt. Ja, seine Herrschsucht und Tyrannei ging so weit, dass er alles Völkerrecht aus den Augen setzte, und jeden fremden Hund, der vielleicht mit den aus der Nachbarschaft herbeieilenden Indianern ankam, unbarmherzig fühlen liess, was in seinem Reiche Rechtens sei, indem er diesen biss und in dem ganzen Dorfe herumjagte. Die gequälten Unterthanen sollten noch am Tage vor meiner Abreise von diesem Tyrannen befreit werden. Ein grosser Hund, der am Morgen mit seinem Herrn angekommen, und zu mehren Knochen, die Adams vor die Hütte warf, eben soviel Recht, wie der hab- und herrschsüchtige Pfefferfresser zu haben glaubte, setzte sich ruhig in Besitz derselben ohne erst abzuwarten, ob sie dem in der Nähe sitzenden Vogel gefällig sein könnten. Kaum war dies aber von diesem bemerkt, als er auch zornig auf den Frechen sprang und den Hund einigemal in den Kopf biss. Der Gezüchtigte fing an zu knurren, der Vogel liess sich dadurch nicht abschrecken und ohne Erbarmen hackte er mit seinem ungeschickten Schnabel auf den Frevler los, bis dieser sich plötzlich herumwandte, nach dem erzürnten Vogel schnappte und ihn so in den Kopf biss, dass er nach kurzer Zeit starb. Das Thier dauerte uns ungemein, da es wirklich mehr als lächerlich aussah, wenn er sich selbst vor dem grössten Hund nicht fürchtete, oder einen andern kleinern ungehorsamen Unterthan nachdrücklich zur Ruhe verwies. Zu der letzten Klasse dieser gehörte namentlich ein Nasenthier *(Nasua socialis)*, das so zahm war, dass es seiner Herrin wie ein Hund auf jedem Tritt und Schritt folgte. Die Indianer nannten es *Quasi* oder *Kibihi*. Sie leben in kleinen Gesellschaften und vertheidigen sich wacker gegen jeglichen Angriff. Laufen sie, so tragen sie den Schwanz aufrecht. Bei dem Erklettern der Bäume nach Vogelnestern, Larven u. s. w. brauchen sie nur die Vorderfüsse; steigen sie den Baum abwärts, was immer mit dem Kopfe voran geschieht, nur die Hinterfüsse. Beim Fressen gleicht es ganz dem Eichhörnchen. Die Nase ist in fortwährender Beweglichkeit. Jeder ihm vorgeworfene Gegenstand wird erst

mit derselben berührt. Bei dem Aufwühlen der Erde nach Larven u. s. w. braucht es diese und die Vorderfüsse zugleich. Hat es nichts mit der Befriedigung des Magens zu thun, so vertreibt es sich die Langeweile meist damit, dass es den Schwanz zwischen die Vorderfüsse nimmt, und diesen reibt und kratzt. Es ist eins der angenehmsten Thiere, das aber leider sein unangenehmer Geruch zu einem gleich unangenehmen Stubengenossen macht. Unsere Macusis erzählten mir, dass es am *Mazaruni* auch eine ganz schwarze und grössere Species gäbe, deren Schwanz weiss geringelt wäre. Die geographische Verbreitung des *Nasua* scheint sich über ganz Guiana und einen namhaften Theil Südamerika's zu erstrecken.

Da ich meine Sammlungen, die ich nach den bittern Erfahrungen, welche ich hatte machen müssen, nicht wieder fremden Händen übergeben wollte, auch nicht verlassen mochte, der gänzliche Mangel an Mitteln mir es zugleich aber auch unmöglich machte, diese durch Indianer über ein Terrain tragen zu lassen, das aller Wahrscheinlichkeit nach aus fast ununterbrochenen Gebirgszügen bestand, so sah ich mich abermals genöthigt, mich von meinem Bruder zu trennen, und diesen die Reise nach dem Quellgebiet des *Corentyn* mit Herrn Goodall allein antreten zu lassen. Herr Fryer und ich mussten nach *Pirara* zurückkehren, um die dort noch zurückgelassenen, lebenden Pflanzen, namentlich eine reichhaltige Sammlung Palmen und Orchideen, wie auch die meteorologischen und astronomischen Instrumente zu holen, welche mein Bruder ebenfalls nicht hatte mit sich nehmen können.

Unserer Rechnung nach mussten jetzt die Farbigen, welche wir bei ihrer jüngsten Anwesenheit in *Pirara* mit dem Beginn des Juni wieder dahin beordert hatten, um uns den gefährlichen *Essequibo* hinabzubringen, ebenfalls in der Bucht *Waiipukari* angekommen sein. So schmerzlich mir auch diesmal die Trennung wurde, da ein noch ganz unbekanntes Terrain vor mir lag, die Nothwendigkeit und die Sorge um das Errungene erforderte sie. Der 21. Mai war zum Tage unseres Aufbruchs bestimmt, mein Bruder konnte das Dorf in Folge des immer noch hohen Wasserstandes erst den 2. Juni verlassen. Die meteorologischen Beobachtungen, die bis zu diesem Tage fortgeführt wurden, ergaben folgende Resultate:

Zeit.	Instrumente.	Vormittag.		Mittag.	Nachmittag.	
		6 Uhr.	9 Uhr.		3 Uhr.	6 Uhr.
Vom 17. Mai bis 2. Juni.	Barometer	29.369 z.	29.416 z.	29.417 z.	29.364 z.	29.358 z.
	Angefügtes Therm.	74° 64	77° 49	83° 47	84° 06	79° 43
	Freies Thermometer	74° 80	77° 36	82° 69	83° 55	79° 08
	Befeuchtetes Therm.	73° 41	75° 54	79° 41	78° 94	76° 40

Der höchste Stand des Thermometers betrug im Schatten 85° 1, der niedrigste 72°. Die geschwärzte Kugel, der Sonne ausgesetzt, stieg am 21. Mai um 11½ Uhr bis auf 125°, die nicht geschwärzte 113°, die benetzte 93°.

Die Verdunstung des Wassers, welche in *Pirara* von 1000 Gran 320 Gran ergab, betrug hier nur 278 Gran. Vom 18. Mai bis zum 27. Mai wehte der Wind beständig aus N., und ging dann in einen O. bei N. und N. bei O. über.

Die Lage von *Watu-Ticaba* bestimmte mein Bruder nach 30 Meridianhöhen, des *a* und *y* des grossen Bären und *a* des Kreuzes zu 2° 32′ 2″ nördlicher Breite, und die westliche Länge zu 58° 59′ 8″ von *Greenwich*.

Den 21. Mai verliess Herr Fryer, ich und ein Theil der *Macusis*, die übrigen folgten der Expedition meines Bruders, das freundliche *Watu-Ticaba* nach einem bangen Abschied; ihrer warteten gleich grosse Gefahren, wie uns, — er konnte leicht zu einem Abschied für das Leben werden! Unter einem heftigen Regen, legten wir den beschwerlichen Weg nach der Landungsstelle am *Awarra* zurück, an der wir die Boote, wie die zurückgelassenen Sachen, ganz in demselben Zustande vorfanden, in dem wir sie verlassen. Das Wasser war unterdessen bedeutend gefallen, und rasch führte uns die starke Strömung in den *Rupununi* zurück und diesen abwärts, der ebenfalls wieder von seinen Ufern begrenzt wurde. Glücklich passirten wir den Fall *Cuta-tarua*, auf dessen höchster Felsenklippe wir vergeblich jenen mächtigen Baumstamm suchten. Die Fluth hatte ihn erreicht und mit sich fortgerissen. In welcher Ausdehnung mussten zu dieser Zeit die Savannen überschwemmt gewesen sein! Meinen Ameisenbär fand ich als sauber präparirtes Skelett wieder, dem aber leider einige Knochenstückchen fehlten, die ein unersättlicher Aasgeier mit sich fortgetragen haben mochte.

Den 23. Mai hatten wir schon die Niederlassung *Kuiaraton* erreicht, und da ich bei meiner frühern Anwesenheit einen schönen zahmen Affen dort bemerkt, so besuchte ich sie nochmals, um mir diesen zu kaufen. Die Hütte, in der wir den Pockenkranken gefunden, war verschlossen, der Eingang mit Palmenwedeln verlegt. Der Kranke war der Seuche unterlegen, die Bewohner hatten bis auf einige, die wir mit der Bereitung der *Caravern*-Farbe beschäftigt fanden, das Dorf verlassen. Unter den Eingebornen Guiana's sind es ausschliesslich die *Wapisianas*, *Tarumas* und *Macusis*, die sich mit der Bereitung dieser Farbe aus den Blättern der *Bignonia Chica* beschäftigen. Schon hat diese ihren Weg nach Nordamerika gefunden, wo sie zum Roth- und Gelbfärben der Baumwolle, wohl auch zum Verfälschen der Cochenille benutzt wird. Die Blätter der schönen Schlingpflanze werden zuvor etwas im Schatten getrocknet, dann in einen grossen Trog oder Topf mit Wasser geworfen, in dem sie schon am zweiten oder dritten Tage in vollkommene Gährung übergehen, wobei sich zugleich der rothe Färbestoff als fei-

nes Pulver niederschlägt. Ist dieser Process vorüber, so wird das Pulver so lange ausgewaschen, bis alle übrigen Theile entfernt sind. Der Niederschlag wird der Sonne zum Trocknen ausgesetzt, und dann in kleine Kästchen von Palmenblättern verpackt. Der Indianer benutzt diese feinere Farbe nur zum Bemalen des Gesichts, zu welchem Zwecke er sie mit wohlriechenden Harzen versetzt.

Um den Affen konnten wir nicht Handels eins werden, da der Eigenthümer eine Flinte dafür verlangte. Als ich ihm meine Verwunderung über diesen enormen Preis zu erkennen gab, meinte er: «die ganze Niederlassung brauche eine Flinte, da die einzige, welche sie besässen, sich nicht mehr in schussfähigem Zustande befinde». Hätten ihnen zufällig ein Paar Angelhaken gefehlt, so würde ich den Gegenstand meiner Wünsche für diese bekommen haben.

Am Mittag des 24. erreichten wir die Niederlassung *Aripai*, wo uns die Bewohner eine solche Menge Ananas brachten, dass wir ein ganzes Corial damit hätten befrachten können, wie uns die junge Portugiesin zugleich bat, sie bis *Waraputa* mitzunehmen. Da dort bereits mehre Portugiesen aus Fort *Saõ Joaquim* lebten, so wollte auch sie sich unter ihnen niederlassen, denn in *Aripai* fühlte sie sich nichts weniger als sicher. Gern erfüllten wir ihren Wunsch, und bald war sie mit ihren Habseligkeiten, zwei abgetragenen blauen Kleidern, in unserem Corial.

Da ich bei meinem Aufsteigen in *Curua* mehre junge Sämlinge der herrlichen *Attalea speciosa* bemerkt hatte, landete ich hier, um mir diese in Kästen zu pflanzen, und sie mit nach Berlin zu nehmen. Mit meinem in der Nähe von *Curua* zurückgelassenen Kaiman ging es mir wie mit dem Ameisenbär; ich fand ein gut präparirtes Skelett, dem aber einige Wirbelknochen fehlten. Den folgenden Morgen fuhren wir bereits in die Mündung des *Awaricuru* ein, der in Folge des hohen Wasserstandes und in Verbindung mit dem *Quatata* eine herrliche Wasserstrasse bis in die Nähe *Pirara's* darbot. Pfeilschnell waren wir zwischen den Ufern des *Rupununi* abwärts geflogen, wodurch wir die Reise, zu der wir stromaufwärts zehn Tage gebraucht, in vier Tagen zurückgelegt hatten.

In *Pirara*, in dem wir gegen Abend eintrafen, fanden wir alles im alten Zustande. Hr. Levingston war gleichfalls noch dort, und suchte auf rechtliche und widerrechtliche Weise alle Geldstücke, die sich noch unter den Indianern befanden, an sich zu bringen, um wenigstens noch etwas aus dem Schiffbruch seiner speculativen Hoffnungen mit nach *Georgetown* zurückzubringen. Ja, der saubere Handelsmann hatte sich sogar nicht geschämt, den kleinen Mädchen die Halsbänder, an denen noch Geldstücke hingen, gegen grosse metallene Knöpfe abzulocken, welche diesen vermöge ihres Glanzes mehr als die viertel und halben Dollarstücke in die Augen stachen, ohne dass sie nur im entferntesten ahneten, dass sie für ein einziges ihrer Silberstücke in der Colonie statt eines Knopfes, 12 — 16 dergleichen

erhielten. Diese schmutzige Gewinnsucht brachte uns so auf, dass wir es nicht unterlassen konnten, ihm nicht nur die heftigsten Vorwürfe, sondern auch die Indianer auf seine Betrügereien aufmerksam zu machen. Der arme, verunglückte Speculant war allerdings zu bedauern, dies gab ihm aber kein Recht, die unwissenden Indianer zu betrügen. Fast schien es aber auch, als wenn alle unglücklichen Gestirne bei seiner Abfahrt über ihm geleuchtet, denn selbst ein letzter Speculationsversuch war ihm bei unserer Rückkehr misslungen. Als mein Bruder aus *Georgetown* nach *Pirara* zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, dass sowohl dort, als am untern *Essequibo* eine fürchterliche Seuche unter den Hunden grassire, der bereits der grösste Theil derselben unterlegen wäre, so dass ein Hund zu den Seltenheiten gehöre, und für sie ein ungeheurer Preis bezahlt werde. Diese Nachricht erweckte neue Hoffnungen in Hrn. Levingston, der nichts eiliger zu thun hatte, als alle Hunde der Umgegend aufzukaufen, um sie mit nach der Coloniestadt zu nehmen. Die Hunde, welche meinem Bruder mit nach *Georgetown* gefolgt, waren dort der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden, und für den treuen *Tewanau* wurden ihm sogar 80 Dollars geboten; mein Bruder konnte sich jedoch nicht entschliessen, das schöne Thier zu verkaufen. Ohne das geringste Zeichen, dass sie von der Seuche angesteckt seien, brachte er sie wieder mit nach *Pirara* zurück. Levingston begann mit allem, einem speculativen Kaufmann eigenthümlichen Eifer seinen Hundeeinkauf, und wir freuten uns schon, dass die unsrigen, von denen ich mehre mit nach Europa zurücknehmen wollte, der tödtlichen Seuche entflohen, als diese zu unserm Bedauern auch bei diesen mit einem heftigen Husten ausbrach. *Kaibra* unterlag ihr zuerst; ihm folgte *Tewanau* und die Meute des Hrn. Levingston, die bei unserer Rückkehr nach *Pirara* bis auf einige jämmerliche Ueberreste zusammengeschmolzen war. Bei der Section fanden wir, dass die Seuche in einer Lungenkrankheit bestand. Beide Lungenflügel zeigten sich stark aufgeschwollen und in vollkommener Zersetzung, alle Lungengefässe ohne Blut.

Einige Tage nach unserer Rückkehr wurde uns die Nachricht gebracht, dass die brasilianische Grenzcommission in der Mündung des *Pirara* angekommen, und dort ihr Lager aufgeschlagen, um die Mappirung der wahrscheinlichen brasilianischen Grenze zu beginnen. Dieser Kunde folgte bald der Besuch des das Unternehmen leitenden Colonel's de Matoz vom Genie-Corps. Colonel Matoz war ein bereits hochbejahrter Mann mit weissem Haar, der offenbar die für ein solch schwieriges Unternehmen erforderlichen Kräfte nicht mehr besass. Schon bei seinem ersten Besuche wandte er alles an, um von uns die geographische Lage der Punkte zu erfahren, an denen mein Bruder die Zeichen der von England beanspruchten Grenzlinie vermerkt hatte. Suchte er diesen Wunsch, der ihm freilich die Ausführung des wichtigsten und zugleich schwierigsten Theils seines Auftrags erspart

haben würde, auch den ersten Tag so viel als möglich zu verbergen, so trat er bei den folgenden Besuchen, mit denen er uns fast jeden Tag beehrte, ganz offen damit heraus. Wie er unsere Angaben benutzt hat, weiss ich nicht; die richtigen hat er freilich nicht erhalten, und hat er auf unsere diplomatische Verrätherei seine Mappirung basirt, so mag eine merkwürdige Grenzlinie aufgezeichnet worden sein. Colonel de Matoz konnte für jetzt die Mappirung noch nicht beginnen, da er noch einen Ingenieuroffizier erwartete; wie dieselbe aber von den Herren ausgeführt werden sollte, blieb Herrn Fryer und mir ein dunkles Räthsel, da diese weder astronomische Instrumente, ja nicht einmal einen Sextanten dazu für nöthig gehalten, und daher auch keinen mitgebracht hatten. Unsere Angaben sind daher die einzige Basis dieser Grenzbestimmungen geblieben!

Als wir in unsern Gesprächen auch auf die Tauschartikel zu sprechen kamen, mit denen der Beistand der Indianer jederzeit vergütigt werden muss, wenn man dessen bedarf, versicherte uns der Colonel, dass er diese gar nicht nöthig und daher auch nicht mitgebracht habe, da die Indianer ihm die erforderliche Hülfe ohne alle Belohnung leisten müssten, eine Aeusserung, die mir deutlich genug bewies, dass ich das Verhältniss, in welchem die Eingebornen auf brasilianischem Gebiete zu der Regierung stehen, eben so wenig, wie Colonel de Matoz das der freien oder unter englischer Herrschaft stehenden Indianer kannte. Das ganze Unternehmen hatte die grösste Aehnlichkeit mit einer *Don Quixottiade*. Während die Anwesenheit des Grenzcommissärs die Quelle mancher heitern Stunde wurde, war sie für unsere flüchtige, portugiesische Begleiterin die Ursache des tiefsten Schreckens, da diese fort und fort fürchten musste, von den herumstreifenden Begleitern des Colonel's entdeckt zu werden. Glücklicherweise entging sie diesem gefürchteten Zusammentreffen dadurch, dass sie sich bei Tage in den dichtesten Stellen der waldigen Oasen verbarg, und erst nach Einbruch der Nacht nach dem Dorfe zurückkehrte. Eine zweite Quelle der Heiterkeit waren uns die vergeblichen Bemühungen des Colonel's, uns den alten, braven, einäugigen Häuptling Basiko mit seinen Untergebenen abtrünnig zu machen. Mochte er diesen, sammt den Aeltesten des Dorfes Umata, der Residenz Basiko's, auch noch so oft in sein Lager einladen, sie dort auch noch so splendid bewirthen, dem letzteren jedesmal die schöne, mit Gold und Silber gestickte Uniform, das blanke Schwert zeigen, das er für ihn mitgebracht, ihm dieses als Lohn versprechen, wenn er mit seinen Untergebenen die brasilianische Oberherrschaft anerkenne, auf Basiko konnte dieses von dem Brasilianer so oft mit Erfolg angewandte Lockmittel nicht wirken, die vielfachen Greuelscenen, von denen er Zeuge gewesen, die harten Bedrückungen, die sein Stamm von den Brasilianern erfahren, und die Drohungen des Major Coelho und Leal, ihn wie einen Hund aufhängen zu lassen, hatten sich seiner Erinnerung tief eingeprägt, das gleissende Gold,

das bunte Kleid konnte sie ihm nicht vergessen machen. Basiko blieb treu, und Colonel de Matoz musste bei unserer Abreise von *Pirara* zu seinem Verdruss sehen, dass er uns mit freudestrahlendem Gesicht nach der Colonie folgte, um dort als Lohn seiner vielfachen Verdienste aus den Händen des Gouverneurs, wenn auch nicht eine mit Gold und Silber gezierte Uniform, doch den schön verzierten Häuptlingsstab und das grosse gedruckte Häuptlingspatent, auf das die Indianer ungemein viel Werth legen, zu empfangen.

Die erwarteten farbigen Steuerleute hatten wir bei unserer Rückkehr nach *Pirara* noch nicht gefunden, am 7. Juni trafen sie ein, und rüstig gingen wir an's Werk, um das Gepäck nach der jetzt nur 3000 Fuss entfernten Landungsstelle des *Quatata* zu bringen. Am 18. war der Transport beendet und die unter Basiko stehenden Indianer, die uns als Ruderer bis *Georgetown* begleiten sollten, standen zum Aufbruch bereit. Aus den Resten unserer Vorrathskammer hatte sich noch ein splendides Abschiedsmahl für Colonel de Matoz herstellen lassen, das durch einige Flaschen Wein noch einen ziemlich heitern Charakter annahm, da dieser den Verdruss jenes über seine missglückten Versuche bald verwischte, und unter der Versicherung seiner nie verlöschenden Freundschaft halfen wir ihm spät in der Nacht auf eins der Pferde unseres Freundes Youd, die sich immer noch herrenlos in der Nähe des Dorfes herumtrieben. Es waren die einzigen lebenden Geschöpfe, die *Pirara* nicht verlassen, für die dasselbe immer noch Anziehungspunkte zu haben schien. Leider erfuhren wir noch vor unserer Abreise am andern Morgen, dass sich der Colonel nicht auf dem Pferde hatte erhalten können, sondern herabgefallen war und sich den Arm verstaucht hatte.

Gegen Mittag des 11. Juni trat ich zum letztenmal aus meiner Hütte, um nie wieder unter das einfache Palmendach zurückzukehren, unter dem ich so einförmige, so bittere Tage, aber auch so manche fröhliche und glückliche Stunde verlebt, die mich und meine Sammlungen, meinen einzigen Reichthum, monatelang vor den fürchterlichen Regengüssen eines tropischen Winters geschützt, und mir alle Bequemlichkeiten gewährt, die sich ein zufriedenes Gemüth nur irgend wünschen kann. Es war mir, als schiede ich von einem alten, treuen Freunde! Andere Gefühle bemeisterten sich aber meiner, als ich an den geschwärzten Ruinen des Missionshauses vorüberschritt. Wie oft hatte ich in diesen geschwärzten Mauern dem Unterricht unseres eifrigen, nun modernden Freundes zugehört, wie oft hatte hier seine unendliche Geduld, seine edle Selbstaufopferung meine Bewunderung erregt! Der Sämann war abgerufen, die Saat noch vor der Erndte niedergetreten und zerstört worden, und das Haus, in dem er den Saamen ausgestreut, eine düstere Ruine, deren Stätte man nach wenigen Monaten vergeblich suchen möchte. Diese wehmüthigen Gefühle wurden durch den Anblick des öden, stillen, seinem gänzlichen

Verfall mit raschen Schritten entgegeneilenden Dorfes zu schmerzlichen! Von allen Bewohnern verlassen, ein grosser Theil der Hütten bereits zusammengestürzt, die noch stehenden von Unkraut und Gebüsch umwuchert, die breiten Gassen des Dorfes schon wieder der vollen Herrschaft einer üppigen Vegetation zurückgegeben, ging mit uns die letzte Spur des Lebens aus dem früher so lebhaften Orte, aus einem Orte, der vor einem Jahre noch so schöne Hoffnungen in uns allen rege gemacht, dessen gänzlicher Verfall durch den Tod e i n e s Menschen ausgesprochen war, wie sein Aufblühen durch die Wirksamkeit desselben Mannes in's Leben gerufen wurde! Das grosse, hölzerne Kreuz, welches die Brasilianer bei ihrer Besitznahme von *Pirara* aufgerichtet hatten, stand noch vor den Ruinen der niedergebrannten Kirche, und wurde mir zum Symbol der Hoffnung, der Hoffnung, dass vielleicht bald ein freundlicherer Tag für die sich und der Natur überlassenen Indianerstämme anbrechen werde!

Auf der letzten Anhöhe, von der wir *Pirara* übersehen konnten, blieben wir nochmals stehen; — der Abschied wurde mir schwer, — es war der letzte Blick, den ich von hier aus auf die düstern Ruinen warf, die zwischen der üppigen Vegetation, zwischen den tausend und abertausend lachenden Kindern der ununterbrochen schaffenden Natur noch düsterer mir entgegenschauten — dann eilte ich dem *Quatata*, auf dem unsere Fahrzeuge lagen, zu, um vermittelst des *Awaricuru* nach der Bucht *Wai-ipukari* zu fahren, an der die regelmässige Verpackung unseres Gepäckes vorgenommen werden sollte. Unsere Flotille bestand aus 8 Booten mit 50 Indianern. Ausser dem Corial, auf dem unsere Farbigen den *Essequibo* aufwärts gefahren waren, war des vielen Gepäckes wegen, auch noch ein grosses brasilianisches Boot *(Igaritè)* vom Capitain Leal gekauft worden, das von einer Handelsreise nach der Coloniestadt, noch in der Bucht *Wai-ipukari* lag; ihm vertraute ich meine Kasten mit den Palmen, von denen schon mehre eine ansehnliche Grösse erreicht hatten, so wie die mit den Orchideen an. Nach zwei Tagen war die Verpackung vollendet, und ein neuer, schmerzlicher Abschied stand mir bevor. Alle unsere bekannten Indianer aus der Nähe und Ferne hatten sich mit Frau und Kind noch einmal um uns versammelt, um uns noch einmal zu sehen, und ihr «*Tombawai*!» zuzurufen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, dass es mich tief ergriff, ja, dass ich kaum die Thränen zurückpressen konnte, als sich alt und jung, Greise und Knaben an mich herandrängten, um mir noch einmal die Hand zu drücken, als mir die Mütter ihre Säuglinge mit den kleinen Händchen entgegenhielten, und mich baten, bei ihnen zu bleiben. Dieses ungeschminkte Zeichen der Liebe reiner Naturkinder war mir reicher Lohn für so manche Mühen und Entbehrungen, für so manche Verkennung, und ist es mir noch jetzt in der Erinnerung für so manche Täuschung. Die Civilisation besitzt unendlich höhere Güter als sie diese

Naturkinder besitzen, ihr fehlt aber jene reine Moralität, wie sie die noch nicht mit dem Europäer in Berührung gekommenen und dadurch noch nicht mit seinen Lastern befleckten Indianer durchgängig besitzen. Ich sah unter ihnen Friede, Glück und Ruhe heimisch, heimisch die einfache Liebe des Mannes zur Frau, der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern und fand ungeschminkte Freundschaft, unbegrenztes Dankgefühl, das sich zwar nicht in verhallenden Worten aussprach, aber in einem treuen Herzen bewahrt wurde. Sittlichkeit und Tugend braucht sie die civilisirte Welt nicht erst kennen zu lehren; sie sprechen nicht von ihr, aber sie leben in ihr. Ihr Wort ist That, ihre Versprechungen sind Handlungen!

Schon hatte unsere Flotille eine Biegung des *Rupununi* umfahren, die uns die Gestalten mit den ausgestreckten Armen verbarg, da traf unser Ohr immer noch das laute «*Tmboawai*» der dort Versammelten.

Die starke Strömung brachte uns bereits am Abend gegen 8 Uhr nach der bei unserer Auffahrt so blühenden und bevölkerten *Macusi*-Niederlassung *Haiowa*; auch sie fand ich verlassen und verwildert wieder. Der plötzliche Tod des Häuptlings und seiner Frau, sowie mehre Opfer, welche die Pocken weggerafft, hatten die Bewohner vertrieben. Zwei Caraibenfamilien hatten die öden Hütten in Besitz genommen. In demselben verlassenen und verwilderten Zustand fanden wir am folgenden Tage die beiden Niederlassungen in der Nähe der Mündung des *Rupununi*, und herzlich hiess ich die breite Wasserfläche des *Essequibo* willkommen, die uns am dritten Tage wieder aufnahm. Bei unserem Aufsteigen hatten wir acht Tage zum Zurücklegen dieser Wasserstrasse gebraucht.

Wir besuchten am linken Ufer des *Essequibo*, einige Miles von der Vereinigung mit seinem Nebenfluss, und in der Nähe des grossen *Kirahag's Cumakiya*, die Stelle eines früher bis hierher vorgeschobenen holländischen Postens. Nur das etwas niedere Gebüsch und einzelne *Cecropia*-Bäume bekundeten jetzt noch die Stelle. Dieser Posten wurde von den Holländern aus dem Grunde so weit südlich vorgeschoben, um den Sklavenhandel der *Caraiben*, die früher dieses Terrain am *Essequibo* und *Rupununi* stark bevölkerten, und ihre Streifzüge meistentheils gegen die *Macusis* und *Wapisianas* richteten, daran zu verhindern. Nach Alexander von Humboldt, erwähnt schon Don Antonio Santos in seinem Reisebericht vom Jahre 1775 diesen holländischen Posten am obern *Essequibo*.*) Diese Station erfüllte

*) Meinem Bruder wurde bei seiner ersten Reise den *Essequibo* aufwärts von den Indianern versichert, dass ihre Väter von diesen Posten erzählt, wobei sie zugleich als Beweis anführten, dass des grossen Caziken Mahanarva's Bruder die zwei Kanonen des Postens weggenommen, und sie nach seiner Niederlassung weiter gegen Süden gebracht habe. Wie meinem Bruder von Mahanarva's Neffen, Irai-i, der sich unter seinen Begleitern befand, mitgetheilt wurde, befindet sich noch jetzt eine der Kanonen dort, indessen die zweite versunken ist. Vergl. R. Schomburgk Reisen in *Guiana* und am *Orinoko*. pag. 121.

aber ihren Zweck nur eine kurze Zeit, da die *Caraiben* später Gelegenheit fanden, denselben zu umgehen; indem sie dazu längs der Bucht *Primoss* einen Weg nach dem *Corentyn* wählten. Die Holländer liessen daher den Posten eingehen. Auffallend sind am *Essequibo* in der Nähe der Mündung des *Rupununi* die vielen ausgebreiteten *Kirahags*. Ausser der schon erwähnten Bucht *Cumakiya* befindet sich ungefähr 12 Miles oberhalb dieser, an demselben Ufer, die Bucht *Masaeta-yourou* und dann weitere 4 Miles aufwärts, die sich am rechten Ufer des *Essequibo* einschneidende Bucht *Primoss*. Von hier führte früher, als dieses Terrain stark von *Caraiben* bevölkert war, der viel besuchte Pfad nach dem *Corentyn*. Mein Bruder, der auf seiner ersten Reise den *Essequibo* aufwärts diese Gegend besuchte, fand dieses bethätigt, wenigstens bekundeten an beiden Ufern des *Essequibo* die häufigen mit *Cecropia* bewachsenen, lichteren Stellen der Ufervegetation, dass einst sich Niederlassungen hier befanden. Er fand selbst an solchen Orten *Cacao-* und *Limonen*-Bäume, die deutlich genug bewiesen, dass die frühern Bewohner sie hierher verpflanzt hatten.

Fast erkannte ich den *Essequibo* nicht wieder. Inseln, Felsenblöcke, alles war von einer sich wild fortwälzenden Wogenmasse bedeckt, über die nur hier und da dichtbelaubte Bäume, hin und her schwankendes Gebüsch hervorragten, und die Lage der frühern Inseln verriethen. Bald hatten wir die grosse Bucht *Aruan* oder *Tokutu*, am linken Ufer, und mit ihr die Mündung des *Rappu* und die Cataracten von *Rappu* erreicht, die ebenfalls ziemlich von den Wellen bedeckt waren, und doch drohte schon hier einem unserer Corials, das die werthvollsten astronomischen Instrumente enthielt, der Untergang. Ein von schäumenden Wogen verdeckter Felsen war den scharfen Augen des Steuermanns entgangen; das Corial streifte diesen, fing an sich zu drehen, und dass es nicht der Breite nach den Fall hinabschoss, ist mir heute noch ein Räthsel.

Mit den Fällen von *Rappu* waren die Tage der Gefahren angebrochen, in denen uns fast jede Stunde ein jäher Tod drohte, denn die ganze Cataractenreihe, die wir mit so vielen Gefahren überstiegen, lag jetzt wieder stromabwärts vor uns, und musste von uns überfahren werden, wie wir mit ihnen zugleich wieder in jenes Labyrinth von Inseln eingetreten waren, die dem *Essequibo*, überhaupt den grössern Flüssen von Britisch-Guiana so charakteristisch sind.

Glücklicher, wie bei den Fällen von *Rappu* waren wir bei denen der *Achramucra*, obschon sich die Wogenmassen durch diese Granitbarriere mit einer solchen Gewalt und Schnelligkeit ihre Bahn brachen, dass wir gleich dem von der Sehne geschnellten Pfeil durch die aufgeregten Wirbel am Fusse des Falles flogen. Auch die Fälle von *Curutoka* oder *Orotoko*, eben so die von *Ouropocari* passirten wir, obschon auch sie dem Auge nichts als eine schäumende, weisse Masse darboten, ohne Unfall. Das grösste Boot, in welchem sich Herr Fryer und ich befanden, bildete

immer die Spitze der kleinen Flotille und schoss daher auch die Fälle zuerst hinab, um bei eintretenden Unglücksfällen gleich mit Hülfe bereit sein zu können, wie ich dadurch auch jedesmal die nachfolgenden Boote hinabschiessen sehen konnte. Freilich waren dies Augenblicke, die ich mit stockendem Athem, mit zusammengepresster Brust durchlebte. Mit Gedankenschnelle erscheint das Boot auf dem Scheitel des Falles oder der Stromschnelle, der nächste Augenblick hat es bereits in dem schäumenden Kessel verborgen, den die dämonisch aufgeregten, wild entfesselten Wogen vor der Basis des Falles bilden. Plötzlich wird es mit Federleichtigkeit wieder von diesen emporgeworfen, und gleitet dann, noch zitternd in seinen Fugen, ruhig durch die Wellen, ausserhalb des Bereiches der schäumenden Massen, hin. Hat es glücklich das ruhige Wasser erreicht, dann müssen allerdings alle Hände rührig sein, um das aufgenommene Wasser wieder auszuschöpfen und das Fahrzeug vor dem Sinken zu wahren. Ich muss gestehen, dieses Schauspiel hatte etwas viel Beängstigenderes und Peinigenderes für mich, als das Hinabschiessen im eigenen Fahrzeuge selbst, da dieses so schnell vor sich geht, dass eigentlich gar keine Zeit da ist, die gähnende Gefahr zum Bewusstsein kommen zu lassen. Der peinigendste Moment war mir jedesmal der, wo das Boot in mit jedem Augenblick steigender Schnelligkeit dem Scheitel zugerissen wird, wo man die Hände ruhig in den Schooss legen, mit ihnen weder den Bord des Corials, noch einen Gegenstand in demselben angreifen darf und seinen Willen vollkommen unter die Macht einer unwiderstehlichen Kraft beugen muss. Der leiseste Ruck mit der Hand könnte das Boot aus seinem Gleichgewicht bringen, und alle, die sich in ihm befinden, dem sicheren Tode weihen. Hat es erst den Scheitel erreicht, dann hat ein Augenblick über Leben und Tod entschieden. Die nässenden Wogen am Fusse des Falles rufen den unterdrückten Athem zurück, und sagen, dass der gefährliche Sprung gelungen, die gepresste Brust athmet im Bewusstsein des erhaltenen Lebens aus ihrer Erstarrung auf!

Viele der grösseren und kleineren Stromschnellen, die uns bei unserem Aufsteigen so grosse Mühe und so vielen Schweiss gekostet, waren jetzt gar nicht bemerkbar und ohne alle Gefahr zu passiren, und der ununterbrochen herabstürzende Regen machte auch mehre der noch sichtbaren viel weniger gefährlich, als ich erwartet, da er den Wasserstand des *Essequibo* fast mit jeder Stunde erhöhte.

Nachdem wir an der Insel *Tambicabo* und der Mündung des *Siparuni* oder rothen Flusses vorübergefahren, hatte, in Folge der Wellen desselben, der *Essequibo* auch eine mehr röthliche Färbung angenommen. Nach der Färbung der Wasser seiner Hauptnebenflüsse zwischen dem *Rupununi* und der Mündung des *Essequibo* in den Ocean, wechselten die Wellen des Hauptstromes auf dieser Strecke ihre Farbe nicht weniger als viermal, obschon dies während der Regenzeit wegen des

vielen Detritus, den alle Flüsse mit sich führen, nicht so deutlich, als während der trocknen Jahreszeit hervortritt. Der *Rupununi* giebt den bis dahin mehr grünlich-blauen Wogen eine weissgelbliche Färbung, die durch die Wasser des *Siparuni* in eine röthliche übergeht, welche unterhalb der Mündung des *Potaro* oder schwarzen Flusses in ein schmutziges Braun verwandelt wird, bis sie durch den *Mazaruni* wieder ihre ursprüngliche Färbung zurückerhalten.

Mit Blitzesschnelle hatten wir, nachdem wir die Mündung des *Ortuahar* und die *Curibiru-* und *Cuyariwaka*-Cataracte passirt, das *Twasinki*-Gebirge mit seinen beiden merkwürdigen Granitsäulen erreicht, das gleich schnell hinter uns lag; vor uns aber brausten und schäumten die gefährlichen Fälle von *Itababo*, *Akaiwanna*, *Itamine* und der gefährlichste der ganzen Reise, der grosse Fall *Yucurit* oder *Cumacka-toto*, den wir glücklicherweise auf einem schmalen Nebenkanal vermeiden konnten, auf dem wir aber selbst noch die Boote an Seilen hinablassen mussten. Bei den grausenhaften *Twasinki*-Fällen drohte unserm grossen portugiesischen Fahrzeuge, das meine Sammlung lebender Pflanzen enthielt, selbst am Fusse derselben noch der Untergang, da es während des Hinabschiessens einen bedeutenden Leck bekommen hatte; nur durch die ungeheure Strömung wurde es vor dem Sinken bewahrt, die es an eine kleine, noch sichtbare Insel antrieb. Das Ausladen der Pflanzenkisten und das Ausbessern des Kahnes nöthigte uns, die Nacht auf der Insel zuzubringen. Der *Myletes Pacu* hatte sich in grosser Anzahl zwischen den an der Basis des Falles befindlichen Granitblöcken versammelt und lieferte uns ein schmackhaftes Abendessen.

Am nächsten Morgen hatten wir den gefährlichsten Fall der ganzen Reihe, den von *Haiowa* zu passiren, dessen perpendiculäre Höhe, ungeachtet des so ungemein hohen Wasserstandes, immer noch über zehn Fuss betrug. Ich muss gestehen, dass wir uns alle mit einem gewissen beängstigenden und beklemmenden Gefühle dieser unheildrohenden Stelle näherten, die uns schon aus ziemlicher Entfernung ihr dumpfes, zornentbranntes Gebrüll entgegendonnerte, das mit jeder Sekunde lauter und lauter wurde. Vor uns sahen wir das Wasser hinabstürzen und jenseits des Scheitels in Schaumwolken aufspritzen — schon war das Corial von der unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, der Athem stockte, und tief in den entfesselten Wogen des Kessels begraben, erhob sich der Schnabel wie ein kühner Taucher aus den brausenden Wogen, — das Wagstück war gelungen! Gleich glücklich wie wir durchfurchten auch die übrigen Boote den Strudel. Jenseits desselben entleerten wir mit leichter Brust die Boote von dem wider Willen aufgenommenen Wasserinhalt. Die folgenden, kleinen Stromschnellen wurden ebenfalls ohne weitern Unfall überfahren.

Unter dieser fast ununterbrochenen geistigen Aufregung waren wir jetzt in der

Nähe der Mission *Waraputa* angekommen. Von den Farbigen hatten wir erfahren, dass die kleine verwaisete Gemeinde in einem Hrn. Pollert einen neuen Hirten erhalten, der mit seiner Frau und Schwägerin vor ungefähr sechs Wochen in *Waraputa* angekommen sei. Unser fast 19 Monate langer Umgang mit den uncivilisirten Indianern hatte uns doch nicht so weit verwildern lassen, um nicht zu fühlen, dass wir in einer solchen Garderobe, wie sie jetzt unsere sterblichen Glieder deckte, nicht vor Damen erscheinen konnten, welche die feine Coloniestadt eben erst verlassen, und sich noch keinesweges an den zwanglosen Zustand einer in vollkommener Auflösung begriffenen Garderobe gewöhnt haben konnten. Um diese letztere daher mit den traurigen Ueberresten des früher wohl versehenen Inhalts der Koffer zu completiren, legten wir an einer kleinen Insel an, und begannen die schwierige Metamorphose, in der ich aber durch den Zuruf eines Indianers unterbrochen und aus meinen Verschönerungsversuchen aufgeschreckt wurde, denn unmittelbar über meinem Kopfe hatte dieser auf einem der Zweige des niedrigen Baumes, unter dem ich stand, eine grosse, zusammengerollte Schlange bemerkt, die meine Bewegungen mit ihren glänzenden Augen scharf beobachtete. Ein Schuss aus meiner Flinte brachte sie bald zu meinen Füssen. Ich sah die Schlange zum erstenmal, und an ihrem breiten, fast herzförmigen, beschuppten Kopfe, an dem dünnen, scharf von dem Kopfe abgesetzten Halse, glaubte ich mit Sicherheit eine der giftigsten Schlangen zu erkennen, was auch die Angaben der Indianer bestätigten. Auffallend war es mir, dass sie ihre Fänge nicht in dem Oberkiefer, sondern im Unterkiefer hatte, die aber, wie eine spätere Untersuchung in Berlin ergab, nicht hohl sind; es war *Xiphosoma hortulanum (Wagl.)*. Auf meiner Reise den *Pomeroon* aufwärts, begegnete ich noch einigen Exemplaren, jedesmal aber auf Sträuchern. Die grünen Zweige müssen daher ihr Lieblingsaufenthalt sein. In Spiritus verliert leider die schöne hellgraue Färbung mit den unregelmässigen braunen Flecken, die sich vom Kopf bis zum Schwanz ziehen und, gegen das Licht gehalten, in ein schönes Hellblau und Grün übergehen, viel von ihrem Glanze.

Einige fischende Indianer, so wie die lauten Stimmen unserer beiden Böller, hatten den Bewohnern *Waraputa's* unsere Ankunft verkündigt, die sich an dem Landungsplatze versammelt hatten, wo uns Herr Pollert, ein junger Mann, auf das Herzlichste empfing, und wir von seiner Gemahlin und seiner Schwägerin, einer jungen Dame von 18 Jahren, gleich herzlich willkommen geheissen und nach dem Missionshause geführt wurden, in dem wir auch die beiden Kinder des Missionärs fanden. Ein eigenthümliches Gefühl bemeisterte sich meiner, als ich mich so plötzlich wieder unter civilisirte Menschen versetzt fand.

Dass Herr Pollert sich den Aufenthalt unter den Indianern Guiana's ganz anders ausgemalt haben mochte, als er ihn schon während einer so kurzen Zeit

kennen gelernt, zeigte mir nicht nur das geschmackvolle Ameublement, das dem vornehmsten *Drawingroom* der Coloniestadt keine Schande gemacht haben würde, ja sogar der geschmackvolle Reitsattel war nicht vergessen, der mir, noch ehe ich die Stube betrat, ein inneres Lächeln abnöthigte, namentlich aber der wirklich unglückliche Gemüthszustand, in dem sich die arme Dame und ihre Schwester befanden. Wie romantisch, wie malerisch idyllisch mochten sich die Damen ihren Aufenthalt unter den Kindern der Natur vorgestellt haben, und wie bitter mochte die Enttäuschung gewesen sein, als sie nun die bescheidene, für eine Dame Londons so erbärmliche Hütte betraten, die der wackere Youd für einen Palast gehalten hatte! Kaum waren wir einige Stunden in ihrer Gesellschaft, als sich auch die krampfhafte innere Aufregung in einem Strom von Thränen Bahn brach, und die Damen ihr übervolles Herz vor uns ausschütteten. Ich hatte der Thränen seit vielen Monaten so wenige gesehen! — sie regten mein Mitgefühl daher um so tiefer an, und mit inniger Theilnahme sah ich auf die arme Frau, die unter Schluchzen ihre beiden Kinder, einen Knaben von fünf und einen von einem Jahre, an ihr Mutterherz drückte, und diese versicherte, sie würden bald mutterlose Waisen sein, wenn sie noch länger unter diesen abschreckenden Menschengestalten leben sollte. Die Worte fanden in ihrer Schwester den treuesten Widerklang. Am meisten musste ich den armen Missionär beklagen, dessen Pflichtgefühl mit der Liebe zu seiner Gattin in so harte Collision versetzt wurde, die ihn unterbrochen bat und drängte, durch uns seine Resignation nach Demerara einzusenden, und noch dringender wurde, als ihre Schwester am folgenden Tage erklärte, sie würde mit uns nach der Coloniestadt zurückkehren, da sie hier keine Woche mehr leben könne, wovon sie auch kein Bitten der Schwester und des Schwagers zurückhalten konnte.

So fest auch Herr Pollert allen Bitten der Gattin widerstand, so fest er auch versicherte, dass er seinem innern Berufe folgen, dass er ihm alles aufopfern müsse, so war es der Gattin doch schon nach einem Vierteljahr gelungen, den Mann zu vermögen, um seine Zurückberufung einzukommen; — ununterbrochene Kränklichkeit hindere ihn an der Erfüllung seiner schönen und grossen Pflichten! Die Nachricht kam mir unerwartet, da ich Herrn Pollert noch im vollen Feuereifer verliess, und da man ihm alles gewährt hatte, was er nur irgend erbeten, sogar hinreichende Mittel, um nicht nur eine neue Kirche, sondern auch ein neues Missionshaus aufzubauen, zu welchem Zwecke er mit jedem Tage die Handwerksleute aus *Georgetown* erwartete. Die hellen Farben, mit der er mir die Zukunft *Waraputa's* ausmalte, das Feuer, mit welchem er von den Plänen und Einrichtungen zum Wohle seiner Bewohner sprach, war leider bald verloschen. Männer wie Youd, Frauen, wie dessen Gattin, die, fast möchte man sagen, ohne alle Unterstützung in das Innere von Guiana gegangen waren, und geleitet und durchdrungen von der grossen und schö-

nen Idee, alle Mühen, Beschwerden und Entbehrungen, wie sie der neue Missionar nicht ahnete, willig ertragen konnten, habe ich aber auch nicht wieder kennen lernen.

Die brasilianischen Deserteure hatten sich in *Waraputa* alle häuslich niedergelassen, glücklich und zufrieden mit dem Wechsel ihrer Heimath. Unsere neue Flüchtige wurde mit offenen Armen von ihren Landsleuten aufgenommen.

Die Schattengestalt und tiefe Melancholie einer andern Bekannten wirkte um so niederschlagender auf uns. Um den Nachstellungen des ihr verhassten Aiyukante zu entgehen, war Baru, das froheste, lebenslustigste und gesundeste Mädchen, auf dem die Blicke der ältesten Indianer mit Wohlgefallen geruht, deren Schönheit die Jugend des Dorfes entzückte, nach *Waraputa* geflohen. Ihr Herz aber hing mit allen seinen Fäden an der Stelle ihrer Geburt; dort war sie am Tage mit ihren Gedanken, ihre Träume versetzten sie im Schlafe an den Ort ihrer Sehnsucht, den sie ihr Abscheu, ihr Hass gegen den zudringlichen Bewerber, die Furcht vor seiner Rache vermeiden hiess. Mit ihrer Ankunft in *Waraputa* hatte auch das Heimweh die Lebensfülle von ihrer Gestalt verscheucht; die schönen Formen ihres Körpers waren verschwunden, hager, abgemagert und schon halb dem Grabe verfallen, trat sie uns entgegen und reichte uns mit einem tief schmerzlichen, lebensmüden Lächeln die abgezehrte Hand. «Das hat Aiyukante gethan,» waren die ersten Worte, die sie mit hohler Stimme zu uns sprach, und hätte uns nicht schon Herr Youd gesagt, dass fast jeder Savannenindianer, wenn er seine Heimath mit den feuchten Wäldern vertauscht, dem Wechsel des Klima's unterliegt, so würden auch wir diese Veränderung an Baru den Folgen der Rache Aiyukante's zugeschrieben haben. Der hohle, unheimliche Husten, der fast jedes Wort Baru's unterbrach, zeigte deutlich genug, dass die Lungenkrankheit bereits in ihre letzten Stadien getreten war.

Nach einem zweitägigen Aufenthalt schieden wir in Gesellschaft der jungen Dame von *Waraputa*, für deren Bequemlichkeit wir so gut als irgend möglich gesorgt hatten. Der Abschied der beiden Schwestern war schwer.

Glücklich und ohne Unfall passirten wir die ausgedehnte Cataractenreihe von *Waraputa*, und erreichten, nachdem wir die *Akramalalli*, *Cumaka*- und *Curatoka*-Stromschnellen, die Mündungen der sich am linken Ufer mit dem *Essequibo* verbindenden Flüsse *Potaro*, *Oumaia*, *Cumpara*, *Arikataro*, *Akuina*, und die zwei sich am rechten Ufer einmündenden Flüsse *Mariwa* und *Copana* passirt, mit reissender Schnelligkeit das *Arissaro*-Gebirge. Der jetzt nur selten von Inseln unterbrochene Strom, führte uns schnell an dem auf dem rechten Ufer sich einmündenden *Dahalabani*, und den am linken, in einer kleinen Entfernung von einander sich in den *Essequibo* ergiessenden Flüsschen *Yucurisi* und *Baribara*, den an der Mündung des letzteren sich hinziehende Inseln *Yucurit* und *Monticuri* vorüber, an die Mün-

dung des *Mucu-mucu*, der einen Theil der Verbindungsstrasse zwischen dem *Demerara* und *Essequibo* bildet. Nachdem wir die Mündung des *Curtuahara*, die Inseln *Hubucuru* und *Cutuabanabo*, nach diesen die Mündungen der Flüsse *Tipuri* und *Arowawa* passirt, erreichten wir die grosse Insel *Gluck*. Vor uns lag jetzt die letzte Reihe, die Fälle von *Ahara*, *Sassara*, *Itaballi*, *Parumalalli*, *Mai-hi*, *Tabinetta*, *Arissaro* und *Aritaka*, die so weit das Auge trug, nichts als eine schäumende und tobende Wogenmasse bildeten. Gespannt auf die Wirkung, welche das entfesselte Element und die uns in ihm drohende Lebensgefahr auf das zarte Gemüth unserer jungen Begleiterin machen würde, schaute ich mich nach ihr um, und bemerkte zu meiner Verwunderung, dass keine Blässe ihre Wangen gebleicht, kein Zittern vor einem jähen Tode ihre Lippen bewegte, sondern ruhig, ohne Furcht schaute das blaue Auge der Gefahr in das Gesicht. Es ist ein eigen Ding, das menschliche Herz!

Glücklich, aber nicht ohne dass sich unsere Fahrzeuge beim Durchschneiden der schäumenden Wogen bis zum Sinken mit Wasser gefüllt, erreichten wir die Grenze des dämonisch aufgeregten Kessels und überfuhren am nächsten Tage gleich glücklich die letzten Cataracte, die von *Aritaka*. Ein Freuden- und Jubelschrei löste sich aus aller Brust, und dankbar blickten wir zu Gott dem Allmächtigen empor, der uns so wunderbar und gnädig beschützt hatte. Wie durch ein Wunder waren wir alle erhalten worden!

Rasch näherte sich unsere kleine Flottille mit ihren lustig wehenden Flaggen auf den nun ruhig dahin rollenden Wellen des *Essequibo* den ersten Ansiedelungen der Farbigen, die sich bei unserm Annähern am Ufer versammelten, und uns schon aus weiter Ferne ihr: «Willkommen!» zuriefen. Am Nachmittag landeten wir in *Bartika-Grove*, wo wir mit offenen Armen von unserem Freunde Bernau und seiner Familie empfangen wurden.

Es war ein buntes, fröhliches Leben, in das wir hineintraten, für uns um so bunter, als es uns so lange in dieser Art fremd geblieben war. Der Sonntag hatte die ganze Bevölkerung der Umgebungen von *Bartika-Grove* hier versammelt, die sich nun nach der Landestelle drängte, um uns Ankömmlinge zu sehen und zu bewundern. Wir hatten die Reise von *Pirara* bis *Bartika-Grove* in 13 Tagen zurückgelegt, eine Strecke, die uns stromaufwärts sechs Wochen geraubt.

Welche Veränderungen aber waren während unserer Abwesenheit von 19 Monaten mit der freundlichen Mission vorgenommen worden! Eine neue, helle, geschmackvolle und vor einigen Wochen eingeweihte Kirche zierte den Mittelpunkt des Ortes. Auch das zweite Gebäude für die Indianermädchen war vollendet und trug viel zum Schmucke von *Bartika-Grove* bei, und welch lieblichen Eindruck machten die niedlichen und reinlich gekleideten Kinder der Wälder, die wir

so lange ohne alle Bekleidung, meist mit Schmutz überzogen, gesehen! Schon den folgenden Tag brachten mir die Knaben wieder einige Vögel und Schlangen, die sie im nahen Walde erlegt. Unter letzteren befand sich auch die schöne, grüne Baumschlange *Dryophis Catesbyi (Schl.)*, die wie *Dendrophis liocercus (Neuw.)* nur auf Gebüsch und Bäumen lebt. Die Colonisten und Farbigen nennen beide Species wegen ihrer dünnen, langen Gestalt und des noch dünneren Schwanzes: «*Whipsnake* (Peitschenschlange)» Sie sind beide ungemein lebhaft und bissig. *Dryophis Catesbyi* wird sogar für giftig gehalten. Im Zorn verändern sie nicht nur die schöne Färbung, sondern schlagen auch mit ihrem dünnen Schwanze wacker um sich herum. Wird die unbedeckte Haut von einem Hiebe getroffen, so hinterlässt er eine eben so sichtbare Schwiele, als wäre man mit einer Peitsche geschlagen worden. Stöckle hatte es in *Bartika-Grove* so gefallen, dass er mit dem bei der Expedition verdienten Gelde hier einen Victualienladen angelegt und eben im Begriff stand, eine farbige Wittwe mit einigem Vermögen zu heirathen, was er mir in einem Athem mit der Begrüssung erzählte. Die biedere Schwabenseele war eitel Freude, dass er auch uns glücklich in *Bartika-Grove* angekommen sah.

An der Mündung des *Cuyuni* erhob sich gleich einem freundlichen Schlosse das jetzt vollendete *Colonial Penal-Settlement*, die schon früher erwähnte Strafanstalt für Verbrecher, und verlieh, so lange man nicht an seine Bestimmung dachte, der reizenden Flusslandschaft einen reichen Schmuck. Am folgenden Tage besuchten wir die Anstalt, der ein Inspector, einige Unterbeamte und mehre Constables zur Beaufsichtigung der in den Steinbrüchen arbeitenden Verbrecher, so wie ein Arzt vorstehen. Der Inspector war so freundlich uns überall herumzuführen. Die Gebäude für die Beamten sind äusserst geschmackvoll und geräumig angelegt; eben so geräumig und gesund waren die Zellen für die Sträflinge. Ueberall herrschte die grösste Reinlichkeit und Sauberkeit. Die Zahl der Sträflinge belief sich auf 300, unter denen ich nur zwei Weisse und zwar Portugiesen aus *Madeira* bemerkte. Alle übrigen waren Neger. Sie wurden theils mit Steinbrechen, theils mit der Urbarmachung von grossen Waldflächen beschäftigt, auf denen sie ihren Lebensunterhalt erbauen sollten, den für jetzt noch die Colonie bestreiten muss. Die gebrochenen Steine werden theils verkauft, theils zum Strassenbau in *Georgetown* benutzt. Die Arbeitszeit ist auf neun Stunden täglich festgesetzt. Die Kost besteht an den Werkeltagen in Plantains und Salzfisch, wobei auf jeden Kopf 14 — 16 Stück Plantains kommen, am Sonntag in Reis. Die Handwerker unter den Gefangenen waren eben damit beschäftigt, eine Kirche und ein Gebäude für weibliche Sträflinge aufzubauen. Herr Bernau versah den Gottesdienst. Nach der Eröffnung der Strafanstalt hatten sich eine Menge Verbrecher der Strafe durch die Flucht entzogen, was bei der geringen Anzahl des Aufsichtspersonals und der grossen Menge

der zu Beaufsichtigenden nicht schwer fiel. Um diesem Uebel zuvorzukommen und die schon an sich bedeutenden Kosten nicht noch mehr durch Anstellung neuer Beamten zu steigern, machte man die gesammte Indianerbevölkerung der Umgebung zu Polizeibeamten, wobei sich der Inspector allerdings einer List bediente, die die braune Bevölkerung zehnfach mehr zum willigen Eingehen in den Vorschlag anstachelte, als die fünf Dollars, die für jeden eingebrachten flüchtigen Neger stipulirt wurden. Nachdem jener alle Häuptlinge und Aeltesten der verschiedenen Stämme der Umgegend auf einen bestimmten Tag zu sich gerufen, erklärte er ihnen den Zweck der Anstalt und theilte ihnen mit, wie es zu erwarten stände, dass sich eine Menge der Verbrecher durch die Flucht der verdienten Strafe entziehen würden. Da diese Flüchtigen aber nirgends anders hin könnten, als in die Wälder, so würden sie sich auch in der Nähe ihrer Niederlassungen aufhalten und ihren Provisionsfeldern eben so gefährlich, wie ihren Frauen werden, wenn diese auf dem Felde arbeiteten. Hatte die Versammlung der Rede des Inspectors bisher ruhig und mit der grössten Gleichgültigkeit zugehört, so war die letztere Hindeutung auf die Gefahr, welche ihren Frauen drohte, der elektrische Funke, der die lebhafteste und sichtbarste Wirkung auf die Versammlung ausübte. Unter zornigem Murren versprachen die bisher schweigsamen Häuptlinge, keinen Flüchtling in ihrer Nähe zu dulden und alles zu thun, um die ihrem ehelichen Frieden drohende Gefahr durch Einfangen der Verbrecher von sich abzuwenden. So wie ein Sträfling vermisst wird, verkünden dies fünf Kanonenschüsse und eine aufgezogene Flagge den Indianern, und selten vergehen mehr als drei Tage, dass der Flüchtling nicht gebunden eingebracht wird. Bisher ist es, ungeachtet der früher so häufigen Fluchtversuche, noch keinem gelungen, dieser wachsamen, eifersüchtigen Sicherheitspolizei zu entgehen. Nur ein einziger hatte sich neun Tage vor ihr zu verbergen gewusst, wo er von ihr in einem Provisionsfelde aufgefunden wurde. Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Gelingens der Flucht, so wie die Gewissheit des unangenehmen «Willkommens» und der schweren Ketten bei der Arbeit, hat jetzt so allgemein Platz genommen, dass die Versuche nur noch äusserst selten unternommen werden.

Auf der Insel *Nai-curipa*, in der Nähe von *Bartika-Grove*, war man eben damit beschäftigt, ein neues Hospital für die Aussätzigen zu errichten, da sich das am *Pomeroon* als höchst ungesund herausgestellt hatte.

Ein Schooner, der wöchentlich die Provisionen für die Verbrecher von *Georgetown* bringt, und meistentheils dahin eine Ladung gebrochener Steine mit zurücknimmt, wurde mit unserem Gepäck beladen, um die Sachen vor den in der Mündung des *Essequibo* und *Demerara* drohenden Gefahren zu wahren, denen dort die schwerbeladenen kleinen Fahrzeuge immer ausgesetzt sind. Auch Herr Fryer

und ich vertauschten unser Corial mit dem Schooner; die Indianer folgten uns in den Booten, mit Ausnahme einiger der Jüngern, die ich mit auf diesen genommen. Die junge Dame blieb bei Madam Bernau in *Bartika-Grove*. Unter den Segenswünschen für das Wohl unserer ferneren Reise verliessen wir die freundliche Mission mit ihren biedern Bewohnern und fuhren mit leichtem Herzen der Coloniestadt zu.

Je näher wir der Stadt kamen, um so gespannter war ich auf den Eindruck, den der Hafen mit seinen Seeschiffen, die Plantagen mit ihren dampfenden Schornsteinen und die Stadt mit ihren grossen Gebäuden, ihrem regen Leben, auf die jugendlichen Gemüther, die nur ihre Wälder und Berge kannten, ausüben würden. Ich hatte mich getäuscht. Zeno hätte keine grössere Gleichgültigkeit zeigen können. Kaum warfen sie einen Blick auf die ihnen fremden Umgebungen; keine Spur von Staunen oder Verwunderung war in ihren Mienen, ihren Augen sichtbar. Ruhig schweiften die letzteren von einem Gegenstand zum andern; — selbst das grosse Dampfboot, welches die Communikation zwischen den beiden Ufern des *Demerara* unterhält, konnte ihnen kein äusseres Zeichen des Staunens abnöthigen, und ruhig hörten sie die Erklärung des Dampfbootes: «*Apo-neire* (Feuerruderer)» an, die ihnen einer ihrer Stammgenossen gab, der die Stadt schon früher besucht hatte.

Nach einer Abwesenheit von 19 Monaten trafen wir am 29. Juni in *Georgetown* ein, wo wir mit demselben freundlichen Willkommen, derselben herzlichen, ungeschminkten Liebe, wie in *Bartika-Grove*, von allen früheren Bekannten und Freunden empfangen wurden. Leider fehlte Herr Bach unter diesen, der in der Stadt an einer schweren Unterleibskrankheit darniederlag. Schon eine Stunde nach meiner Ankunft eilte ich zu seiner Wohnung, wurde aber nicht zu dem Freunde gelassen, da der Arzt das strengste Verbot gegeben, jemand in das Krankenzimmer zu führen. Ich sah ihn lebend nicht wieder; der folgende Morgen brachte mir die trübe Kunde seines Todes.

Unsere indianischen Begleiter erhielten den ihnen versprochenen Lohn, Basiro vom Gouverneur die gedruckte Bestätigung als Häuptling über die gesammten *Macusis* innerhalb des britischen Gebietes, und den schön geschnitzten und verzierten Häuptlingsstab, worauf dieser, wie jene nach einem herzlichen Abschied von Herrn Fryer und mir, in einem der Corials nach dem *Rupununi* zurückkehrten.

XI.

Reise nach dem Quellgebiete des Pomeroon. Plantage Anna Regina. Lebensart des Callichthys coelatus. Tapacuma. Arapiacro. Pomeroon. Kaari-mapo. Niederlassung Kuamuta. Die Bodelschwingia und die Hyla venulosa, ihr Bewohner. Psittacus madagascariensis. Mündung des Sururu. Niederlassung Akupautari. Niederlassung Arraia. Traditionen der Caraiben, ihre Sitten und Gebräuche. Cazike Mahanarva. Wirkung des Clibadium asperum. Cyphorhinus cantans. Rückkehr nach Arraia. Strychnos toxifera am Sururu. Krabbenfang an der Küste in der Nähe der Mündung des Pomeroon. Mündung des Morocco. Mission Morocco. Calyptranthes obtusa. Todtenklage der Warraus. Gulo Allamanda. Gebiet des Kamwata Beara u. s. w. Barama. Triplaris americana. Akawai-Niederlassung Pirisana. Caraiben-Niederlassung Cariacu. Podinema Teguixin. Waini. Sandbank. Todtenceremonie der Arawaaks. Ihre Familiengesetze. Ehegesetze. Nyctipithecus trivirgatus. Rückkehr nach Georgetown.

Noch war mein Bruder nicht von seiner Expedition zurückgekehrt. Unter den vielen Briefen, die ich aus Deutschland vorfand, waren nur wenige, die mir angenehme Kunde brachten und meinen, durch das herannahende Fieber schon an und für sich niedergedrückten Gemüthszustand aufheitern konnten. Dasselbe überraschte mich bei dem Verpacken meiner Sammlungen, die ich mit dem ersten abgehenden Schiffe nach Berlin vorausschicken wollte, und warf mich auf ein hartes Krankenlager, nächst dem des gelben Fiebers das härteste, welchem ich unterworfen war.

Als ich mich wieder etwas erholt, drangen meine Aerzte darauf, dass ich augenblicklich die ungesunde Coloniestadt verlassen sollte, und gern gehorchte ich diesem Befehl, da ich schon auf meinem Krankenlager den Entschluss gefasst hatte, den *Pomeroon* bis zu seiner Quelle aufwärts zu steigen, und dann meine Excursion bis zum *Orinoko* fortzusetzen. Ich übergab der *Cleopatra*, die sich wieder im

Hafen befand, den Theil meiner Sammlungen, der einer so genauen Beaufsichtigung nicht bedurfte, und traf alle Anstalten zu meiner Reise. Während dieser Zeit trat eines Tages, ganz wider mein Erwarten, Stöckle mit seinem breiten «grüsch Gott» in mein Zimmer, und bot sich mir, da er von meiner Absicht gehört, zum Begleiter an. Sein Anerbieten war mir ungemein willkommen, da er mir bisher bei allen meinen Arbeiten so hülfreiche Hand geboten hatte, sein Entschluss aber überraschte mich. Verwundert frug ich nach der Ursache, die ihn hatte bewegen können, seine Frau und sein Geschäft so lange zu verlassen und sich von neuem den Wechselfällen einer solchen Reise auszusetzen. Er brauchte eine kleine Summe Geld, und da es bei einer solchen Expedition keine Gelegenheit gab, den verdienten Lohn auszugeben, hatte der anschlägige Kopf schnell den Entschluss gefasst, mit dem Provisionsschooner nach *Georgetown* zu eilen, und mir seine Dienste anzubieten. Mit Freuden schlug ich in die dargebotene Hand ein, und Stöckle war von dem Augenblick wieder unter den früheren Bedingungen mein Amanuensis, dem ich noch einen Farbigen zugesellte. Der Hauptzweck meiner Reise war, den Verlust, den ohne meine Schuld meine erste Sendung lebender Orchideen in Berlin erlitten, so viel als möglich zu ersetzen. Die nöthigen Tauschartikel waren bald eingekauft und in den Schooner der Plantage *Anna Regina*, einer der grössten der fruchtbaren *Arabien*-Küste, der eben im Hafen lag und dorthin zurückkehren wollte, verpackt. Ein Empfehlungsbrief des Herrn Stutchbury an den Inspector (Manager) der Plantage, Herrn Hugns, verschaffte mir die herzlichste Aufnahme. Die Erinnerungen an Hr. Hugns gehören zu den freundlichsten, die ich mit nach Europa genommen. Ich lernte in ihm nicht allein einen tief gebildeten, sondern auch einen sehr biedern Mann und Freund kennen. Während meines mehrtägigen Aufenthaltes bei diesem wurde ich Zeuge einer lächerlichen Scene, die sich nie aus meinem Gedächtniss verwischen wird. Eine allgemeine Krankheit, an der besonders die Negerkinder leiden, sind die Würmer. Ein Radicalmittel, diese zu vertreiben, liefern die braunen Haare des *Legumen* der *Mucuna urens (Dec.)*, *Cow-Itch* der Colonisten. Die feinen, elastischen, brennenden Haare verursachen auf der Haut ein unerträglich juckendes Brennen und wohl gar Entzündung, besitzen aber die gute Eigenschaft bei den Kindern die Würmer vollkommen zu vertreiben. Die Haare der Hülse werden abgeschabt, und um sie unschädlich zu machen, mit Syrup so lange vermischt und gerieben, bis die Masse die Consistenz einer dünnen Latwerge erhält, wodurch die Haare geschmeidig und für den Gaumen unschädlich geworden sind. Man giebt gewöhnlich den Kindern alle drei Monate nüchtern eine Tasse voll und wiederholt dieses den folgenden Morgen.

In *Anna Regina* sollte ich Zeuge der Vertheilung dieser Medizin werden. Ich habe schon früher erwähnt, dass die Arbeiter einer Plantage Arzt und Medizin

unentgeltlich erhalten. Eines Morgens erblickte ich im Hofe vor dem Krankenhause wohl mehr als hundert Negerkinder, Mütter mit ihren Säuglingen auf den Armen, im Kreise um eine alte, corpulente, keifende Negerin stehen, die ich schon als Apotheker von *Anna Regina* kennen gelernt hatte. Ein grosser Zober, gefüllt mit der oben beschriebenen Latwerge, stand vor ihr, in der Hand hielt sie einen grossen Löffel, mit dem sie in dem ihr eigenthümlichen Phlegma unter Zanken den Knaben und Mädchen die Dosen in den Mund schob. Ich habe nie etwas Lächerlicheres gesehen, als dieses allgemeine Mediziniren; die Angst, mit der sich der Spenderin die schwarzen Knaben und Mädchen nahten, die wohl schon aus Erfahrung die Gefährlichkeit der Medizin und die Schmerzen, die sie verursacht, kannten, wenn vielleicht eins dieser Haare, durch den Syrup nicht geschmeidig genug gemacht, an Lippen, Gaumen oder Zunge hängen blieb, und um dieses zu verhindern ihren Mund so weit als möglich aufsperrten, in den dann die Negerin keineswegs behutsam, jedoch in aller Ruhe den Löffel hineinschob, oder wenn die Mutter den Sohn oder die Tochter, die vielleicht jene gefürchteten Schmerzen bei der letzten Vertheilung kennen gelernt hatte, mit Gewalt und unter Schlägen herbeizog, um die Gabe zu empfangen; dieses alles vereint, hatte so unendlich viel Komisches, dass ich vor Lachen nicht wusste, wo ich mich hinwenden sollte. Wer hätte ein Gelächter unterdrücken können, wenn er hier und da einen solchen schwarzen Kobold, den das Unglück wirklich ereilt, unter Thränen und den fürchterlichsten Grimassen die verwundete Stelle reiben, oder seinen Freund sich mit ängstlichen Blicken abmühen sah, das die Schmerzen verursachende Haar auf der Zunge oder den Lippen zu entdecken und es herauszuziehen?

Die Bewässerungsgräben der Plantage lieferten mir manchen interessanten Fisch, unter denen besonders der in seiner Lebensweise von allen übrigen Fischen so abweichende *Callichthys coelatus (Cuv.)*, *Hassar* oder *Hardback* der Colonisten und Farbigen, mein Interesse auf sich zog. Der Fisch baut sich nicht allein für seinen Laich aus allerhand Fasern zwischen den Wasserpflanzen ein vollständiges Nest, das er auf das wackerste vertheidigt, sondern bewacht es auch mit der regsten, mütterlichen Sorgfalt und Energie gegen jeden Angriff, bis die junge Brut ausschlüpft. Der Bau ist ein förmliches Kunstwerk, das viel Aehnlichkeit mit dem Neste der Elster hat. Im April beginnt der Künstler sein Wochenbett aus Grashalmen zwischen Wasserpflanzen und Binsen, an die er es befestigt, etwas unter der Oberfläche des Wassers zu bauen, bis es endlich einer hohlen, plattgedrückten Kugel zu vergleichen ist, deren obere Wölbung den Wasserspiegel erreicht. Eine der Grösse der Mutter angemessene Oeffnung führt in das Innre desselben. Sobald der Fisch seinen Laich abgelegt, verlässt er diesen bis zum Ausschlüpfen der Brut nur, um den Hunger zu stillen. Seine mütterliche Liebe wird ihm freilich zum Verderben, indem er wäh-

rend dieser Zeit leicht gefangen wird. Man nimmt einen kleinen Korb, hält diesen vor die Oeffnung des leicht zu findenden Nestes, klopft leise an dieses an, und wüthend, mit ausgespreizten Flossenstrahlen, die ziemlich hart verwunden können, fährt der Fisch in den Korb. Ich sandte Nest, Laich und Mutter in Spiritus nach Berlin. Die stehenden Gewässer der Küste, namentlich die Bewässerungsgräben der Plantagen sind der Lieblingsaufenthalt des Fisches. Auch durch eine andere Eigenthümlichkeit zeichnet sich der Fisch vor den übrigen aus: er unternimmt während der Trockenzeit Reisen zu Lande. Vertrocknen im Verlaufe dieser die durch die Uebersehwemmung gebildeten Sümpfe, so machen sich die in ihnen befindlichen *Hassars* auf den Weg, um neue Wasser aufzusuchen. Die Schilder, welche den Leib decken, und der harte Flossenstrahl der Bauchflossen befähigen sie zu einer solchen Landreise. Man hat behauptet, dass sie in einem häutigen Sacke, welcher die Kiemenblättchen umgiebt, etwas Wasser zurückbehalten können, wodurch diese bei der Reise feucht erhalten werden. Mit solchen Auswanderungszügen, die jedesmal von der gesammten Bevölkerung eines Sumpfes vereint unternommen werden, füllen die Indianer und Farbigen oft ganze Körbe, da der Fisch unter seinem Panzer, wenn auch nur wenig, doch ein sehr schmackhaftes Fleisch besitzt. Finden die Züge kein Wasser, so graben sie sich in weichen Schlammboden ein, wo sie, bis sich solches an der Stelle wieder ansammelt, in einer Art Asphyxie liegen bleiben. Dass sie 10 Stunden vollkommen lebensfrisch ausserhalb des Wassers zubringen können, habe ich selbst erfahren. Eben so häufig, wie den *Callichthys coelatus*, fand ich in den Gräben auch noch zwei neue Species, die in ihrer Lebensart durchaus nicht von *Callichthys coelatus* abweichen: *Callichthys pictus (Müll. Trosch.)* und *C. exaratus (Müll. Trosch.)*. Ausser diesen Fischen wurden eben so häufig in diesen Gräben der *Epicyrtus gibbosus (Müll. Trosch.)* und *Gymnothorax ocellatus (Spix)* gefangen.*)

*) In dem Schlamme der Abzugs- und Bewässerungsgräben der Plantage fanden sich bei der Untersuchung des Herrn Professor Ehrenberg folgende Infusorienformen vor:

Polygastrica:

Coscinodiscus radiatus.
C. eccentricus.
Eunotia amphioxys.
Gallionella crenulata.
Himantidium Arcus.
Navicula affinis.
N. amphioxys.
Fragilaria glaber.

Phytolitharia:

Lithostersius tuberculatus.
Lithodontium nasutum.
Lithostylidium Amphiodon.
L. Clepsammidium.
L. rude.
L. Serra.
L. clavatum.
L. Trabecula.
Spongolithis acicularis.
Sp. aspera.
Sp. cenocephala.
Sp. fistulosa.
Sp. Fustis.
Sp. obtusa.
Sp. Clavus.

Von einer der aufgegebenen Plantagen, in der Nachbarschaft von *Anna Regina*, hatte die niedliche *Quamoclit vulgaris (Chois.)* förmlich Besitz genommen. Wer diese schöne Schlingpflanze mit ihren glänzend rothen, zierlichen Blüthen kennt, wird sich eine Vorstellung von dem zauberhaften Anblick des Ortes machen können, auf dem sie nicht nur das Gebüsch überzog, sondern sich auch an den Trompetenbäumen emporrankte und die Kronen derselben umstrickt hatte, so dass selbst die grossen weisslichen Blätter von ihr bedeckt wurden. Der scharlachrothe Blüthenflor war in weiter Ferne sichtbar. Ist die niedliche Pflanze gleich nicht heimisch in Guiana, so hat sie sich doch schon an der Küste akklimatisirt.

Nachdem ich mich einige Tage bei meinem liebenswürdigen und intelligenten Wirth aufgehalten, durch dessen Freundlichkeit meine Provisionsvorräthe sich noch bedeutend erweitert hatten, setzten wir unsere Reise in Gesellschaft einer Parthie *Akawais* fort, die eben von *Georgetown* zurückkehrten. Der Häuptling hatte sich dort ebenfalls einen Regenschirm gekauft, den er mit dem stolzesten Selbstbewusstsein über seinen Kopf hielt, wahrscheinlich um den zarten Teint vor den Sonnenstrahlen zu hüten. Auf einem der Bewässerungskanäle fuhren wir dem *Tapacuma*-See zu. Anfänglich waren die Ufer des Kanals mit den üppigsten Zuckerfeldern umsäumt, bis uns später der noch uncultivirte Theil der Plantage aufnahm, den die rastlose Hand des Herrn Hughs ebenfalls zur Cultur vorbereiten liess. Eine grosse Schaar Aasgeier, die sich etwas weiter aufwärts bei unserer Annäherung von dem einen Ufer erhob, und sich auf den nächsten Bäumen niederliess, liess mich vermuthen, dass sich die gefrässigen Gesellen dort um ein Aas versammelt, was wirklich auch der Fall war. Eine grosse Schlange, *(Yellow tail* der Colonisten), *Coluber spec.*, hatte hier ihren Tod gefunden. Diese erreicht oft eine Länge von 10 — 12 Fuss und ist nach der *Boa murina* und *constrictor* wohl die grösste in Britisch-Guiana vorkommende Schlange; sie hält sich am liebsten in den Zuckerplantagen auf. Auch diese mochte die angegebene Grösse besitzen, die vorgeschrittene Fäulniss trieb mich aber, zur Freude der harrenden Vögel, die ihre Ungeduld schon durch Schlagen mit den Flügeln kund gaben, schnell aus ihrer Nähe. Nachdem wir die Schleuse und damit zugleich auch die Grenze der Plantage überschritten, nahm uns der *Tapacuma*-See mit seinem von Nymphäen bedeckten, von abgestorbenen *Mauritia*-Palmen durchbrochenen und von zahllosen Wasservögeln belebten Spiegel auf.

Ein Empfehlungsbrief des Herrn Hughs verschaffte mir eine höchst freundliche Aufnahme bei einem Holzhändler, einem Schotten, der zugleich die Aufsicht über die Hauptschleuse des *Tapacuma*- See's führte. Der Herr war eben damit beschäftigt, eine grosse Riesenschlange *(Boa murina)* abzuziehen, die sich am Morgen an einem seiner Schweine vergriffen hatte, diesen Angriff aber mit dem Leben büssen musste.

Sie mass 18 Fuss. Einige Tage später wurde eine zweite am Ufer des See's von einem dort fischenden Indianer getödtet. Durch ein Geräusch in seiner Nähe aufmerksam gemacht, schleicht er sich näher, und findet die Schlange in heissem Kampfe mit einem ausgewachsenen Wasserschwein. Die erste Kugel fährt ihr durch den Bauch, festumschlungen zieht sie dessen ungeachtet ihre Beute dem Wasser zu; erst der zweite Schuss befreite den Gefangenen. Die Schlange mass 14 Fuss; ihr Skelett befindet sich auf dem anatomischen Museum zu Berlin. Unter den in dem *Tapacuma*-See vorkommenden Fischen befanden sich am häufigsten: *Acara tetramerus (Heck.)*, *nassa (Heck.)* und *margarita (Heck.)*, *Myletes hypsauchen (Müll. Trosch.)*, *Cichla ocellaris (Bl. Schn.)* und *Crenicichla saxatilis (Heck.)*, die alle an der Angel gefangen wurden. Der *Tapacuma*-See ist der Fischbehälter der in der Umgegend lebenden Indianer, die sich zum Fischfang häufig hier versammeln.*)

Die botanischen Ausflüge, die ich von hier aus in den nahen, von Vanillegeruch duftenden Urwald unternahm, wurden mir reichlich belohnt. Ausser den reizenden *Cypripedium palmifolium (Lindl.)*, dessen Blüthe in der Zeichnung ganz der *Calceolaria tricolor* ähnelt, fand ich mehre neue Species aus der Familie der *Clusiaceae*, als *Tovomita Schomburgkiana (Klotzsch)* und *Tovomita macrophylla (Klotzsch)*, beide zeichnen sich durch den aromatischen Geruch ihrer Blüthen aus. Der Stamm einer Species *Garcinia*, mit einer Menge apfelgleicher Früchte, schwitzte ein gelbes *Gummi* aus, das ganz dem *Gummi guttae* glich. Häufig fand ich die schöne *Eperua falcata* und *Parivoa grandiflora*, das gesuchteste Bauholz der Colonisten. Nach einem Aufenthalte von acht Tagen setzte ich meine Reise auf dem *Tapacuma* fort, der sich, wie ich schon früher angab, zwischen einem dichten Wald der schönsten Palmen, als: *Manicaria saccifera*, *Oenocarpus Batana* und *Bacaba*, *Euterpe*, *Bactris* und majestätischen Urwaldsbäumen hinwindet, deren Stämme mit den verschiedensten Orchideen überzogen waren, indessen der grossblüthige *Coryanthes macrantha* und *maculata* seine filzigen Wurzeln

---

*) In dem Schlamme und an den Wasserpflanzen des *Tapacuma*-See's fanden sich bei der Untersuchung des Herrn Professor Ehrenberg folgende Infusorienformen:

Polygastrica.

Eunotia biceps.
E. Crocodilus.
E. Monodon.
E. Pileus.
E. tridentula.
Himantidium Arcus.
H. Zygodon.
Navicula Demerarae.
N. rostrata.
Pinnularia viridis.

Phytolitharia.

Lithostersius tuberculatus.
Spongolithis aeicularis.
Sp. inflexa.

von den Zweigen herabhängen liess, die sich Tausende von Ameisen zur Wohnung auserlesen hatten. Nach einigen Stunden fuhren wir in den *Arapiacro* ein, der sich von S. her mit dem *Tapacuma* verbindet, und übernachteten bei einem Farbigen, der der jetzige Besitzer einer der früheren, holländischen Plantagen war.

Den folgenden Morgen, am 25. August, hatten wir den *Pomeroon*, der hier fast rein aus S.W. kommt, und mit ihm auch die an der Vereinigung beider Flüsse liegende Missionsanstalt mit ihrer kleinen freundlichen Kirche, und ihrem thätigen Missionar, Herrn Brett, wieder erreicht. Die Breite der Mündung des *Arapiacro* betrug 100, die des Bettes des *Pomeroon* 160 Fuss.

Das am linken Ufer des *Pomeroon*, der Mission gegenüberliegende Haus (*Pomeaco*) mit seinem lachenden Garten, dessen Anblick mich bei meiner Rückkehr vom *Barima* so sehr überraschte, war von seinem Eigenthümer, Herrn Pickersgill, verlassen. Herr Pickersgill hatte, da sich die Bevölkerung des *Pomeroon* immer mehr verminderte, seit einem Jahre sein Geschäft aufgegeben, und die Leitung der Plantage *Columbia* an der *Arabien*-Küste übernommen. Bisher hatte sich noch kein Käufer zu seinem Eigenthum finden wollen, und sein früherer Geschäftsführer, Herr Blackburn, führte die Aufsicht fort. Das herrliche, das Wohnhaus umschliessende Gärtchen war fast ganz verwildert. Die früher so üppigen *Oleander-*, *Ixora-*, *Hibiscus-*, *Bauhinia-* und *Jasmin*-Sträuche, die schönen Fruchtbäume, alles war schon mit wuchernden Schmarotzerpflanzen überzogen, der grüne Rasenteppich, mit seinen bunten *Amaryllis*-Beeten, war von dem Rindvieh, das sich noch hier befand, abgeweidet und zertreten worden.

Nach einem viertägigen Aufenthalt, der mir in der angenehmen Gesellschaft des Herrn Blackburn und des Missionär Brett sehr schnell entfloh, traf ich Anstalt, meine Reise den *Pomeroon* aufwärts fortzusetzen. Mein freundlicher Wirth, welcher fürchtete, dass wir ohne Führer die nächste Caraibenniederlassung, *Enamuta*, in der ich einige Bewohner zu meiner weiteren Reise miethen wollte, nicht auffinden würden, da sie mehre Miles von dem Fluss entfernt im Walde lag, und nur auf einem verwirrten Netz von *Creeks* erreicht werden konnte, begleitete mich in einem kleinen Corial dahin. Die Einwirkung der Fluth war hier noch so stark, dass bei Eintritt derselben das Wasser um 8 Fuss stieg; bei Springfluthen soll dies sogar um 12 Fuss der Fall sein. Das Wasser zeigte sich jedoch ohne salzigen Beigeschmack. Längs den Ufern zog sich ein breiter Saum des *Caladium arborescens* hin, der auf dem östlichen Ufer durch einige Ansiedelungen von Farbigen und Negern durchbrochen wurde, die sich, wo sich dieses während der Fluthzeit nur um einige Fuss über den Wasserstand erhob, niedergelassen und den Boden cultivirt hatten. Die dichten Gruppen der *Cecropia* verriethen, dass das Ufer in frühern Zeiten in bedeutender Ausdehnung cultivirt gewesen sein musste, was

auch während der holländischen Herrschaft der Fall war. Das ungesunde Klima, dieses wenn auch ungemein fruchtbaren, doch gleich sumpfigen Striches, der mit der See noch ziemlich in einem Niveau liegt, die ununterbrochenen Ausdünstungen des morastigen Bodens, die der Seewind nicht zerstreuen kann, machen gerade den *Pomeroon* zu dem ungesundesten Aufenthalt. Unmittelbar jenseits der Grenze der Einwirkung von Ebbe und Fluth verschwinden auch ihre dem Menschen so nachtheiligen Wirkungen. Dieselben Verhältnisse wiederholen sich bei der grössern Zahl der Küstenflüsse. Bald nachdem wir in den Strom eingefahren waren, zog ein kleiner Fisch durch sein ununterbrochenes Emporspringen über den Wasserspiegel meine Aufmerksamkeit auf sich, wobei mehre in unser Corial fielen. Es war *Xiphoramphus microlepis (Müll. Trosch.)*. Dieses Emporspringen kleiner Fische hatte ich schon früher vielfach bemerkt, ohne dass ich mich überzeugen konnte, ob sie dies thaten, um dem verfolgenden Feinde zu entfliehen, oder ob sie damit nur Jagd auf Insekten machten. Gegen Abend stiessen wir auf die Mündung des *Ka-arimapo*, der dem *Pomeroon* von S.O. zuströmte. Die Mündung hatte bei einer bedeutenden Tiefe eine Breite von 100 Fuss. Um *Kuamuta* zu erreichen, mussten wir in diese einfahren. Seine Ufer stimmten ganz mit denen seines Hauptstroms überein; sie waren flach und morastig. Mehre Miles aufwärts vereinigte sich mit ihm das Flüsschen *Kuamuta* von S.W. her, dem wir nun durch einen dichten Urwald auf seinen ununterbrochenen Krümmungen folgten. Die dichtverflochtenen Zweige der himmelhohen Bäume hüllten seine langsamen Wogen in einen ewigen Schatten ein. Ohne die Leitung meines freundlichen Wirthes würde ich das Caraibendorf heute nicht gefunden haben. Mit einbrechender Nacht hatten wir unsere Corials an der Landungstelle der Niederlassung befestigt. Ein schmaler Pfad führte uns eine kleine Anhöhe hinan, auf deren Scheitel, umgeben von riesigen Bäumen, *Kuamuta* lag. Der kleine Fluss und die Niederlassung führen ihren Namen von einem riesenhaften *Bambus*-Strauch, welchen die Caraiben «*Kuamuta*» nennen, der unmittelbar am Eingange des Dorfes stand. Einen solchen Giganten hatte ich bisher noch nicht gesehen. Sein Wurzelstock nahm die fast unglaubliche Fläche von 368 Fuss im Umfang ein und ich zählte 956 Triebe, die eine Höhe von 60 Fuss, und von denen viele an ihrer Basis einen Umfang von 19 Zoll erreicht hatten. Die Spitzen der Triebe dieses riesigen Grases neigten sich rund herum in schön geschwungenen Bogen dem Boden zu und bildeten dadurch ein überraschend schönes, wahrhaft feenartiges Gewölbe.

Das Dorf zählte 7 Hütten, von denen drei sogar ein zweites Stockwerk besassen, zu welchem von aussen eine Leiter emporführte. Eine dieser Hütten wurde mir als Wohnung überwiesen. Im Aeussern und Innern der Häuser gab sich die grösste Reinlichkeit und Ordnung kund, und ein Blick in die offenen Wohnungen

zeigte mir die üppigen Gestalten der Frauen und Mädchen in reinem Naturzustande, wie sie eben damit beschäftigt waren, die weibliche und männliche Bekleidung für den Sonntag zu waschen, da sie am folgenden Tage, Sonnabend, nach der Mission fahren und dort dem Gottesdienst beiwohnen wollten. So wenig sich auch der Indianer an die Kleidung gewöhnen kann, so würde sich doch jeder schämen, ohne eine solche in der Kirche zu erscheinen, und sollte es auch nur ein Hemd sein, mit dem er sich bedeckte. Haben die Kirchengänger das Gotteshaus verlassen, dann wird auch das Kleid augenblicklich in das dazu bestimmte Körbchen gepackt, wo es bis zum nächsten Freitag liegen bleibt, dann wieder hervorgeholt und nachgesehen wird, ob es einer neuen Wäsche bedarf; — es sind dies immer die ersten Zeichen des gestaltgewinnenden Christenthums. Das Thermometer zeigte am Abend noch 80° Fahrenheit im Schatten. Hr. Blackburn kehrte, trotz der eingetretenen Dunkelheit, noch nach seiner Wohnung zurück.

Am folgenden Morgen waren ausser einer alten, kränklichen Frau sämmtliche Bewohner aus der Niederlassung verschwunden. Dieser schien aber unsere Nähe nicht recht geheuer zu sein; denn kaum waren wir vor der Hütte erschienen, als sie sich mühsam nach dem Walde schleppte und sich erst nach der Rückkehr der *Caraiben* wieder sehen liess, so dass wir vom Sonnabend bis zum Montag die alleinigen Bewohner von *Kuamuta* blieben.

Die Anhöhe war mit den üppigsten Laubbäumen umstanden, unter denen sich besonders mehre *Hypericeen*, *Amyrideen*, *Humiriaceen*, *Anonaceen*, *Celastrineen*, *Tiliaceen*, *Laurineen*, *Malpighiaceen*, *Mimoseen*, *Cordiaceen* und *Guttiferen* auszeichneten. Freilich gehörte das Sammeln der Blüthenzweige dieser riesigen Bäume nicht gerade zu den leichten Mühen, da sie fast sammt und sonders unersteigbar waren, und daher von uns umgehauen werden mussten; eine Arbeit, die aber für mich darin ihren Lohn fand, dass ich meist neue Genera und Species in ihnen entdeckte. Gleich üppig, wie die Waldvegetation, zeigten sich auch die Provisionsfelder, die sich an den Hügelabhängen herabzogen. An der Basis des Hügels war der Laubwald verschwunden, die *Manicaria*, *Maximiliana* und *Oenocarpus* hatten seine Stelle eingenommen. Ausser den gewöhnlichen Culturpflanzen der Provisionsfelder fand ich auf diesen auch die schöne *Paripi*-Palme (*Guilielma speciosa Mart.*), die die Küstenbewohner wegen ihrer, wohl blos für einen Indianergaumen schmackhaften Früchte lieben, und daher gern auf ihre Felder pflanzen.

Ich habe diese schnell aufschiessende Palme nur an der Küste, nie höher als 300 Fuss über dem Meere gefunden. Die Früchte besitzen ein weissliches, von Fasern durchzogenes, fast süssliches Fleisch, und sehen schöner aus, als sie schmekken. Die langen Fruchtbüschel, an denen sich oft mehre hundert Früchte befinden,

geben der schlanken Palme ein lachendes Aeussere. Die Indianer kochen die Früchte und bereiten auch ein süsses Getränk aus ihnen.

So lohnend der Aufenthalt in *Kuamuta* für mich wurde, so peinigend machten ihn uns hingegen die *Bête rouge*, die an jedem Strauch und Grashalm sassen, an uns hängen blieben und bald den Weg unter die Kleider gefunden hatten, wo sie sich in den Weichen und den Lenden eingruben. Das Einreiben mit Limonensaft war das einzige Mittel, mit dem wir die Quälgeister tödten konnten. Da das getödtete Thier eine schwarze Färbung annimmt, so erhielt unser Körper dadurch ein eigenthümliches Colorit. Bei dem *Coelogenys Paca* fand ich diese Schmarotzer in förmlichen Massen zusammengeklumpt unter den Augen und in den beiden Mundwinkeln eingefressen; an andern Thieren habe ich sie niemals gefunden. Zu diesen Peinigern gesellte sich auch noch die Larve irgend eines Zweiflüglers. Der *Mosquito-worm* der Colonisten, *Gusano peludo* der Spanier, ist allgemein gefürchtet. Dies Insect legt seine Eier unter die Haut, wo die Larve schnell ausschlüpft, und hier eine ansehnliche Grösse erreicht. Ausgewachsen hat der *Mosquito-worm* eine Länge von ziemlich einem halben Zoll. In der Mitte ist der Körper etwas verdickt, nach vorn schwärzlich geringelt. In der Mitte der Beule, in welcher die Larve haust, bleibt die kleine Oeffnung in der Haut, welche die Mutter mit ihrem Legestachel machte, ungeschlossen. Nur durch das heftigste Zusammendrücken der beiden Seiten der Geschwulst und die dadurch entstehende Erweiterung der Oeffnung gelingt es, unter den unbeschreiblichsten Schmerzen, die abscheuliche Larve herauszubringen. Da ich des Nachts nie ohne Beinkleider schlief, so war es mir um so unbegreiflicher, wie das Insect seinen Weg zu meinen Dickbeinen gefunden, an denen sich bald acht Stück solcher Beulen entwickelt hatten. Pöppig erwähnt in seiner Reise eine Larve, die sich besonders zahlreich in *Maynas* finden soll, und dort *Subja-curu* genannt wird. Die *Subja-curu* scheint der Beschreibung nach identisch mit dem Mosquitowurm zu sein. Ungeachtet ich Tag und Nacht meine langen Pantalons anbehielt, konnte ich mich doch nicht vor diesem fürchterlichen Peiniger schützen und eine gleiche Vorsicht würde wohl auch die Indianer in *Maynas* nicht davor bewahrt haben Stöckle und Smith blieben von ihnen eben so wenig verschont.

Ein heftiges Brüllen, das viel Aehnlichkeit mit dem einer Kuh hatte, und sich in kurzen, regelmässigen Intervallen wiederholte, hatte mich schon in der zweiten Nacht mehrmals aus dem Schlafe erweckt und die sonderbarsten Vermuthungen über den Urheber des mir ganz fremden Tons hervorgerufen. Mit Ungeduld wartete ich daher auf die rückkehrenden Bewohner. Als ich auf meine Frage nach dem Brüller die Antwort erhielt, es sei dies ein Frosch, glaubte ich, die Leute hätten mich zum besten. Trotz meines Zweifels blieben die Caraiben dabei, es sei der *Konobo-aru*, der sich in einer bestimmten Art Bäume aufhalte, deren Stamm hohl und mit Wasser

gefüllt sei, wovon sie mich sogleich durch den Augenschein überzeugen wollten. Rasch ging es nach dem nahen Wald der Niederung und bald standen wir vor einer hohen *Tiliacea* mit grossen Blättern, die mir noch nirgends vorgekommen war, und sich bei einer nähern Untersuchung sogar als eine neue Gattung herausstellte, die Herr Doctor Klotzsch, unserm hochherzigen, verdienstvollen Minister, Herrn von Bodelschwing zu Ehren, mit dem Namen: *Bodelschwingia* belegt hat. Die eigenthümlichen Blüthen der *Bodelschwingia macrophylla* besitzen einen sehr angenehmen Geruch, und die grossen Blätter geben dem schönen Baum ein imposantes Aeussere. Ich habe die *Bodelschwingia* nur am *Pomeroon* und *Barama* gefunden. Eine Eigenthümlichkeit dieses Baumes ist, dass sein Stamm, so wie er eine gewisse Stärke erreicht, hohl wird. Einer der Indianer erkletterte den Baum, um ein rundes Astloch, das sich etwa 40 Fuss hoch am Stamm befand, zu verstopfen, worauf die übrigen thätige Hand anlegten und den Baum fällten. Der hohle Stamm war mit einer ansehnlichen Quantität Wasser gefüllt, in welchem wir zwar den Ruhestörer selbst nicht, dafür aber gegen 20 Stück Kaulquappen im ersten Stadium ihrer Entwickelung vorfanden. Unser Suchen nach dem Vater oder der Mutter blieb für jetzt fruchtlos, und ich musste mich schon bis zum Eintritt der Nacht vertrösten, wo er sich, nach der Versicherung meiner Begleiter, gewiss wieder einfinden und seine Gegenwart durch Gebrüll verkünden würde. Ich muss gestehen, ich hatte den Abend lange nicht mit solcher Spannung erwartet. Es mochte 9 Uhr sein, als die Stimme die tiefe Stille wieder unterbrach. Mit einem Lichte versehen eilte ich mit einigen Caraiben dieser nach, die uns wieder nach dem gefällten Baum führte. Der helle Schein des Lichts schien den Frosch zu blenden, der sich ganz ruhig greifen liess. Es war der grosse, schön gezeichnete Laubfrosch, *Hyla venulosa (Daud.)*. Der ganze Körper dieses interessanten Thieres ist mit einem unangenehm riechenden Schleim bedeckt, der sich namentlich an den erweiterten Fussballen stark abzusondern scheint, wie das Thier auch beim Ergreifen einen weisslichen Saft aus den Ohren laufen liess, der, als ich bei dem Verscheuchen einiger Mosquitos etwas davon an die Haut des Gesichts brachte, mir die brennendsten Schmerzen verursachte. Am Morgen hatten die Stellen eine dunkelschwarze Färbung angenommen und nach einigen Tagen schälte sich die ganze Haut ab. Die Indianer bezeichneten mir den Frosch zugleich als den untrüglichsten Wetterpropheten, der seine Stimme nur dann erschallen lasse, wenn am nächsten Tage Regen zu erwarten; daher auch sein Name «*Konobo*» Regen, «*aru*» Frosch. Diese Behauptung stellte sich mir bald, namentlich auf dem *Barama*, wo der Frosch häufiger vorzukommen schien, als untrügliche Wahrheit heraus. So wie die *Bodelschwingia* verschwindet, verschwindet auch der Frosch. Daudin erwähnt in seiner Beschreibung die eigenthümliche Stimme des Frosches nicht.

Am zweiten Tag nach der Rückkehr aus der Mission, feierten die Bewohner *Kuamuta's* ein Trinkfest, was ihnen der Missionar Brett bisher noch eben so wenig hatte abgewöhnen können, wie den Genuss des so unreinlich bereiteten Getränkes. Ihr Gesang war ungemein lebhaft, der Inhalt improvisirt, wobei jede Strophe im Chor wiederholt wurde; auch die Melodien waren meist nicht so monoton, wie die der übrigen Stämme. Je weniger Aehnlichkeit ihr Gesang mit dem von diesen hatte, um so mehr stimmte der Ausgang des Festes mit dem aller Indianergelage überein; denn bald war die ganze Bevölkerung, Männer und Frauen, betrunken. Die Nähe der Coloniestadt, der fast ununterbrochene Verkehr mit derselben mag einen grossen Theil der Schuld tragen, dass gerade bei den Caraiben die Trunksucht zu einer fast unbesiegbaren Leidenschaft ausgeartet ist. Ich habe unter ihnen Scenen an mir vorübergehen sehen, wo ich nicht Menschen, sondern Thiere vor mir zu haben glaubte. Ein besonders charakteristisches und unfehlbares Kennzeichen der beginnenden Trunkenheit wurde mir ihr Bemühen, englisch zu sprechen, wo ich dann oft zu meiner Verwunderung fand, dass Leute, die sich im nüchternen Zustande stellten, als verständen sie kein Wort von dieser Sprache, diese ganz leidlich sprachen. Auf den Häuptling von *Kuamuta* hatte das saubere Getränk auch noch die Wirkung, dass er mir seine Geheimnisse aufschloss; denn er erzählte mir, dass er nicht blos eine Frau, sondern drei besässe. Der Domini habe das verboten, und um diesen glauben zu machen, dass er seine Gebote halte, habe er den beiden andern Frauen eine Hütte tief im Walde erbaut, in der er sie besuche. Damit aber der Domini diese nicht im Dorfe zufällig bei seinen Besuchen sähe, dürften jene nicht in demselben erscheinen. Dieses Bekenntniss liess mich einen tiefen Blick in die Seele des äusserlich bekehrten Caraiben thun. Am folgenden Tage stiess ich bei meiner botanischen Excursion sogar auf die Einsiedelei der Frauen.

Ich habe schon bemerkt, dass sich die Caraiben auch im Aeussern wesentlich von den übrigen Stämmen Guiana's unterscheiden. Ihre Hautfärbung ist viel dunkler, ihr Körperbau viel robuster, ihre Gesichtszüge haben mehr Abstossendes als Einnehmendes. Die unnatürliche Ueberwucherung der Waden bei dem weiblichen Geschlecht macht dieses förmlich eckelhaft.

Eitelkeit scheint ein Erbfehler des ganzen weiblichen Geschlechts zu sein, denn selbst die Weiber und Mädchen von *Kuamuta* verlangten nur nach den kleinen Spiegeln, die ich als Tauschartikel mit mir genommen, und sassen dann stundenlang vor ihnen, um ihr schönes Haar zu flechten und sich zu bewundern.

Nach den grossen Klumpen Wachs, die ich in *Kuamuta* fand, musste die schon früher erwähnte Biene ungemein häufig in den Wäldern vorkommen. Die Bewohner sammelten es theils als Handelsartikel, theils verwandten sie es zu Lichtern. Einige lange Faden Baumwolle werden dazu so lange in dem flüssig ge-

machten Wachs herumgedreht, bis sich dasselbe in der gewünschten Stärke angesetzt.

Ein heftiger Fieberanfall, der nicht nur mich, sondern auch Stöckle heimsuchte, hielt mich länger in dem Dorfe zurück, als ich beabsichtigt hatte. Den Tag vor meiner Abreise ging ich mit einigen Indianern noch nach einer einige Miles entfernten Niederlassung, in welcher, nach dem wüsten Lärm, der während der stillen Nacht aus der Gegend zu uns gedrungen war, ein Trinkfest gefeiert werden musste. Ich hoffte dort noch einige interessante, ethnographische Gegenstände eintauschen zu können.

Als wir durch den Wald hinschritten, und ich eben mit meinen Augen den Wipfel eines Baumes durchsuchte, fühlte ich mich plötzlich von dem mir folgenden Indianer festgehalten. Vor meinen Füssen kreuzte eben eine grosse, schwarze Schlange langsam den Pfad. Ein Schuss aus meiner Flinte tödtete dies sieben Fuss lange Thier. Die Caraiben nannten sie *Tapurauma* und versicherten mich, ungeachtet aller meiner Demonstrationen, dass es eine der giftigsten Schlangen sei, an deren Biss noch vor kurzem einer ihrer Freunde gestorben. Meine Gegenbehauptungen halfen nichts, der *Coluber plumbeus (Pr. Neuwied)* sollte und musste giftig sein. Auffallend war mir die Versicherung, dass diese Natter mit jeder andern Schlange, die ihr begegne, Händel und Streit anfange. Die Behauptung meiner Begleiter über die Gefährlichkeit der Schlange war mir ein neuer Beweis, wie wenig man sich auf die Angaben der Indianer in Bezug auf das «giftig oder nicht giftig» verlassen kann. Der angeborne Abscheu aller Indianer vor Schlangen lässt sie in jeder eine giftige sehen.

Der Communikationspfad der beiden Niederlassungen führte durch üppigen Urwald mit riesigen Bäumen, unter denen selbst die Mora nicht fehlte, durch breite Sumpfstellen mit Palmen und *Scitamineen* bewachsen. In jenem begegneten wir wieder einem gewaltigen Heerzug der Wanderameise, dessen Nähe sich uns schon in einiger Entfernung durch das knisternde Geräusch und Rascheln, das durch die Wanderer in den trockenen, auf der Erde liegenden Blättern hervorgerufen wurde, kund gab. Auch hier wurde der Zug von einer Menge jener interessanten Vögel aus der Gattung *Myiothera* begleitet und verfolgt. Es gelang mir einige Exemplare des schönen *Pithys leucops* zu schiessen. Das Herabfallen kleiner Schooten von einer riesigen Mimose verrieth uns die Gegenwart einer Gesellschaft Papageien in dem Wipfel, die ich aber eben so wenig wie Stöckle, ungeachtet aller Mühe unserer Caraiben, unsere blöden Augen den Weg zu führen, zwischen den grünen Blättern herausfinden konnte. Ein Schuss eines unserer Begleiter brachte zwei Exemplare aus dem Wipfel herab, in denen ich zu meinem Erstaunen den niedlichen *Psittacus madagascariensis (Lath.)* erkannte, den man bisher nur auf *Ma-*

dagascar heimisch gehalten hat. Nach der Aussage der Indianer soll der niedliche Vogel auch nur periodenweise in der Nähe von *Kuamuta* erscheinen, und bald darauf wieder verschwinden. Auf einer kleinen Anhöhe erreichten wir die Niederlassung, die sechs Häuser zählte. Die männlichen Bewohner lagen noch alle in tiefem Rausch in ihren Hängematten, und ihre Frauen, welche um die Feuer, auf denen grosse Töpfe standen, herumhockten, und uns mit ihren verstörten, gläsernen Augen anstaunten, verriethen deutlich genug, in welcher Art sie die Nacht durchtobt hatten. Noch wüster aber sah es in der Häuptlingshütte selbst aus, in der die Spuren der Civilisation, Stühle, Tische, Teller und andere Gefässe mit grossen Trommeln, Calabaschen u. s. w. durcheinander herumlagen. Alle unsere Bemühungen, die bewusstlosen Menschen redefähig zu machen, blieben fruchtlos, und ärgerlich kehrte ich nach *Kuamuta* zurück. Da ich bei meiner Rückkehr nach *Georgetown Kuamuta* wieder berührte, so liess ich meine gesammelten botanischen Schätze bis dahin zurück. Das *Maximum* des Thermometers während meines Aufenthaltes betrug 85° 7; das *Minimum* 78° Fahrenheit.

In Begleitung mehrer Caraiben verliess ich das Dorf am 9. September. Die starke Strömung bei eintretender Ebbe brachte uns bald in den *Pomeroon* zurück, den wir nun aufwärts stiegen.

Obschon die Vegetation der niedern Ufer nur eine mittlere war, so wurde ihre Besäumung doch durch den reizenden Schmuck einer Menge Sträucher und *Lianen* ungemein gehoben, unter denen sich namentlich die herrliche *Carolinea princeps*, *Cassipurea guianensis* (*Aubl.*), *Tabernaemontana odorata* (*Vahl*), *undulata* (*Vahl*), *utilis* (*Arnott*), *Posoqueria longiflora* (*Aubl.*), *latifolia* (*R. S.*), mit ihren langen, herabhängenden weissen Blüthen und glänzend gelben Früchten, das *Homalium Racoubea* (*Sw.*), die *Guatteria Ouregou* (*Dun.*) und *Aberemoa* (*Dun.*) auszeichneten. Die *Cacoutia coccinea* und *Norantea guianensis* überzogen mit ihrem Blüthenschmuck die höchsten Gipfel der Bäume, und die schlanke *Leopoldinia* und *Euterpe*, überfüllt mit reifen Steinbeeren, überragten weit die Laubbäume und wurden von Papageien und *Yakus* belebt.

In welch hohem Culturzustande sich früher die Ufer des *Pomeroon* befunden haben mussten, bekundeten selbst noch die ausgebreiteten Flächen, auf welchen jetzt *Vismia*, *Mimosen* und *Solanum*-Gebüsch wucherte, das nur von den aschgrauen Stämmen der *Cecropia peltata* überragt wurde. Diese charakteristische Vegetation auf solchen, früher cultivirten, aber der Natur wieder zurückgegebenen Flächen schiesst mit einer Schnelligkeit empor, die wahrhaft an das Unglaubliche grenzt.

Schon waren wir wieder mehre Stunden zwischen Urwald hingefahren, als sich mir ein unerwarteter Anblick bot. Auf einem 60 — 80 Fuss hohen Hügel des

rechten Ufers schaute ein Haus auf den Flussspiegel herab, zu welchem eine Allee von Cocuspalmen in gerader Linie aufführte. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, mitten in dieser Wildniss einen lauten Verkünder vorgedrungener Civilisation zu finden. Ein grosser, halbverfallener Schuppen am Fusse des Hügels, dessen Dach mit Schlingpflanzen überzogen war, und der grosse Heerd mit Kesseln zeigte, dass sich der frühere Besitzer mit der Bereitung des *Arnatto* beschäftigt, die, wie ich schon erwähnt, in den Umgebungen des *Pomeroon* früher lebhaft betrieben wurde. «Ein weisser Mann,» erzählten mir meine Indianer, «hatte einst hier gewohnt, das Haus aber nach dem Tode seiner Frau mit Zurücklassung alles dessen, was es enthielt, plötzlich verlassen.» Ich beschloss, hier die Nacht zuzubringen. Zwischen den Cocuspalmen waren schöne, blühende Sträucher, mächtige Agaven und Yuccas gepflanzt. Das Wohnhaus auf dem Hügel, von den herrlichsten Zier- und Fruchtbäumen fremder Zonen umgeben, und die goldgelben Früchte, die uns aus dem üppigen Grün der Orangen- und Limonenbäume entgegenleuchteten, waren ein willkommner Fund. Der Besitzter musste ein grosser Blumenfreund gewesen sein, und hatte offenbar einen gebildeten Geschmack besessen. Reizende Gruppen von *Jasminum Sambac*, *Melia Azedarach*, *Poinciana pulcherrima*, *Gardenia fragrans*, *Hibiscus rosa sinensis*, *Clerodendron fragrans*, *Ixora*, *Punica*, *Nerium* und die verschiedensten *Centifolien* und Monatsrosen umstanden die Vorderfronte des düstern Hauses und erfüllten die Luft mit ihrem Wohlgeruch, obschon sie bereits ganz von den Mimosen und Solaneen überwuchert waren, die sich zur Erdrückung und Vernichtung der Kinder einer fremden Zone verschworen zu haben schienen. Die hintere Seite des Gebäudes wurde von einer Menge Fruchtbäume, wie *Persea*, *Mangifera*, *Mammea*, *Artocarpus*, *Anacardium*, *Psidium* u. s. w. eingeschlossen. Der Eigenthümer hatte sich seinen abgeschlossenen Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu machen gesucht, von dem man ausserdem eine reizende, überraschende Aussicht über die üppigsten Wipfel der den Hügel umschliessenden Waldung genoss. Eine solche mannichfache Schattirung aller Nuancen des Grüns zeigen unsere nordischen Wälder doch nicht! Es war eine reizende Waldlandschaft! Das Gebäude war dem gänzlichen Verfall ziemlich nahe und die Treppe, welche nach der Gallerie und dem Haupteingang des Hauses führte, schon zusammengebrochen. Die Zimmer wurden von Vampyren, Eidechsen, Vogelspinnen und Tausendfüssen bewohnt, die über die ungewohnte Störung nicht wenig bestürzt schienen, so wenigstens deutete ich bei unserm Eintritt ihr schnelles Hin- und Herluafen an den Wänden. Hässliche *Geckonen*, (*Hemidactylus Mabouia*, und *Platydactylus Theconyx*) krochen zugleich an diesen auf und ab, vor denen meine Caraiben ebenfalls den grössten Abscheu zeigten.

Um eine ruhige Nacht zu haben, zogen wir erst gegen diese Feinde zu Felde

und vertrieben sie durch Abbrennen von Pulver ohne Erbarmen aus dem Zimmer. Haufen Erde auf dem Fussboden mit verkohlten Feuerbränden bewiesen, dass dieses Haus von den vorüberziehenden Indianern häufig zum Nachtquartier benutzt wurde, die die Nacht nicht ohne ein Feuer unter ihrer Hängematte zubringen können. Das Thermometer zeigte im Freien 85° Fahrenheit.

Am nächsten Morgen unterwarfen wir auch das obere Stockwerk einer Inspection, in dem wir alle Möbel in einem Zimmer zusammengehäuft, aber bereits von den Termiten vollkommen zerstört fanden. Nachdem wir die Fruchtbäume geplündert, setzten wir unsere Reise fort.

Die Ufer des *Pomeroon* wurden nach und nach höher, der Saum des *Caladiums* verschwand, und wurde durch niederes *Inga*-Gesträuch ersetzt, dessen Blüthen von dem herrlichen Kolibri *(Trochilus pella)* umschwärmt wurden. Die Caraiben nannten den reizenden Vogel wegen seiner beiden langen Schwanzfedern: «*Karabimiti*» «*Araras*-Kolibri.» Es ist unstreitig die grösste und glänzendste der in Guiana vorkommenden Species. Am häufigsten findet man sie an den Ufern der Flüsse, namentlich an den kleinen beschatteten *Creeks*. Bei Sonnenaufgang ist der niedliche Vogel am thätigsten, indem er dann ununterbrochen die mit Thau benetzten Blüthen umschwärmt. So wie die Strahlen der Sonne brennender werden, eilt er in den dichten Schatten, wo er so lange sitzen bleibt, bis sich seine Feindin wieder dem westlichen Horizont nähert. So weit in den Flüssen das Salzwasser reicht, möchte man vergeblich nach einem Exemplare suchen. Dem Weibchen fehlen sowohl die brillanten Metallfarben, wie die beiden langen Schwanzfedern. Das Nest, das ich am *Pomeroon* häufig fand, baut er gewöhnlich in einen kleinen Gabelzweig von Stämmchen, die sich über den Fluss beugen, oder in die von diesen herabhängenden Lianen. Aussen hat das Nest die Färbung von gegerbtem Leder und ähnelt in Bezug auf die Substanz dem präparirten Feuerschwamm. Damit nun aber, wenn der Wind die dünnen Zweige schüttelt, weder die Eier, noch die Jungen herausfallen, so haben die vorsichtigen Eltern das Nest mit einem breiten Rande versehen, der nach innen umgebogen ist. Ich fand nie mehr als zwei weisse Eier oder Junge in den Nestern. Die jungen Männchen erhalten erst am Ende des zweiten Jahres ihr schönes Gefieder und die zwei langen, schwarzen Schwanzfedern. In ihrer Jugend gleichen sie den Weibchen.

Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des *Sururu*, der sich von W. her in den *Pomeroon* ergoss. Die Mündung des Nebenflusses war eben so breit, wie das Bett des Hauptflusses selbst. Die bisher lautlose Stille und Einsamkeit des Urwaldes wurde plötzlich durch ein wildes Lärmen unterbrochen. Eine förmliche Flottille Corials, mit Caraiben, eilte der Mission zu, um morgen dem sonntäglichen Gottesdienst dort beizuwohnen. Eine herrliche *Bauhinia* mit dunkelrosa

Blüthen, die ich bisher noch nicht gesehen, überzog die äussersten Wipfel der Laubbäume mit ihren reizenden Blüthen. Eben so trat mir hier zum erstenmal nicht nur die in ihrem *Habitus*, sondern auch in ihrer glänzenden, grossblättrigen Belaubung so schöne *Tiliacea*, die *Sloanea nitida (G. Don.)* entgegen. Der Baum gehört unstreitig mit zu den schönsten Zierden der Tropen.

Einige Miles weiter aufwärts trafen wir auf die Mündung des *Makaiku*, der sich ebenfalls von W. her in den *Pomeroon* ergoss. Letzterer hatte jetzt bereits viel von seiner frühern Breite verloren; dagegen wurde die Vegetation seiner an Höhe immer mehr zunehmenden Ufer immer üppiger, die Stämme der *Mora*, *Lecythis*, des *Laurus* immer riesiger. Am Nachmittag hatten wir die Caraibenniederlassung *Akupautari* erreicht. Das Dorf lag auf dem Scheitel einer Anhöhe, die sich eine kleine Strecke vom Ufer erhob. Eine Menge kleiner Corials, die an der Landungsstelle befestigt waren, verkündeten uns, dass schon vor uns Gäste angekommen sein müssten, und die Gewissheit, dass diese nur eins jener wüsten, bacchanalischen Trinkgelage versammelt haben könnte, liess mich den Entschluss fassen, meine Reise lieber fortzusetzen, als Zuschauer jener Scenen zu werden, in denen ich den Menschen nun schon so oft unter das Thier hatte herabsinken sehen. Kaum aber hatte ich meine Absicht ausgesprochen, als sie von meinen Begleitern auch die lebhafteste Opposition traf. Ich musste ihnen nachgeben. Auf dem betretenen Pfade traten wir in die Niederlassung, wo mich der erste Blick überzeugte, dass die gefürchteten Momente schon vorüber waren, denn noch halb bewusstlos sah ich in der ersten Hütte mehre Männer in den Hängematten liegen, und den schauerlichen Rausch ausschlafen. Aufgeweckt durch unser Kommen blickten sie uns stupid an, und drehten sich dann auf die andere Seite, um weiter zu schlafen. Ein gleicher Willkommen wurde uns von den Weibern zu Theil, die in reinem Naturzustande um ein Mahl hockten, das aus dem Schwanze eines Alligatoren bestand; auch sie schauten uns einige Augenblicke mit trüben Augen an, drehten uns dann den Rücken zu und assen weiter. In der Nachbarhütte sass ein Kreis von Männern um ein etwas reichhaltigeres Mahl, da dem Alligatorfleisch auch noch ein anderer Leckerbissen, die grosse *Ampullaria orinoccensis (Ziegler)* beigesellt war; — auch sie achteten unser so viel wie gar nicht; ich ging daher weiter. In der nächsten Hütte gossen mehre Weiber den Inhalt grosser thönerner Töpfe in den grossen *Paiwari*-Trog aus und füllten diese von neuem. Erst nach vieler Mühe gelang es mir, den Häuptling aufzufinden, der sich aber in demselben Zustande, wie seine Untergebenen befand, und ebenfalls nichts von uns wissen wollte, bis ihn ein Glas Rum williger machte, und er mir zugleich in gebrochenem Englisch mittheilte, dass sie schon seit zwei Tagen getrunken und getanzt hätten und mit der heutigen Nacht das Fest beschliessen wollten. Meine Hoffnungen auf Ruhe waren zu vor-

eilig gewesen; an Schlaf war nicht zu denken, denn der wüste Lärm, das Getrommel, der Streit und Zank währte bis zum Anbruch des Tages, wo die Bewohner von *Akupautari* in ihre Hängematten, die Gäste aber nach ihren Corials taumelten. Da es heute Sonntag war, und ich keine weitere Störung zu befürchten hatte, beschloss ich, bis morgen hier zu bleiben. Auf meiner Excursion in die Umgebungen des Dorfes tödtete ich wieder eine jener Schlangen, *Xiphosoma hortulanum (Wagl.)*, die ihre Hauptlänge in dem Unterkiefer haben. Auch sie lag auf den Zweigen eines Strauches zusammengerollt und sonnte sich. Am Nachmittag brachte man mir eine andere Schlange, die in der Nähe des Dorfes erschlagen worden war, in der ich augenblicklich den furchtbaren «*Bushmaster*» erkannte; leider war das Thier vollkommen zerschmettert worden. Der Häuptling theilte mir mit, dass sie gegen den Biss giftiger Schlangen mit gutem Erfolge äusserlich und innerlich Schiesspulver, in Rum aufgelöst, anwendeten.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise weiter fort. Jetzt erst, wo wir uns gewiss 10 geographische Meilen in gerader Richtung von der Mündung in den Ocean befinden mochten, war die Einwirkung der Ebbe und Fluth auf das Flussbett vollkommen verschwunden Die sich fortwährend krümmenden Ufer wurden immer steiler, die Fahrstrasse, in Folge der durch das Unterwaschen der Ufer herabgestürzten Bäume, immer schwieriger. An einzelnen Stellen bildeten die gefallenen Riesen förmliche Verhaue, durch die wir uns erst mit der Axt Bahn brechen mussten. Unter dem niedern Gebüsch der Ufer zeichneten sich namentlich mehre Species *Inga* aus, deren schöne grosse Blüthenbüschel den herrlichsten Wohlgeruch verbreiteten. Das Thermometer zeigte 89° Fahrenheit.

Wenn auch bei noch früher Zeit, so doch ganz ermattet, erreichten wir die Landungsstelle der Caraibenniederlassung *Arraia*, die ebenfalls eine Mile vom westlichen Ufer auf einer Anhöhe im Walde lag. An der Landestelle selbst mündete sich der kleine Fluss *Arraia*. Da *Arraia* die letzte Niederlassung am *Pomeroon* sein sollte, beschloss ich, einige Tage hier zu verweilen, um mich mit Proviant zu versehen.

Das Dorf zählte 5 Hütten mit 50 Bewohnern, die wir, o Wunder! im nüchternen Zustande antrafen. Es war dies erst die zweite Niederlassung, wo uns dieses Glück zu Theil wurde. Die Weiber waren eifrig mit der Verfertigung von irdenem Geschirr beschäftigt. Bald lernte ich die Ursache dieser wunderbaren Mässigkeit kennen. Die beiden Kinder des Häuptlings, ein Knabe und ein Mädchen lagen an einem bösen Wechselfieber darnieder, das sie fast zu Skeletten abgezehrt hatte. Ungeachtet der *Piai* seine kleine, zuckerhutförmige Hütte in ihrer unmittelbaren Nähe aufgebaut, und sich jeden Abend abgequält hatte, den bösen

Geist von den kranken Kindern zu verscheuchen, war ihm dieses bisher doch noch nicht gelungen.

So gern der Indianer auch von dem weissen Manne Medizin nimmt, so muss dieser doch mit der Vertheilung derselben äusserst vorsichtig sein, und sich den Kranken erst genau besehen. Befindet sich dieser bereits in einem problematischen Stadium, und muss man mit den pathologischen Lehrbüchern über den Verlauf der Krankheit «in den Tod» sagen, dann möchte ich niemand rathen, hülfreiche Hand zu bieten, der *Piai*, der nicht mit Unrecht in dem *Paranaghieri* seinen ärgsten Feind erblickt, würde diesem, als einzige Ursache des Todes, einen schweren Stand unter den Bewohnern des Dorfes bereiten. Bei den beiden fieberkranken Kindern hatte ich dies nicht zu fürchten. Ich gab daher jedem 10 Gran Chinin und am folgenden Morgen ging die gewöhnliche Fieberstunde ohne Fieberanfall vorüber; der böse Feind war vertrieben. Die Dankbarkeit des Häuptlings und seiner Frau kannte keine Grenzen, und ersterer war von dem Augenblicke an vollkommen zu meinem Schatten geworden; der lange hagere Mann mit der mächtigen Habichtsnase und einem Schnurbarte, das einzige Exemplar, welches ich noch in solcher Stärke und Grösse bei einem Indianer gesehen, suchte meine Wünsche förmlich aus meinen Augen zu lesen, und freute sich unendlich, als er durch Vermittelung eines seiner Unterthanen, der mehre Jahre in der Coloniestadt gelebt, und daher fertig englisch sprach, erfuhr, dass ich mich lebhaft nach geschichtlichen Nachrichten über ihren Stamm bei ihm erkundigt. Ich stelle hier das, was ich theils von meinem dankbaren Wirth, theils von andern Caraiben auf der Reise erfuhr, kurz zusammen.

Die Caraiben, einst, als noch eine dichte Indianerbevölkerung den neuen Continent bedeckte, der mächtigste, kriegerischste und zugleich industriöseste Stamm, bewohnen jetzt in spärlichen Niederlassungen hauptsächlich das untere Gebiet des *Mazaruni, Cuyuni* und *Pomeroon*. Zerstreut und vereinzelt findet man auch am *Corentyn*, *Rupununi* und *Guidaru* dann und wann eins ihrer Dörfer. In Britisch-Guiana mag sich ihre Gesammtzahl auf 600 Seelen belaufen. Durch ihre kräftigen, muskulösen Körperformen unterscheiden sie sich schon äusserlich wesentlich von den übrigen Stämmen. Ihre Sprache hat ebenfalls etwas ungemein Kräftiges und Männliches, wie sie die Worte zugleich mit einer gewissen Schärfe und Lebhaftigkeit, ja, mit einem förmlich gebieterischen Tone aussprechen. Was ihre Sprache andeutet, ist nur der Ausdruck ihrer innern Ueberzeugung, nach welcher sie sich nicht nur für Herren und Gebieter der übrigen Stämme halten, sondern von diesen auch als solche gefürchtet werden. Tritt der Caraibe in die Hütte eines andern Indianers, so wartet er nicht erst, bis ihm der Bewohner Speise und Trank anbietet, sondern hochfahrend und stolz sieht er sich darin um, und nimmt das als unbestrittenes Eigenthum in Besitz, was ihm gefällt. Nur die äusserste Noth kann

seinen Hochmuth und Stolz so weit bringen, dass er bei dem Europäer für Lohn arbeitet. Wie anmassend und arrogant sie sich im Allgemeinen gegen uns bewiesen, habe ich schon mehrmals erwähnt. Jagd, Fischfang und die Verfertigung der dazu erforderlichen Waffen und Geräthschaften sind die Hauptbeschäftigung der Männer, alles übrige fällt den Frauen und Töchtern anheim. Polygamie ist bei ihnen durchgängig heimisch. Wie der Caraibe hochfahrend, tyrannisch gegen die andern Indianer ist, so ist er es auch gegen seine Frauen, und es möchte schwer fallen, auch nur eine Frau herauszufinden, die nicht in einer Menge Narben und Wunden die lautverkündenden Zeugen der tyrannischen Behandlung ihres Ehegemahls an sich trüge, die fast bei jedem Trinkfest zur Bestialität ausartet. In dem Zustande der Trunkenheit sinkt der Caraibe zum Thier herab, und die Frauen sind dann gewöhnlich die ausersehenen Schlachtopfer, wozu die Ursache schnell gefunden ist.

Herrscht auch bei allen Stämmen von Britisch-Guiana die sonderbare Sitte, dass die Frauen abgesondert von den Männern essen, eine Gewohnheit, die Cook und Forster auch bei den Neu-Seeländern heimisch fanden, so steigert sich diese Sitte bei den Caraiben noch dahin, dass die Frauen nicht einmal in Gegenwart der Männer essen dürfen. Verzehren diese ihr Mahl in der Hütte, so müssen jene ihren Tisch ausserhalb aufschlagen. Ich will nur einen Fall von den vielen erwähnen, bei dem ich Zeuge der entmenschten Brutalität war, mit welcher der Caraibe seine Frau behandelt. Der Häuptling von *Arraia* hatte mir die Hütte seines Sohnes zur Wohnung angewiesen, in welcher ausser einer zweiten Familie, dieser mit seiner jungen, hübschen Frau, die er erst vor kurzem geheirathet, lebte. Das arme Weib litt an den heftigsten Zahnschmerzen, die sich am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft so steigerten, dass sie hin und wieder ein leises Wimmern nicht unterdrücken konnte. Der Herr Gemahl, der den ganzen Tag die Hängematte nicht verlassen, und nichts anderes gethan, als geschlafen, gegessen und auf der Flöte geblasen hatte, während die Frau unverdrossen ihre schweren Pflichten erfüllt, hatte schon während des ganzen Tages der Armen die finstersten Blicke zugeworfen. Ehe sie sich in ihre Hängematte legte, zündete sie noch das gewohnte Feuer unter der Hängematte des Mannes an, und suchte dann erst vergebens die ersehnte Ruhe; — die Schmerzen machten diese unmöglich, was ein leises Wimmern zu erkennen gab. Plötzlich sprang der dadurch wüthend gewordene Mann von seinem Lager auf, ergriff ein Messer, und hieb damit den Strick, an dem die Hängematte befestigt war, durch. Das arme Weib stürzte auf den Boden und fiel sich den Arm aus. Ohne sich um sie zu bekümmern, warf sich der Wüthrich wieder in sein Lager. Schweigend raffte sich die misshandelte Frau auf und schlich aus der Hütte. Beim Anbruch des Morgens brachte die so unmenschlich Behandelte dem Gebieter mit geschwollenem und mit Bast umwickeltem Arme, ja mit lächelnden Mienen das

Frühstück vor die Hängematte. Ohne die Frau auch nur eines Blickes zu würdigen, setzte er sich zu diesem nieder. Ich war so erzürnt, dass ich dem alten Häuptling die bittersten Vorwürfe über das rohe Betragen seines Sohnes machte, worüber mich dieser ganz erstaunt und verwundert ansah.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen, ausser den Wirthschaftsangelegenheiten, besteht im Spinnen der Baumwolle mit einer einfachen Spindel und der Verfertigung von Hängematten, in der sie eine bewundernswürdige Fertigkeit besitzen. Wegen seiner Dauerhaftigkeit ist dieser Industricartikel allgemein gesucht, obschon er nur mit den Fingern, ohne Beihülfe irgend welches Instrumentes, geschaffen wird. Freilich arbeitet die Frau meist ein Jahr an einer solchen Hängematte.

Die Waffen der Männer bestehen, wie bei den übrigen Indianern in Bogen, Pfeilen und Kriegskeulen, von denen sich nur die letzteren dadurch von denen der andern unterscheiden, dass eine Art Arabesken auf ihnen als Schmuck eingeschnitten sind. Diese Figuren, welche sich auch auf ihren Flöten, Sesseln, Topfgeschirren u. dergl. wiederholen, unterscheiden sich darin wesentlich von den Malereien der übrigen Stämme, dass sie nie in geraden und gebrochenen, sondern immer in gebogenen Linien ausgeführt sind, was mir auch die nicht nur bei ihnen, sondern auch unter den übrigen Stämmen allgemein heimische Tradition bestätigte, dass ihre Voreltern von den Inseln eingewandert wären. Das Blaserohr findet man bei ihnen nicht, eben so wenig kennen sie das *Urari*-Gift und dessen Bereitung.

Seit ihrem Erscheinen auf dem Continent Amerika's waren die *Caraiben* der Schrecken der eingebornen Stämme, und Salvator Gili, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Guiana besuchte, erwähnt schon der verheerenden Sklavenzüge, die die *Caraiben* namentlich gegen die *Macusis* unternahmen, wozu sie hauptsächlich von den damaligen Besitzern, den Holländern, aufgemuntert wurden. Wie an dem *Pomeroon* und *Essequibo*, so lieferten die *Caraiben* auch den Plantagenbesitzern am *Corentyn* gegen Eintausch von europäischen Artikeln die Sklaven, ein Handel, der durch die Posthalter unter Autorisation des Gouverneurs von *Surinam* getrieben wurde, die diesem dafür den sechsten Sklaven unentgeltlich abliefern mussten. In *Paramaribo* wurde sogar ein Colonialdolmetscher besoldet, der die Caraibensprache verstehen musste, theils um das Interesse der Indianer bei der Colonialregierung und das der letztern bei jenen zu vertreten, theils auch um die eingebrachten Sklaven zu fragen, welcher Nation sie angehörten, damit nicht etwa ein Indianer von einem Stamme gekauft würde, mit dem die Regierung Verträge abgeschlossen. Dieses war mit den *Caraiben*, *Arawaaks* und *Warraus* der Fall. Seit der Emancipation haben wenigstens die *Caraiben* auf britischem Boden nothgedrungen diesen Handel aufgeben müssen, obschon er in *Surinam* immer noch fortbesteht, wie dies mein Bruder auf seiner Reise im Jahse 1836 aus eigener Er-

fahrung am *Berbice* kennen lernte, wo er einer Parthie *Caraiben* begegnete, die nach dem obern *Essequibo* wollte, um dort in das Gebiet der *Macusis* einzufallen und die Gefangenen nach *Surinam* zu führen. Glücklicherweise gelang es ihm, diesen Plan zu vereiteln. Auch jetzt findet man noch hin und wieder unter den *Caraiben* selbst Sklaven, die sie *Poitis* nennen. Das Gerücht, welches früher Reisende nach Europa brachten, dass die Frauen der *Caraiben* eine andere Sprache, als die Männer sprächen, mag wohl darin seinen Grund haben, dass sie meist die von andern Stämmen geraubten Mädchen als Frauen behielten, welche sich dann, wenn sich mehre in einem Dorfe befanden, in ihrer Muttersprache unterhalten mochten.

Obschon die *Caraiben* in der Colonie allgemein des Cannibalismus beschuldigt wurden, besonders aber von den Negern, die jetzt noch mit Schaudern erzählen, dass ihnen ihre Väter mitgetheilt, wie jene bei der Dämpfung des Negeraufstandes im Jahre 1763 das Fleisch der Erschlagenen gegessen, so wies nicht nur mein alter Häuptling, sondern alle übrigen, die ich darüber frug, diese Beschuldigung mit Bestimmtheit zurück. Der erstere theilte mir folgendes darüber mit. Ihre Väter hätten gewöhnlich nach einem erfochtenen Siege einen Arm oder ein Bein der erschlagenen Feinde als Siegeszeichen mit nach der Niederlassung zurückgebracht, die dann gekocht worden wären, um das Fleisch dadurch leichter von den Knochen entfernen zu können, aus denen sie Flöten verfertigt, welche bei dem nächsten Kriegszuge als Instrumente benutzt wurden. Solche Flöten aus Menschenknochen findet man jetzt noch häufig in den *Caraiben*-Niederlassungen. Bei den grossen Festen, die unmittelbar nach der Rückkehr zu Ehren des erfochtenen Sieges gefeiert wurden, spielten diese Trophäen eine Hauptrolle, und jedem stand es frei, von dem gekochten Fleisch zu kosten. Um aber ihren Muth und ihre Todesverachtung zu steigern, eine Eigenschaft, die diesem Mittel zugeschrieben wurde, schnitten sie den Erschlagenen auch das Herz aus, trockneten dieses am Feuer, pulverisirten es, und mischten das Pulver in das Getränk.

Nur Muth und Tapferkeit konnten Anspruch auf Achtung machen; je tollkühner jener, je hervorstechender diese, um so mehr glänzte der Name des Helden in den Kriegsgesängen. Sollte ein neuer Häuptling gewählt werden, so musste sich der Thronbewerber vorher den grausamsten und härtesten Prüfungen unterwerfen, um in diesen seinen Muth, seine Ausdauer und seine Standhaftigkeit zu beweisen. Solche Prüfungen waren ein langes, äusserst strenges Fasten, welches damit schloss, dass der Ausgehungerte einen grossen Calabasch eines starken Absuds *Capsicum* austrinken musste, ohne dabei eine Miene verziehen zu dürfen. War diese Probe glücklich überstanden, so wurde er in eine mit grossen Ameisen überfüllte Hängematte gelegt, diese fest über ihm zusammengebunden, damit die Peiniger nicht ent-

liefen, und ohne Seufzer, ohne sich bewegen zu dürfen, musste er stundenlang die Angriffe der geängstigten und wüthenden Insecten ertragen. Bestand er alle diese Prüfungen mit frischem Muthe, dann wurde er unter Freudengeschrei als Herrscher anerkannt; sein Wille war fortan der der ganzen Gemeinschaft.

Hohn und Verachtung traf den, der sich solchen Ordalien unterwarf, ohne ihnen gewachsen zu sein. Die Macht der schon von frühester Kindheit auf Ertragung von Schmerzen und den Durst nach Ruhm abzweckenden Erziehung ist so gross, dass sie dem schrecklichsten Martertode trotzen, sobald es die Erzielung des Ehrgeizes gilt.

Wollten die Bewohner einer Niederlassung ihren ausgezogenen Kriegern den Sieg verschaffen und sich zugleich über den Ausgang des vielleicht schon stattgefundenen Kampfes vergewissern, so nahmen sie zwei Knaben, stellten diese auf einen Sessel und peitschten dieselben schonungslos über den ganzen Körper, namentlich über die Schultern. Ertrugen die Knaben die Schmerzen, ohne eine Thräne fallen oder einen Seufzer hören zu lassen, so war der Sieg gewiss. Einer der Knaben wurde dann in eine Hängematte gelegt, von welcher aus er nach einem, auf einem der Dächer befestigten Ziele schiessen musste. So viel Pfeile das Ziel trafen, so viel Feinde wurden von den Kriegern erschlagen.

Um den Muth des Vaters auf die Kinder überzutragen, unterwirft sich dieser sowohl bei der Geburt eines Sohnes, wie einer Tochter den schmerzhaftesten Ordalien, wie denselben das Mädchen früher bei dem Uebertritt in das reife Alter durch die grausamsten Proben beweisen musste; die Gegenwart hat auch hier viel gemildert. Dem Mädchen wurden zuerst die Haare abgebrannt, dann wurde es auf einen Stein geführt, wo ihm der Zauberer mit den Nagezähnen der *Dasyprocta* zwei tiefe Einschnitte längs des Rückens und von Schulter zu Schulter machte, die er mit Pfeffer einrieb, ohne dass die Gequälte einen Schmerzenslaut ausstossen durfte. Nach dieser Operation wurde sie mit an den Körper gebundenen Armen in die Hängematte gelegt und ihr ein Amulett von Zähnen umgehangen. Nachdem sie drei Tage ohne Speise und Trank, ohne ein Wort sprechen zu dürfen, gelegen, wurde sie abermals auf die Platte getragen, wobei die Füsse aber die Erde nicht berühren durften, und die Arme losgebunden und dann wieder nach der Hängematte gebracht, die sie nun einen Monat hüten musste, ohne etwas anderes zu sich zu nehmen, als ungekochte Wurzeln, Cassadabrod und Wasser. Am Ende des Monats wiederholten sich diese Operationen nochmals, und erst nach Verlauf des dritten Monats war die Prüfung überstanden.

Ihre Heirathen werden ganz wie bei den *Macusis* geschlossen; eben so wird auch das Wochenbett abgehalten. Nach dem Häuptling ist der *Piai* die erste Person jeder Niederlassung, die allgemein gefürchtet wird. Stirbt einer der Bewohner,

so wird er entweder ausserhalb der Hütte begraben, nach einiger Zeit aber das Grab wieder geöffnet, die Verwandten nehmen die Gebeine heraus und vertheilen sie unter die Angehörigen, oder man legt die Leiche in die Hängematte, wo sie dann sogleich von den Weibern und nächsten Verwandten gewaschen und bewacht wird, damit sie nicht von Raubthieren und Insecten beunruhigt werde. So wie die Fäulniss weit genug vorgeschritten ist, reinigen die Weiber die Knochen, bemalen diese und legen sie in ein Körbchen, in welchem sie sorgfältig aufbewahrt werden. Geben die Bewohner die Niederlassung auf, so werden die Gebeine mitgenommen. Die Frauen, welche die Knochen reinigten, werden mehre Monate für unrein gehalten.

Keiner der übrigen Stämme dieses Theiles von Südamerika hat von der Entdeckung des wichtigen Continents an, eine solche Berühmtheit in Europa erhalten, wie die *Caraiben*, wozu ausser der Beschuldigung des Cannibalismus auch die Kunde von dem Reichthum an edlen Metallen, die sie zu bearbeiten verständen, viel beigetragen hat. Mit Sir Walther Raleigh beginnt die Reihe der wunderbaren, phantastisch ausgeschmückten Berichte über diesen Stamm und das Gebiet, welches sie bewohnen, über den Metallreichthum, den letzteres in sich bergen sollte und den er durch die Probe gediegnen Goldes beweisen wollte, die er von ihnen erhielt, und die ihm dienen musste, um die Königin Elisabeth seinen weitreichenden Plänen geneigt zu machen. Raleigh hatte viel mit den *Caraiben* verkehrt und Bankroft theilt in seiner «Naturgeschichte Guiana's» *pag.* 160 folgendes mit: «Sie tragen sich mit einer alten Sage von einem englischen Heerführer, der dreimal bei ihnen landete, und sie aufmunterte, in der Feindschaft gegen die Spanier zu verharren, indem er ihnen versprach, wieder zu kommen, sich unter ihnen niederzulassen und ihnen Beistand zu leisten. Man sagt sogar, dass sie noch eine englische Flagge aufbewahrten, die er ihnen zurückliess, damit sie seine Landsleute daran erkennen möchten.» Es war ohne Zweifel Sir Walther Raleigh, welcher im Jahre 1595 an der Küste Guiana's an das Land stieg, um die fabelhafte goldene Stadt *Manao-El Dorado* zu suchen, und das Fort *Joseph* am Fluss *Orinoko* eroberte. Mit den Angaben Raleigh's über den Goldreichthum, stimmen auch die Nachrichten der ältesten Reisenden, besonders einiger Missionare überein, die von der Gesellschaft Jesu nach dem Gebiete des *Orinoko* geschickt wurden. Gumilla, Cayley, Lawrence Keymis, d'Acuña, Herrera, alle erwähnen die grosse Menge Gold- und Silberstaub, die Amulets von Gold, die man unter den *Caraiben* fände, die sie selbst zu bearbeiten verständen. Gumilla sagte, dass ein Jahrhundert zurück die *Caraiben* in den Umgebungen des *Orinoko* halbmondförmige Platten von Gold als Schmuck getragen, die sie selbst verfertigten, eine Behauptung, die durch Alexander v. Humboldt bekräftigt wird, der zugleich anführt, dass noch 1760 die unabhängigen *Caraiben* nach dem *Cerro de Pacaraymo* ge-

gangen wären, um dort in ihren Trinkschalen Goldstaub einzusammeln und ihn an die Holländer am *Essequibo* zu verkaufen, wie die *Caraiben* des *Essequibo*, *Caroni* und *Cuyuni* auch mit der Weise, das Gold aus der Erde zu waschen, bekannt seien.

Wir haben auf unserer Reise weder eine Spur von bearbeiteten edlen Metallen, noch von solchen in rohem Zustande gefunden; die gänzlich missglückten Versuche der Holländer habe ich bereits früher angeführt. Das totale Verschwinden der Metallstücke dürfte in dem später eingetretenen Verkehr mit den Europäern leicht seine Erklärung finden. Auffallend bleibt es dann aber immer noch, dass sich bis jetzt die Fundgrube des Goldes hat verborgen halten können. Besitzt Guiana metallführendes Gestein, es könnte sich dieses nur in dem *Pacaraima*-Gebirge, oder in den Umgebungen des *Roraima*, namentlich gegen den *Cuyuni* hin, befinden.

Die von d'Acuña erwähnten, thierähnlich ausgeschnitzten Sessel und Stühle der *Caraiben* fanden wir auch jetzt noch, nicht allein bei diesen, sondern auch bei den *Arawaaks*.

Ehe ich diese flüchtige Skizze schliesse, muss ich noch einige Notizen über den in der Reise hin und wieder erwähnten Caziken der *Caraiben*: Mahanarva beifügen, der noch im Jahre 1810 die ganze Colonie in Furcht und Aufregung versetzte. In Begleitung mehrer seiner Unterthanen kam in dem angegebenen Jahre der so berüchtigt gewordene Mahanarva den *Essequibo* herab nach *Demerara*, um dem Gouverneur einen Besuch abzustatten und die ganze Colonie durch die Beschreibung der Grösse seines Stammes und des ungezügelten Muthes seiner zahllosen Krieger, in Schrecken zu setzen. Der Plan des schlauen Wilden gelang vollkommen. Die gänzliche Unkenntniss des Innern Guiana's und die Furcht vor den Raubzügen der *Caraiben*, welche die Colonisten als die gefährlichsten Feinde ihres Wohlstandes hatten kennen lernen, liessen den *Court of Policy* die leeren Prahlereien für Wahrheit nehmen und willig auf die Bedingungen eingehen, die Mahanarva stellte, wenn seine wilden Horden in Frieden mit der Colonie verharren sollten; ja, Mahanarva folgte pünktlich der Einladung, die ihm bei seiner Rückreise wurde, das nächste Jahr zurückzukehren und sich den stipulirten Tribut von neuem zu holen. Die gesteigerten Berichte seiner Macht, die er bei diesem zweiten Besuche lieferte, veranlassten den Gouverneur, eine Commission nach dem Gebiete des stolzen und mächtigen Caziken zu senden, um sich durch den Augenschein von der Macht desselben zu überzeugen. An der Spitze dieser Expedition, die zugleich auf dem *Rupununi* nach dem Fort *Saõ Joaquim* gehen sollte, um wegen des Handels auf dem *Rio Branco* mit dem Commandanten zu unterhandeln, stand der Vater unseres Begleiters, Hancock, der in *Demerara* als praktischer Arzt lebte. Dies sind die englischen und holländischen Colonisten, die nach Hortsmann das Innere von Britisch-Guiana

besuchten und welche Alexander v. Humboldt in seiner Reise erwähnt.*) Die Expedition lieferte glücklicherweise ganz andere Resultate, als man gefürchtet. Mahanarva und sein mächtiger Staat sanken zu dem herab, was sie waren; die Herren hatten sich durch einen schlauen Wilden betrügen lassen. Die von Dr. Hancock veröffentlichten «*Observations on Guiana*» gaben die erste Nachricht über das Innere des Landes.

In *Arraia* lernte ich auch eine andere Pflanze kennen, welche die Bewohner zum Vergiften der zahlreichen Fische des *Pomeroon* benutzten. Es war das *Clibadium asperum (Dec.)*, von dem sie die Blätter zu einem Brei hackten, diesen mit klein geschnittenem Fleisch vermischten und daraus kleine Kugeln bildeten, die als Lockspeise in den Fluss geworfen, aber nur von einer Species Fische und zwar vom *Leporinus Friderici (Agass.)* gierig verschlungen wurden, der bald an die Oberfläche des Wassers kam und starb. Ein anderer Fisch nahm die Lockspeise nicht an. Sinnreich war auch die Art, wie die Küstenstämme den schmackhaften *Haimura (Macrodon Trahira Müll.)* an den sogenannten Schnellangeln fingen, der sich besondes häufig in dem *Pomeroon* aufhielt, und zu manchen Jahreszeiten die einzige Nahrung der Indianer bildet. Der Indianer nimmt zu einer solchen Angel eine 6 — 7 Fuss lange, fingerstarke, elastische Ruthe, an deren Spitze er einen Angelhaken an eine kurze Schnur befestigt und mit einer Lockspeise versieht. Das starke Ende wird an dem Wassersaum des Ufers fest eingesteckt. Unmittelbar unter dem Wasserspiegel hat der Stab eine Kerbe, eben so die Spitze der Ruthe, die beide genau in einander passen. Ist der Stab eingesteckt, so biegt der Fischer die Spitze herab und fügt die Kerben in einander. Der Angelhaken mit dem Köder hängt in dem Wasser. Sobald der *Macrodon* oder ein anderer Fisch den Köder ergreift, lösen sich die Kerben los, die Ruthe schnellt empor und nimmt den Fisch mit sich. Ist der Fisch für die Schnellkraft der Ruthe zu schwer und bleibt er im Wasser, so wird der Gefangene meistentheils die Beute der *Pirais* oder *Kaimans*.

Vermöge seines scharfen Gebisses gehört der *Macrodon* mit zu den gefährlichsten Fischen, und ich sah Wunden, die unvorsichtigen Fischern durch den Gefangenen beigebracht waren, die mich in Erstaunen setzten.

Auffallend war mir in *Arraia* die Abweichung, die ich in Bezug der Speisegesetze der *Caraiben* gegen die der übrigen Indianer bemerkte. Der *Caraibe* wird nie einen Affen essen, und während der *Macusi* nur nothgedrungen das Fleisch eines Ameisenbären geniesst, sieht es der *Caraibe* als grosse Delicatesse an u. s. w.

---

*) Siehe: *Voyage aux reg. equin. du nouv. cont.* Tom. VIII. liv. VIII. Chap. XXIII. pag. 117.

Nachdem ich mich mit hinlänglichem Proviant versehen, setzte ich meine Reise in Begleitung des alten Häuptlings und einiger seiner Unterthanen, denn meine Begleiter von *Ruamuta* waren wieder dahin zurückgekehrt, den *Pomeroon* aufwärts fort. Je weiter wir vordrangen, um so reissender wurde auch der Strom. Die 4—6 Fuss hohen Ufer bestanden auch hier aus einem röthlichen, fetten Lehm, durch den sich an einzelnen Stellen weisse Thonadern zogen. Das *Inga*- und *Vismia*-Gebüsch*) des unmittelbaren Uferrandes war ganz von den grossen gelben Blüthen der *Lundia Schomburgkii (Klotzsch)* bedeckt, während aus den himmelanstrebenden Wipfeln der *Mora*, verschiedener *Lecythis* und *Laurus* das schrillende Pfeifen der *Muscicapa vociferans (Pr. Neuw.)* herabtönte und in dem Walde wiederhallte. Einen ganz anderen Eindruck machte am folgenden Morgen, noch ehe der Tag graute, die Stimme eines andern Vogels auf mich, in der ich die Töne einer Glasharmonika zu hören glaubte, die in vollkommen taktmässigen Intervallen zu einer eigenthümlichen Melodie vereinigt waren. Die glockenreinen Töne hatten etwas so tief Einschmeichelndes, zart Melodisches, dass ich anfangs wirklich nicht wusste, wem ich sie zuschreiben sollte! Erstaunt und sprachlos lauschte ich dem Sänger, bis mir mein Farbiger sagte, dass dies der *Flageoletbird* oder *Singing Frenchman* sei, dessen Ruf mir schon von den Colonisten bekannt war, ohne dass ich ihn bisher gesehen und gehört hatte. Martius und Pöppig erwähnen einen ähnlichen Vogel und sind von seinem Gesange gleich bezaubert. Nach letzterem wird er in *Peru Organista* oder *Flautero* genannt. Als es Tag wurde, sah ich den lieblichen Sänger durch das niedere Gebüsch hüpfen. Er gehört zu der Gattung *Cyphorhinus (Cab.)*. Stirn und Brust des *Cyphorhinus cantans* sind rostfarben, während die Seiten des Halses schwarze und weissliche Striche zeigen; im übrigen stimmte er im Gefieder ganz mit der Gattung *Tryothorus* überein. Der niedliche Vogel ist schon von Buffon beschrieben, der ihn *Turdus cantans* (*Musicien de Cayenne*, *Musician Thrush*) nennt. Johannes Müller fand bei der Untersuchung eines in Spiritus mitgebrachten Exemplares, dass der Vogel den vollständigen Singmuskel-Apparat der Singvögel besitzt. Auch Swainson hat ihn in seiner *Selection of the Birds of Brazil and Mexico* Taf. 14 abgebildet, ohne aber seine herrliche Stimme zu erwähnen; er nennt ihn *Tryothorus carinatus*. Die *Caraiben* nannten ihn *Deko-Deko*, die *Macusis: Ruideng*, die *Arekunas: Picompai*. Die liebliche Stimme des *Tryothorus platensis (Pr. Neuw.)* habe ich schon früher erwähnt.

In den vielen kleinen Waldflüsschen, an denen wir im Verlauf des Tages vor-

*) Noch nirgends hatte ich die Gattung *Vismia* so vorherrschend gefunden, als an den Ufern des *Pomeroon*. Ich sammelte hier *Vismia guianensis* (*Pers.*), *sessilifolia* (*Pers.*), *cayennensis* (*Pers.*), *latifolia* (*Chois.*), *acuminata* (*Pers.*), ausserdem entdeckte ich noch zwei neue Species; *Vismia Schomburgkiana* (*Klotzsch*) und *Sieberiana* (*Klotzsch*).

überfuhren, die aber der trockenen Monate wegen fast ganz wasserleer waren, fand ich die *Ampullaria orinoccensis* in bedeutender Menge; vergebens aber suchte ich die grosse *Ampullaria urceus*. Ich überzeugte mich hier, dass die *Ampullarien*, die in den kleinen Flüssen leben, während der trockenen Jahreszeit, in welcher diese gröstentheils versiegen, monatelang im festen Schlamm eingeschlossen liegen, ohne auch nur einen Tropfen Wasser zu haben, und dennoch leben sie in ihrem mit einem Deckel verschlossenen Hause fort; ein Umstand, auf den mich meine Begleiter aufmerksam machten, welche diese Thiere aus dem festgewordenen Schlamme herauswühlten, die, wie ich schon erwähnt, zu ihren Leckerbissen gehören. Der Fluss selbst kam im Verlauf des Tages noch immer aus S.O., wobei aber das fast ganz mit umgestürzten Bäumen erfüllte Bett kaum noch eine Breite von 30 Fuss hatte. An der Mündung des kleinen Flusses *Arunamay*, der sich von S.W. her in den *Pomeroon* ergoss, schlugen wir unser Lager auf und stellten unsere Schnellangeln auf. Während meiner ganzen Reise hatte ich die Brüllaffen noch nicht in solcher Menge gefunden, wie hier.

Am folgenden Morgen wurden die Verhaue immer undurchdringlicher und die Vegetation der Ufer immer üppiger, bis diese endlich ganz jene Fülle erreichte, die mich schon so oft in Staunen versetzt hatte. Ein ganz eigenthümliches Landschaftsbild bot uns heute ein Windbruch. Die, zu beiden Seiten des in gerader Richtung verlaufenden Bruches, zerrissenen und zersplitterten Bäume verriethen, dass sich die eigentliche Gewalt auf eine bestimmte Breite erstreckt hatte, indem nur innerhalb dieser die Bäume alle entwurzelt lagen und mehr niedergetretenem Schilfrohr als Riesen eines Urwaldes ähnlich waren.

Bald gehörte es zu den Unmöglichkeiten, uns eine Fahrstrasse durch die wilden Verhaue zu brechen; die Boote mussten über diese hinweg gezogen werden, eine Arbeit, die uns durch ein einfaches Verfahren der Indianer sehr erleichtert wurde. Kamen wir an eine solche Stelle, so schälten sie grosse Stücke der Rinde von den Ingabäumen ab, deren innere Seite einen gummiartigen Schleim enthält, legten diese Stücke mit der schleimigen Seite nach oben auf die Stämme, und leicht wie ein Schlitten über den Schnee, wurden die Boote über diese Unterlage hinweggezogen. Das Bett hatte bald nur noch eine Breite von 20 Fuss. Die Flora der Ufer enthielt viele der von Aublet beschriebenen Pflanzen. Bäume und Gebüsch waren von Vögeln und Vierfüsslern belebt, von welchen letzteren mich oft grosse Heerden von Buschschweinen aufschreckten, die von uns aus dem behäbigen Schlammbade aufgescheucht wurden und dann unter wildem Zähneklappern und Knirschen durch das dichte Ufergebüsch krochen, und dem tiefern Walde zueilten, woran freilich mancher Nachzügler durch die sicher treffenden Pfeile meiner Begleiter verhindert wurde. Gleich häufig begegneten wir auch zahlreichen Gesell-

schaften des *Cebus*, die sich theilweise auf den Bäumen, theils auf dem Boden herumtummelten, nach Insecten suchten oder am Flusse ihren Durst stillten. Gelang es mir, eine dieser Affengesellschaften unbemerkt zu beschleichen, dann musste ich meine ganze Willenskraft zusammen nehmen, um die Lachlust zu unterdrücken, die die komischen Capriolen der Jungen, das gravitätische und ernsthafte Benehmen der schon vom Alter gebleichten Thiere in mir erregten. Ging dies nicht mehr, und machte sich mein Lachreiz Luft, dann war die wildeste Flucht unter den seltsamsten Tönen die Folge. Bei einer solchen Scene war ich abermals Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als mir die ängstlich rufende Stimme eines jungen Affen in einem Baume über mir sagte, dass dieser in der wilden Flucht von der Mutter vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum sah das Thierchen die fremde Gestalt, als ihm die Angst immer lautere Töne auspresste, die plötzlich vom nächsten Baume von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren diese Töne von dem geängstigten Thierchen gehört, als es dieselben auch wieder mit einer ganz andern Stimme beantwortete, die nun andererseits auch ihren Wiederklang in der lockenden Mutter fanden. Gespannt auf das, was die Mutter nun thun würde, da wir den Baum, auf welchem sich das Junge befand, umstanden, hatte ich nicht auf das Thun der Indianer geachtet. Ein Schuss verwundete die arme Mutter, die sich wohl zur Flucht anschickte, aber augenblicklich wieder zurückkehrte, als ihr Liebling wieder jene Angsttöne ausstiess, und ungeachtetet eines zweiten Schusses, der sie fehlte, mit Anstrengung auf den Ast sprang, auf welchem sich das klagende Junge befand. Schnell nahm sie dieses auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als sie, ungeachtet meines strengen Verbots, ein dritter Schuss tödtete. Noch im Todeskampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte bei diesem Versuche aber auf den Boden herab. Als ich nach dem Boote zurückkehrte, machte mich ein Indianer auf eine schöne, schwarz und gelb gezeichnete, grosse Schlange, *Coluber variabilis (Kuhl)*, aufmerksam, die auf dem Gebüsch lag und sich sonnte. Ein Schuss aus meiner Flinte brachte sie in meinen Besitz. Sie mass 7½ Fuss. Interessant ist es, die Schlangen sich mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit und Geschicklichkeit über das Gebüsch und auf den Zweigen der Bäume hinwinden zu sehen. In dem Dickicht der Ufer entdeckte ich zu meinem Erstaunen auch eine Menge Cacaobäume, überladen mit ihren schönen, gelben Früchten. Da die Ansiedelungen nie bis in die Nähe unseres Aufenthaltes vorgeschoben waren, so war der Saame jedenfalls durch irgend einen andern Zufall hierher getragen worden, indem ich kaum glaube, dass sie an der Küste und unter dieser Breite wild vorkommen. Ein besonderer Grund zu dieser Annahme ist noch, dass die Küstenstämme keinen eige-

nen Namen für den Baum haben und sie ebenfalls *Cacao* nennen. In der Nähe des Aequators, an den Zuflüssen des obern Amazonenstromes und des *Corentyn* stiess mein Bruder häufig auf ganze Strecken wilder Cacaobäume. Ein dumpfer Donner aus Westen, ähnlich dem Schalle einer entfernten Artilleriesalve, überraschte uns gegen Abend; die Indianer sagten, es sei ein Windbruch.

Die Schwierigkeiten häuften sich endlich so, dass ich sie mit den wenigen mir zu Gebote stehenden Kräften nicht mehr bewältigen konnte, und mich genöthigt sah, meinen Plan, den *Pomeroon* bis zu seiner Quelle zu verfolgen, aufzugeben, obschon diese jetzt nicht mehr allzufern sein konnte. Die *Sierra Imataca* ist jedenfalls auch das Quellgebiet des *Pomeroon*, und mehre Gebirgsrücken, für die aber die Indianer keine Namen hatten, schienen mir ihrem ganzen Verlauf nach die Ausläufer dieser Kette zu sein. Die Quelle muss ungefähr unter 6° 48′ Norderbreite liegen. Das Thermometer zeigte heute bloss 78° Fahrenheit.

Der reissende Strom brachte uns schon nach 2½ Tagen nach *Arraia* zurück. Nach einem zweitägigen Aufenthalt verliess ich *Arraia* mit seinem intelligenten Häuptling. Bald hatte ich die Mündung des *Sururu* wieder erreicht, in die ich einfuhr, um seinen Lauf eine Strecke zu verfolgen. Wie der *Pomeroon* wird auch dieser von *Caraiben* bewohnt. Gegen Abend trafen wir einen fischenden Indianer, der uns zum Führer nach seiner Niederlassung dienen musste, da wir ohne ihn zwischen der dichten Ufervegetation weder die Mündung des *Creeks*, an dem das Dorf lag, noch dieses selbst gefunden haben würden. Diese kleinen Waldflüsschen nehmen durchgängig an dem Wechsel der Ebbe und Fluth theil, können aber grösstentheils von grösseren Booten nur während der Fluth befahren werden, wenn dies die entwurzelten Bäume nicht unmöglich machen sollten.

Die Bewohner empfingen mich mit finstern, gehässigen Blicken, und liessen mich unbeachtet stehen, ja man frug mich nicht einmal nach Rum, was mir die finstern Blicke noch bedenklicher machen musste, da die Frage nach jenem jedesmal mit zum Bewillkommungsgruss gehört hatte. Als ich mit Tagesanbruch meine Reise so schnell als möglich fortsetzen wollte, brachte mir Stöckle die Nachricht, dass unser Corial auf dem Trocknen sitze, und wir die eintretende Fluth abwarten müssten; vor 11 Uhr aber trat diese nicht ein. Eine Menge Papageien, die bei Anbruch des Morgens mit lautem Geschrei über uns wegzogen, und sich in den Umgebungen des Dorfes auf Mimosen und andere beerentragende Bäume niederliessen, lockten zu sehr, um nicht einige für unser Mittagsbrod herabzuschiessen. Es war *Psittacus Dufresnii*, eine Species, die ich bisher noch nicht gefunden.

Kaum hatte das Wasser die nöthige Höhe wieder erreicht, so verliessen wir auch das Dorf mit seinen unfreundlichen Bewohnern, und fuhren dem *Sururu* zu, den wir stromaufwärts verfolgten. Der heutige Tag wurde durch eine interessante

botanische Entdeckung gekrönt. Ein mit weissen Blüthen bedeckter *Strychnos* zierte das Ufer und erfüllte die Luft mit dem angenehmsten aromatischen Geruch. Ob mir gleich die Aehnlichkeit des ganzen Habitus der Pflanze mit *Strychnos toxifera* auffiel, so konnte ich mich doch von der Identität dieses mit jenem nicht überzeugen, da wir ja jahrelang vergeblich nach Blüthen gesucht hatten, und mir das Vorkommen der Pflanzen im flachen Küstenlande zu abweichend gegen das auf dem Granit- und Quarzfelsen des *Canuku*, 3000 Fuss über dem Meere, erschien. Doch wo ich die Blüthe nicht gesucht, da fand ich sie, denn bei meiner Rückkehr nach Berlin erwies es sich, dass die am *Sururu* gefundene *Strychnos*-Species, *Strychnos toxifera*,*) dessen Standort selbst den *Macusis* unbekannt war. Die Verschiedenheit des Standortes und der Bodenverhältnisse hatte, wie ich mich jetzt überzeugte, einen eigenthümlichen Einfluss auf die Exemplare des *Canuku*-Gebirges ausgeübt; diese zeigten an den jungen Trieben, wo gewöhnlich die Blüthenstiele erscheinen, eine Menge Ranken, die den blühenden Exemplaren des *Sururu* gänzlich fehlten, und sich bei näherer Untersuchung als verkümmerte Blüthensticle herausstellten; eine Verkümmerung, die den *Strychnos*-Arten besonders eigenthümlich ist. Wahrscheinlich trägt die Localität, vielleicht der Mangel an Sonnenstrahlen, oder die Bodenart selbst zu dieser Verkümmerung bei. Jetzt konnte ich mir auch die Aussage der *Macusi*-Indianer, die mich nach dem *Ilamikipang* begleiteten, dass die Pflanze nie blühe, erklären. Die am *Sururu* gefundenen Exemplare wichen nicht nur unter sich, sondern auch gegen die auf dem *Canuku*-Gebirge vorkommenden in Hinsicht der Form der Blätter etwas von einander ab. Herr Doctor Klotzsch hält sie für Varietäten, und nannte die auf dem *Canuku*-Gebirge vorkommenden Exemplare, *Strychnos toxifera*, *α acuminata*, die am *Sururu* vorkommenden *St. toxifera*, *β latifolia* und *St. toxifera*, *γ obliqua*.

Obschon wir gegen Abend an einigen Landestellen von Niederlassungen vorüberkamen, zog ich doch vor, unser Bivouak im Walde aufzuschlagen, anstatt wieder Zeuge der wilden Bacchanalien zu sein, die jetzt nach dem wüsten Lärmen, der

---

*) *Strychnos toxifera Schomb. Pedicelli pilosi uni-bibracteati: bracteis alternis. Calyx 5 partitus: laciniis lanceolato-linearibus pilosis: pilis flavo-fuscescentibus subulatis, longis, septatis.*

Corolla hypocraterimorpha, extus pilis longis patentibus obsita, apice attenuata, intus glabra; limbus quinquelobus patens, laciniis oblongis, obtusis, basi niveo-lanatis versus apicem albido-pubescentibus proportione ad longitudinem tubi brevibus. Antherae oblongae biloculares, sessiles cæsertae, rimis longitudinalibus dehiscentes, in fauci insertae.

Ovarium glabrum, oblongum superne attenuatum in stylo subulato continuum, biloculare: loculis multiovulatis.

Ramis scandentibus cirrhisque pilis longis patentibus rufis dense obtectis, foliis sessilibus ovali-oblongis acuminatis membranaceis trinerviis utrinque pilis longis rufis hirsutis; fructibus maximis globosis. Folia 3—4 pollicaria.

uns mit Sonnenuntergang von allen Seiten her entgegenschallte, alle Nächte gefeiert werden mussten. Im Verlauf der Flussfahrt waren die Ufer des *Sururu* immer höher, und die Vegetation immer riesenhafter geworden. Ich sah Bäume der *Lecythis* von 160 Fuss Höhe. Ausserdem bestand der Wald aus *Laurineen* und üppigen Sträuchern der *Mabea Pirini (Aubl.)*, *Taquari (Aubl.) Homalium Racubea (Sw.)*.

Ein ungemein heftiger Fieberanfall und zahllose, den Fluss verengende und versperrende, entwurzelte Riesenbäume nöthigten mich auch hier zur Umkehr und Einkehr in eine nicht allzufern vom Ufer abliegende *Caraiben*-Niederlassung, wo die wenigen, schon vom Kosten des Getränkes für das den nächsten Abend zu feiernde Trinkfest halb berauschten Männer, die ich vorfand, eben so wenig einen »Willkommen«, wohl aber die finstersten und misstrauischsten Blicke für mich hatten. So gern ich den folgenden Morgen das Dorf wieder verlassen hätte, so hatte sich mein Fieber doch so gesteigert, dass ich nicht einmal die Hängematte verlassen konnte, und mich ruhig in mein Schicksal ergeben musste. Bei Anbruch des Morgens hatten die wenigen Männer, wie mir Stöckle mittheilte, das Dorf verlassen, was neue Besorgniss in mir erregen musste. Gegen Abend schreckte mich plötzlich ein wüstes Geschrei aus meinen Fieberphantasien auf, das sich meiner Hütte näherte; bald war diese mit wenigstens 20 bewaffneten und trunkenen *Caraiben* gefüllt, die meine Hängematte umzingelten und mit zornfunkelnden Augen auf mich eindrangen. Ich befand mich in einer unangenehmen Lage. Ermattet und erschöpft vom Fieber, ohne nur im Entferntesten zu ahnen, was dieses feindliche Betragen veranlasst haben könnte, doch jeden Augenblick gewärtigend, dass die geschwungenen Kriegskeulen auf mich niederfallen würden, musste ich mich in mein Schicksal ergeben, da man Stöckle und den Farbigen ebenfalls umzingelt hatte, und mich weder zu diesen, noch diese zu mir liess. Die Versuche des weiblichen Theils der Bewohner, die trunkenen Männer vom Ausbruch der Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten, schien den Zorn dieser nur noch mehr anzufachen; da trat als Retter in der Noth der Häuptling in die Hütte, der ziemlich gut *Creoldutch* sprach und dem ich in dieser Sprache zurief: ob das Art der *Caraiben* sei, einen kranken Fremdling, den er in seiner Niederlassung aufgenommen, ohne dass er ihnen etwas zu Leide gethan, auf diese Weise zu behandeln? Die Antwort gab mir nicht nur über die finstern Blicke in den frühern Niederlassungen, sondern auch über die Absicht der um mich Versammelten Aufschluss. In *Arraia* hatte ich einem jungen *Caraiben* eine unverschämte Forderung abgeschlagen; um sich dafür zu rächen, hatte er in allen Niederlassungen die Kunde verbreitet, ich sei ein Spion der Spanier *(Venezuelaner)*, denen ich Bericht über die jungen und kräftigen *Caraiben* brächte, und die mir bald folgen würden, um sie in die Sklaverei zu führen. Nüchternen Muthes hatte man mich nicht unschädlich machen

wollen, und sich daher zu dieser Heldenthat erst betrunken. Spät erst gelang es mir, die aufgeregten und rachedürstigen Gemüther von der Verleumdung zu überzeugen. Bei eingetretener Nacht, hatten sich bereits mehr als hundert Männer zum Trinkfest versammelt, dessen Wirkung nicht nur die Männer, sondern selbst die Frauen und Kinder bald genug unterlegen waren. Es war eine schauerliche Nacht — und mit Freuden begrüsste ich den anbrechenden Morgen! So krank und elend ich mich auch fühlte, wozu die Aufregung der vergangenen Nacht viel mit beigetragen haben mochte, so liess ich doch meine Sachen zusammenpacken, und trat den Rückweg an, da ich schon gestern gehört, dass das Fest mehre Tage gefeiert werden sollte. In welchem Contrast standen die zarten, glockenreinen Töne des *Singing Frenchman (Cyphorhinus cantans)*, die mir aus dem Gebüsch des Ufers entgegenschallten, als ich nach meinem Corial ging, gegen das wüste Gebrüll der entmenschten Trunkenbolde! Leider verschlimmerte sich mein Zustand mit jeder Stunde; dazu hatte sich seit einigen Tagen die für den Europäer so lästige Prickelhitze über den ganzen Körper eingestellt, und plagte mich in so hohem Grade, dass ich in den Nächten selten einige Stunden ruhig schlafen konnte, und mich unendlich nach anhaltender Ruhe sehnte. Ich dankte Gott, als wir endlich *Kuamuta* erreichten, dessen Bewohner zu meiner grössten Freude ziemlich alle abwesend waren. Das Fieber verbunden mit jenem unleidlichen Hautjucken raubte mir den Schlaf, und ich beschloss hier einige Tage zu verweilen, um mich von beiden lästigen Krankheiten zu befreien.

Schon bei meinem frühern Aufenthalt in *Kuamuta* hatte ich mich vielfach nach dem merkwürdigen *Lepidosiren paradoxus (Natt.)* erkundigt und ihn den Indianern so genau als möglich beschrieben, worauf sie mich auch versicherten, sie kennten den Fisch, der in kleinen Sümpfen und Waldflüsschen lebe; statt des *Lepidosiren* brachten sie mir aber immer zwei andere aalartige Fische, den *Sternopygus virescens (Müll. Trosch.)* und *St. lineatus (Müll. Trosch)*, welche die Colonisten «*Snakefish*, Schlangenfisch» nannten. Bei dieser Gelegenheit erzählten mir die Indianer auch viel von einem Thiere, das sie *Anaka-pataima*, Schlange mit zwei Händen nannten; es sollte drei bis vier Fuss lang, von brauner Farbe sein, in Sümpfen leben und nur des Nachts seiner Nahrung, die in Fröschen und Insecten bestände, nachgehen. Ferner sollte sich in dem Walde bei *Kuamuta* ein äusserst giftiges und sonderbares Thier aufhalten, das sie mir nicht schrecklich genug beschreiben konnten. Eines Tages brachte man mir vorsichtig, zwischen zwei Stücken Holz gequetscht, dieses fürchterliche Geschöpf, das weiter nichts, als der unschuldige Laternenträger *(Fulgora Laternaria)* war.

Nach einem viertägigen Aufenthalt hatte ich mich wieder so weit erholt, dass ich meine Reise fortsetzen konnte. Ich verliess daher *Kuamuta* und das Gebiet der

Caraïben wieder. Der Strom brachte uns bald nach der Mündung des *Arapiacro*, wo ich aber meinen Freund Blackburn nicht mehr fand; — er hatte die Leitung der Plantage *Caledonia* am untern *Pomeroon* übernommen. Da ich auf jeden Fall wieder hierher zurückkehren musste, liess ich mir von dem alten Neger, der die Aufsicht über das unbewohnte Gebäude führte, die Schlüssel zu demselben geben, und breitete in den obern Zimmern meine Sammlungen aus.

Den folgenden Morgen fuhr ich weiter stromabwärts. Die Ufervegetation wurde nach und nach immer einförmiger, und nur selten entdeckte das Auge etwas Neues; unter diesem Wenigen befand sich aber eine neue Species *Siphonia*, *Siphonia Schomburgkii (Kl.)*. Der Baum besass das *Gummi* in einer wahren Ueberfülle, und Herr Doctor Klotzsch versicherte, dass er dieses noch bei keiner Species in solcher Menge vorgefunden. Sollte das Mehr oder Weniger der Absonderung vielleicht von den Entwickelungsperioden des Baumes abhängig sein? Der Baum befand sich nicht allein im vollen Triebe, sondern war auch mit Blüthen bedeckt.

Gegen Untergang der Sonne erreichten wir die aufgegebene Plantage *Caledonia*, die von Herrn Blackburn nur noch wegen einer ausgedehnten Pisangfläche übernommen worden war. Der wilde Zustand, in der ich sie schon vor zwei Jahren fand, hatte sich während dieser Zeit natürlich noch vielfach gesteigert. Die Mosquitos lehrten uns diese Nacht ziemlich handgreiflich, dass wir uns wieder in der Nähe der Küste befanden. An dem früher so bebauten *Pomeroon* befanden sich nur noch drei Plantagen: *Dumbarton Castle*, *Caledonia* und *Land of Promise*, die ebenfalls eingehen werden, um wahrscheinlich einer Negercolonie Platz zu machen.

Etwa 25 Miles von der Mündung hatte das Wasser bereits wieder einen salzigen Beigeschmack angenommen, wie die bisher klaren Wellen auch in eine thonige, schmutzige Milchfarbe übergegangen waren, die der Ocean, in Folge des thonigen und schlammigen Strandes, mehre Miles seeeinwärts besitzt. Mit dem Geschmack und der Farbe des Flusses hatte sich auch die Ufervegetation wie mit einem Zauberschlag verändert, und aus den schattigen *Rhizophora*- und *Curida*-Büscher hörte man, als wir dem Ufer entlang fuhren, das schauerliche Gesumme der Mosquitoschwärme. Wir erreichten die Mündung des *Wakapau*, der während der Regenzeit vermittelst eines *Itabbos* eine Wasserstrasse nach dem *Manwariny* und *Morocco* bildet. Der Wasserstand war jetzt zu niedrig, um diese zu verfolgen. Herr Mc Clindock und seine Gemahlin hiessen mich auf das herzlichste willkommen. Nach einem Brief des Herrn Fryer, den ich hier vorfand, war mein Bruder noch nicht in *Georgetown* angekommen, und ich konnte daher meine Reise weiter fortsetzen, um die in meinen Sendungen lebender Orchideen entstandenen Lücken wenigsten in etwas auszufüllen.

Ein interessantes Bild gewährte das rege Leben, dass sich während des Krabbenfanges in der unmittelbaren Nähe der Küste entwickelt. August und September sind die Monate, in welchen die Landkrabben (*Gecarcinus ruricola* und *Uca una*) aus den Morästen dem Meere zueilen, um ihre Eier abzulegen. Hunderte von Corials, gefüllt mit Indianern, zeigen sich dann bis tief aus dem Innern an der Küste, um die unzähligen Thiere in grossen, runden, aus Palmenwedeln geflochtenen Körben zu sammeln, und mit diesem, ihrem Lieblingsessen nach ihren entfernten Niederlassungen zurückzukehren, wo sie die Thiere noch eine Zeitlang in süssem Wasser lebend erhalten können. Im Februar sieht man die Krabben ebenfalls aus ihren Löchern kommen, und dieses scheint die Zeit ihrer Befruchtung zu sein. Die Männchen fangen an, ihre schöne Farbe und ihren Wohlgeschmack zu verlieren, werden mager, und eine unangenehme, bittere, flüssige Materie füllt den ganzen Körper, die sich nach der Begattungszeit wieder verliert, von wo sie dann wieder nach und nach fetter werden. Gegen Ende Juli nehmen die Krabben wieder zu, und bereiten sich zur Ablegung ihrer Schale vor. Zu dem Ende füllen sie ihre Löcher mit Grashalmen und Blättern, begeben sich dann hinein, verstopfen den Zugang und bleiben ohne Bewegung, bis die alte Schale durch eine neue ersetzt worden ist. Wie lange dieser Zustand währt, lässt sich nicht genau bestimmen. Nach dieser Periode ist die Krabbe am schmackhaftesten. Wie die Indianer, so zieht der August und September auch mehre Vierfüssler unmittelbar nach der Küste, namentlich den Waschbär (*Procyon cancrivorus*), *Crabdog* der Colonisten, *Ogkia* der *Warraus*, der die Krabben eben so schmackhaft findet, wie die Indianer. Er kommt nur in der Küstenregion vor; die *Macusis* kannten ihn gar nicht. So wie er eine Krabbe gefangen, beisst er ihr zuvörderst die Scheeren ab, um die Beute ruhig verzehren zu können. Wenn man behauptet, dass der *Procyon cancrivorus* seinen Frass nicht in das Wasser tauche, so ist dies ein Irrthum, da ich keinen der vielen zahmen Waschbären, die ich in fast jeder Niederlassung der Küste fand, etwas verzehren sah, das er nicht vorher in Wasser getaucht hätte. Es sind geschickte Kletterer, die zugleich mit Leichtigkeit von Ast zu Ast springen. Auf dem Boden besteht ihr schneller Lauf meist in weiten Sätzen, die sie aber immer in schiefer Richtung ausführen. An der Küste soll noch eine zweite Species vorkommen, die in der Zeichnung wesentlich von dem *Pr. cancrivorus* abweicht; doch weder mein Bruder, noch ich habe ein Exemplar zu Gesicht bekommen; dem Federvieh der Plantagen sind sie keineswegs die friedlichsten Nachbarn.

Auffallend ist an der Küste zwischen dem *Waini* und *Demerara* die verschiedene Höhe der Fluth. Während diese an dem *Demerara* 10 Fuss beträgt, steigt sie am *Pomeroon* nur 8, am *Waini* sogar nur 4 Fuss. Diese geringe Fluthhöhe wird allgemein der Mündung des *Orinoko* zugeschrieben, die ihre Wogen mit sol-

cher Gewalt dem Ocean zuführt, dass durch sie die Steigung der Fluth in ihrer Nähe zurückgehalten wird. Da mir noch Zeit blieb, so fasste ich den Entschluss, auf dem *Morocco* und dem *Itabbo* nach dem *Waini* zu gehen, diesen bis zur Mündung des *Barama* zu verfolgen und auf dem *Barama* bis zu der Stelle aufwärts zu steigen, wo ihn mein Bruder bei seiner Reise nach dem *Cuyuni* berührte, um dann nach der Mündung des *Waini* zurückzukehren, und noch einmal bis zum *Orinoko* vorzudringen.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft bei Herrn Ma Clindock verliess ich in seiner Begleitung die Station, um die Mündung des *Morocco*, die etwa 7 Miles westlich von der des *Pomeroon* liegt, zu erreichen. Eine heftige Böe mit Gewitterregen, die uns auf der offenen See überraschte, der wir wegen der wilden Brandung hatten zusteuern müssen, hätte uns bald in das tiefe Meer begraben. Nachdem wir 11 Miles zwischen den sumpfigen Ufern des *Morocco* aufwärts gefahren, erreichten wir auf dem östlichen oder rechten Ufer die Mündung des *Manwariny*, von wo sich der Lauf des Hauptflusses mehr gegen W. bei N. wendet. Etwas weiter aufwärts vereinigt sich an demselben Ufer von S.W. her der *Haimura-cabara* mit ihm. Jenseits der Mündung des *Para* wendet sich auch der *Morocco* plötzlich gegen N. und beschreibt in seinem Laufe ziemlich einen Halbkreis. Mehre Miles aufwärts mündet sich am linken Ufer der *Waracabara*. Jenseits der Mündung erheben sich in unregelmässigen Zwischenräumen und verschiedenen Höhen jene schon früher erwähnten, von spanischen Indianern bewohnten Hügel.

Herr Collins hatte nicht nur eine neue grosse Kirche, sondern auch selbst eine neue Wohnung erhalten, in der er uns mit der an ihm gewohnten Herzlichkeit und Jovialität empfing. Da mich der geistliche Herr durchaus mehre Tage bei sich zurückhielt, so untersuchte ich zugleich die Hügel, so weit es mir möglich war. Sie bestanden durchgängig aus Sand, Lehm, Conglomeraten von Kieseln und Gneis und grossen Massen gebrannten Lehmes mit Eisenerz versetzt, den unzweifelhaften Erzeugnissen der ungeheuren Waldbrände, von denen die Küste zwischen dem *Pomeroon*, *Mahaiconie*, *Abary* und *Morocco* so oft heimgesucht worden ist. Die Brände entstehen meist in Folge der Aufhäufung der ungeheuren Massen vegetabilischer Ueberreste, die bei anhaltender Dürrung bald die Endzündbarkeit des Zunders annehmen. Diese fürchterlichen Brände vernichten die Fruchtbarkeit des Bodens meist auf mehre Jahre. Auf einem dieser Hügel wurden mir auch die Ruinen der Wohnung des Herrn Hillhouse gezeigt, der mehre Jahre unter den Indianern gelebt, und nächst Dr. Hancock England die ersten geographischen Berichte über Britisch-Guiana gegeben hat, wodurch er die mittelbare Veranlassung zu den Reisen meines Bruders wurde.

Da Herr Ma Clindock mir die Ruderer, die uns hierher gebracht, nicht über-

lassen konnte, mir aber auch keiner der Bewohner *Moroccos* folgen wollte, so setzte ich mit Stöckle und meinem Farbigen, nach einem viertägigem Aufenthalt, die Reise den Fluss aufwärts allein fort, um mir in der ersten *Warrau*-Niederlassung einige Leute zu miethen. Beide Ufer waren fast ausschliesslich mit der schönen, weissblühenden *Calyptranthes obtusa (Benth.)* bestanden. An einzelnen Stellen trat der baumartige Strauch wirklich auch als Baum von 30 Fuss Höhe auf. Das Holz besitzt eine ungemeine Härte und ist in Guiana unter dem Namen *Cowaco* bekannt.

Als wir den *Itabbo* erreicht, erkannte ich ihn fast nicht wieder, da seine Umgebungen ein ganz anderes Kleid angezogen hatten. Die grosse Wasserfläche, aus der sich bei meinem ersten Besuche hier und da Gesträuchgruppen, grössere und kleinere Oasen, sowie *Mauritia*-Palmen erhoben, war ebenso, wie die reizenden Blüthen der *Crinums* verschwunden, nur Schneidegräser und Farrn, namentlich *Blechnum angustifolium*, *Aspidium gongylodes*, und die weissblühende *Rhynchanthera dichotoma* deckten die dürre Fläche, ein dichter Filz von *Nymphäen*-Blättern den spärlichen Wasserspiegel des *Itabbo*, so dass wir nur unter der äussersten Anstrengung eine Bahn durch denselben brechen konnten. Das Thermometer zeigte dabei 89° im Schatten. Triefend von Schweiss und ermattet erreichten wir jene romantisch gelegene, mit herrlichen Fruchtbäumen umgebene Niederlassung, die ich auf meiner Rückkehr vom *Orinoko* für die Missionsstation *Morocco* hielt. Alles war öde und still im Dorfe, kein lebender Bewohner in ihm zu finden, sonst aber alles noch in demselben Zustande, wie ich es damals verlassen; — die Teller, Flaschen, Gläser u. s. w. in der Hütte des verstorbenen Häuptlings nur mit einem noch dickeren Staubüberzug bedeckt, obschon wir deutliche Spuren vorfanden, dass das Dorf noch bewohnt wurde. Schon wollten wir unsere Hängematten aufhängen, als wir unsere Füsse und Beinkleider mit Tausenden von Sandflöhen bedeckt sahen, die uns die eiligste Flucht ergreifen hiessen.

An der Mündung des kleinen Waldflusses *Kuamuta*, der sich in den *Itabbo* ergoss, fanden wir einen Indianer, der uns mittheilte, dass sich in dem Walde an dem Ufer des *Creeks* mehre *Warrau*-Niederlassungen befänden. Die zahllosen Baumstämme, die über und in das Flüsschen gefallen waren, machten es bald unmöglich, mit unserem grossen Corial den *Kuamuta* weiter aufwärts zu fahren, weshalb der Indianer nach dem Dorfe gleiches Namens vorauseilte, und bald sahen wir den Häuptling des Dorfes mit mehren Corials bei uns ankommen. Der Häuptling Henry ist bei allen Colonisten des *Pomeroon* bekannt. Als ich ihm meine Absicht mittheilte, mir einige Ruderer unter seinen Unterthanen zu miethen, war er damit ganz zufrieden, meinte aber, unter vier Tagen sei dies nicht möglich, da eben ein Bewohner des Dorfes gestorben und mir keiner seiner Leute vor dem, nach dem Begräbniss stattfindenden Trinkfest folgen würde. Nothgedrungen musste ich mich

in das Unvermeidliche fügen. Meine Sachen wurden in die kleinen Corials geladen und bald hatten wir zwischen einem wahren Labyrinthe über und durcheinander gestürzter Bäume das Dorf erreicht, welches ebenfalls von grossen Bambussträuchen umstanden war. Die *Warraus* wie die *Caraiben* nennen den Bambus *Kuamuta*, wovon sowohl das Dorf, als der Fluss den Namen führte. Das Dorf zählte 16 Hütten und gegen 100 Einwohner. Das wilde Klagegeheul, welches mir aus einer der Hütten entgegenschallte, gab mir diese als Trauerhaus zu erkennen. Mehre Indianer gruben eben das Grab. Noch lag der Todte in seiner Hängematte. Als das Grab beendet, wurde der Leichnam in diese eingewickelt, und in sitzender Stellung in dasselbe gebracht, alle seine Habseligkeiten und Waffen, so wie Brod, Früchte und getrocknete Fische, um die Leiche herumgeschichtet, sein treuer Jagdhund erschlagen und neben ihn gelegt, worauf man die Grube zuschüttete. Als dies bis zur Hälfte geschehen, sprang die Wittwe und die Schwestern des Verstorbenen in dasselbe hinab und stampften die neu hinzugeworfene Erde unter ununterbrochenem Wehgeheul fest. Auf dem kleinen Hügel wurde ein Feuer angezündet, das mehre Tage unterhalten wurde, und um das sich die Wittwe und die Verwandtinnen setzten. Während ihres ergreifenden Klagegeheuls sah ich sie keine Thräne vergiessen. Dass auch die *Warraus* von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt sind, habe ich schon früher angegeben.

Kurz nach der Beerdigung begaben sich alle übrigen Weiber nach dem Provisionsfelde und kehrten mit grossen Lasten Cassadawurzeln und *Bataten* zurück, die nun auf das schleunigste in Brod verwandelt und zum *Paiwari* vorbereitet wurden. Ein grosses Corial, das ausser dem gewöhnlichen *Paiwari*-Trog noch als Behälter des unsauberen Getränkes diente, fasste mit letzterem wenigstens 600 Gallonen. Weder die Wittwe noch die Verwandten nahmen an diesen Vorbereitungen Theil, sondern sassen im Kreise um das Grab und brachen immer von neuem in ihre Klagegesänge aus, die ungefähr folgenden Inhalt hatten:

Warum hast du dein Weib, deine Kinder, deine Freunde verlassen, die dich alle so herzlich geliebt? Warum bist du von deinem Hause, deinem Felde gegangen, auf dem die *Yams*, *Cassada* so reichlich gediehen? Wer soll mir jetzt *Aguti* und Affen jagen, wer mir Fische, wer mir Schildkröten fangen?

Die letzte Strophe wurde mit herzzerschneidender Stimme, die folgenden in einem mehr klagenden und flehenden Tone gesungen:

O Jawahu, du hast ihn mit Gewalt von uns genommen, er wäre sonst nimmer von seinem Felde, von den Seinen gegangen!

Bringe ihn zu seinen Freunden, die du uns vor ihm geraubt, damit er *Aguti* und Affen kann jagen, damit er *Yams*, *Cassada* auch findet.

Wer soll mir *Aguti*, wer Affen jagen, wer mir Fische, wer mir Schildkröten fangen?

Den zweiten Tag nach dem Begräbniss verliess der Häuptling mit den ältesten Leuten festlich geschmückt das Dorf, um die Nachbarn zum Feste einzuladen, während der *Hoho-hit* schon unter einem wahrhaft sinnbetäubenden Lärm mit seinen Schülern die Musikstücke einübte. Unter den Instrumenten lernte ich auch ein neues kennen, das aus gebranntem Thon bestand, hohl war, und eine eigenthümliche Form hatte, die einer 8 ähnelte; beide Enden waren offen, und an dem einen befand sich eine Art Mundstück. Der Ton hatte die grösste Aehnlichkeit mit den Feuerhörnern unserer Nachtwächter.

In festlichem Schmuck kamen am folgenden Morgen die theilweis mit einem kattunenen Hemde bekleideten Indianer an, und alle die Scenen, die ich schon so oft erlebt, erneuten sich wieder vor meinen Augen. Da die *Warraus* ihre Trinkfeste bereits am Vormittag beginnen, so verlor ich wenigsten dadurch meinen Schlaf nicht. Um so greller contrastirte gegen diese wilde Lust das Klagegeheul der Wittwe und der Verwandten. Schon am Nachmittag brachen unter den trunkenen Weibern die heissesten Kämpfe aus, bei denen die Nägel und Zähne zu blutigen Waffen wurden. So lange die Männer noch in dem Besitz ihres Verstandes waren, brachten sie die betrunkenen Furien dadurch auseinander, dass sie sie fest in ihre Hängematten schnürten, und sie dann ihre Wuth in Schimpfen und Schreien austoben liessen.

Ein eigenthümlicher Gebrauch unter den *Warraus* ist, dass die hinterlassene Wittwe und Kinder das Eigenthum des Bruders oder nächsten Verwandten werden. Verwirft die Wittwe diese, so rächen sich die aufgebrachten Blutsverwandten dadurch, dass sie in die Hütte der Frau dringen und sie auf das Härteste durchprügeln, wodurch sie die Freiheit erhält, mit dem zu leben, den sie sich auserwählt hat.

Unter den vielen gezähmten Thieren, als Affen, Papageien und hühnerartigen Vögeln, war mir ein gezähmter Vielfrass *(Gulo vittatus)* das interessanteste. Um das junge Federvieh vor seiner Mordlust zu schützen, hatte man ihn angelegt. Seine Nahrung bestand in Fleisch, Fischen, rohen Früchten und gekochten *Yams*. Der *Gulo Allamanda* hält sich ebenfalls an der Küste auf und weicht nur in der Färbung von dem *vittatus* ab. Der Pelz des Rückens ist dunkelschwarz, welche Farbe durch die weissen Endspitzen der Haare eine mehr gemischte Färbung erhält. Die Schnautze, Unterkinnlade, Kehle und ein Theil des Leibes dagegen sind glänzend schwarz. Ein weisslicher Streif zieht sich zwischen den Augen bis über die Ohren und die Seiten des Halses hin. In gezähmtem Zustande sollen sie eine förmliche Aversion gegen das Wasser zeigen.

In Begleitung von drei *Warraus*, von denen einer leidlich englisch sprach,

verliess ich *Kuamuta* den 7. October und setzte meine Reise auf dem *Itabbo* fort. Der Wasserstand war so seicht geworden, dass wir das Boot meistentheils fortschieben mussten, was bei einer Hitze von 88° Fahrenh. im Schatten mehr als ermüdete. *Calyptranthes obtusa* umsäumte auch hier noch die Oasen. Endlich hatten wir den *Kamwata* und bald darauf den *Barabara* erreicht, der zwischen einem grünen Waldesdunkel hinfloss, das nur an einzelnen Stellen von den Strahlen der Sonne durchbrochen werden konnte. Ich war in das Bereich der Orchideen getreten, denn bald lachten mir von Stämmen und Aesten der riesigen Bäume die phantastischen Blüthen der *Maxillarien*, *Oncidien*, *Pleurothallis*, des *Zypopetalum* u. s. w. entgegen, unter denen weder das niedliche, weissblühende *Ornithidium album (Hook.)*, noch der schöne *Coryanthes* fehlte. Unter dieser wechselnden Blüthenfülle fuhren wir in den *Beara* ein, an dessen linkem Ufer wir mehre Reisehütten fanden, die wir herzlich willkommen hiessen, da wir aus der Erfahrung wussten, wie schwer es hielt, hier eine trockene Stelle zum Uebernachten zu finden. Die Hütten waren auf einer Plattform, mehre Fuss über dem Boden erbaut. Als wir mit den Vorrichtungen zu unserm Nachtquartier beschäftigt waren, zog eine zahllose Heerde des *Cassicus viridis (Vieill.)* durch die Bäume in geschwätzigem und lärmendem Treiben über uns hin. Auch nach der Brütezeit halten diese Vögel zusammen und durchziehen die Wälder, nach Früchten suchend. Aus dem festen Schlaf erweckten mich die zauberhaften Töne des *Cyphorhinus cantans*, die in allen Büschen ihren Widerhall fanden. Es war, als wollten sie einander zurufen, dass jetzt der junge Tag erwache, und dass jetzt auch ihr Tagewerk beginne. Bei Anbruch des Tages fanden wir uns zu unserm Erstaunen völlig von Wasser umgeben, das den Boden unserer Hütte erreicht hatte; so mächtig wirkte die Fluth selbst noch in einer geraden Entfernung von 15 geographischen Meilen von der Mündung des *Waini*. Die eintretende Ebbe führte uns zwischen dem majestätischen Palmenwalde schnell den *Beara* hinab, dem *Barimani* und *Waini* zu. Die Wellen des *Waini* waren bei der Vereinigung mit dem *Barimani* noch so mit Seewasser versetzt, dass wir es nicht geniessen konnten, und *Mangroven* und *Curida*-Gebüsche bildeten daher auch die Ufervegetation.

Als wir uns bei Sonnenuntergang an dem stromaufwärts verfolgten *Waini* immer noch vergeblich nach einem trockenen Plätzchen zum Nachtlager umgesehen, fuhren wir endlich am rechten Ufer in einen der vielen kleinen *Creeks* ein, auf dessen erhöhten Ufern wir nach einiger Zeit auch eine passende und trockene Stelle fanden. Die Nacht war eine der qualvollsten, die ich in Guiana durchlebt, da die dichten Schwärme Mosquitos meine Begleiter und mich bis zur Verzweiflung peinigten. An ein Niederlegen war gar nicht zu denken, ja selbst der Rauch, in den wir uns durch Auflegen von grünem Holze auf das Feuer einhüllten, konnte die

blutdürstigen Peiniger nicht zurückscheuchen. Unser ganzer Körper war am Morgen zerstochen und geschwollen.

Die Ufer des *Waini* behielten auch heute ihren monotonen Charakter bei. Im Verlauf des Vormittags fuhren wir an der Mündung des *Moribo* vorüber, der, wie bekannt, eine treffliche Verbindungsstrasse mit dem *Barima* bildet. Etwa vier Miles weiter aufwärts vereinigte sich auf dem östlichen Ufer der *Canyaballi* und zwei Miles weiter, auf demselben Ufer, der grosse *Canyaballi* mit dem *Waini*, während der *Barama* diesem von W. her zuströmt, den wir nun verfolgten. Die Breite der Mündung des *Barama* betrug 150 Fuss. Während seines Laufes theilt der *Barama* den Isthmus zwischen dem *Barima* und *Waini* in zwei fast gleiche Theile. Das Wasser hatte jetzt seinen salzigen Beigeschmack verloren, das *Curida*-Gebüsch verschwand nach und nach und machte wieder einer wechselnden Vegetation Raum, die sich auch längs den Ufern des sich von S.W. her in den *Barama* ergiessenden *Waiwa* hinzog. Der *Waini* wird von *Warraus*, der *Waiwa* von *Akawais* bewohnt. Die Ufer des *Barama* erreichten bald eine Höhe von 6 Fuss. An den Sandbänken, die der *Barama* gewöhnlich in seinen vielen Krümmungen bildete, hatten immer eine Menge der interessanten *Triplaris americana (Lin.)*, deren Gefährlichkeit ich bald schmerzhaft kennen lernen sollte, ihren Standort genommen. In mancher Hinsicht ähnelt der Baum vielfach der *Cecropia peltata*, und erreicht oft eine Höhe von 60 — 80 Fuss. Der Baum hat bisher immer noch keine erschöpfende Beschreibung gefunden, da weder Aublet noch Jacquin seine interessanten *Bracteen* erwähnen. Der Kelch der männlichen Blüthe ist sechstheilig, nicht aber wie jene Botaniker angeben, dreiseitig, wonach ich schliessen muss, dass beide die männliche Blüthe nicht sahen, und ohne Zögern nach der weiblichen Blüthe beschrieben. Merkwürdigerweise erwähnen sie eben so wenig die starke Pubescenz innerhalb des Kelches beider Geschlechter.*) Die männlichen Blüthen vertrocknen schon am zweiten Tage, dasselbe ist mit den Petalis der weiblichen Blüthe der Fall, während die Segmente des Kelches fortwachsen und in ihrem Wachsthum aus dem Grün in das Roth übergehen. Die Früchte, welche der röhrenförmige Kelch beschützt, überragen sie wenigstens um das Vierfache ihrer Grösse, und geben ihnen dadurch ganz die Gestalt eines Federballs. Als ich den Baum zum erstenmal sah, glaubte ich ihn mit weissen, grünen und rothen Blüthen bedeckt, zwischen denen die grünen Blätter des Baumes kaum bemerkbar waren. Die eigenthümliche innere Struktur des Stammes und der Aeste macht den Baum zu einem der gefährlichsten. Diese sind vollkommen hohl, und werden nur von gleich weit von einander entfernten,

*) Vergleiche Robert Schomburgk: *On the Ant Tree of Guiana* (*Triplaris americana*). *Annals of Natural History Vol.* I *Pag.* 264.

horizontalen Scheidewänden durchgesetzt, worin er der *Cecropia peltata* ebenfalls ähnelt. Diese Zwischenräume hat sich eine der bösartigsten Ameisen *(Cryptocerus)* von gelbbrauner Färbung und langgestrecktem Wuchse zur Wohnung gewählt, die die schmerzhaftesten Stiche beibringt Die Antennen befinden sich in der Mitte des hervorstehenden Theils des Kopfes, die Mandibeln sind dreieckig; wie die ganze Gattung der *Cryptoceren* braucht sie diese nur zum Festhalten der Gegenstände, die sie dann mit dem dem behaarten After eigenen Stachel verwundet.

Unbekannt mit der innern Struktur des Baumes und seinen gefährlichen Bewohnern, war ich, ungeachtet der warnenden Gestikulationen meiner *Warraus* bemüht, einen der Aeste desselben abzubrechen, als Tausende dieser Insecten aus den kleinen, runden Oeffnungen, die sie immer zwischen je zwei der Scheidewände einfressen, hervorstürzten, mich förmlich bedeckten, in der äussersten Erbitterung mit ihren Zangen meine Haut packten, dabei eine weisse Flüssigkeit ausbrachen, und ihre gefährliche Waffe in meine Muskeln eingruben. Doch nicht allein die Zahl, welche in dem abgebrochenen Zweige hauste, hatten wir jetzt in unserem Corial, sondern Tausende stürzten noch aus der Oeffnung des abgebrochenen Zweiges in dieses herab, da die Erschütterung des Baumes die ganze Colonie in Aufregung versetzt hatte. Mit einigen kräftigen Ruderschlägen befand sich das Boot ausserhalb des Bereiches des Baumes, und im nächsten Augenblick die ganze Bemannung im Wasser, da wir uns nur so vor den wüthenden Angriffen retten konnten. Selbst einige zahme Affen und Papageien blieben von ihnen nicht verschont. Die ersteren rissen sich unter wilden Sprüngen von ihren Banden los, und sprangen uns in den Fluss nach, obschon sie zu den wasserscheuesten Thieren gehören. Nächst dem Stich der *Ponera clavata* gehört der dieser gelbbraunen Species zu den schmerzhaftesten. Die Geschwulst, die Entzündung und der Schmerz blieben noch mehre Tage sichtbar und fühlbar. Die *Warraus* nennen den Baum *Ipuahari*, was soviel als Ameisenbaum bedeutet. Bei den *Arawaaks* heisst er *Jacuna*, die Ameise selbst *Jacuna sae*; bei den *Caraiben*, *Itassi*, während ihm die Colonisten, wegen seines schlanken Wuchses, den Namen »*long John*« biegelegt haben. Nachdem wir mit vieler Mühe und unter manchem schmerzhaften Stich das Boot gereinigt, setzten wir unsere Fahrt fort. Ich muss gestehen, es überlief mich allemal ein heimlicher Schauer, sobald wir einem solchen Baume begegneten.

Je weiter wir den Fluss aufwärts verfolgten, um so höher wurden auch die Ufer, um so mehr steigerte sich die Strömung, um so üppiger zeigte sich die Vegetation. Nach den durch die Uferstürze freigelegten Stellen bestanden die Ufer aus einer 3—4 Fuss hohen Schicht Dammerde, die auf einem röthlichen Thon lagerte, welcher nach und nach in eine rein weisse und grünliche Färbung überging, und dem

dann bis zum Wasserspiegel ein mächtiges Sandlager folgte. Die riesigen *Mora*-Bäume waren förmlich mit Orchideen, Tillandsien, Farrn, üppigen *Aroideen* deren Wurzeln gleich Schiffstauen in schnurgerader Richtung bis zum Wasser herabhingen, bedeckt. Viele dieser Wurzeln hatten eine Länge von 50 — 60 Fuss. Zu ihnen gesellten sich noch *Bignonien*, *Passifloren*, *Aristolochien*, indessen am Ufersaum die *Cuphea Melvilla (Lindl.)* mit ihren grossen, schöngefärbten Blüthen geschmückt, in noch nie gesehener Ueppigkeit wucherte. Ein herrlicher *Strychnos* mit grossen lederartigen, glänzenden Blättern und wohlriechenden Blüthen, fesselte meine Aufmerksamkeit. Er war neu und ich nannte ihn dem berühmten Chemiker Mitscherlich zu Ehren, *Strychnos Mitscherlichii.**) Die *Cassia latifolia (W. Meyer)*, deren grosse Blüthen grösstentheils wie bei *Theobroma* unmittelbar aus der Rinde des Stammes und der Zweige hervorbrachen, zog mein Interesse in gleichem Masse auf sich. Die so zierlich geformten, weissen, aromatischen Blüthen des *Mimusops Sieberi (Dec.)* durchdufteten die Luft. Die süsslichen Früchte dieser *Sapotacea*, die über ganz Britisch-Guiana verbreitet zu sein scheint, werden leidenschaftlich gern von den Indianern gegessen. Während der Reife scheuen sie Entfernungen von 2 — 3 Tagereisen nicht, um sich in Besitz dieser Lieblingsfrucht zu setzen. Leider werden die oft unersteigbaren Bäume bei der Erndte umgehauen, was sie sehr vermindern muss. Eine eben so interessante botanische Entdeckung wurde mir durch eine *Caesalpinica* und zwar durch zwei neue Species der so interessanten Gattung *Cynometra*, *Cynometra Schomburgkiana (Klotzsch)* und *C. guianensis (Klotzsch)*. Die Belaubung der niedlichen Bäume wurde förmlich unter der weissen, wohlriechenden Blüthenfülle begraben.

Die Ufer des sich unter beständigen Schlangenkrümmungen hinziehenden Flussbettes hatten bald eine Höhe von 20 Fuss erreicht, die aber in Folge der Unterwaschungen an vielen Stellen zusammengestürzt waren und ihre ganze Vegetation in den Fluss geschleudert hatten. An einzelnen Punkten drohte diese Catastrophe mit jedem Augenblick hereinzubrechen. Mit dieser Höhe der Ufer traten in dem Bette auch grosse Sandsteinmassen auf, die das Wasser schwammartig ausgespült hatte.

So war der 15. October herangekommen, der 11. Tag, seitdem wir *Ruamuta*

---

*) *Strychnos Mitscherlichii Rich. Schomb. Flores terni sessiles bracteis suffulti. Calycis laciniis ovatis brevibus subobtusis margine ciliatis. Corollae tubo brevi extus granuloso-puberulo 5 fido, laciniis crassis aestivatione valvatis basi paululum albido-barbatis, tubus intus sparsim nivco-villosus. Antherae albidae biloculares sessiles, oblongae, apiculatae inclusae infra limbum insertae.*

Ovarium biloculare: loculis multiovulatis. Pericarpium crassum.

verlassen, seitdem wir weder eine menschliche Wohnung angetroffen, noch ein menschliches Wesen gesehen hatten. Unsere Provisionen waren verzehrt, und doch wollte ich heute einen Festtag feiern, den ich voriges Jahr in *Torong-Yauwise* unter einer so zahlreichen Indianergesellschaft begangen, an dem ich das Wohl meines Königs noch in vaterländischem Weine hatte ausbringen können. Heute konnte ich es nur in den klaren Quellen des *Barama* trinken. Spät am Abend begegneten uns noch drei Borkkähne mit *Akawais*, die eine Reise nach dem *Waini* unternahmen, und von denen ich mir, um den heutigen Tag doch in etwas zu verherrlichen, zwei Landschildkröten eintauschte, die in unserm Bivouak zubereitet werden sollten. Von den *Akawais* hörte ich, dass wir erst nach vier Tagen eine Niederlassung erreichen würden.

Die Nacht verbrachten wir in einer jener Reisehütten. Ich hatte meine beiden zahmen Affen auf dem Dache derselben befestigt und sass eben im Innern mit dem Einlegen der heute gesammelten Pflanzen beschäftigt, als jene draussen ein gar jämmerliches Angstgeschrei erhoben. Beim Heraustreten bemerkte ich sogleich den Grund der Noth. Eine jener furchtbaren Labarischlangen (*Trigonocephalus atrox*) war eben aus der Palmenbedachung hervorgekrochen, und starrte die Affen unbeweglich an. Die geängstigten Thiere kannten und fühlten die Gefahr vollkommen, die ihnen drohte. Selbst als ich ihnen die Schlange als Leiche entgegenhielt, zeigten die armen Thiere noch die äusserste Furcht.

Mit Einbruch der Nacht und während derselben hörten wir im *Barama* sehr häufig die ebenfalls höchst eigenthümliche Stimme eines andern Laubfrosches (*Hyla palmata Daud.*), der nach dieser von den Colonisten, Farbigen und Indianern «*the paddler*» (der Ruderer) genannt wird. Die Stimme, die der Frosch in tactmässigen, kurzen Intervallen erschallen lässt, ist dem Geräusch, das durch das Einsetzen der Ruder hervorgerufen wird, so ähnlich, dass wir häufig genug getäuscht wurden. Die Ruderer berühren bei jedem Ruderschlag zugleich mit dem Stiele des Ruders den Rand des Corials, wodurch ein eigenthümlicher, hohler Ton hervorgebracht wird, und mag nun das Corial 6 — 8 oder 10 Ruderer besitzen, so hört man doch nur immer einen sich schnell wiederholenden, tactmässigen Schlag. An diesem Geräusch, erkennt man, besonders während der Nacht, schon in weiter Ferne die Ankunft eines Fahrzeuges. Der Lieblingsaufenthalt dieses Frosches ist das unmittelbar über der Oberfläche des Flussspiegels hinhängende Gebüsch. Wird er verfolgt, so springt er in das Wasser, verlässt dasselbe aber sogleich wieder, und klettert von neuem an dem Ufer oder den Zweigen, die das Wasser berühren, empor.

Am nächsten Morgen kam der Fluss aus einer mehr nordöstlichen Richtung, wobei sich auf seinem rechten Ufer mehre isolirte, dichtbewaldete Hügel erhoben. Die *Warraus* nannten sie *Lalempo*. Eine Tagereise weiter, und wir hatten die

die erste *Akawai*-Niederlassung, *Pirisana* mit ungefähr 30 Bewohnern erreicht. Die Männer befanden sich grösstentheils auf Handelsreisen abwesend. Etwa eine halbe Mile weiter aufwärts lag, auf dem entgegengesetzten Ufer, die *Caraiben*-Niederlassung *Cariacu*, der Punkt, wo mein Bruder auf seiner Fussreise von *Manari* aus den *Barama* erreichte. Wir hielten uns nur so lange in *Pirisana* auf, um unsern Hunger mit frischem Cassadabrod zu stillen, und fuhren dann nach *Cariacu*. Das linke Ufer, auf welchem das Dorf stand, war so steil, dass wir nur auf einer rohen Leiter zu jenem gelangen konnten. Auch hier fand ich nur den Häuptling und die weibliche Bevölkerung anwesend. Der erste war ein verständiger und intelligenter Mann, der mir freundlich entgegen kam, und mir die grösste der Hütten zu meiner Wohnung anwies. Der *Barama* hatte immer noch eine Breite von 60 Yards, dessen ungeachtet behauptete mein Wirth, dass ich wegen der vielen umgestürzten Bäume und Stromschnellen mit meinem Boote nicht weiter würde vordringen können, da er von jetzt an nur mit Borkkähnen zu befahren sei, die wegen ihrer Leichtigkeit ohne viele Mühe über diese Hindernisse hinwegzuschaffen seien. Die reizende *Brownea* wucherte hier in einer Fülle, wie wir sie nur irgend an den Ufern des *Barima* getroffen. Unter den Bewohnern des nahen Waldes, stiess mir besonders zahlreich die grosse Eidechse, *Podinema Teguixin (Wagl)*., der *Salompenter* der Colonisten auf, deren Fleisch viel Aehnlichkeit mit dem der *Iguana* hat. Es ist ein äusserst schüchternes und flüchtiges Thier. Sitzt es still, so hebt es gewöhnlich den Kopf in die Höhe, wobei die Zunge in ununterbrochen züngelnder Bewegung bleibt, setzt sich aber, sobald die Flucht zur sichern Wohnung nicht mehr möglich ist, zur tapfern Gegenwehr, wobei es beisst und mit dem 2 — 2½ Fuss langen Schwanze wacker um sich schlägt. An der Küste findet man den *Salompenter* viel häufiger, als im Innern, wo er in der Nähe der Hühnerhöfe keinesweges gern gesehen wird, da er nicht nur den Eiern, sondern auch dem jungen Federvieh eifrig nachstellt. Die eigenen Eier, welche die Grösse der der *Iguana* besitzen, fand ich häufig in den grossen, kugelförmigen Nestern einer Termite, welche diese nicht nur in den Wäldern, sondern auch an den Stumpfen abgehauener Bäume in den Plantagen 2 — 3 Fuss vom Erdboden anbaut. Der *Salompenter* höhlt diese Termitennester aus, verzehrt dabei den eigentlichen Erbauer, und legt dann seine Eier, 50 — 60 an Zahl, hinein. Den runden Eingang bricht er jedesmal in der Nähe des Stammes durch, so dass er, wenn er an dem Baumstumpf emporkriecht, bequem in dasselbe einschlüpfen kann.

Die Nachricht von meiner Ankunft zog eine Menge *Akawais* nach *Cariacu*, die den obern *Barama* und seine Umgebungen bewohnten, und mir Proviant, namentlich viel Hühner brachten. Die *Akawais* unterscheiden sich durch ihren robusten und gedrungenen Körperbau, wie durch ihre tiefröthere Hautfarbe

wesentlich von den übrigen Indianern, und sind jedenfalls ein Bruderstamm der *Caraiben*, was nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihr kriegerischer und unternehmender Charakter bekundet. Dass sie der eigentliche Handelsstand Guiana's sind, habe ich schon erwähnt. Da jeder sich selbst als Herr ansieht, so hat bei ihnen der Häuptling eigentlich nur eine nominelle Macht, und nur ein eminenter Charakter kann seinen Befehlen Anerkennung und Gehorsam erzwingen. Streitigkeiten innerhalb der Stammgenossenschaft gehören zu den grössten Seltenheiten, wohl aber waren sie vor der Emancipation wegen ihres Sklavenhandels, nächst den *Caraiben*, der gefürchtetste Stamm. Gleich wie durch ihren Muth und ihre Tapferkeit sind sie auch wegen ihrer Gastfreundschaft gegen alle Fremde bekannt und ihre Provisionsfelder daher auch noch zweimal so gross, als die der andern Stämme. Während der Regenzeit werden diese bepflanzt, und bei Beginn der Trockenzeit begeben sie sich in grossen Caravanen auf ihre Handelsreisen nach der Colonie, wo sie mit dem für Hängematten, Hunde, Papageien und dergleichen gelösten Gelde Messer, Aexte, Pulver u. s. w. einkaufen, und diese wieder bei den Stämmen des Innern für Hängematten u. dergl. eintauschen. Gewöhnlich setzen sie zwei Tage hintereinander die Reise fort, und ruhen den dritten, den sie zugleich zum Fischfang und zur Jagd für die nächsten zwei Tage benutzen. Zur Kühlung ihres Rachedurstes wenden sie meistentheils das *Wassi* an, das sie ebenfalls von den *Serekongs* eintauschen. Ausser an dem *Barama* und *Barima* findet man die Niederlassungen der *Akawais*, *Wakawais* und *Waikas* auch noch an dem *Demerara*, *Mazaruni* und *Potaro*. Der ganze Stamm mag ungefähr 700 Individuen zählen. In ihren religiösen Ueberzeugungen stimmen sie ganz mit den *Caraiben* überein. Da der alte *Caraiben*-Häuptling nothwendig ein grosses Messer brauchte, so gelang es mir, seine Zauberklapper gegen ein solches einzutauschen, ein Tausch, der aber mit grosser Heimlichkeit abgeschlossen werden musste. Profane Augen dürfen diese Klapper nicht einmal ansehen, weshalb sie der *Piai* auch immer in etwas einwickelt.

Die Vorläufer der kleinen Regenzeit hatten sich jetzt eingestellt, und wollte ich noch bis zur Mündung des *Orinoko* vordringen, um mich hier wieder in den Besitz der auf der Reise nach Berlin verloren gegangenen Seefische zu setzen, so hatte ich keine Zeit mehr zu verlieren.

Die reissende Strömung brachte uns bereits am vierten Tage nach der Mündung des *Barimani* zurück. Noch ehe wir diese erreichten, begegnete uns ein ungeheurer Zug kleiner Vögel, grösstentheils *Nectarinien*, *Tanagriden* und *Fringillen*, die geschäftig längs dem Ufer nach einer und derselben Richtung von Baumgipfel zu Baumgipfel flogen, und nach Insecten suchten. Der Zug war mehre Miles lang. An dem östlichen Ufer des *Waini* erreichten wir die Mündung des kleinen Waldflüsschen *Timiti*, und verfolgten dieses eine Strecke, um eine *Warrau*-Niederlas-

sung zu besuchen, die etwas vom Ufer entfernt lag. Das Dorf zählte 12 Häuser, in denen mehr Reinlichkeit herrschte, als ich bei den *Warraus* kennen gelernt hatte. Eine interessante Erscheinung war ein zahmes Wickelthier (*Cercoleptes caudivolvulus Ill.*), das aber seiner Raubgierde wegen an einem Beine angelegt war. Die *Warraus* nannten es *Uvari*. Die Tageszeit verschläft der *Cercoleptes;* seine Thätigkeit beginnt erst am Abend. Das Tageslicht scheint überhaupt seinen Augen schmerzhaft zu sein. Wurde es von den muthwilligen Knaben, die seine Schwäche kannten, aus seinem Schlummer geweckt und vor die Hütte in die Sonne getragen, so blieben seine Augenlieder in einem fortwährenden Blinzeln, und seine Bewegungen waren langsam und unbeholfen. Gerade das Gegentheil aber zeigte sich, so wie es nach der etwas dunkleren Hütte zurückgetragen war, obschon auch diese Lebhaftigkeit nur eine kurze Zeit anhielt, da es sich bald wieder zum Schlafen zurecht legte. Das ihm vorgesetzte Futter, welches nur in süssen Früchten bestand, verzehrte es nach Einbruch der Dunkelheit, wo es dasselbe, wie die *Nasua*, mit den Vorderfüssen zur Schnauze führte. Als grosse Liebhaber von Süssigkeiten stellen sie häufig den Bienennestern nach, wobei sie ihr dichter Pelz vor den Stichen der Bienen schützt. Ausser den Früchten fressen sie auch kleine Säugethiere, Vögel und Insecten. An der Küste wird es viel häufiger als im Innern gefunden.

Die Ufer des *Waini* hatten von jetzt ab ganz den Charakter eines Küstenflusses angenommen, und mit innerm Schauer sahen wir uns wieder zwischen Mangroven und Curidabüschen eingeschlossen, und hörten das dumpfe Summen zahlloser Mosquitos. Im Verlauf des Nachmittags fuhren wir an der Mündung des *Luri* vorüber, der von O. her dem *Waini* zufliesst, und da wir an den sumpfigen Ufern keinen trockenen Platz zum Landen fanden, mussten wir die Fahrt auch während der Nacht fortsetzen. Die Stille wurde nur von unsern Seufzern über die blutdürstigen Peiniger, durch das Gebrüll der Heulaffen und wandernden Heerden der *Callithrix sciurea* oder durch das Geräusch aufgescheuchter Wasservögel unterbrochen. Während der Nacht waren wir an der Mündung des *Buruwaiwini* vorübergefahren, der sich etwa 6 Miles vom *Luri*, ebenfalls auf demselben Ufer, in den *Waini* mündet. Etwas unterhalb der Mündung breitet sich plötzlich das Bett des *Waini* zu drei grossen Lagunen aus und verengt sich dann eben so plötzlich wieder zu seiner frühern Breite. Die dritte dieser Lagunen, die sich etwa 2 Miles von seiner Mündung befindet, bietet einen Wasserspiegel von gewiss 2000 Fuss im Durchmesser. Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des *Waini*, und vor uns lag wieder die bekannte Muschelbank. Das regste Leben hatte sich hier entwickelt, eine Menge Corials kreuzten in der Mündung hin und her, Hütten erhoben sich auf der sterilen Fläche, über die der herrliche rothe *Ibis* und die weisse

Egretta hinflogen. Kaum aber erkannte ich unsern alten Lagerplatz wieder, so hatte sich dieser in seiner ganzen Configuration geändert! Da, wo unsere Zelte gestanden, wälzten sich jetzt hohe Wogen hin, und wo wir unsere Fische gefangen, stolzirten allerhand Wasservögel auf feuchtem Boden auf und nieder. Die ganze Bank war umgewandelt, und wo wir früher kaum ein 2 — 3 Fuss hohes Mangrovengebüsch bemerkt, trat uns jetzt ein 16 — 20 Fuss hoher Wald entgegen. Noch veränderter aber, als die äussere Gestaltung der Bank war das Leben, das wir jetzt auf ihr vorfanden, indem sich wenigstens 200 Indianer auf ihr versammelt, und Corials an ihr landeten und von ihr abstiessen, um die in Menge getrockneten und geräucherten Fische, so wie ganze Körbe mit Krabben einzunehmen und fortzufahren. Selbst ganze Familien Farbiger hatten sich eingefunden, um die dem Fischfang so günstige Zeit hier zuzubringen, und die Beute zu trocknen und zu räuchern. Unter den Indianern erkannte ich bald manch alten Bekannten vom *Barima* und *Aruka*.

Ungeachtet des starken Seewindes war die Luft doch förmlich von den weggeworfenen und verwesenden Fischtheilen verpestet. Angel und Netz waren in beständiger Thätigkeit. An ersterer wurde namentlich ein grosser *Wels (Killbagre* der Colonisten) gefangen, in letzterem der schmackhafte *Querriman (Mugil liza)*. Der Wels soll nach der Behauptung glaubwürdiger Männer ebenfalls seine junge Brut, die fortwährend um den Kopf der Mutter herumschwimmt, bei drohender Gefahr, wie der *Lau-lau*, in den Schlund als Zufluchtsstätte aufnehmen. So erzählt Dr. Hancock, dass ein grosser *Killbagre*, als er gefangen und an das Land gebracht war, drei bis vierhundert seiner Jungen ausgespien habe. Ausser mehren andern interessanten Fischen kam ich auch in Besitz des *Chelichthys psittacus*, den die Indianer *Wurwurima* nannten, und von dem sie behaupteten, dass sein Biss den Tod herbeiführe. Nach der Aussage der *Warraus* bereiteten die *Akawais* eins ihrer tödtlichen Gifte aus dem Fische, indem sie ihn trockneten und fein pulverisirten. Wie wenig oder viel auf die Aussage der Indianer über das Giftig oder Nichtgiftig von Thieren zu geben, habe ich schon mehrfach erwähnt. Besonders häufig wurde auch der eigenthümliche *Aspredo tibicen (Tem.)*, *Bagrus proops, (Val.)*, *mesops (Val.)* und *Passang (Val.)*, *Galeichthys Gronovii (Val.)* an der Angel gefangen.

Das heisere Geschrei der unzählbaren Wasservögel, als: *Ibis*, *Platalea*, *Ardea*, *Charadrius*, *Numenius*, *Scolopax*, *Larus* und *Rhynchops*, tönte fast Tag und Nacht lang durch die Luft. Heerden kleiner Strandläufer liefen mit der grössten Eile nach einer Richtung unmittelbar am Strande hin, und wurden, wegen ihrer mit dem nassen Sande übereinstimmenden Färbung, nur dadurch wahrnehmbar, dass sie die heranrollenden Wogen nöthigten, ihren Cours zu ändern oder

aufzufliegen, — kurz jenes mit jedem Augenblick wechselnde, belebte Küstenbild, entfaltete sich wieder in seiner ganzen Fülle vor mir. Mit Anbruch des Abends zogen regelmässig hunderte der herrlichen Fregattenvögel (*Tachypetes Aquila Vieill.*) an der Sandbank, aber immer ausser Schussweite vorüber. Es ist ein reizender Anblick, diese grossen Vögel, mit ihrem zierlichen Gabelschwanz in leichtem, schnellem, graziösem Fluge, mit dem sie gewandt und leicht gegen den grössten Sturm kämpfen, oft minutenlang in der Luft stehen zu sehen, bis sie sich dann plötzlich unter der Geschwindigkeit eines Pfeiles aus der Luft auf das Wasser nach einem Fisch herabstürzen. Da diese Vögel allabendlich an der Sandbank vorüberzogen, so zweifle ich nicht, dass sie in Ermanglung aller Felsen und felsigen Inseln in Britisch-Guiana, die Nacht in der nahen Waldung auf den Bäumen zubringen. Nisten sollen sie in Guiana nicht.

Die kleine Regenzeit war jetzt eingetreten und der erneute Ausbruch eines heftigen Fiebers nöthigte mich zur Umkehr, ohne dass ich den *Orinoko* nochmals zu sehen bekommen hätte. Nach einem achttägigen Aufenthalt fuhr ich, reich mit Ausbeute beladen, den *Waini* wieder aufwärts. Mit Freuden hiessen wir die Mündung des *Barimani* willkommen, da sie uns nach zwei langen Tagen und Nächten wieder die erste trockene Stelle bot, an der wir landen, unsere gekrümmten Glieder wieder ausstrecken und übernachten konnten.

Den folgenden Morgen erreichten wir den *Beara* und bald darauf den *Asecota*, in den ich einfahren musste, da mich mein Fieber mit solcher Gewalt und Unbarmherzigkeit schüttelte, dass ich mich genöthigt sah, die *Arawaak*-Niederlassung *Asecota* auf zusuchen. Wir waren so glücklich, hier einen der schönen, grossen Wehrvögel (*Palamedea cornuta Lin.*) am Ufer zu schiessen. Obgleich dieser Vogel über ganz Guiana verbreitet zu sein scheint, so war dieses Exemplar doch das erste, was ich sah, so oft ich auch bereits seine eigenthümliche, laute Stimme im Walde gehört hatte. Die Indianer essen, ich weiss nicht aus welcher Ursache, sein Fleisch nicht, und benutzen blos seine grossen Schwanzfedern zu ihren Pfeilbärten. Er soll nach der Aussage der Indianer, in sumpfigen Waldungen auf der Erde nisten. Ein zweites Exemplar sah ich später in *Georgetown*, das merkwürdigerweise dort im Garten des *Seamanshospital* geschossen worden war, und sich wohl verflogen haben musste, da die *Palamedea* zu den scheuesten Vögeln Guiana's gehört, und bewohnte Gegenden flieht. Sein Stirnhorn, so wie der am vorderen Flügelgelenk befindliche grössere und kleinere, etwas gekrümmte Dorn geben dem grossen Vogel ein eigenthümliches Ansehen.

Mein alter Freund Caberalli war abwesend. Ich hatte diesen kurzen Aufenthalt von einigen Tagen nicht zu beklagen, da ich dadurch Zeuge, wenn auch einer scheusslichen, doch höchst merkwürdigen Todtenceremonie wurde, die auch unter

den *Muntrucus* gebräuchlich sein soll. Es war ein blutiger Todtentanz, den sie *Mariquarri* nannten, nach den aus den Fibern der *Bromelia Karatas* geflochtenen Knuten, die dabei benutzt werden. Nach jedem Todesfall wird dieser Todtentanz von der Familie des Verstorbenen, entweder nach Verlauf von mehren Monaten, oder einem Jahre gefeiert. Der Todte wird unter dem gewöhnlichen Klagegeheul in einen ausgehöhlten Baumstamm oder ein kleines Corial gelegt, und in der Hütte begraben. Von dem Todestage an darf das Cassadafeld des Verstorbenen nicht mehr benutzt werden, da das Fest bei eingetretener Reife der Wurzel gefeiert, und aus dieser das dazu nöthige *Paiwari* bereitet werden soll. Die Bekannten und Freunde in der Nachbarschaft werden durch umhergesandte Knotenkalender für den festgesetzten Tag eingeladen. So wie der Tag anbricht, stellen sich alle Männer des Dorfes in zwei Reihen, bewaffnet mit jenen Peitschen, vor der Hütte auf, und peitschen jeden Ankommenden aus allen Kräften auf die Waden; kein Hieb darf über, keiner unter diese fallen. Der angekommene Gast sucht diesen Hieben keineswegs zu entfliehen, sondern stellt unter herausfordernder Geberde ruhig ein Bein um das andere hin. Die so Bewillkommneten reihen sich nun den Geisslern an und thun den später kommenden Gästen ein Gleiches, bis sich diese alle versammelt. Unterdess ruht der gefüllte Calabasch keinen Augenblick. Jetzt beginnt eine allgemeine Geisselung unter einander. Es war ein abschreckender Anblick, denn bald strömte das Blut an den aufgeschwollenen Waden herunter und ganze Streifen von Haut und Muskeln hingen von den zerfetzten Beinen herab, Wunden, an denen sie oft wochenlang in der Hängematte liegen müssen, bevor sie wieder geheilt sind.

Nachdem das Peitschen eine Zeitlang gewährt, stellten sich die Streitenden in Procession auf, der drei Figuren, einen Kranich und zwei Menschengestalten vorstellend, vorausgetragen wurden, und umgingen unter Absingen eines langen, in seinen Modulationen monotonen Gesanges die Hütte, in welcher der Todte begraben lag. Der Gesang war beendet, und plötzlich stürzten sich drei Männer mit Messern bewaffnet zwischen die frühern Geissler und suchten ihnen mit Gewalt die bluttriefenden Peitschen aus den Händen zu ringen, worauf diese augenblicklich zerschnitten wurden. Unterdessen war ausserhalb der Hütte eine Grube gegraben, in die nach beendigtem Ringkampf die zerschnittenen Peitschen, die drei Figuren, so wie alle Utensilien und Waffen des Verstorbenen, die noch vorhanden waren, gelegt wurden. Mit dem nun folgenden Zuwerfen der Grube ist auch die Erinnerung an den Verstorbenen erloschen. Bei Besitzern von ausgebreiteten Cassadafeldern sollen diese blutigen Todtenfeste mehrmals wiederholt werden, da die *Manihot* Verstorbener nur zu *Paiwari* bei diesen verbraucht werden darf. Bei solchen Wiederholungen werden die zerschnittenen Peitschen sorgfältig aufbewahrt, die bei jedem darauf folgenden Fest benutzten dazugelegt, und die Ceremonie des Be-

grabens findet erst an dem letzten statt. Wer bei dem Fest nicht activ war, hat auch keinen Anspruch, von dem *Paiwari* zu trinken. Als ich mich bei den Leuten nach dem Zweck und der Veranlassung dieser Todtenfeier erkundigte, wusste mir diese keiner anzugeben. Ihre Voreltern hätten ihre Todten so begraben und sie begrüben die ihrigen noch auf dieselbe Weise. Alle meine Bemühungen, einige dieser blutgetränkten Peitschen, wie auch eine der Figuren zu bekommen, blieben fruchtlos; kaum gelang es mir, einige noch nicht benutzte Knuten einzutauschen.

Ich habe schon früher erwähnt, dass die *Arawaaks* in ihren Sitten und Gebräuchen vielfach von den übrigen Stämmen abweichen. Am abweichendsten ist ihre Stammeintheilung, indem der ganze Stamm, wie bei den Arabern, in Familien zerfällt. Nach Hillhouse, der längere Zeit unter ihnen lebte, und selbst eine *Arawaak* zur Frau nahm, besteht der ganze Stamm aus folgenden Familien:

Maratakayu, *Wunesido*, *Korobahady*, *Ebesuana*, *Queyucunto*, *Demaridi*, *Wurallikady*, *Dakamokaddy*, *Aramukungu*, *Nebebitady*, *Karuafuddi*, *Baboana*, *Siwedey*, *Bakurukaddy*, *Kanahea*, *Irobalina*, *Euboquaddi*, *Maikoweyu*, *Haduadatunha*, *Wakuyaddi*, *Karabanury*, *Beorybetody*, *Ehbenselio*, *Warirobaquadi*, *Aramkritu*, *Kariwhiti*, *Eubotaddi*.

Die Kaste oder Genealogie wird durch die Mutter und zwar mit der äussersten Sorgfalt erhalten. Keinem Mitglied irgend einer Familie ist es erlaubt, sich mit einem andern derselben Kaste zu verheirathen. Die Kinder des Vaters, der zur Familie der *Wurallikadys* gehört, sind nach den eben angeführten Gesetzen nicht *Wurallikadys*, sondern stammt die Mutter aus der Familie der *Dakamokaddy*, *Dakamokaddys*, und können als solche wohl in die *Wurallikaddys*, nicht aber in die *Dakamokaddys* heirathen.

In Rücksicht der Wochenceremonien stimmen sie ganz mit denen der übrigen Stämme überein; — der Mann hält diese mit der Frau zugleich.

In Bezug auf die Heirathsceremonien weichen sie nur wenig von den übrigen ab. Will der junge *Arawaak* einen eigenen Hausstand gründen, hat er unter den Töchtern seines eigenen Stammes gewählt, so unterhandelt er unter der Hand mit den Verwandten des Mädchens, und sichert sich im Voraus, dass er keinen Korb zu erwarten. Weiss er dies, dann macht er einen Besuch in der Hütte der Eltern, theilt diesen mit, wie arm er sei, da er keine Frau habe u. dergl., worauf der Vater unter einer Menge schöner Redensarten dieses bestätigt. Setzt nach Beendigung dieser Präliminarien die Braut dem verlangenden jungen Manne Essen vor, so ist damit die Einwilligung ausgesprochen, der Bewerber isst das Vorgesetzte und die Heirath ist geschlossen. Am Abend wird die Hängematte des jungen Mädchens von der Mutter neben der des Gemahls aufgeschlungen. Will ein Vater für seine Tochter gern eine bestimmte Persönlichkeit zum Manne, so lässt er diesem

durch die Tochter bei einem Besuche Essen vorsetzen, isst er davon, so ist die Heirath geschlossen, lässt er es unberührt stehen, so weiss der Vater, dass ihre beiderseitigen Wünsche nicht übereinstimmen. Ist das Mädchen noch zu jung, so dass der Bräutigam noch einige Jahre warten muss, so wird ihm grösstenheils vom Schwiegervater eine Wittwe oder ein älteres, unverheirathetes Mädchen aus der Familie gegeben, die dann nach der Verheirathung mit der eigentlichen Braut in das Verhältniss einer Magd zurücktritt.

Dass den Frauen nach dem Tode der Männer das Haar abgeschnitten wird, habe ich schon früher erwähnt, wie auch, dass sie sich nicht eher verheirathen dürfen, als bis dieses wieder eine bestimmte Länge erhalten. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, so besitzt der nächste Verwandte des Mannes das erste Anrecht auf die Wittwe. Will sie ein anderer besitzen, so muss er sie diesem mit einer Flinte, einem Corial oder mit irgend einem andern Gegenstande abkaufen. Heirathet sie jemand ohne des rechtsbefugten Erben Einwilligung, so ist dies meist der Grund zu blutigen Feindseligkeiten. Dass Polygamie unter ihnen fast allgemein heimisch ist, geht aus dem Angeführten hervor.

Der Häuptling kann die Dienste der Familie seiner Frauen, sobald es die Umstände fordern, in Anspruch nehmen, wofür er aber auch gebunden ist, sie in all ihren Streitigkeiten zu vertreten, die ihnen zugefügten Beleidigungen zu rächen, und sie bei eintretendem Mangel u. dergl. in seiner Hütte zu beköstigen. Oft trifft es sich in solchen Fällen, dass das Eigenthum des Häuptlings vollkommen aufgezehrt wird, und er sich genöthigt sieht, mit seiner unmittelbaren Familie zu entfernter wohnenden Verwandten oder Freunden zu gehen, wo er auf deren Kosten so lange bleibt, bis die Cassadafelder wieder nachgewachsen sind. Die Blutrache wird von den *Arawaaks* bis in ihre äussersten Consequenzen verfolgt.

In *Asacota* lernte ich auch eins der interessantesten Thiere Guiana's, den Nachtaffen *(Nyctipithecus trivirgatus Spix)*, *Durukuli* der Indianer, als gezähmtes Hausthier kennen. Es war das erste Exemplar, das ich überhaupt während meines Aufenthaltes sah. Ein zweites fand ich bei meiner Rückkehr nach *Demerara* bei unserm Freund Stutchbury, welcher es von fremden Indianern gekauft hatte. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und eben so lichtscheues Thier, wie die Eule und Fledermaus. Sein kleiner, runder Kopf, die gewaltig grossen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein merkwürdig possierliches Aeussere. Machte der *Cercoleptes* schon eine eigenthümlich verdrossene Miene, wenn er während des Tages aus seinem Schlafe gestört und an das Tageslicht gezogen wurde, so erregten die ängstlichen, hülflosen Bewegungen des *Durukuli* förmliches Mitleid. Am Tage ist der *Durukuli* fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten, dunkeln Gegenstand an, gegen den er auch

das Gesicht drückt, um den schmerzhaften Einwirkungen des Lichts zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte, der mächtige *Paiwari*-Trog, war sein liebster Aufenthalt, unter dem er während des Tages in einer förmlichen Asphyxie lag, aus der ihn nur mehre Schläge erwecken konnten. Kaum aber war die Nacht hereingebrochen, als der feste Schläfer auch aus seinem Schlupfwinkel hervorkam, und nun gab es kein muthwilligeres, lustigeres Thier. Von Hängematte ging es zu Hängematte, wobei er gewöhnlich den darinliegenden Schläfern, Hände und Gesicht beleckte; — vom Boden ging es bis zum äussersten Balken, und was nicht fest genug stand, lag gewöhnlich am Morgen auf der Erde herum. Vermöge der Länge der Hinterfüsse gegen die der Vorderfüsse, gehört der *Durukuli* zu den ausgezeichnetsten Springern. Die Manöuvres, die ich an dem Exemplare in *Asacota* kennen lernte, wiederholten sich genau bei dem des Herrn Stutchbury. Merkwürdig war es, wenn das Thier Abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufgeschlagen, dann an uns empor gekrochen kam, und, wie von einer Tarantel gestochen, zurückprallte, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerzen getroffen wurde. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker, als die des Katzengeschlechts. Obschon der *Durukuli*, wie die Affen, mit allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfrass zu sein, was er auch bei Herrn Stutchbury bewies, wo er schon in der dritten Nacht einen Vogel aus dem Käfig holte. Meinem Bruder war auf seiner frühern Reise nur ein einziges Exemplar aufgestossen, das ein Indianer in einem hohlen Baume gefunden. Sein lichtscheues Leben, wie die tiefen Verstecke, in denen es den Tag zubringt, scheinen mir die Hauptursache, dass das Thier so äusserst selten gesehen wird. Der Pelz ist viel dichter als der der übrigen Affen, auch etwas wollig. Seine geographische Verbreitung scheint sich über einen grossen Theil Südamerika's zu erstrecken. Obschon ich den *Arawaaks* einen ansehnlichen Preis für das Thier bot, wollten sie ihren Liebling doch nicht von sich lassen. Sie hatten das niedliche Thier von *Akawais* eingetauscht, zu denen es von den *Macusis* gebracht worden war.

Der Tag nach dem *Mariquarri*-Feste, wo die Theilnehmer noch krank und berauscht in den Hängematten lagen, verliess ich *Asacota* und setzte meine Reise den *Barabara* aufwärts fort. Das erste Ziel meiner Flinte war eine grosse *Labari*-Schlange. Als ich den aufgeschwollenen Leib aufschnitt, wimmelten mir eine Menge 3 — 4 Zoll lange Junge entgegen, die alle noch den Dottersack besassen, was der Angabe widerspricht, dass die Jungen erst im Augenblick des Gebärens aus den Eiern schlüpfen; wenigstens ist dies bei dem *Trigonocephalus atrox* nicht der Fall.

Nachdem uns am Nachmittag zwei Bote mit *Venezuelanern* vom *Orinoko*

eingeholt, die nach *Georgetown* wollten, erreichten wir gegen Abend die Mündung des kleinen Waldflüsschens *Kuamuta*, und schon wollten wir in diese einlenken, um in der Niederlassung *Kuamuta* zu übernachten, als wir in dem nicht weit von der Mündung entfernt liegenden, mit Fruchtbäumen umgebenen Dorfe, aus dem uns vor 6 Wochen die Sandflöhe vertrieben, Indianer bemerkten; ich änderte daher meinen Plan und landete dort. So wie ich an das Ufer sprang, fiel mir vor allen eine rothe Uniform in die Augen, die über einen Stuhl ausgebreitet, der vor dem Dorfe stand, so dass sie von jedem, der auf dem *Itabbo* vorüberfuhr, gesehen werden konnte. Henry, der Häuptling über die *Warraus* am *Kuamuta* und seinen Umgebungen, kam mir vor dem Dorfe entgegen, hiess mich willkommen, und führte mich in seine zeitweilige Residenz ein. Seit seiner Erhebung zum Häuptling über alle *Warraus* dieser Gegend von Seiten des Gouverneurs, schlug er sein Hoflager bald hier, bald dort auf, und hatte eben jetzt die romantisch gelegene Niederlassung gewählt. Kaum hatte ich die grosse Hütte mit den verstaubten Glaswaaren u. s. w. betreten, als er auch aus einem wohlverschlossenen Kasten ein vielfach eingewickeltes Packet hervorholte, und aus den vielen Umhüllungen von Papier, Stücken Kattun, trocknen Pisangblättern das vom Gouverneur ausgestellte Diplom herausbrachte, und es mir mit stolz triumphirenden Blicken hinhielt. Die Uniform hatte er ebenfalls von diesem erhalten, und damit jeder Vorübergehende erführe, wer jetzt hier residire, lag sie, sobald er sie nicht angezogen, auf jenem Stuhl ausgebreitet, wie man wohl Flaggen auf den Palais auszustecken pflegt, wenn diese von den fürstlichen Besitzern bewohnt werden. Ueberhaupt war mit Henry eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, da er sich mit der Uniform zugleich einen förmlichen Hofstaat angeschafft, denn er hielt es jetzt unter seiner Würde, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen Er hatte seine Jäger, Fischer u. s. w., die er allmonatlich mit Tauschartikeln besoldete. Obschon er seiner jungen, hübschen Frau und seiner niedlichen Tochter eine vollkommen europäische Kleidung gekauft, musste diese doch nach wie vor alle Arbeiten verrichten. Einen ähnlichen Hofstaat bemerkte ich während meiner ganzen Reise nur noch bei dem Häuptling Caberalli, der aber freilich ebenfalls ein Diplom und eine Uniform besass.

Zu meiner grossen Freude erfuhr ich durch Henry, der kurz vorher mit Hrn. Ma Clindock zusammengetroffen war, dass mein Bruder vor wenigen Wochen glücklich in *Georgetown* angekommen sei.

Als ich schon längst in meiner Hängematte lag, wurde ich noch spät durch laute Stimmen und gewaltigen Lärm aus meinem ersten, festen Schlaf aufgeweckt, in den ich aber bald wieder zurückfiel, ohne mir eigentlich klar bewusst geworden zu sein,

was der Lärm bedeutete. Es konnte 4 Uhr Morgens sein, als ich abermals durch das laute Sprechen einer einzelnen Stimme erwachte. Diese Stimme musste ich schon oft gehört haben, und doch konnte ich im ersten Augenblick nicht mit mir einig werden, wem sie angehörte. Jetzt endlich hatte ich auch die Person gefunden, ohne dass ich sie wegen der noch herrschenden Dunkelheit sehen konnte, — es musste der unermüdliche Schwätzer Clementi aus *Warina* am *Barima* sein. Ich rief seinen Namen, und sein: «*Matti*, *Matti*» sagte mir, dass ich mich nicht getäuscht. Ihn zum Schweigen zu bringen, hätte jetzt vollends zu den Unmöglichkeiten gehört.

Nach Anbruch des Tages setzten wir unsern Weg fort, und erreichten ohne weitere Schwierigkeiten die Mission *Morocco*, wo ich zwar Herrn Collins nicht anwesend traf, dafür aber die Schlüssel zu seiner Vorrathskammer vorfand, die der freundliche Missionar in der Voraussicht, dass ich bald eintreffen müsse, zu meiner Disposition zurückgelassen hatte. In *Morocco* war noch alles von dem Angriff einer Riesenschlange auf zwei Bewohner der Mission bestürzt. Ein Indianer aus dieser war vor wenigen Tagen mit seiner Frau nach Federwild den Fluss aufwärts gefahren. Eine aufgescheuchte Ente hatte der Schuss erreicht und war an das Ufer niedergefallen. Als der Jäger seiner Beute zueilt, wird er plötzlich von einer grossen *Comuti*-Schlange *(Boa murina)* ergriffen. In Ermangelung jeder Vertheidigungswaffe, das Gewehr hatte er im Corial zurückgelassen, ruft er seiner Frau zu, ihm sein grosses Messer zr bringen. Kaum ist die Frau an seiner Seite, so wird auch sie von dem Unthier ergriffen und umschlungen, was dem Indianer glücklicherweise so viel Raum lässt, dass er den einen Arm frei bekommt, und er der Schlange mehre Wunden beibringen kann. Durch diese Wunden geschwächt, lässt sie endlich vom Angriff ab und ergreift die Flucht. Es war dies der einzige Fall, der zu meiner Kenntniss kam, dass die *Boa murina* Menschen angegriffen.

Da mich meine *Warraus* nicht weiter begleiten wollten, indem sie fürchteten, an der Arabienküste keine Gelegenheit zur Rückkehr nach *Kuamuta* zu finden, sah ich mich genöthigt, den folgenden Morgen mit Stöckle und meinem Farbigen allein abzufahren. An der Mündung des *Pomeroon* begegnete ich meinem Freund Ma Clindock, von dem ich bestimmte Nachricht über die glückliche Rückkehr meines Bruders erhielt.

Er kehrte mit mir wieder nach seiner Station zurück, und glücklich legten wir die Küstenstrecke vom *Morocco* bis zur Mündung des *Pomeroon* zurück, eben so glücklich erreichten wir das Stationshaus. Ohne die Nacht von Mosquitos beunruhigt worden zu sein, brach ich am nächsten Morgen auf, erreichte *Pomeaco*, wo ich meine zurückgelassenen Sachen einnahm und den folgenden Tag in der

Plantage *Anna Regina* ankam. Nach einem dreitägigen Erholungsaufenthalt bei meinem Freund Hughs, fuhr ich mit dem Plantagenschooner nach *Georgetown*, wo ich nach einer Abwesenheit von vier Monaten, reich mit Ausbeute beladen, wieder eintraf, und die Nachricht über die Ankunft der Expedition vollkommen bestätigt fand.

Ich füge die für Ethnographie und Geographie gewonnenen Resultate dieser so wichtigen Reise meines Bruders in kurzer Uebersicht im folgenden Capitel bei.

XII.

Rückkehr meines Bruders von dem Quellgebiet des Corentyn. Resultate dieser Expedition. Taruma-Niederlassungen. Barokoto-Indianer. Maopityans oder Froschindianer. Wasserfall des Onoro. Stromgebiet des Amazonas. Caphiwuin. Niederlassung der letzten der Maopityans. Berg Karamuzin. Cataractenreihe des Caphiwuin. Zurumata-Indianer. Verbindung des Wanamu mit dem Caphiwuin. Kaphu. Flussgebiet des Wanamu. Indianische Hieroglyphen. Cataractenreihe des Wanamu. Wasserscheide zwischen dem Amazonas und Corentyn. Pianoghottos. Vereinigung des Curuni mit dem Cutari. Cataractenreihe des Corentyn. Wasserfall Friedrich Wilhelms IV. Pfad des Don Francisco Jose Rodriguez Barata zwischen dem Corentyn und dem Essequibo. Rückkehr nach Georgetown. Excursion den Demerara aufwärts. Fluthende Grasflächen. Donacobius vociferans. Nectandra Rodiei. Die Kette der Sandhills. Fauna und Flora derselben. Goldenhill. Krümmungen des Demerara. Kashwima-Hügel. Vultur papa. Nebenflüsse des Demerara. Granitmassen. Stromschnellen. Ororu Malalli oder grosser Fall. Topographisch statistische Bemerkungen über Britisch-Guiana. Rückkehr nach Europa.

Am Morgen des 3. Juni war mein Bruder mit seiner Parthie von *Watu-Ticaba* aufgebrochen, hatte aber einen grossen Theil seiner Provisionen hier zurücklassen müssen, da mehre der Indianer, die ihn zu begleiten versprochen, ausblieben. Den folgenden Tag betraten sie den Urwald und kreuzten bald darauf ein kleines Flüsschen, das dem *Guidaru* zuströmte. Das Terrain bestand aus Wellengrund, der hier und da mit Quarz- und Granitblöcken bedeckt war. Gegen Mittag erreichten sie die letzte Niederlassung der *Atorais*. Sie bestand aus einer mässig grossen, runden Hütte, in der nicht weniger als sechs Hängematten aufgeschlungen und alle besetzt waren. Dichtes Gebüsch der *Bixa Orellana* und schlanke Palmen (wahrscheinlich eine *Euterpe*), die bei einer Stärke von 19 Zoll an der Basis des Stammes 100 Fuss Höhe erreicht hatten, umgaben die Hütte. Nach mehren Circummeridianhöhen des γ im grossen Bär und α des Kreuzes, lag die Hütte

unter 2° 18′ 24″ Norderbreite. Die Meridianentfernung von *Pirara* betrug 21 Miles östlich.

Am folgenden Morgen setzten sie ihre Reise fort, durchschnitten den Fluss *Dohté*, einen der grösseren Nebenflüsse des obern *Guidaru*, und stiessen bald wieder auf zahllose Granitblöcke, die sich, gleich den eben erwähnten, von N. nach S. erstreckten. Das etwa 1000 Fuss hohe *Carawaimi*-Gebirge war erreicht, dessen höchster Gipfel, ungefähr 2000 Fuss hoch, östlich von ihnen lag. Anhaltender Regen nöthigte sie, ihre Zelte schon am Nachmittag aufzuschlagen.

Nachdem sie am 6. Juni mehre Dickichte von *Bambus* durchschritten, standen sie am Ufer des *Guidaru*, der hier erst eine Breite von 20 Fuss hatte. Am jenseitigen Ufer mussten sie zahlreiche Sümpfe durchwaten, die dicht mit einer Species *Cacao* (*Theobroma bicolor?*) bestanden waren. Die Bäume hatten meist eine Höhe von 50 Fuss, und ihre Samen lieferten ihnen mehre Tage hindurch den köstlichsten Morgentrank. Die grossen Früchte bergen gewöhnlich 60 — 70 Samen, die zwar grösser als die des cultivirten Baumes, doch nicht so dick waren. Bald nach Mittag erreichten sie eine *Daurai*-Niederlassung, die mein Bruder schon auf seiner Reise nach den Quellen des *Essequibo* im Jahre 1837 auf 38 besucht hatte. Waren seitdem auch kaum 6 Jahre verflossen, wo er in der Niederlassung ein Dorf von 40 Bewohnern getroffen, so mussten sie sich doch bereits den Weg zu den verfallenen Hütten mit der Axt erkämpfen! Die Einwohner waren bis auf zwei Erwachsene und einige Kinder gestorben; diese letzten Ueberreste eines sonst ausgebreiteten Stammes hatten aber den unheilvollen Ort verlassen. Dasselbe war mit einer *Taruma*-Niederlassung der Fall, die sie am 8. zu erreichen hofften. Der *Cuyuwini* lag vor ihnen, die Hütten aber waren verschwunden, die die Bewohner am jenseitigen Ufer von neuem errichtet hatten; die *Tarumas* schienen sich viel mit der Cultur des Zuckerrohrs abzugeben, da sie meinem Bruder ansehnliche Quantitäten zum Tausch anboten. Der Mangel an Trägern nöthigte die Parthie hier länger zu verweilen, als es in ihrer Absicht lag, da die fehlende Zahl erst ausgefüllt werden musste. Während der Tage vom 13. bis 15. Juni erreichte das Thermometer in der Sonne eine Höhe von 132°, im Schatten zeigte es um 1 Uhr 91° 2. Nach 28 Circummeridianhöhen nördlicher und südlicher Sterne lag das Dorf unter 2° 4′ 30″ Norderbreite und 58° 40′ 4″ Westerlänge von *Greenwich*.

Sechsundfünfzig Thermometer- und Barometerbeobachtungen, die sie während ihres Aufenthaltes angestellt, gaben folgende Resultate:

Instrumente.	Mittel.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.	Bemerkungen.
	Zoll.	12. J. 11 U. 30 Min. Vorm.	14. Juni 6 Uhr Morg.	Der grösste Unterschied während eines und desselben Tages betrug 19° 3 für das Thermometer und 0. 118 Zoll für das Barometer.
Barometer.	29. 270	29. 316	29. 191	
		13. J. 11 U. 30 Min. Vorm.	10. Juni 10 Uhr Morg.	
Angefügtes Therm.	79° 68	90° 8	70° 3	
Freies Thermom.	79° 92	91° 2	70° 5	
Feuchtes Therm.	76° 92	83° 7	69° 6	

Die Verdunstung des Wassers betrug am 12. Juni von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends von 1000 Gran, 252 Gran. Das Resultat von 100 Schwingungen bei 88½°, ergab am 13. Juni 2 m. 535, 08 p. L. a. und 3 m. 425 bei 90° p. L. b.

Das Dorf war ganz von Waldungen umgeben, die nächste Savanne etwa 30 Miles nördlich. Nach Bunten's Barometer lag es 745 Fuss über dem Meere.

Den 18. Juni traten sie in zwei kleinen Corials und sechs kleinen Borkkähnen ihre Weiterreise zu Wasser an; die ganze Parthie zählte 23 Personen. Obschon der Fluss bis zum Ueberfliessen voll war, war seine Strömung doch höchst unbedeutend. Palmen, unter ihnen namentlich *Astrocaryum* und *Euterpe*, einige Waldbäume, deren Stämme mit *Brassavola Martiana (Lindl.)*, *Zygopetalum rostratum*, *Epidendrum variegatum*, hier und da mit einer *Brassia* bedeckt, bildeten die Ufervegetation.

Die beiden folgenden Tage mussten sie fast unter ununterbrochenem Regen die Reise fortsetzen, bis sie am 21. Morgens den *Essequibo* erreichten, dessen Bett ebenfalls bis zum Ueberfliessen voll war, wodurch sich seine Strömung bis auf 3 Miles die Mile gesteigert hatte, so dass sie ihn auch nur unter den grössten Anstrengungen aufwärts fahren konnten. Nachdem sie am 23. von 6 Uhr des Morgens bis Abends 6 Uhr ohne Unterbrechung gerudert hatten, wobei sie den ganzen Tag fasten mussten, erreichten sie die ersehnte *Taruma*-Niederlassung, deren Bewohner aber leider grösstentheils auf einem Fischzug abwesend waren. Die Niederlassung bestand aus zwei Hütten. Fische, die ihnen die zurückgebliebenen Indianer fingen, und die feinsten Ananas stillten den nagenden Hunger. Auch Zuckerrohr wurde ihnen in grosser Menge angeboten, unter welchem der grösste Theil eine Stärke von 8 Zoll Umfang hatte, während die Knoten durchgängig 7 — 8 Zoll von einander entfernt waren.

Den 25. setzten sie ihre Reise wieder fort, konnten aber wegen der starken Strömung nur langsam vorrücken. Der Abend wäre leicht für meinen Bruder verderbenbringend geworden; denn als er mit Herrn Goodall um diese Zeit unter dem

Zelte sass, fühlte er etwas kaltes an seinen Füssen herumkriechen, und ehe er sich noch Gewissheit über den unberufenen Gast verschaffen konnte, sprang Herr Goodall auch schon unter dem Ausruf: eine Klapperschlange! von seinem Sitz auf. Die leiseste Bewegung mit einem der Füsse würde meinen Bruder dem Grabe nahe gebracht haben.

Den 27. Juni erreichten sie eine zweite *Taruma*-Niederlassung am *Essequibo*, die mein Bruder ebenfalls bereits 1837 besucht hatte, in der sie mit doppeltem Jubel empfangen wurden, da die Bewohner eben ein *Paiwari*-Fest feierten. Das Boot, welches als Bowle diente, war 22 Fuss lang und 3½ Fuss weit; neben diesem stand ein grosser Trog von 15 Fuss Länge, 2½ Fuss Weite und 1½ Fuss Tiefe. Hier traf mein Bruder auch einen zweiten alten Bekannten von seinen frühern Reisen, den *Barokoto*-Häuptling Yarimoko. Die beiden frühern Frauen desselben waren gestorben und zwei andere an ihre Stelle getreten, von denen die jüngere kaum 14 Jahre zählen konnte. Der Tanz, welcher nach Sonnenuntergang folgte, unterschied sich wenig oder gar nicht von dem der übrigen Stämme.

Die Berichte, die sie hier über den *Corentyn* erhielten, zeigten sich äusserst widersprechend, und Yarimoko schmückte diese ausserdem noch mit allerhand Mittheilungen über bösartige Wassergeister und monströse Ungeheuer aus. Als er aber sah, dass dies keinen Einfluss auf die Parthie ausübte, stellte er ihnen grausame, indianische Zauberer, Stämme feindlichen Charakters und den äussersten Mangel an Nahrungsmitteln in Aussicht. Wie einst Columbus, gelang es auch meinem Bruder, durch die Vorherverkündigung einer partialen Sonnenfinsterniss sich Yarimoko so geneigt zu machen, dass dieser versprach, ihn bis zu den *Maopityans* oder Froschindianern zu begleiten, wo er weitere Nachrichten über den *Corentyn*, den er *Curitani* nannte, einziehen könnte. Um in seinem Dorfe die nöthigen Provisionen vorbereiten zu lassen, eilte er bald darauf dahin voraus.

Der Stamm der *Tarumas* zählt ungefähr noch 150 Individuen, die sich mit jedem Jahre mehr und mehr vermindern. Ihr Abscheu, sich mit andern Stämmen zu vermischen, denn die Verheirathung des *Barokoto* Yarimoko mit zwei *Taruma*-Indianerinnen, war eine der höchst seltenen Ausnahmen, und das ungleiche Zahlenverhältniss der Frauen gegen das der Männer, wodurch ersteren meist noch vor ihrer Reife Pflichten auferlegt werden, die eine zahlreiche und kräftige Nachkommenschaft fast unmöglich machen, indem die Kinder in Folge der selbst noch unentwickelten Mutter meist kaum einige Tage leben, oder ihr ganzes Leben hindurch schwächlich und siech bleiben, müssen ihr gänzliches Aussterben eben so sicher herbeiführen, wie es bei andern Stämmen die Pocken und andere Krankheiten bereits gethan.

Auffallend erschien es meinem Bruder, dass die *Tarumas* eine Mondfinster-

niss *piwa-toto* nannten, was ein Compositum aus *piwa* der Mond und *toto* die Erde ist. Sollte dies Zufall sein, oder sollten sie wissen, dass die Erde die Ursache der Verfinsterung der Mondscheibe ist? Wie auf unseren früheren Reisen, so suchte sich mein Bruder auch hier auf alle mögliche Weise in Besitz einiger Schädel zu setzen, und war nicht wenig erstaunt, als Yarimoko bereitwillig auf den Vorschlag einging, ihm die Schädel seiner beiden Frauen, seines Kindes und seiner Schwiegermutter zu überlassen. Um Verdacht bei den *Tarumas* zu vermeiden, drang er aber darauf, dass mein Bruder zurückbleiben und nur Herr Goodall ihn begleiten sollte. Dem Schädel der jüngern Frau nach konnte diese kaum 10 Jahre alt gewesen sein. Ihre Gebeine lagen in einem Borkkahn, in dem sich zugleich auch eine Flasche mit Wasser befand, damit sie auf dem Wege zur andern Welt keinen Durst zu leiden habe. Neben ihrem Grabe befand sich das ihres Kindes, ihrer Mutter und ihrer Mitgemahlin.

Als Herr Goodall den *Barokoto* bat, ihm auch das Grab eines *Taruma*-Indianers zu zeigen, verweigerte er dies, indem er an diesen nicht das Recht besitze, welches er an denen habe, die mit ihm durch Verheirathung verbunden gewesen wären.

Noch von keinem Indianerstamme war mein Bruder mit solcher aufopfernder Gastfreundschaft aufgenommen worden, als von den *Tarumas*.

Nach vierzig Circummeridianhöhen des α und β des Centaurs und γ des grossen Bär lag das Dorf unter 1° 43′ 58″ Norderbreite, und nach den Chronometerangaben unter 58° 20′ 51″ Westerlänge. Die absolute Höhe des Dorfes betrug 767 Fuss. 81 meteorologische Beobachtungen, die während der Tage vom 27. Juni bis 8. Juli angestellt wurden, ergaben folgende Resultate:

Datum.	Instrumente.	Mittel.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.	Bemerkungen.
1843 vom 27. Juni bis 6. Juli.		Zoll.	29. Juni 9 Vorm.	6 Juli 6 Abends	Das Wetter war veränderlich; häufige Gewitter und starke Nebel am Morgen. Leichter Wind aus O. bei S. und O. bei N.
	Barometer.	29. 248	29. 341	29. 166	
			30. Juni 1 Nach.	28. Juni 6 Vorm.	
	Angefügtes Therm.	75° 11	80° 60	67° 28	
	Freies Thermom.	75° 22	80° 60	67° 00	
	Feuchtes Thermom.	73° 92	77° 20	66° 00	

Die grösste Differenz während eines und desselben Tages betrug 12° 8.

Am 8. Juli brachen sie, nachdem schon einige Tage ein Boot an die *Maopityans* abgeschickt worden war, ebenfalls auf, um in Yarimoko's Dorfe die vorbe-

reiteten Lebensmittel einzunehmen, worauf sich der Häuptling ihnen mit seinem ganzen Haushalt: Männern, Frauen, Kindern, Hunden, Papageien etc. anschloss. Im Laufe des Tages befiel ein eigenthümlicher Krankheitsfall einen der jüngern Begleiter. Seine Zunge und sein Zahnfleisch begannen so stark zu bluten, ohne dass eine äussere Veranlassung dazu vorhanden war, dass er schon nach kurzer Zeit ohnmächtig wurde. Am heftigsten strömte das Blut aus einer Stelle, wo ihm vor mehren Jahren ein Backzahn ausgezogen war. Erst später gelang es mit Hülfe warmen Essigs die Blutung zu stillen. Den folgenden Tag war der Patient so erschöpft, dass er sich kaum bewegen konnte.

Den nächsten Tag erreichten sie die Mündung des *Urana*, wo sie ihre Borkkähne verliessen, um die Landreise anzutreten. Da sie die erwarteten *Maopityans* hier nicht vorfanden, waren sie genöthigt, einen Theil des Gepäckes zurückzulassen. Ein starkes Hundegebell verrieth ihnen am andern Tage die Annäherung von Fremden, und bald standen ihre Boten und 14 *Maopityans* vor ihnen. Diese unterschieden sich sowohl in ihrer Körperbildung, wie im Anzug wesentlich von allen Indianern, die mein Bruder auf seinen Reisen kennen gelernt hatte. Obgleich ihre Grösse ganz mit der der übrigen Indianer übereinstimmte, war ihre Statur, wenn auch schmächtiger, doch jedenfalls knochiger, als die der *Tarumas*. Ihr Kopf war seitlich comprimirt und ihr Gesichtsausdruck, in Folge der glänzenden Augen, viel lebhafter. Das Haar trugen sie zu einem langen Zopf zusammengebunden, der in einer 10 — 12 Zoll langen Röhre aus Palmenblättern lag, die mit einer Menge Fäden, mit den buntesten Federn, behangen war. Unter ihnen befanden sich auch vier Frauen. Sie trugen in jedem Ohr ein rundes Knochenstück, von denen ebenfalls an Schnuren befestigte Federn herabhingen. Die Männer hatten zu demselben Zwecke 2 Zoll lange Bambusstäbchen in den Ohrläppchen stecken, und auch die Wangen waren hinter den Mundwinkeln ebenfalls von kleinen mit Federn geschmückten Stäbchen durchbohrt.

Nach der ersten Bewillkommungsceremonie eilten die angekommenen Indianer bereitwillig nach der Mündung des *Urana*, um das dort zurückgelassene Gepäck abzuholen.

Während des 11. und 12. Juli lag ihr Weg rein gegen O.S.O. Er führte sie über Hügelketten von 100 — 150 Fuss Höhe, die mit sumpfigen Thälern abwechselten. Die Thäler waren mit der *Mauritia aculeata*, *Oenocarpus Bataua* und *Bacaba*, *Astrocaryum Murumura*, *Iriartea exorrhiza*, *Euterpe* und zahllosen *Scitamineen* bestanden. Am nächsten Morgen durchschnitten sie den kleinen Fluss *Onoro*, der in den *Essequibo* fällt, dessen Thal sie dann folgten, bis sie an dem Fusse eines Berges ihr Lager aufschlugen. Das ferne Getöse fallenden Wassers, verrieth ihnen die Gegewart eines Cataracts, den mein Bruder in Begleitung Good-

ALL's und einiger *Maopityans* noch am Abend besuchte. Der *Onoro* stürzte sich über einen Steilabsturz von 100 Fuss Höhe in das Thal herab, dem sie bisher gefolgt waren.

Am folgenden Morgen überstiegen sie den Berg *Zibingaatzacko*, kreuzten nochmals den *Onoro*, und setzten von da an die Reise in ununterbrochenem Auf- und Abwärtssteigen von Bergen und Höhen fort. *Mauritia flexuosa* bedeckte die Thäler. Viele der Stämme erreichten eine Höhe von mehr als 100 Fuss, bevor sich ihre reizenden Wedel ausbreiteten, was meinen Bruder um so mehr wunderte, als sowohl er, wie ich ausser in der Umgebung des *Roraima* die Palme bisher nur auf den Savannen gefunden und die absolute Höhe hier bereits wieder 1200 Fuss betrug. Auch die meisten Exemplare der *Mauritia aculeata* hatten 50 — 60 Fuss Höhe.

Nachdem sie die Berge *Honicuri*, *Yiatzo* und *Kabai-okitza* überstiegen, stiessen sie in einem kleinen Längenthale auf den ersten Fluss, der dem Amazonenstrome zueilte. Die absolute Höhe des Thales betrug 1130 Fuss; die eigentliche Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des *Essequibo* und des *Amazonen*-Stroms lag noch 120 Fuss höher. Der kleine Fluss war der *Caphiwuin* oder *Apiniau*, der den *Wanamu* aufnimmt und dann vereint mit ihm den *Kaphu*, den *Trombetas* der Portugiesen bildet.

Wie am Morgen, so folgte auch jetzt noch Berg auf Thal, bis sie den *Kenukawai* überschritten und das Thal des *Darura*, des ersten bedeutenden Nebenstroms des *Caphiwuin*, erreicht hatten. Nach 5 Miles unausgesetzten Marsches betraten sie das Provisionsfeld der Niederlassung der *Maopityans*, die aus zwei riesigen, kuppelförmigen Hütten bestand, über die sich ein zweites kleineres, kuppelförmiges Dach, mit mehren flachen Stücken Holz, in allerlei Figuren ausgeschnitten, behangen, welche vom Wind hin und her bewegt wurden, erhob. Nur unter Zittern und Zagen wagten die Frauen den Ankommenden die Hand zur Bewillkommung zu reichen. Die beiden Hütten beherbergten den letzten Ueberrest des einst mächtigen Stammes der *Maopityans* oder Froschindianer. Die grössere Hütte hatte bei einer Höhe von 100 Fuss 86 Fuss im Durchmesser. In der Mitte erhob sich ein starker Träger, welchen sie *Aiyukuba* nannten; er war mit einer Menge indianischer Figuren und Hieroglyphen bedeckt.

In Folge der seitlichen Compression des Kopfes, die aber keineswegs durch Kunst hervorgebracht wird, wie sich mein Bruder bei einem neugebornen Kinde überzeugen konnte, sind ihre Gesichter ungemein lang, dabei auch zugleich der ganze Kopf von geringerem Umfang, als bei den übrigen Indianern. Der Hinterkopf zeigte sich bei den Männern und nach oben fast perpendikulär; das Stirnbein war nur schmal, die Backenknochen dagegen scharf und hervorstehend; besonders auffallend aber war der grosse Abstand von Ohr zu Ohr.

Eisen schien bei ihnen noch ganz unbekannt zu sein; Knochen vertraten seine Stelle. Auch sie besassen eine Art Pfeilgift, das sich aber beiweitem nicht so wirksam als das der *Macusis* bewährte. Zu ihrem Festschmuck gehören ausser jenen Zopfkapseln, auch noch eine Art Armbänder aus Palmenblättern, ebenfalls mit Hieroglyphen bemalt, die an den Oberarm geschoben werden. Unter dieses Armband stecken sie die Schwanzfedern des blauen *Araras* mit der Fahne nach oben, so dass die Spitzen derselben den Kopf noch um 5 — 6 Zoll überragen, was dem so herausgeputzten Indianer ein mehr als phantastisches Ansehen giebt, wozu der schnurrengleiche Putz in den Wangen einen grossen Theil beiträgt. Baumwolle schienen sie nur wenig zu ziehen, da bloss ihr Schamschurz aus baumwollenen Fäden, die Hängematten dagegen aus den Fibern der jungen *Mauritia*-Wedel geflochten waren.

Die Gesammtzahl der noch lebenden *Maopityans* betrug 39, die zugleich mit einigen zwanzig *Tarumas*, aus denen sie auch ihren Häuptling gewählt, die beiden Hütten bewohnten. Sie selbst nannten sich *Mawakwas*, die *Wapisianas* aber *Maopityans*, von *Mao* der Frosch und *pityan* das Volk oder der Stamm.

Auf seine Fragen nach dem *Corentyn* erfuhr mein Bruder nur, dass sie, um nach den Fluss *Curuni* zu gelangen, den *Caphiwuin* bis zu der Mündung des *Wanamu*, der von N. herkäme, hinab, den letztern dann aber aufwärts fahren müssten, bis sie zu den Niederlassungen der *Pianoghottos* und *Drios* kämen, die in der Nähe des *Curuni* wohnten. Da die Flotte der *Maopityans* nur aus Borkkähnen bestand, die sich noch dazu in einem erbärmlichen Zustande befanden, musste die Parthie sich zuvor selbst solche bauen. Aus der Rinde eines einzigen *Maranen*-Baumes *(Copaifera)* konnten sie sich allein zwei Borkkähne verfertigen, von denen jedes 35 Fuss Länge und 4 Fuss 5 Zoll Weite hatte. Als der Baum umgehauen war, lief der Balsam in solcher Menge heraus, dass man leicht mehre Gallonen damit hätte füllen können. Er war vollkommen weiss und durchsichtig. Die *Maopityans* salben ihren Körper damit; die medizinischen Eigenschaften desselben aber waren ihnen ganz unbekannt. Einer der Bäume in der Nähe des Lagers mass von der Basis bis zur Wipfelspitze 125 Fuss. Die *Mawakwas* nannten ihn *Yaru-yaru.*

Um die *Pianoghottos* von der Ankunft der Fremden zu benachrichten, waren schon am Tage nach dem Eintreffen der Expedition zwei *Mawakwas* an diese abgesandt worden. Das Dorf lag unter 1° 25′ 18″ nördlicher Breite und 58° 6′ 14″ westlicher Länge von *Greenwich.*

Am 18. Juli waren die Borkkähne fertig, wie die Frauen auch so viel Cassadamehl bereitet hatten, als ihnen die ungünstige Erndte ihrer Felder erlaubte, und in Begleitung von sechs *Mawakwas* brach mein Bruder nach dem Gebiete der *Pianoghottos* auf. Da das Bett des *Caphiwuin*, hier kaum 45 Fuss breit,

lag voller Granitblöcke und umgestürzter Bäume, weshalb sie sich an vielen Stellen ihr Fahrwasser auch erst mit der Axt erkämpfen mussten. Am 20. Juli fuhren sie an der Basis des etwa 1500 Fuss hohen *Yucawaria* vorüber. Die Gebirgsrücken verliefen meist in nord und östlicher oder in nord und westlicher Richtung. Die üppigste Vegetation umsäumte die Ufer des *Caphiwuin*. *Isertia*, *Petrea*, *Posoqueria*, *Carapa guianensis*, *Tachigalia paniculata*, *Clusia insignis*, *Eperua*, *Bertholletia excelsa*, *Theobroma* und zahllose Palmen vereinigten sich zu dem reizendsten Landschaftsbilde, dessen Hintergrund durch jene, ebenfalls dichtbewaldeten Gebirgsrücken geschlossen wurde, zu denen sich bald eine lange Reihe mächtiger Wasserfälle gesellte. Am Abend des 20. Juli hatten sie den Scheitel des *Uwiga*, des ersten bedeutenden dieser Fälle, erreicht.

Den 21. passirten sie den 2850 Fuss über das Ufer sich erhebenden Berg *Karamuzin* und schlugen am Abend ihr Lager in der Nähe des Scheitels eines neuen Wasserfalls auf, der durch einen perpendikulären Grünsteindamm gebildet wurde. Von besonderem Interesse waren mehre 8 Zoll im Durchmesser und 2 Zoll Tiefe haltende Höhlungen in diesem Felsen. Der Fall lag unter 1° 23′ 23″ Norderbreite. Den folgenden Tag verloren sie bereits zwei Fahrzeuge ihrer kleinen Flotte, die gegen einen Felsen anrannten.

Den 23. Juli nöthigte sie der Fall *Wamaru Serrika*, ihre Boote auszuladen und diese sammt dem Gepäck an dem Ufer hinzutragen, eine Arbeit, die erst am Abend beendet war. Die Höhe des Falles betrug 45 Fuss.

Kaum waren sie am Morgen des 24. Juli eine Mile gefahren, als ein neuer Cataract, dem bald mehre, wenn auch nicht so bedeutende, schnell auf einander folgten, sie zwang, die mühselige Arbeit von gestern von neuem zu beginnen. Am Nachmittag des 26. Juli erreichten sie den Fall *Karamutahura*, der sich besonders dadurch auszeichnete, dass der grösste Theil des Wassers in einem 450 Fuss langen, natürlichen Granitaquäduct in südöstlicher bei östlicher Richtung abfloss. Er erhob sich 20 Fuss über den übrigen Theil der Wassermasse, die sich schon bei seinem Beginn in diese Tiefe hinabgestürzt hatte, und längs der Basis des Aquäductes hinfloss, um sich dann am Ende desselben wieder mit dem herabbrausenden Wasser des Cataracts zu vereinigen. Die Boote mussten hier an Seilen herabgelassen werden. Kaum lag dieser Fall eine halbe Mile hinter ihnen, als sie auch wieder den Scheitel eines neuen Cataracts erreicht hatten. Das Wasser wälzte sich über eine scharf geneigte Granitmasse von 1500 Fuss Länge und stürzte sich dann einen mächtigen Steilabsturz hinab. Die Boote mussten daher abermals ausgeladen werden. Der schwarze *Pacu* war hier so häufig, dass sie in kurzer Zeit theils mit Pfeilen, theils mit ihren Waldmessern 21 Stück erlegen konnten.

Nach der Barometermessung lag das Flussbett jetzt 222 Fuss tiefer als in der

Umgebung der Niederlassung der *Maopityans*, so dass auf die Mile 4, 4 Fuss Fall kamen. Der eben angeführte merkwürdige Cataract lag unter 1° 20′ 50″ nördlicher Breite und 57° 16′ 50″ westlicher Länge von *Greenwich*.

Nach den vielen Spuren, die sie am andern Morgen in dem Sande fanden, mussten die Jaguars hier ziemlich häufig sein. Gegen Mittag fuhren sie an der Mündung des *Camu* (Sonnenfluss) vorüber, der sich von N.N.O. in den *Caphiwuin* ergoss.

Am 28. trafen sie endlich wieder einmal auf eine jener Fischerhütten, wie sie die Indianer an fischreichen Stellen zu errichten pflegen. Seit *Uwiya* war dies die erste, wie die Umgebung derselben überhaupt die »*ultima Thule*« der *Maopityans* zu sein schien. Ein kleiner Fall, der der Fahrt aber manche Schwierigkeiten entgegensetzte, veranlasste meinen Bruder an seinem Scheitel zu übernachten. Kaum hatten sie die Zelte aufgeschlagen, als ihnen in einiger Entfernung aufsteigender Rauch die Nähe von Menschen verrieth. Einer der Borkkähne wurde den Cataract hinabgelassen und der Rauchsäule zugerudert, wo sie eine Familie der *Zurumatas*, eines Zweigstammes der *Pianoghottos*, fanden, die aus einem Mann, einer jungen Frau, einem Mädchen und einem Knaben bestand; letztere gingen vollkommen nackt. Seiner Körperbildung nach stimmte der Mann ganz mit den *Maopityans* überein, ohne dass er aber, wie diese, einen Zopf getragen. Der *Queyu* der Frau war aus Saamenkörnern zusammengesetzt. Sie waren eben auf der Rückreise nach ihrer Heimath, die noch fünf Tagereisen von hier entfernt sein sollte.

Am 29. Juli erreichten sie die Verbindung des *Wanamu* mit dem *Caphiwuin*. Der erste kommt aus N. bei O., während der Lauf des *Caphiwuin* kurz vor der Vereinigung rein 81° O. ist; als vereinigter Strom fliessen sie O. bei N., und die *Maopityans* und *Pianoghottos* nennen ihn nun *Kaphu* oder *Kaffu*. Die Vereinigung beider Ströme liegt unter 1° 2½′ Norderbreite und 56° 48′ 43″ Westerlänge von *Greenwich*, während die Barometerbeobachtungen eine Höhe von 540 Fuss über dem Meere angaben. Nach den Berichten, die mein Bruder später erhielt, scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, dass der *Kaphu* der *Trombetas*, *Oriximina* oder d'*Acuña's Cunuriz* ist, der unter 1° 57′ Süderbreite, in der Nähe von *Obydos*, in den Amazonenstrom fällt. Die Vereinigung liegt nach Martius 451 Pariser Fuss über dem Meere, eine Höhe, die nach meines Bruders Ueberzeugung jedenfalls zu hoch angegeben ist, was auch bei der *Barra do Rio Negro* der Fall ist, welche Martius zu 522 Pariser Fuss festgestellt, obschon selbst Fort *Saõ Joaquim*, das von da noch beinah 300 Miles den cataractenreichen *Rio Branco* aufwärts liegt, diese Höhe nicht erreicht. Wie ich schon früher bemerkte, waren die Ufer des obern *Trombetas* in Folge der neuern Entdekungen den Amazonen als Wohnung angewiesen, nachdem sie aus allen frühern ihnen zugeschrie-

benen Gebietstheilen vertrieben worden; — doch auch hier hatte sie mein Bruder vergebens gesucht, ja den Bewohnern dieser Gegend war sogar die Tradition über ihre Existenz fremd.

Der *Wanamu*, den sie jetzt aufwärts fuhren, und den die Indianer in seinem obern Laufe *Yau-uh* nannten, hatte, gleich dem *Caphiwuin*, trübes, gelbes Wasser. Seine Strömung betrug ungefähr 1½ Knoten in der Stunde, wobei sein Bett von mächtigen Granitfelsen durchbrochen wurde. Die Berge, an deren Fuss sich der Fluss hinwand, erreichten nur an einzelnen Stellen eine Höhe von 300 Fuss; desto höher aber stieg jeden Mittag die Hitze, da das Thermometer dann gewöhnlich 128° in der Sonne zeigte, obschon es am Morgen selten höher als 68° stand. Unter 1° 16′ Norderbreite vereinigte sich der *Curiau* mit dem *Wanamu*. Er kam von N.W. und war etwa 200 Fuss breit. Fünf Miles weiter aufwärts fand mein Bruder wieder die ersten indianischen Hieroglyphen, seitdem er den *Essequibo* verlassen. Vergebens hatte er solche an der Vereinigung des *Caphiwuin* gesucht; sollte ein späterer Reisender dort solche finden, so waren sie jetzt in Folge des hohen Wasserstandes von den Wellen bedeckt.

Am 3. August traf die Expedition unter 1° 30′ N. die Mündung eines Flusses, der die Grösse des *Curiau* hatte, und da der etwas stupide Führer auf die Frage meines Bruders nach dem Namen desselben nur mit einem gleich stupiden «Ha!» antwortete, verzeichnete er ihn unter diesem Namen in seine Karte; einige Miles weiter aufwärts standen sie abermals vor dem Anfang einer ganzen Reihe wildbrausender Cataracten. Kleine Hügel aufeinandergethürmter Granitblöcke waren zu beiden Seiten der empörten Wassermasse mit einer üppigen Vegetationsfülle bedeckt und zugleich die Urheber der Wasserfälle. An mehren derselben mussten sie die Borkkähne ausladen, und an dem letzten verloren sie noch eins ihrer Fahrzeuge, was ihnen um so schmerzlicher war, als es den letzten Korb mit Cassadamehl enthielt. Der grösste der Fälle lag unter 1° 33′ 30″ N. und 88 Miles östlich von der Niederlassung der *Maopityans*. Den 5. August hatten sie abermals den Verlust eines der Kähne zu beklagen.

Achtzehn Tage waren jetzt verflossen, seit sie die *Maopityans* verlassen, der Hunger war schon seit einiger Zeit ihr Begleiter gewesen, und die ersehnten *Pianoghotto*-Niederlassungen wollten sich noch nicht zeigen, bis sie heute, als eben der Kahn meines Bruders um eine Krümmung des Flussbettes bog, ein Corial mit zwei Indianern den Fluss herabkommen sahen. Kaum aber wurden sie von diesen wahrgenommen, als dieselben auch das Fahrzeug drehten und eiligst flohen. Mein Bruder konnte sie nicht einholen. Dasselbe war mit zwei andern Indianern in einem Corial der Fall. Mehre andere Corials in einer kleinen Bucht verriethen ihnen die Landungsstelle einer Niederlassung, die sie aber von allen ihren Bewohnern ver-

lassen fanden. Die Furcht war offenbar durch die vier Männer herbeigeführt worden, die durch ihre Kunde von der Annäherung fremder Leute Angst und Schrecken verbreitet hatten, da die Bewohner ihre ganze Habe, selbst die Hängematten, hinter sich gelassen.

Obschon mein Bruder den Flüchtigen augenblicklich zwei *Maopityans* nachschickte, um sie womöglich von den friedlichen Absichten der Angekommnen zu überzeugen, wie er zugleich die ernstesten Befehle erliess, nichts von den Sachen der Bewohner anzurühren, die nach den 8 — 10 Waldmessern, mehren neuen Aexten, Messern und Scheren, alles holländisches Fabrikat, entweder mit den Indianern *Surinams* oder den *Marun*-Negern in lebhaftem Verkehr stehen mussten, so kehrten die Boten doch unverrichteter Sache zurück, — sie hatten die Flüchtlinge nicht gefunden.

Bei Einbruch der Nacht brachte meinem Bruder ein *Wapisiana* die Nachricht, dass die *Maopityans* den Plan geschmiedet, während der Nacht die Niederlassung mit dem Eigenthum der Bewohner zu verlassen und die Expedition ihrem Schicksal preiszugeben. Ohne Zögern wurden alle Gewehre geladen, die rebellischen Froschindianer in eine der Hütten eingesperrt, und ihnen deutlich gemacht, dass jeder, welcher die Flucht versuchen sollte, niedergeschossen werden würde. Ungeachtet der strengsten Wachsamkeit waren während der Nacht doch drei der Gefangenen entsprungen. Bei Tagesanbruch zeigte es sich, dass sie im Verlauf des vorigen Abends bereits alles Tragbare entfernt hatten. Diese Sachen mussten wieder herbeigeschafft werden. Der Häuptling und der Führer wurden als Geisseln zurückbehalten, der dritte aber unter der Drohung entlassen, dass, wenn das gestohlene Gut am Abend nicht zurückgeliefert, diese beiden Männer erschossen werden sollten, überhaupt aber so lange Gefangene bleiben würden, bis es ihm und den in der Nacht Geflohenen gelungen, die geflüchteten *Pianoghottos* zur Rückkehr zu bewegen.

Nach Verlauf einer Stunde waren die gestohlenen Sachen wieder in der Niederlassung, und die drei entflohenen *Maopityans* auf dem Wege, die *Pianoghottos* zurückzubringen. In den nächsten Tagen verriethen zwar mehre Zeichen, dass während der Nacht das Dorf von Beobachtern umschlichen worden war, alles Suchen nach ihnen blieb aber vergeblich. Endlich am 13. August kehrte eine der suchenden Streifparthien mit der Nachricht zurück, dass sie am Flusse *Iriau* mehre *Pianoghottos* getroffen, und dass diese mit den *Maopityans* den Fluss aufwärts kämen. Es war jene *Zurumata*-Familie, die der Expedition bereits an der Mündung des *Wanamu* begegnet war. Sie hatten sich von dort nach einigen Niederlassungen der *Pianoghottos* gewendet, in denen auch bald darauf die flüchtigen Bewohner des Dorfes mit der Nachricht angekommen, dass die gefürchteten *Tschikiana*-Indianer den Fluss heraufgekommen wären. Der *Zurumata*, überzeugt, dass man

die weissen Männer für solche gehalten, hatte sich bereit erklärt, zu diesen zu gehen, worauf ihm auch acht *Pianoghottos* gefolgt, die am folgenden Tag ankommen würden.

Vergebens aber sahen sie diesen den 16. August entgegen, und da mein Bruder jetzt wusste, wo sie zu finden, entschloss er sich selbst dorthin aufzubrechen. Nach 84 Circummeridianhöhen südlicher und nördlicher Sterne, lag die Niederlassung unter 1° 40′ 5″ Norderbreite und 56° 30′ 19″ Westerlänge von *Greenwich*. Das Dorf lag 753 Fuss über dem Meere. Das Mittel der meteorologischen Beobachtungen gab folgendes Resultat:

Zeit der Beobachtungen.	Instrumente-	Mittel.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.
7. August bis 15. August.		Zoll.	7. August 10 Uhr Vorm.	8. August 6 Uhr Nachm.
	Barometer.	29. 258	29. 341	29. 216
			8. August 2 Uhr Nachm.	14. August 6 Uhr Vorm.
	Angefügtes Therm.	81° 39	91° 56	66° 92
	Freies Therm.	81° 47	92° 0	67° 0
	Feuchtes Therm.	77° 05	82° 9	66° 5

Als die Parthie am Nachmittag des 16. August aufbrechen wollte, waren nicht nur fünf der *Maopityans*, sondern auch die *Zurumatas* verschwunden. Der Zurückgebliebene zeigte sich bereit zu folgen. Nachdem sie den *Wanamu* wieder 10 Miles abwärts gefahren, wandten sie sich in den *Iriau*, dessen Wasserspiegel durch eine Menge angetriebener Bäume und Stromschnellen unterbrochen wurde. Am 18. August stiessen sie wieder auf die *Maopityans*, die ihnen zu Lande gefolgt waren. Auch während des 19. August verliessen sie abermals drei der *Maopityans* heimlich, so dass sich mein Bruder genöthigt sah, sein Gepäck ausser den Instrumenten und einigen andern unentbehrlichen Gegenständen hier zurückzulassen, da die Landreise hier begann und die treuen *Macusis* und *Wapisianas* nicht mehr zu tragen im Stande waren. Dort liegen jetzt noch die werthvollen Sammlungen, die mein Bruder auf der Reise von *Watu-Ticaba* an gemacht! —

Nachdem sie auf das linke Ufer des *Iriau* übergesetzt, führte sie der Pfad über Berge und durch Sümpfe, die dicht mit *Euterpe* und *Oenocarpus* bestanden waren. Den 21. August stiessen sie auf den ersten Fluss, der gegen N.N.W. floss; sie hatten damit das Bassin des Amazonenstroms verlassen. Die Hügel, welche die Wasserscheide bildeten, waren kaum 150 Fuss hoch. Nach einigen Minuten standen sie vor einer verlassenen Hütte, die nach den genommenen Beobachtungen

unter 1° 49′ Norderbreite lag; sie hatten demnach die Wasserscheide unter 1° 48′ 30″ Norderbreite und 56° 30′ westlich von *Greenwich* überschritten. Ihre absolute Höhe betrug 794 Fuss. Aus mehren Zeichen ging hervor, dass die Hütte noch vor kurzer Zeit bewohnt gewesen sein musste.

Nachdem sie den 23. August den *Aramatau* gekreuzt und ihren Weg durch Sumpf und über Hügel fortgesetzt, stiessen sie auf eine Lagerstelle, die kaum vor einer Stunde verlassen sein konnte; eine halbe Stunde später hatten sie ein *Pianoghotto*-Dorf erreicht, wo sie von den athletischen und wohlgebildeten Bewohnern erwartet und bewillkommet wurden. In ihrem Anzug glichen diese ganz den *Maopityans*, ja, auf den Haarzopf war so viel Sorgfalt verwandt, dass dieser dem ersten pariser Coiffeur Ehre gemacht haben würde. Der Körper war nicht mit Linien bemalt, sondern mit Ausschluss des Gesichts vom Kinn bis zur Zehe roth angestrichen. Die Männer trugen eine Fülle von Glasperlen um die Lenden und Schultern und, wie die *Zurumatas*, baumwollene Schnüre unter den Knieen, von denen eine Menge Quasten herabhingen. Um den Nacken hing jedem Mann ein sauber gearbeiteter Kamm auf die Brust herab. Die Bogen und Pfeile waren ungemein lang; Kriegskeulen besassen sie nicht. Die Weiber waren beiweitem stiefmütterlicher von der Natur bedacht worden als die Männer und trugen das Haar ganz kurzgeschoren. Das Dorf bestand aus drei Hütten, von denen die eine in der Bauart genau mit denen der *Maopityans* übereinstimmte; die beiden übrigen waren offene Schutzdächer.

Nach den Berichten, die mein Bruder über die Gegend einziehen konnte, unterlag es keinem Zweifel, dass der *Curuni* oder *Curuwuini* der *Pianoghottos*, der *Curitani* der *Maopityans* war. Im O. waren die *Cocoipityans* oder Harpyia-Adlerindianer; fünf Tagereisen weiter die *Mekurus* oder *Marun*-Neger Surinams ihre nächsten Nachbarn. Mit letztern stehen sie in lebhaftem Tauschhandel.

Den 25. August wanderten die gesammten Einwohner des Dorfes aus, um die zurückgelassenen Sachen der Expedition nachzuholen, wie zugleich auch die drei *Maopityans*, nachdem sie ihren Lohn empfangen, mit ihnen gingen; der Lohn für einen vierten, der in Folge eines bösen Fusses nicht hatte folgen können, wurde den Abgehenden ebenfalls ausgezahlt. Unter sieben Tagen konnten die *Pianoghottos* nicht zurückkehren; diese Zwischenzeit wurde dazu angewandt, neue Borkkähne zu verfertigen und Cassadabrod zu backen, da mein Bruder die Reise den *Cutari* abwärts fortsetzen wollte.

Einige Tage nach der Abreise der Bewohner, besuchten die Expedition mehre *Pianoghottos* aus der Nachbarschaft, von denen mein Bruder zugleich manche geographische und ethnographische Notiz einziehen konnte. Oestlich von dem Dorfe sollten auch die *Orokoyanna* oder Papageiindianer wohnen; gegen S.S.O.,

an den Ufern des *Kaphu*, die *Tschikianas*, die Furcht und der Schrecken der friedliebenden Nachbarn; in der Nähe der Quelle des *Wanamu*, etwa fünf Tagereisen von hier die *Drios*, ein Bruderstamm der *Pianoghottos*; weiter gegen S.O. die gleichfalls gefürchteten *Maipurischiannas* oder Tapirindianer, die die Schädel ihrer erschlagenen Feinde als Trinkgefässe benutzen. Gegen S.W. liegt das Gebiet der *Tunayannas* (Wasserindianer), und weiter westlich das der *Carawayannas*, der *Barakutyos* oder *Barokotos*. Der reine Westen schien unbewohnt. Als mein Bruder die Namen der *Arawaaks* und *Warraus* nannte, zeigten sie gegen N.

Den 1. September war wenigstens ein Theil des Gepäcks nach dem Dorfe gebracht und mein Bruder entschloss sich, ohne weitern Verzug aufzubrechen, obschon das Salz, die Zeltbedachung und der grösste Theil der Sammlungen noch fehlte.

Die während des neuntägigen Aufenthaltes gemachten meteorologischen Beobachtungen ergaben folgende Resultate:

Zeit der Beobachtungen.	Instrumente.	Mittel.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.
21. August bis 1. September 100 Beobachtungen.		Zoll.	30. August Mittag.	
	Barometer.	29. 074	29. 139	29. 028
			29. Aug. 2 U. 30 Min. V.	
	Angefügtes Therm.	80° 82	90° 44	65° 12
	Freies Therm.	80° 96	91° 40	65° 60
	Feuchtes Therm.	76° 42	83°	65° 1

Der Ort lag unter 2° 3′ 36″ Norderbreite und 56° 34′ 3″ Westerlänge.

Das nächste Ziel der Reise, an dem sie sich auch einschiffen wollten, war eine Niederlassung der *Drios* am *Cutari*. Ausser dass sich die *Drios* gleich den Südseeinsulanern den ganzen Körper tättowiren, stimmen sie in Anzug und Körperbildung mit den *Pianoghottos* überein. Die Niederlassung lag unter 2° 3′ 30′ nördlicher Breite und 56° 34′ 39″ westlicher Länge.

Am Mittag des 6. September waren die fünf Borkkähne beladen, und obschon sich die Mannschaft bereits seit zwei Tagen abgemüht, eine Fahrstrasse durch die wild übereinander aufgestauten Bäume zu hauen, so kamen sie doch nur langsam vorwärts. Jeden Morgen mussten sie die Hälfte der Leute vorausschicken, um den Wasserweg wenigstens etwas zu klären. Am 11. August erreichten sie die Mündung des *Aramatau*, den sie am 22. August durchkreuzt hatten. Die vereinigten Ströme, etwa 500 Fuss breit, schlugen jetzt einen nordnordwestlichen Lauf ein.

Etwa zwei Miles von der Verbindung begann die Reihe der Cataracten und Stromschnellen, die sich in nordnordöstlicher Richtung hinziehen, worauf der Fluss wieder gegen Nordnordwest fliesst, und bald darauf den *Curuni* aufnimmt, der über einen bedeutenden Steilabsturz in den *Cutari* hinabbraust, um unmittelbar darauf nochmals mit dem letztern vereint über einen mächtigen Granitdamm hinabzustürzen. Der *Curuni* war ebenfalls ungemein reich an Stromschnellen und kam aus O.S.O. Die Vereinigung beider Flüsse lag unter 2° 20′ 50″ N.B., 612 Fuss über dem Meere.

In fast ununterbrochener Reihe setzten sich jetzt die Cataracte und Stromschnellen fort, unter denen mein Bruder den einen Sir Walther Raleigh's Cataract nannte, da sich ein mächtiger Glimmerfelsen in der Nähe der Basis mitten aus den schäumenden Wogen erhob, auf dem die Sonnenstrahlen eben das Bild, welches Raleigh der Königin Elisabeth von Guiana entwarf, zu verwirklichen schienen. Am Nachmittag erreichte die Hitze eine Höhe von 142° in der Sonne, der sie unbeschützt ausgesetzt waren, da sie in Folge der Kleinheit ihrer Kähne kein Schutzdach über diese errichten konnten. Die Vegetation des Flusses zeigte sich ungemein einförmig; Orchideen fehlten gänzlich. Den 14. September passirten sie die Mündung des *Sipariwuini*. Das Thermometer stieg wieder auf 135½°. Gewaltige Gewitterstürme, die schon seit einigen Tagen fast jeden Abend eingetreten waren, hatten jetzt den Wasserstand des *Curuni* bedeutend erhöht. Vom 18. September an schlug der Fluss einen mehr westlichen, oft auch einen südlichen Lauf ein, wobei das Bett von einer Menge Inseln durchbrochen wurde, bis sie am Abend wieder vor einer Reihe gefährlicher Cataracte standen, die durch eine Menge Granitdämme gebildet wurden, welche den Fluss in nordwestlicher und nordöstlicher Richtung durchsetzten. Ungeachtet die Borke der Kähne bei keinem dicker als einen halben Zoll war, hatte sie bisher doch noch kein Unfall betroffen; — hier jedoch mussten sie eins der Kähne zurücklassen, das beim Herabfahren einer Stromschnelle einen Leck bekommen.

Unterhalb der Cataractenreihe breitete sich der mit zahllosen Inseln besetzte Fluss bis auf 8 Miles aus. Fast jeder Kanal zwischen je zwei dieser Inseln war ein schäumender Wasserfall; mein Bruder nannte daher diesen Theil des Flusses, »die Fälle und Stromschnellen der tausend Inseln.« Die Flora der Inseln zeigte wenig Abwechselung. *Elisabetha coccinea*, *Jacaranda*, *Laurus surinamensis*, *Clitoria arborea*, ein baumgleiches *Solanum*, waren ihre Hauptrepräsentanten. Orchideen fehlten auch hier noch. Den 19. September übernachteten sie unter 3° 21′ 30″ N.B. Schon hatte ihr Proviant in Folge der gänzlichen Abwesenheit von Säugethieren und Vögeln, ja selbst die Fische wurden wegen des hohen Wasser-

standes ungemein selten, so abgenommen, dass die täglichen Rationen auf 4 Unzen *Farinha* herabgesetzt werden mussten.

Am 20. September erreichten sie den Scheitel mehrer Fälle, von denen der eine 52 Fuss perpendiculäre Höhe hatte. Die Kähne mussten ausgeladen und das Gepäck sammt jenen weiter als eine Mile über Hügel von 150 Fuss Höhe getragen werden, indem der Fluss, in Folge der ununterbrochenen Fälle und Stromschnellen, so weit rein unbefahrbar war. Mein Bruder nannte jenen bedeutenden Fall nach Sr. Majestät dem König von Preussen: Friedrich Wilhelm's IV Cataract. Er liegt 57° 29′ 54″ westlicher Länge und wahrscheinlich 3° 26′ nördlicher Breite. Der bewölkte Himmel versagte jede astronomische Beobachtung.

Am 22. September war das Gepäck am Fusse des untersten der Fälle wieder eingeladen, so dass die Reise fortgesetzt werden konnte. Der Fluss hatte in Folge der zahlreichen Inseln abermals an Breite gewonnen. Gneisdämme durchsetzten ihn unter 3° 38′ 38″ Norderbreite von N.N.O. nach S.S.W., von denen einer dem andern, wie die Furchen in einem geackerten Felde, folgte.

Die Reise bis zum 24. September war nur eine Wiederholung der frühern Tage. Am Mittag hatten sie abermals den Scheitel eines Falles erreicht, an dem sie die Kähne ausladen mussten, wo sie an dem Fusse einige verfallene Hütten, zwei Corials und zugleich den Pfad fanden, der vom *Corentyn* nach dem *Essequibo* führt. Es waren dies die Corials einer Parthie *Caraiben*, die wir im März am *Rupununi* gefunden, wohin sie vom *Marowini* gekommen, um ihre Stammverwandten zu besuchen. Dieser Pfad musste für meinen Bruder von besonderem Interesse sein, da er offenbar schon seit dem 17. Jahrhundert bekannt war, wie es zugleich auch derselbe ist, den Don Francisco José Rodriguez Barata zweimal einschlug. Der Lord Stanley's-Cataract liegt unter 3° 59′ 16″ Norderbreite. Die eben erwähnten *Caraiben* hatten meinem Bruder die Erlaubniss gegeben, wenn er auf seinem Wege ihre Corials finden sollte, diese bis zum *Caraiben*-Dorfe *Tomatai* benutzen zu können, wo er sie dem Häuptling William übergeben sollte. Nach den Barometermessungen befanden sie sich jetzt noch 230 Fuss über der Meeresfläche, und mancher Cataract mochte daher noch vor ihnen liegen! — Nach einigen Stunden war das längste der Corials, welches 40 Fuss mass, beladen, um es bereits am 26. September wegen eines bedeutenden Cataracts wieder zu entladen. Der Hunger zeigte seine Wirkung immer sichtbarer an den Gestalten der gesammten Gesellschaft. Den 28. September hatten sie ihre Fahrzeuge sogar zweimal auszuladen und über Land zu schaffen, und schon waren die täglichen Rationen auf 3 Unzen *Farinha* herabgesetzt. Neue Hoffnung aber belebte die Mannschaft, als sie am Abend an der Stelle ankamen, bis zu welcher mein Bruder im Jahre 1836 vorgedrungen war. Mit acht Pfund *Farinha*, die noch vier Tage reichen

musste, da sie nicht früher die *Caraiben*-Niederlassung erreichen konnten, verliess die von Hunger und Fieber geschwächte Gesellschaft den letzten grossen Cataract. Am 29. September wurde der Rest der *Farinha* in 15 Portionen getheilt und an die 15 Mitglieder der Expedition vertheilt. Den 1. October erreichten sie, nachdem sie 26 Tage, ohne einem Menschen begegnet zu sein, unter Beschwerden und Gefahren den *Corentyn* herabgefahren waren, das *Caraiben*-Dorf *Tomatai*, wo meinen Bruder sein alter Freund William, der unterdessen Häuptling geworden war, augenblicklich wieder erkannte und willkommen hiess. Bald stand der dampfende Pfeffertopf vor den ausgehungerten Reisenden. Den 9. October erreichten sie *Neu-Amsterdam*, den 12. *Georgetown*.

Unsere grössern Expeditionen waren jetzt beendet, noch aber konnte mein Bruder und demnach auch ich nicht, an die Rückreise denken. Ein eben nach *London* abgehendes Schiff nahm meine getrockneten Pflanzen, kurz alles, was kein Leben besass, mit sich, ich aber ging nochmals nach der Plantage *Anna Regina* zurück, um an der palmenreichen Küste meine Sammlung lebender Palmen zu vergrössern. Durch die hülfreiche Hand und freundliche Vorsorge meines Freundes Hugus wurden schon nach einigen Wochen 40 verschiedene Species in Kasten eingepflanzt, die ganz gedeihlich heranwuchsen. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Erfahrung, dass keine Pflanze so empfindlich gegen das Entblössen ihrer Wurzeln ist, als die Palme; denn nahm ich die kleinen, oft kaum fingerlangen Sämlinge nicht mit der grössten Vorsicht und mit starken Erdballen heraus, so wuchsen sie auch nicht weiter. Nur die *Euterpen* und die *Guilielma speciosa* machten eine Ausnahme davon.

Unter Aufsuchen von Palmensämlingen und andern botanischen Beschäftigungen waren mir schnell mehre Wochen vergangen, und wollte ich meinen Plan, den *Demerara* bis zum grossen Cataract aufwärts zu steigen und seine orchideenreichen Ufer auszubeuten, noch ausführen, so musste ich nun nach *Georgetown* zurückkehren. Meine eingepflanzten Palmen überliess ich bis zu unserer Abfahrt nach Europa der Pflege meines Freundes Hugus.

Da Stöckle gleich nach der Rückkehr vom *Pomeroon* wieder zu seinem Geschäft und seiner harrenden Frau nach *Bartika-Grove* zurückgekehrt war und ein Amt als Constable in dem *Penal-settlement* angenommen hatte, konnte er mich auf meiner Excursion, was ich so sehr gewünscht, nicht begleiten.

Mit meinem Farbigen verliess ich *Georgetown* den 1. April und fuhr den belebten *Demerara* aufwärts.

Was jedem Fremdling augenblicklich auf dem Fluss auffallen muss, sind die grossen fluthenden Grasinseln, die ein Spiel der Ebbe und Fluth, ununterbrochen auf- und abwärts getrieben werden. Dieses eigenthümliche, schilfartige Gras, das

erst seit einigen Jahren vom *Orinoko* auf dem Fluss heimisch geworden, wurde mit dem Rindvieh, mit welchem die Umgebungen des *Orinoko Georgetown* versehen, hierhergebracht, indem das Vieh auf der Transportreise zu Wasser damit gefüttert wird. Nach dem Verkauf des Viehes wirft man das überflüssige Futter gewöhnlich in den Fluss. Die Fluth hatte dieses den Fluss aufwärts getrieben, mancher Halm mochte noch seine Wurzeln besessen und einen festen Punkt zum Anwurzeln gefunden haben, wo er sich ungemein schnell vermehrte und bald ganze Flächen des Flussspiegels bedeckte. Diese festen Ruhepunkte sind aber nur von kurzer Dauer; — je mehr die Flächen an Ausdehnung gewinnen, um so leichter werden sie auch wieder von der Strömung abgerissen und dem Spiel der Wellen unterworfen. Als fluthende Inseln leben sie dann entweder eine längere Zeit fort, oder finden abermals einen festen Ruhepunkt, an dem sie sich wieder zeitweilig befestigen. Nur wenige derselben erreichen bei der Ebbe die offene See, da sie die eintretende Fluth bald wieder in die Mündung zurücktreibt. Mit der Grenze der Einwirkung der Ebbe und Fluth sind auch diese, dem Flussspiegel ein wunderbares Aeussere verleihenden Wanderinseln verschwunden. In der Mündung des *Essequibo* hat sich das Gras zwar auch schon eingefunden, keineswegs aber bis jetzt in dem Grade, wie im *Demerara*. Es scheint ein *Panicum* zu sein. Leider fand ich es nie in Blüthe, um die Species bestimmen zu können.*)

Nachdem wir an Canal I. und II. vorübergefahren, erreichten wir das im Entstehen begriffene Negerdorf *Stanley's-town*, welches zwischen *Musa* und *Cocus*-Palmen sich ausbreitet. Einige Miles oberhalb mündet sich der kleine Fluss *Hubabu*, der sich auf dem westlichen Ufer in den *Demerara* ergiesst. An den Ufern des *Hubabu* befand sich das Etablissement eines Holzhändlers, bei dem ich mich einige Tage aufhalten wollte, um zu versuchen, ob es mir nicht gelingen sollte, einen der interessantesten Bäume der Küste, das *Greenheart* der Colonisten, in Blüthe zu finden. An den Ufern der Mündung hatten sich mehre Neger angesiedelt. Nachdem wir den dichten Wald durchfahren, kamen wir auf eine offene,

*) Bei der Untersuchung des an der Mündung des *Demerara* gesammelten Schlammes fand Professor Ehrenberg folgende Infusorienformen:

Polygastrica.

Actinoptychus senarius.
Bacillaria vulgaris.
Biddulphia pulchella.
Coscinodiscus eccentricus.
C. subtilis.
Difflugia areolata.
Diploneis didyma.
Gallionella sulcata.
Gloeonema sigmoides.
Navicula sigma.
N. Demerarae.
Pinnularia striatula.

Phytolitharia.

Lithostersius tuberculatus.
Spongolithis aspera.
Sp. fistulosa.

sumpfige Savanne, die viel Aehnlichkeit mit der bei *Morocco* hatte. Das mit hohem, schilfartigem Gras durchwachsene Gesträuch der kleinen Oasen wurde von mehren *Donacobius vociferans (Swain.)* belebt. Es ist dies ein ganz eigenthümlicher Vogel. Sobald er ein menschliches Wesen erblickt, erhebt er ein lautes, schnarrendes Geschrei, das dem unserer Rohrsperlinge ähnelt, worauf schnell alle in der Umgebung weilenden Genossen herbeigeflogen kommen und unter fortwährendem Auf- und Abfliegen in dem Gebüsch in den Lärm mit einstimmen. So wie ihnen die Person aus den Augen ist, zerstreuen sich die Versammelten wieder ruhig nach allen Gegenden hin. Sein Nest baut der Vogel zwischen Rohr und Gebüsch. Im Innern bin ich ihm nie begegnet. Welche Vernichtung ein Waldbrand auf diesen holzreichen Flächen anrichten kann, trat mir hier mit jedem Ruderschlag überzeugender entgegen. Die mächtigen Riesenbäume ragten jetzt mit ihren schwarzen, halbverkohlten Stämmen und ihren kahlen Aesten über das neu emporgeschossene dichte Unterholz empor, und machten einen düstern Eindruck auf mein nur an die üppigste Vegetation gewöhntes Auge. Das nachschiessende Gebüsch wich hier vielfach von dem am *Morocco* ab, da es nur aus *Vismia*, *Psychotria*, *Piperaceae*, *Melastomaceae* und andern kleinen, zwergartigen Sträuchern bestand, die aber ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten, das von einer Menge Schlinggewächse übersponnen war. Obschon der Waldbrand vor mehr als zwanzig Jahren stattgefunden, so hatten sich seitdem doch keine Vierfüssler wieder hier eingefunden; eine auffallende Erscheinung, die sich, wie mir versichert wurde, überall da wiederholt, wo jene eine solche Feuersbrunst einmal vertrieben hat; dafür waren die leblosen Bäume, die grösstentheils in *Caryocar tomentosum* bestanden, der Tummelplatz zahlloser Spechte geworden, deren Hämmern die ganze Fläche durchtönte. Am häufigsten war der rothköpfige *Picus comatus (Ill.)*, *lineatus (Lin.)* und der kleine, schwarze *Picus hirundinaceus (Gm.)*; letztere jagten sich unter beständigem Geschrei von Baum zu Baum. *Lanius cayanus (Lin.)* scheint sich die von jenen gemachten Höhlungen zum Brutort zu wählen, da ich sie emsig in dieselben mit dem zu ihrem Neste erforderlichen Baumaterial hineinfliegen sah.

Gegen Abend erreichten wir das Etablissement, wo ich mit der bekannten westindischen Gastfreundschaft von dem Eigenthümer aufgenommen wurde, und schon am nächsten Morgen sah ich meinen Wunsch erfüllt: das *Greenheart* war in Blüthe; ich fand, dass der Baum zum *Genus Nectandra* gehörte. Es war eine neue Species, die dem Entdecker der medizinischen Eigenschaften seiner Rinde, Dr. Rodie zu Ehren, *Nectandra Rodiei (Schomb.)* genannt wurde. Dr. Rodie machte seine Entdeckung im Jahre 1834 bekannt. Dr. Douglas Mac Lagan in *Edinburg*, der von einem Freunde, dem Dr. Watt, aus *Demerara* eine Parthie Rinde zur genaueren Untersuchung erhielt, veröffentlichte die Resultate seiner Ana-

lyse in den *Transactions of the Royal Society of Edinburgh*. Vol. XV. Part. III. Dr. Mac Lagan gelang es, aus dem Alkaloid der Rinde ein schwefelsaures Salz darzustellen, das nicht nur in England, sondern auch in Guiana ganz die Eigenschaften des *Chinin* bewährte. Leider kann nach der Berechnung des Dr. Mac Lagan die Unze nicht unter 6 Schilling hergestellt werden, ein Preis, der von dem jetzigen des *Chinins* nur um 1 Schilling übersteigen wird. Da aber keine Medizin in ihrem Preise dem Wechsel so wie letzteres unterworfen ist, so bleibt die Entdeckung immer wichtig genug, um sie bei eintretenden Fällen zu benutzen. Ein zweiter Versuch wurde mit einer Quantität Rinde, die ich zu diesem Behufe mit mir nahm, in Berlin vom Herrn Dr. Sachs, Staabsarzt in der Königl. *Charité* gemacht. Von der bereits 3 Jahr alten Rinde wurde ein *Infusum* bereitet, und dieses bei 6 Fieberkranken mit so gutem Erfolge angewendet, dass vier der Patienten von der Krankheit ganz befreit wurden; nur bei zweien kehrten die Anfälle zurück.

Der meist 60 — 80 Fuss hohe Baum gehört nach den glänzendgrünen, lederartigen Blättern mit zu den schönsten Zierden der Küstenwälder, und es freut mich um so mehr, dass von den vielen Samen, die ich mit mir nahm, in dem Treibhause des Hofbuchdruckers, Herrn Decker, in Berlin einer derselben zum Keimen gekommen ist, der jetzt unter der trefflichen Pflege des Gärtners, Herrn Reinecke, als niedliches Bäumchen ganz wacker gedeiht. Wie sehr das schwere Holz in England zum Schiffsbau gesucht ist, habe ich schon erwähnt.

Nach einem achttägigen Aufenthalt bei meinem freundlichen Wirthe, kehrte ich nach dem *Demerara* zurück, dessen Ufer auch jenseits der Mündung des *Hubabu* noch ein ungemein belebtes und reizendes Landschaftsbild vor mir entfalteten. Besonders freundlich liegt am linken Ufer das Negerdorf *Mocha*. Die freundlichen, kleinen Häuser sind von üppigen *Cocos*- und Kohlpalmen umgeben und beschattet. Die Wohngebäude und Siedehäuser der Plantagen, die sich dem Dorfe anschliessen, liegen unmittelbar an dem Ufer des *Demerara*. Dampfende Zuckermühlen, üppige, grüne Kaffeeplantagen, mit ihren oft drei Stock hohen Trockenhäusern, zahlreiche den Fluss durchfurchende Boote, eine chaussirte Strasse längs den Ufern, mit einer Menge Abzweigungen landeinwärts, verkünden überall den schaffenden Geist und die thätige Hand des Menschen. Der dunkelgrüne Saum der *Rhizophora*, *Avicennia* und *Laguncularia*, der die Ufer begleitet, und nur an den Werften und Landungsstellen der verschiedenen Plantagen unterbrochen wird, erlaubt auch an solchen Stellen nur einen Blick über die üppig wuchernde Culturfläche mit ihren wogenden Feldern zu werfen.

Der Fluss bleibt 70 — 80 Miles aufwärts selbst für grössere, beladene Schiffe fahrbar, und läuft hier ziemlich parallel mit dem *Essequibo*. Am rechten oder östlichen Ufer zweigt sich der Canal Nro. III ab.

Einige Miles oberhalb dieses erreichten wir die Insel *Chantilly*, der bald noch zwei andere folgen. Auf der ersteren werden die in *Georgetown* gerichteten Verbrecher begraben, die dadurch nach ihrem Tode noch eine bedeutende Reise machen müssen. Nur eine dieser Insel, *Borselen*, befindet sich im Culturzustande und ist mit *Pisang*s bepflanzt. Hier befand sich früher der Sitz des *Gouvernements*, so wie die *Courts of Policy* und *Civiljustice*, die jedoch im Jahre 1774 nach der östlichen Spitze der Mündung des Flusses verlegt wurden, wo die neue Anlage den Namen *Stabroek* erhielt, das jetzt *Georgetown* heisst.*) Jenseits der Inseln sind in der Gegenwart die Plantagen verschwunden, und es beginnen nun die kleinen Niederlassungen der Farbigen und Neger, von welchen letzteren sich nach der Emancipation eine Menge vereinigten, zusammen eine der aufgegebenen Plantagen oder eine Fläche Kronland kauften, diese parcellirten, und dadurch eine förmliche Negercolonie in's Leben riefen. Da der Neger nur immer so viel Land urbar macht, oder in cultivirtem Zustande erhält, als er und seine Familie gerade zum Unterhalt bedarf, so tritt hier bereits der mauergleiche Wald dem Ufer ziemlich nahe, auf dem die kleinen, weissangestrichenen Wohnhäuser, beschattet von üppigen *Cocos*-Palmen und *Pisangs*, ganz freundlich abstechen. Ihren üppigsten Wuchs entfaltet die *Cocos*-Palme nur so weit das Seewasser durch die Fluth den Strom aufwärts getrieben wird. Jenseits der Grenze dieses verliert die schöne Palme auch ihre Fülle, und bekommt ein krankes Ansehen, das immer sichtbarer hervortritt, je weiter ihr Standort von der Küste entfernt ist. Am *Demerara* zeigte sich mir diese Thatsache am augenscheinlichsten; — mag der Grund ihres üppigen Gedeihens nun in der Verdunstung des Seewassers, oder in dem der Küste eigenthümlichen Boden liegen, der fast durchgängig in einem bläulichen Thon, vermischt mit verwitterten vegetabilischen Stoffen, und reich mit Salzwasser getränkt, besteht. Wie sehr sie von Boden und Localität abhängig ist, zeigen unsere Palmenhäuser, in denen man sie nur äusserst selten, und wo dies der Fall ist, nur in einem kränklichen Zustande findet.

Nachdem wir an der Mündung des *Madewini* vorübergefahren, der sich auf dem östlichen Ufer in den *Demerara* ergiesst, erhob sich ein grosses, dem gänzlichen Verfall entgegenschendes Haus vor uns. Es war das letzte Eigenthum eines

---

*) Der von diesen Inseln gesammelte Schlamm enthielt folgende Infusorienformen:

Phytolitharia.

Lithostylidium rude.
Spongolithis acicularis.
Sp. amphicephala.
Spongolithis aspera.
Sp. fistulosa.
Sp. obtusa.

Polygastrica.

Coscinodiscus eccentricus.
Diploneis didyma.

früher unermesslich reichen Plantagenbesitzers, Mr. Brandes. Seine Jagdpassion und Verschwendung hatte ihn aus einer Plantage nach der andern getrieben, bis ihm nichts mehr übrig blieb als dieses Haus! — Vor kurzem hatte er die Tochter eines *Arawaak* geheirathet, und war in die Hütte seines Schwiegervaters am obern *Madewini* gezogen. Eine Menge seiner Jagdabenteuer sind in der Colonie im Umlauf; häufig genug soll er einen, auch zwei Sklaven gegen einen guten Jagdhund vertauscht haben. Zwei Miles oberhalb der Mündung des *Madewini* ergiesst sich auf dem westlichen Ufer der *Waritilla*, einer der grössten Nebenflüsse des *Demerara*, in seinen Hauptstrom. In seinem Lauf nimmt er den *Cammoni* auf, in welchen sich der *Mibiro* mündet. Die Ufer werden von einigen *Arawaaks* bewohnt. An dem *Waritilla* befinden sich mehre bedeutende Holzetablissements, an seiner Mündung aber erheben sich die Gebäude der letzten Zuckerplantage am *Demerara*, die der Plantage *Glasgow*; — doch auch *Glasgow* ist seinem Verfall nahe. Eine Mile oberhalb der Mündung des *Waritilla*, am östlichen Ufer, mündet sich der *Hawerorini* in den *Demerara*, der in seinem Laufe den *Timiti*, *Marinaje* und *Kororoni* aufnimmt.

Bisher hatte der Fluss seinen Lauf durch eine flache, angeschwemmte Ebene genommen; keine Erhöhung hätte den Blick gehindert, über eine 20 Miles breite Fläche hinzuschweifen, wenn dies die dichte Waldung nicht unmöglich gemacht. Jetzt erst, als wir eben um eine scharfe Krümmung bogen, erhob sich auf dem westlichen Ufer, unmittelbar vom Wassersaum aus, ein 70 Fuss hoher Hügel, und somit hatten wir jene Hügelkette, die von den Colonisten den Namen »*the Sandhills*« erhalten hat, erreicht, welche sich von der *Arabien*-Küste bis zum *Corentyn* in südöstlicher bei südlicher, und dann in rein südlicher Richtung längs der ganzen Küste unter der verschiedensten Entfernung vom Meeressaum hinzieht; denn während sie sich an der *Arabien*-Küste dem atlantischen Ocean bis auf 2 Miles nähert, zieht sie sich am *Berbice* und *Corentyn* bis auf 40 Miles zurück. Eben so verschieden, wie ihre Lage gegen den Küstensaum, ist auch an einzelnen Stellen ihre Höhe, die zwischen 50 und 120 Fuss wechselt; den *Essequibo* kreuzt parallel mit diesen Sandhügeln bei *Osterbecke point*, unter 6° 15′, den *Demerara* bei *Arobaya* unter 6° 5′, den *Berbice* aber unter 5° Norderbreite eine zweite Gruppe vereinzelter Hügel. Der blendend weisse Sand konnte den Abhang des Hügels gegen den Fluss hin wie mit Schnee bedeckt erscheinen lassen. Der Gipfel war mit einer üppigen Waldung bestanden.

Der Besitzer dieses Hügels, wie überhaupt des ganzen sich landeinwärts erstreckenden Terrains ist ein Herr Brotherson, der früher ein ausgebreitetes Holzgeschäft trieb. Herzlich wurde ich von dem mir schon bekannten Eigenthümer in dem kleinen freundlichen Hause aufgenommen, das den Gipfel ziert, und gern nahm ich die Einladung an, einige Tage bei ihm zu verweilen, da mich die so ab-

weichenden Bodenverhältnisse vermuthen liessen, dass ich auf ihnen auch eine abweichende Flora auszubeuten haben würde.

Dieser Theil der *Sandhills* ist zugleich der besuchteste Ausflugsort der Bewohner *Georgetown's*, und mit Ausschluss der hohen Aristokratie führt das Dampfschiff fast jeden Sonnabend ganze Schaaren Vergnügungslustiger hierher, die sich ihre Speisen und Getränke mitbringen, sich während der Nacht und des Morgens an Spiel und Tanz vergnügen, um am Sonntag nach der Coloniestadt zurückzukehren. Es ist ein buntes Quodlibet, eine solche Parthie, zusammengesetzt aus Europäern, Farbigen, Negern, Kaufleuten, Handwerkern, Offizieren und Tagelöhnern, das aber meist durch ernste Prügeleien auseinander gesprengt wird, denn es befinden sich Neger darunter, und ohne Prügeleien kann der Neger nicht leben, am wenigsten sich ohne eine solche vergnügen!

Ich war in der That nicht wenig überrascht, als ich bei meiner ersten Excursion auf diesen Sandhügeln die Flechten des *Roraima-* und *Humirida*-Gebirges wiederfand: *Cladonia rangiferina*, *coccinea*, *cocomia* und *carnea* hatten die unbewaldeten Flächen des Höhenzuges förmlich überzogen.

Die üppige Waldung, die den Hügel deckte, bestand grösstentheils aus *Laurus*, *Ficus*, *Anona*, *Eperua*, *Parivoa* und einzelnen Bäumen der herrlichen *Alexandra Imperatricis (Schomb.)*,*) welche mein Bruder zwischen dem fünften und sechsten Breitengrade, an den Zuflüssen des *Cuyuni*, hauptsächlich aber an den Ufern des

---

*) *Alexandra Schomb. Gen. nov. Charact. Gen. Calyx campanulatus, carnosus, amplus, breviter et latissime 5 dentatus: dentibus superioribus majoribus. Discus fere ad medium calycis adnatus. Petala aestivatione papilionacea, crassa, subaequilonga. Vexillum bilobum, apice revolutum. Alae et petala carinalia consimilia, aequalia, oblonga, basi parum angustata. Stamina 10, vix inaequilonga, omnia fertilia, libera, petalis aequantia; filamentis crassis; antheris linearibus, versatilibus. Ovarium longiuscule-stipitatum. Ovula plurima. Stylus incurvus, acutus, summo apice minutissimo depresso stigmatosus. Legumen elongatum, compressum, lignosum, bivalve, intus uniloculare. Semina crassa, compressa suborbicularia. Embryo rectus. Cotyledones crasso-carnosae, lateraliter compressae. Plumula inconspicua. Radicula brevissima.*

Alexandra Imperatricis Schomb. Arbor 90 pedalis, cortice cinereo laevi. Folia alterna, impari-pinnata; foliola 5—8 alterna, oblonga vel ovali-elliptica, breviter acuminato-acuta, basi rotundata et breviter petiolulata, tenuiter coriacea, integerrima, glabra, 4—6 poll. longa, 2—3 poll. lata. Racemi in axillis foliorum delapsorum rameales, 4—6 pollicares, penduli, sub anthesin ebractcati. Rhachis et pedicelli crassiusculi, colorati. Pedicelli pollicares vel paullo longiores, incurvi adscendentes, uuiflori, sub calyce incrassati. Calyx pollicaris, basi crasso-carnosus, kermesino-coloratus; dentibus 1—2 lin. longis, superioribus 6 lin. latis. Petala calyce vix duplo-superantia, aurantiaca, glabra. Vexillum adscendens, demum ad medium fissum, superne valde revolutum. Petala 4, inferiora cum genitalibus basi declinata, dein incurvo-adscendentia. Genitalia petalis vix longiora. Ovarii stipes glaber, 4 lin. longus. Ovarium ipsum tomentellum, 6 lin. longum. Stylus glaber, 5—6 lin. longus. Legumen

Wanamu entdeckte, und der Kaiserin von Russland zu Ehren benannte. Der Baum zeichnet sich nicht nur durch seinen herrlichen Habitus, sondern auch durch seine reizenden Blüthentrauben aus. Obgleich die Blüthenzeit schon vorüber war, so verliehen ihm seine meist 18 — 20 Zoll langen, braunen, an ihrer äussern Seite sammetartigen Sehoten einen ebenfalls herrlichen Schmuck. Die Blüthen brechen, wie bei *Theobroma* und *Crescentia*, unmittelbar aus der Rinde der Aeste hervor. Die Bäume, die ich auf den *Sandhills* fand, hatten durchgehends eine Höhe von 100 — 110 Fuss. Für den Botaniker erhöht sich das Interesse für den Baum besonders auch noch dadurch, dass er ein Glied der Kette bildet, welches die zwei grossen Abtheilungen der *Leguminosen*, die *Papilionaceen* mit den *Caesalpineen* verbindet.*)

Ungefähr 3 Miles landeinwärts von dem Ufer des *Demerara* zieht sich eine Sandfläche von wechselnder Breite hin, die nur mit einem lichten, niedern Gebüsch, zwischen dem hin und wieder isolirte Bäume auftreten, bedeckt ist. Sie verläuft ziemlich parallel mit den Sandhügeln und hat von den Colonisten den Namen «Savanne» erhalten, obschon sie nichts weniger als Aehnlichkeit mit einer Savanne hat. Die Vegetation dieser Sandsteppe ist eine vollkommen abweichende, wie zugleich viele Genera und Species der in Britisch-Guiana vorkommenden Orchideen hier auftreten.**) Die Oberfläche des ganzen Terrains ist mit einem weissen, lockeren Sand bedeckt, so dass auf den ersten Blick die gesammte Fläche ein eben so unfruchtbares Aeussere zu besitzen scheint, wie der eigentliche Dünenstrich der Küste, und die, wenn auch weniger üppige, aber doch kräftige Vegetation jedem um so wunderbarer erscheinen muss. — Dringt man aber in die Sandfläche ein, so begegnet man in einer gewissen

---

18 — 20 *poll. longum*, 2½ *poll. latum*, *extus fuscescens brevissime subvelutinum*, *lineis obscuris obliquis subvariegatum*, *intus tenuiter spongiosum albo-flavidum non septatum. Semina castanea* 1½ *poll. longa*, 1¼ *poll. lata*, *crassitie semipollicari.*

Genus e tribu Sophorearum, Diplotropodi et Dibrachio quodam-modo affine, sed abunde distinctum: floribus amplis, staminibus subaequalibus, ovario longe-stipitato legumine, et inflorescentia. Haec subsimilis est Swartziis nonnullis.

*) Vergleiche: Die *Barbacenia Alexandrinae* und *Alexandra Imperatricis*, entdeckt und beschrieben von Rob. H. Schomburgk etc. Braunschweig. Vieweg und Sohn.

**) Aus dem *Genus Maxillaria* fand ich besonders: *Max. Batemanni*, *chlorantha*, *porrecta*, *pumila*, *unciata*, *sinuosa* und *Steelii*; aus dem *Genus Epidendrum: E. smaragdinum* (*Bot. Reg.*), *longicolle* (*Lindl.*), *minimum* (*Aubl.*), *pictum* (*Bot. Reg.*), *chloroleucum* (*Hook.*), und *coriaceum* (*Park.*); dann *Pleurothallis picta* (*Lindl.*), *ciliata* (*Knowl.*) und die herrliche, seltene *Burlingtonia candida* (*Lindl.*), die mir sonst noch nirgends aufgestossen war. Hier fand sie sich in grosser Menge an den Zweigen der Sträucher hängend. Ihre oft einen halben Fuss langen, weissen, wohlriechenden Blüthentrauben sind die grösste Zierde dieser eigenthümlichen Flora. Ausserdem traten in grosser Zahl noch die Genera: *Oncidium*, *Peristeria*, *Rodriguezia*, *Bifrenaria*, *Fernandezia*, *Zygopetalum*, *Dichaea* und mehre schöne Erdorchideen auf. Der reizende, blühende *Commiandhus Schomburgkii* (*Benth.*) trat mir hier ebenfalls entgegen.

Tiefe einer Sandschicht, die mit reicher, vegetabilischer Erde vermischt ist und die eigentliche Ernährerin der Vegetation bildet. Dieses Sandterrain besitzt eine ihm ausschliesslich eigenthümliche Flora, die sich besonders durch den Wohlgeruch ihrer Blüthen und ihre lederartige Belaubung auszeichnet. Die Indianer nennen solche Striche «*Moro*»; sie bilden den Uebergang vom Walde zu der offenen Savanne, welche sich zwischen dem *Demerara* und dem *Corentyn* ausbreitet.

Gleich reich wie ihre Flora war auch die Fauna der *Sandhills*, aus der ich nur die interessantesten Repräsentanten anführen will. Während der Monate December, Januar, und eines Theils des Februar ziehen die vielen *Ficus*- und *Brosimum*-Arten durch ihre reifen Früchte die glänzendsten Species des gefiederten Völkchens an sich. Auf den Sandhügeln fand ich die Bartvögel *(Bucco tenebrosus Sw.)* besonders häufig. Still und unbeweglich sitzen meist mehre derselben auf den trocknen Zweigen des Gipfels eines Baumes, von wo sie die ganze Gegend übersehen können, und erheben sich von Zeit zu Zeit, oft gerade in die Höhe, um das Insect zu ergreifen, welches sich ihnen genähert, um unmittelbar darauf wieder nach ihrem alten Standort zurückzukehren. Der Vogel scheint gern hoch zu sitzen; sein Flug ist wellenförmig. Er soll in Uferhöhlungen nisten. Sie leben nur von Insecten. Im Innern des Waldes kommt der *B. tenebrosus* selten vor; am häufigsten, wo der Urwald mit lichten Stellen wechselt. Interessant war mir auch der kleine muntere *Manakin (Pipra Manacus Lin.)*. Die bartgleichen, weissen Federn am Halse geben dem Vogel ein eigenthümliches Ansehen; das Naturell der ganzen Gattung ist dem unserer Meisen ähnlich. Von der Gattung *Trogon* (Nageschnabel) erwähne ich *Tr. melanopterus (Sw.)*, *melanurus (Gould)*, *caligatus (Gould)*; *Tanagra* und *Nectarinia* waren gleich zahlreich vertreten, eben so die *Kolibris*, von denen ich, besonders an den kleinen Waldbächen, den *Trochilus pella* und *auritus (Gm.)* fand. Letzterer kam auch hier nur inmitten der Waldungen vor. Noch häufiger waren die niedlichen Tauben *(Columba passerina* und *Talpacoti Temm.)* auf den waldlosen Abhängen. Des Morgens und nach Sonnenuntergang hört man nach allen Gegenden hin den eigenthümlichen, traurigen, einförmigen Lockton des Männchens und Weibchens erschallen. Diese niedlichen Vögel sind weniger schüchtern. Beide Species kommen nur in offenen Gegenden vor. Während der Brutzeit halten sie sich paarweis zusammen; später trifft man sie gewöhnlich in kleinen Heerden an. Ihr Nest fand ich an den *Sandhills* häufig zwischen *Clusien*-Gebüsch und andern dichten Sträuchern aus Würzelchen und Grashalmen gebaut. Sie legen ebenfalls nur 2 weisse Eier. Eben so häufig fand ich hier auch die *Columba jamaicensis (Temm.)* und die stattliche, grosse *C. speciosa (Lin.)*. Erstere lebt nur in dichtem Walde, wo sie auf dem Boden ihrer Nahrung nachgeht. Auch ihre Stimme hat einen einförmigen, sanften Ton. Ihr Nest baut sie ebenfalls in hohe Sträucher. Dieser

bin ich nur immer einzeln begegnet. Die *C. speciosa* lebt, wie die *C. rufina (Temm.)*, die ebenfalls hier häufig vorkam, nur während der Brutzeit paarweis; nach derselben vereinigen sie sich zu zahlreichen Heerden. Beide Species sind sehr scheu und halten sich nur immer auf den höchsten Bäumen, besonders sieht man sie häufig auf den trockenen Zweigen derselben sitzen. Ihr Nest weicht in seiner Bauart nicht von dem der übrigen Arten ab. *Thamnophilus naevius* und *doliatus* waren hier eben so wenig selten, wie in dem *Avicennien*-Gebüsch der Küste. In der schönen Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Brotherson fand ich auch die niedliche *Jodopleura pipra*. Nach der Versicherung des kundigen Jägers erscheint der Vogel stets zugleich mit der *Ampelis* und verschwindet auch mit ihr. Ebenfalls als Strichvogel tritt auch die grosse Schwalbe *(Hirundo collaris Pr. Neuw.)* auf, von der es mir gelang, ein Exemplar zu schiessen. Während meiner Reisen bin ich drei Zügen derselben begegnet. Das erstemal bemerkte ich sie, 1841 im Juni, auf dem Wasserspiegel des *Arapiacro* und *Tapacuma* vereinzelt in schnellem Fluge nach Insecten jagend. Im April 1843 erschienen sie in grossen Schaaren in der Savanne um *Pirara*, wo sie in gedankenschnellem Fluge bald hoch, bald niedrig über die grosse Ebene hin- und herflogen; sie hielten sich aber nur einen halben Tag dort auf; den dritten Zug fand ich eben am *Demerara*. Ich zweifle, dass sie in Guiana nisten. Unter den Säugethieren tritt die Gattung *Dasypus* am zahlreichsten auf, und man findet von den in Guiana vorkommenden Species allein drei auf den *Sandhills*: *Dasypus Peba (Desm., Jassy* der *Arawaaks)*, *Dasypus minutus* (Desm., *Jassy Barakatta* der *Arawaaks)* und *D. Tatouay (Desm.)*. Sie leben in Höhlen und werfen meist 8—9 Junge mit anfänglich geschlossenen Augenlidern, die aber bald darauf der Mutter überall folgen. Ungeachtet des Panzers, ist der Lauf des *Dasypus* ungemein schnell, und erst wenn sie sich weder durch Eingraben in den Boden, noch auf eine andere Weise dem Verfolger entziehen können, rollen sie sich zusammen und lassen sich ergreifen. *Dasypus encoubert (Desm.)* soll namentlich die Savanne zwischen dem *Berbice* und *Demerara* bewohnen. Auch das niedliche Eichhörnchen *(Sciurus aestuans Lin.)* traf ich häufig, wonach auch dieses über ganz Südamerika verbreitet zu sein scheint. In der Lebensart gleicht es ganz dem europäischen; nach der Aussage der Indianer, sollen sie ebenfalls ein Nest für ihre Jungen bauen.

Nordwestlich von der Wohnung des Herrn Brotherson zog sich, an der Basis der *Sandhills*, ein förmlicher Wald der *Manicaria saccifera* hin, den sich *Coelogenys* und *Dasyprocta* in grosser Zahl zum Aufenthalt gewählt hatten. Die Jagd auf ersteres hat viel Aehnlichkeit mit unserer Dachsjagd. Im Hause des Herrn Brotherson vertrat eine alte Indianerin die Stelle eines Jägers, und es verging fast kein Tag, wo sie nicht ein schmackhaftes Wild auf die Tafel geliefert hätte. In

Begleitung von zwei Hunden, die sie wie ihre eigenen Kinder liebte, wenn sie solche gehabt hätte, Bogen und Pfeil in der Hand, eilte sie fast jeden Morgen in den Wald, und wäre sie nur etwas jünger und etwas weniger hässlich gewesen, so hätte ich schon glauben können, an der Seite der Diana mein Glück in der Jagd der vorgenannten Thiere versuchen zu wollen. Anfänglich schien uns das Glück nicht eben günstig; die suchenden Hunde durchstrichen vergeblich den *Truly*-Sumpf. Endlich schlug einer derselben in einiger Entfernung vor uns an, worauf unsere Meute das Wild unter lautem Gebell verfolgte. Mit dem Ausruf »*Laba*! *Laba*!« eilte meine Begleiterin und ich ihnen nach, bis wir sie endlich vor einem mächtigen, hohlen, umgestürzten Baum einholten. So wie wir an ihrer Seite waren, kroch einer der Hunde in den Stamm, und eben machte mir die eifrige Jägerin begreiflich, dass das Thier bald herauskommen würde und ich mich daher zum Schuss bereit halten müsste, als dieses auch schon herausfuhr und, die klaffende Meute auf den Fersen, seine Rettung in der schleunigsten Flucht suchte. Rasch ging es wieder hinterdrein, bis uns das Gebell von neuem verrieth, dass die Hunde das gejagte Thier wieder gestellt. Auch diesmal fanden wir sie vor einem umgestürzten, hohlen Baume, in den das verfolgte *Laba* geflüchtet war. Um das geängstigte Thier nicht abermals entfliehen zu lassen, verstopfte die vorsichtige Jägerin, nachdem jenem einer der Hunde gefolgt war, die Oeffnung. An dem Bellen des Hundes im Baumstamme konnten wir sicher die Stelle unterscheiden, an welchem sich das *Laba* befand. Hier wurde nun mit dem Beile eine Oeffnung gehauen, was den Hund nur noch stärker zum Bellen anzufeuern schien. Nach einigen Stunden war die Höhlung erreicht, die kühne Jägerin griff in den Baum, um das *Laba* herauszuziehen, fing aber plötzlich hell an zu lachen und versicherte, dass anstatt des *Laba's* ein grosses *Armadill* im Baume sei. Die Hunde hatten wahrscheinlich die Spur des *Laba's* verloren und waren auf die Fährte des *Armadill's* gekommen.

Auf der Flucht sucht das *Laba* wo möglich ein Wasser zu erreichen, um sich durch Untertauchen zu retten. Ein so guter Schwimmer und Taucher es auch ist, so muss es doch in kurzen Intervallen über das Wasser emportauchen, um Luft zu schöpfen, bei welcher Gelegenheit es auch leicht geschossen wird.

Auf einer spätern Excursion mit der braunen Diana, den Fluss *Haiama* aufwärts, der sich oberhalb der *Sandhills* in den *Demerara* mündet, machte sie mich auf eine eigenthümliche Bewegung des Wassers aufmerksam und versicherte mich und Smith, dass hier eben eine *Labaria* »fische.« Anfangs wollte es mir nicht gelingen, die Schlange im Wasser zu unterscheiden, bald aber sah ich wirklich eine solche, die auf Raub ausging; denn bald tauchte sie mit Gedankenschnelle auf den Boden hinab, bald erschien sie wieder mehr an der Oberfläche des Wasserspiegels, und schwamm erst langsam, jetzt schneller in der Kreuz und Queer im Flussbett

herum. Endlich kroch sie am Ufer an das Land, wo ich sie erlegte. Es war die so gefährliche Grubenotter (*Trigonocephalus atrox*). Die Aussage meiner Begleiterin bestätigte sich, da ich beim Aufschneiden ihres Leibes zwei kleine, fingerlange Fische im Magen fand. Dass fast alle Schlangen sehr gut schwimmen, ist bekannt, dass aber auch die Giftschlangen im Wasser ihre Beute suchen, war mir neu, und scheint überhaupt nicht bekannt zu sein. Die thonigen Ufer des *Haiama* waren besonders infusorienreich. *)

Oberhalb der *Sandhills* erscheint unter den Waldbäumen besonders häufig der wilde *Cashew*-Baum (*Anacardium Rhinocarpus Dec.*), wie ihn die Colonisten nennen. Er ist einer der riesigsten Bäume Guiana's und weicht darin wesentlich von dem *Anacardium occidentale* ab. Seine Früchte haben denselben Habitus und Geschmack, nur sind sie etwas kleiner und besitzen eine röthere Färbung als die des letzteren. Dr. Hancock bemerkt, dass er die Rinde des Baumes mit Erfolg gegen Krebs und andere krebsartige Geschwüre angewendet habe. Die Früchte werden eben so eifrig von den Menschen, wie von den Thieren gesucht; die Indianer bereiten sogar ein berauschendes Getränk daraus. Der Tapir und die Affen sollen, nach Aussage meiner Begleiterin, während der Zeit der Reife so viel davon fressen, dass sie ganz berauscht würden und dem Jäger dann zur leichten Beute fielen. Der daraus destillirte Spiritus übertrifft sogar den Rum und Arak an Stärke, und wird daher allgemein zur Bereitung des Punsches vorgezogen. *Cashew*-Wein und Spiritus werden in der Colonie als diuretische Medizin benutzt.

Unter den Insecten fand ich auf den *Sandhills* namentlich mehre Species der schön gefleckten, zugleich aber auch so gefährlichen Gattung *Mutilla*, der die Indianer wie die Colonisten den bezeichnenden Namen «Tigerameise» gegeben haben. Wie die gefährliche *Ponera clavata* kommen auch sie nur immer einzeln vor.

Nach einem achttägigen Aufenthalt bei Herrn Brotherson setzten wir unsere Reise den *Demerara* aufwärts fort. Seine Breite hatte sich schon um vieles ver-

---

*) Nach den Untersuchungen Professor Ehrenberg's enthielt der Thon derselben:

Polygastrica.

Actinocyclus biseptenarius.
Actinoptychus biternarius.
Coscinodiscus subtilis.
C. distiger.
Cocconeis Scutellum.
Dictyopyxis cruciata
Gallionella crenulata.
G. sulcata.
Pinnularia Schomburgkii.

Phytolitharia.

Lithostersius radiatus.
Spongolithis aspera.
Sp. Caput serpentis.
Sp. cenocephala
Sp. fistulosa.
Spongolithis Fustis.
Sp. obtusa.
Sp. inflexa.
Sp. foraminosa.

mindert, und obschon das Wasser seinen salzigen Beigeschmack verloren, war die Einwirkung der Ebbe und Fluth doch noch so bedeutend, dass das Fallen und Steigen des Stromes immer noch 12 — 16 Fuss betrug.*) Den *Sandhills* gegenüber liegt die aufgegebene Plantage *Sanssouci*, von der aber alle Spuren früherer Cultur bereits verschwunden sind; ein dichtes Unterholz deckt jetzt die Felder, auf denen vor nicht langen Jahren üppiges Zuckerrohr wucherte. Am linken Ufer mündet sich der kleine *Creek Turabano*, ihm gegenüber, am rechten Ufer, der *Kutiserabo* in den *Demerara*; — unmittelbar oberhalb der Mündung des *Turabano* erhebt sich das Terrain am Ufer gegen 60 Fuss hoch. Hier, wie etwas weiter aufwärts, auf den verlassenen Plantagen *Berlin* und *the Loo*, haben sich einige Farbige und Neger niedergelassen.

An dem dichten *Caladium* des Ufers wucherte in zahlloser Menge und üppiger Fülle die zierliche *Orchide*, *Jonopsis teres (Lindl.)*, deren herrliche, hellviolette Blüthen zwischen den grossen Blättern des *Caladiums* prangten. Ich hatte sie noch nie so häufig als hier gefunden. Eine eben so eigenthümliche botanische Erscheinung ist an dem *Demerara* das Auftreten des *Monachanthus longifolius (Lindl.)*. Er findet sich nur, wie die *Vanilla palmarum*, an den Stämmen der *Ita*-Palme *(Mauritia flexuosa)*. Seine schmalen, abwärtshängenden Blätter erreichen oft eine Länge von 6 — 7 Fuss. Ich fand ihn nur am *Demerara*; — mein Bruder auch am *Berbice*.

Oberhalb der aufgegebenen Plantagen *Berlin* und *the Loo* wurden die Wohnungen der Neger und Farbigen immer seltener; dichter Urwald begrenzt beide Ufer, und nur hier und da stiess man auf wenige Acker vom Urwald gereinigten Bodens, die für die nur noch vereinzelt wohnenden Neger, Farbigen und Holzhändler zum Weideplatz ihres Viehes, und zum Ziehen der im Haushalt nöthigen Vegetabilien dienten. Am westlichen Ufer zogen sich, mit flachen Stellen vielfach abwechselnde, bewaldete Hügel von 80 — 200 Fuss Höhe hin, die von *Arawaaks* bewohnt wurden.

Eine Hauptklage der Colonisten ist das sogenannte «*Squatten*», d. h. das eigenmächtige Niederlassen der Neger auf unangebauten Privat- oder Kronländereien. Ungeachtet der vielen Strafgesetze hat dasselbe doch nicht unterdrückt wer-

---

*) Der oberhalb der Grenzscheide des salzigen Wassers am Ufer des *Demerara* gesammelte Schlamm enthielt nach der Untersuchung des Herrn Professor Ehrenberg:

Polygastrica.

Diploneis didyma. *Gallionella crenulata*

Phytolitharia.

Lithostylidium rude. *Spongolithis aspera.*
Spongolithis acicularis. *Sp. fistulosa.*
Sp. amphicephala. *Sp. obtusa.*

den können, ja hatte sogar in der neuern Zeit noch vielfach zugenommen, wodurch der Zweck der freien Einwanderung für die Plantagenbesitzer gänzlich vereitelt worden ist. In Britisch Guiana ist der *Demerara* der Hauptsitz der »*Squatters*«, die hier sogar einen ausgedehnten Holzhandel treiben. Die gegen »*Vagrancy* und *Squatting*« erlassenen Gesetze haben weder das eine, noch das andere unterdrücken können. Das Einzige, was man vielleicht damit wird erreichen können, ist, dass man die Neger zur Abtragung einer Bodenrente zwingt. Die von den *Squatters* gefällten Bäume werden schon im Walde zu Bauholz zugehauen. Während meines Aufenthaltes in *Demerara* wurde einem Neger für mehre hundert *Dollars* solch auf unerlaubte Weise gefälltes Bauholz confiscirt. Am *Demerara* befinden sich jedenfalls die meisten Holzetablissements, die *Georgetown* nicht allein mit dem erforderlichen Bauholz, sondern auch mit dem in den Küchen gebrauchten Brennholz versehen. Letzteres bildet ebenfalls, da die unmittelbaren Umgebungen der Coloniestadt keine Waldungen besitzen, und eine Communication für Fuhrwerke dorthin nicht möglich ist, einen bedeutenden Handelsgegenstand, der ausschliesslich von den Negern betrieben wird. Ihrer Schwere wegen können die Hölzer nicht in Flössen, sondern müssen in grossen Punts den Fluss herabgebracht werden.

Der Besitzer eines Holzetablissements, bei welchem wir die Nacht zubrachten, besass einen zahmen, ziemlich ausgewachsenen Tapir, der frei herumlief, sich am Tage in dem Walde aufhielt und bei Einbruch der Nacht zu seinem Herrn zurückkehrte.

Den folgenden Morgen fanden wir bei der Fortsetzung unserer Reise zwei Farbige vor ihrer Hütte damit beschäftigt, einem, während der Nacht in der Nähe der Hütte erlegten Puma das Fell abzuziehen. Es war das grösste Exemplar, das ich noch gesehen. Leider hatten sie ihm, um sich in den Besitz der Reisszähne zu setzen, den ganzen Kopf beschädigt.

Bei Einbruch der Nacht landeten wir an einem früher ausgebreiteteten Holzetablissement mit einer Sägemühle, die sowohl durch Dampf, wie durch Wasser getrieben werden konnte, dessen jetziger Besitzer, ein Neger, uns freundlich aufnahm. In Folge des geringen Betriebscapitals war die Mühle ganz in Verfall gerathen und stand unbenutzt. Auch hier betrug das durch die Einwirkung der Ebbe und Fluth hervorgerufene Steigen und Fallen des Wassers noch 8 — 10 Fuss. Im Verlauf des Tages waren wir an den Mündungen einer Menge *Creeks*, so an dem linken Ufer an der des *Yaruni*, *Tenbou*, am rechten, der des *Caieruni* und *Oritaja* vorüber gefahren.

Obschon der Fluss von jetzt ab immer mehr von seiner bisherigen Breite verlor, wurden seine Ufer doch mit jedem Ruderschlage interessanter, wozu die Hügel-

reihe an seinem westlichen Ufer viel beitrug, indem sie an einzelnen Stellen an dieses herantrat, an andern sich wieder sanft gegen dasselbe abdachte.

Die frühere Plantage *Amsterdam*, am linken oder westlichen Ufer, jetzt eine kleine Negerniederlassung, schaute freundlich mit ihren Häusern aus der üppigen Belaubung hervor. Das Terrain erhob sich wieder bis zu 200 Fuss. Einige Miles oberhalb dieser, unmittelbar am Ufer, erhebt sich am linken Ufer ein kleiner Hügel von 80 Fuss Höhe, der den Namen »*Goldenhill*« führt, dessen Gipfel wieder eine *Arawaak*-Niederlassung krönte. An seiner Basis mündet sich ein kleines Waldflüsschen in den *Demerara*. Wir waren im Verlauf des Tages an dem linken Ufer an den Mündungen der kleinen *Creeks*: *Camequear* und *Arobega* vorübergefahren.

Die Lage der Niederlassung hatte etwas so Einladendes, dass ich hier einige Tage zu verweilen beschloss, und meinem Wunsche gemäss auch freundlich von den Bewohnern aufgenommen wurde. Dass die Nähe der Colonie nicht ohne Einfluss auf die Bewohner geblieben war, gab sich mir sogleich beim Eintritt kund, denn sowohl Männer wie Frauen trugen Kleider, ja die kleinen Kinder, wenigstens die Mädchen, Mützchen. Ungeachtet dieser sprechenden Zeugen der Civilisation trieb der *Piai* des Ortes doch während der Nacht sein Unwesen mit einer kranken Frau, was mir aber Gelegenheit gab, noch manches über diese gefährliche Persönlichkeit und ihre Macht zu erfahren, was man mir bisher absichtlich oder unabsichtlich verschwiegen, — vielleicht auch, dass dieses nur bei den *Arawaaks* Glaubenssatz ist.

Stirbt einer seiner Patienten, so weiss nur der *Piai*, ob der Kranke in Folge des Einflusses eines bösen Geistes, oder durch Vergiftung eines andern Indianers starb. Je nach der Entscheidung dieser Frage, wird auch über das Leben und den Tod eines andern Indianers entschieden. War ein böser Geist der Grund des Todes, so wird die Leiche unter dem schon bekannten Ceremoniel begraben; — fällt der Urtheilsspruch dahin aus, dass er als Opfer irgend einer Beleidigung u. s. w. gefallen, so wird der Leichnam genau untersucht, und sollte sich auch nur ein blauer Fleck oder sonst etwas Ungewöhnliches an diesem vorfinden, so bezeichnet der *Piai* dieses als die Stelle, wo der Verstorbene durch den unsichtbaren, giftigen Pfeil verwundet worden ist. Um den Mörder, oft das Opfer der persönlichen Rache des *Piai*, kennen zu lernen, schreitet dieser nun zu jenem Gebrauche, wovon ich in *Waraputa* Zeuge war, nur mit dem Unterschiede, dass er, statt der abgeschnittenen Glieder des Verstorbenen, Blätter von einem gewissen Baume in das kochende Wasser wirft; und an der Seite, wo durch das wallende Wasser das erste Blatt über den Rand geworfen wird, lebt der Mörder, der nun von dem *Piai* näher bezeichnet wird. Hat sich jemand, sei es ein Mann, eine Frau oder ein Kind, den Hass dieses Mächtigen zugezogen, oder fühlt dieser vielleicht ein Verlangen nach

der Frau irgend eines Indianers, dann war auch dieser oder jener die Ursache des Todesfalles.

Ein Mitglied aus der Trauerfamilie tritt nun als *Kanaima* auf. Gelingt es diesem, den bezeichneten Indianer irgend an einem abgelegenen Orte allein zu treffen, so sucht er ihn mit einem giftigen Pfeil in den Rücken zu schiessen; tödtet er ihn auf der Stelle, so verscharrt er das Opfer augenblicklich oberflächlich an dem Ort, wo es gefallen. In der dritten Nacht geht der *Kanaima* wieder nach dem Grabe, sticht mit einem spitzen Stabe in das Grab und den Körper des Erschlagenen. Findet sich beim Herausziehn des Stabes an demselben Blut, so leckt er dieses ab, und alle für ihn gefahrbringenden Folgen sind paralysirt, — fröhlich kehrt er nach seiner Niederlassung zurück.

War die Verwundung nicht unmittelbar tödtlich, besitzt das Opfer noch so viel Kraft, um seine Hütte zu erreichen, so bittet der Verwundete seine Angehörigen, ihn nach seinem Tode heimlich an eine Stelle zu begraben, wo sein Grab von Niemand gefunden werden kann, indem der *Arawaak* fest überzeugt ist, dass, wenn der *Kanaima* den dritten Tag kein Blut von seinem Opfer lecken kann, dieser wahnsinnig wird und in Wahnsinn sterben muss. Giebt der *Piai* eine Frau oder ein Kind als Mörder an, so wendet der *Kanaima* keinen Giftpfeil, sondern die bereits erwähnten Giftfänge der Schlangen an. Er wirft sein Opfer zu Boden, und durchsticht ihm mit jenen die Zunge, die, noch ehe das Opfer seine Wohnung erreicht, so geschwollen ist, dass es bereits die Sprache verloren hat und den Mörder nicht nennen kann.

Hier muss ich auch noch eine eigenthümliche Ansicht über den Aufenthalt der verstorbenen Männer erwähnen. Zeigt sich ein *Arawaak* bei irgend einer Handlung feige oder zaghaft, oder kommt es vor, dass er als starker Trinker doch dann und wann der Wirkung des Getränkes unterliegt, so wird er »*Maggubarugua*, ein Mann ohne Sinn« genannt; zeigt er dagegen einen tadellosen Muth, ist ihm jene Schwäche fremd geblieben, so ist er »*Gagguburugua*, ein braver Mann.« Stirbt ein solcher *Maggubarugua*, so irrt seine Seele ewig in einer unbewohnten, verlassenen und unfruchtbaren Gegend umher; die Seele eines *Gagguburugua* aber bewohnt die Luft über ihrer frühern Niederlassung und ihrer Hütte.

Interessant war mir die Wahrnehmung, dass sich die *Arawaaks* aus der *Weyra* (verschiedene Species der *Podostemeae*) ein Salz bereiten. Sie kochen diese Wasserpflanzen in Wasser, wodurch sich ein krystallinischer, salziger, brauner Niederschlag absetzt, den sie als Surrogat für wirkliches Salz benutzen.

Auch hier zog sich etwa 1 Mile von der Niederlassung eine sandige Fläche, mit niedrigem, isolirtem Gebüsch zwischen dem mächtigen Urwald hin. Die Flora stimmte ganz mit jener der »*Sandhills*« überein, auf der die herrliche *Burlingtonia*

candida, an den kleinen *Creeks* in der Umgebung um *Goldenhill* aber, die so schöne *Huntleya sessiliflora (Batem.)* in grosser Menge auftrat. Auf einer meiner Excursionen verfolgte ich mit meinem Begleiter, einem Indianer, im Walde eben einen der schmalen Indianerpfade, als diesen plötzlich, unmittelbar vor uns, ein Beutelthier *(Didelphys)*, *Yawari* der *Arawaaks*, in wilder Flucht kreuzte, dem eine grosse Schlange auf den Fersen folgte, in der ich augenblicklich den fürchterlichen *Bushmaster (Lachesis rhombeata)* erkannte. Das Ganze überraschte mich so, dass ich auf die 8 — 10 Fuss lange Schlange mein Gewehr abzuschiessen vergass. Da der Wald von allem Unterholz frei war, konnten wir der Jagd ungehindert mit den Augen folgen. Ermattet erklimmte bald darauf das bis zum Tode geängstigte und vielleicht auch schon lange verfolgte Beutelthier einen alten Baumstumpf, auf welchem es wie festgebannt sitzen blieb und seinem Feind mit starren Blicken entgegen sah, der den Baumstumpf ebenfalls erreicht hatte, in eine Spirale zusammengerollt, den Kopf aus dieser immer höher und höher emporrichtete, und, gleichsam als wüsste die Schlange, dass ihre Beute nicht mehr entfliehen könnte, sich langsam zum tödtlichen Sprung vorbereitete. Hätte ich beide Thiere in dieser Stellung angetroffen, ich würde den fabelhaften Zauber, den die giftigen Schlangen auf ihre Opfer ausüben sollen, für Wahrheit gehalten haben. Das arme Beutelthier hatte mein ganzes Mitleid gewonnen, und ungeachtet der Bitten und der Warnung des Indianers, der, als er mich meinen Versuch ausführen sah, die Flucht ergriff, schlich ich mich beiden Thieren bis auf 20 Schritt an, und drückte dann beide Läufe meines Gewehrs auf die Schlange ab. So wie sich der Rauch zertheilt, suchten meine Augen das *Yawari* vergeblich, der Baumstumpf war leer, die Schlange aber wand sich in kurzen Krümmungen zwischen dem abgefallenen Laub so krampfhaft herum, dass dieses und kleinere Stücken Holz hoch in die Höhe flogen, schickte sich dann aber, da sie nicht tödtlich getroffen war, zur Flucht an. Als ich mein Gewehr wieder laden wollte, fiel mir erst ein, dass der geflüchtete Indianer die Jagdtasche mit der Munition trug. Nach langen Rufen antwortete er mir endlich aus weiter Ferne, und so verging eine geraume Zeit, bevor er wieder an meiner Seite stand. Das verwundete Thier, jetzt wo seine Spur verloren war, mit mir aufzusuchen, dazu konnte ich ihn nicht bewegen, allein aber war es auch mir zu gefährlich, so gern ich dieses ungewöhnlich grosse Exemplar für meine Sammlung gehabt hätte.

Die Umgebung von *Goldenhill* war überhaupt ziemlich reich an Schlangen; von der Gattung *Dipsas* fand ich allein drei Species: *Dipsas leucocephala (Schl.)*, die man für besonders giftig hält, *Dipsas Weigelii (Fitz.)* und *Dipsas pavonina (Cuv.)*.

Unter den Säugethieren zeigte sich mir die eigenthümliche Stachelratte *(Echi-*

nomys hispidus Geoffr.) am häufigsten, besonders in der Nähe der kleinen Waldbäche. Sie scheint sich nur auf den Bäumen aufzuhalten; wenigstens ist sie mir nie auf dem Erdboden vorgekommen. Im Klettern und Springen von einem Ast zum andern kann sie mit dem gewandtesten Eichhörnchen wetteifern. Das Weibchen wirft in einem hohlen Baumast 4 Junge, die der Mutter sehr bald auf Tritt und Schritt folgen; für die Indianer ist sie ein besonderer Leckerbissen. Sie scheint über ganz Britisch-Guiana verbreitet zu sein, da ich sie wenigstens überall gefunden, während die Verbreitung des *Loncheres chrysurus (Licht.)* nur auf bestimmte Localitäten beschränkt ist. Am häufigsten soll dieser in dem Quellgebiete des *Corentyn* sein. Ein zahmer Greifschwanz *(Cercolabes prehensilis)*, den einer der Bewohner besass, und den ich eintauschte, machte mir viel Freude; leider behielt ich ihn nicht lange, da er bald entlief. Die Stacheln dieses eigenthümlichen Thieres, das ebenfalls nur auf Bäumen lebt, benutzen die Indianer zu Halsketten und anderem Schmuck. Eine zweite Art, der *Cujy (C. insidiosa)*, soll ebenfalls hier vorkommen.

In der Umgebung von *Goldenhill* hatten die Bewohner ganz eigenthümliche Fallen zum Fangen kleinerer Säugethiere, wie *Coelogenys*, *Dasyprocta*, *Dasypus* u. s. w. aufgestellt. Der Urwald, welcher in der Umgebung der Niederlassung ganz von Unterholz frei war, war mit einem 2 — 3 Fuss hohen, geflochtenen Zaun in weiter Strecke durchzogen. In ihm befanden sich von 50 zu 50 Schritten Oeffnungen, in denen vermittelst eines Stellbretchens starke Baumstämme etwas über dem Boden gehalten wurden. So wie eins jener angegebenen Thiere durch den Zaun in seinem Laufe gehemmt wird, eilt es diesem entlang, findet eine der Oeffnungen, stösst, indem es hindurch kriechen will, an das Stellbretchen, der Baumstamm fällt nieder und tödtet es. In Folge dieser Fallen sollen jene Thiere in den Umgebungen von *Goldenhill* schon ziemlich selten geworden sein. Es waren dies die ersten Fallen für Säugethiere, die ich bei Indianern bemerkte, und ich zweifle daher nicht, dass sie dieselben den Negern abgesehen, die in dieser Hinsicht viel Genie besitzen. Prinz von Neuwied erwähnt in seiner brasilianischen Reise ähnliche Fallen, die er Schlagfallen nennt.

Auch meine ichthyologische Sammlung vermehrte sich um zwei neue Exemplare, von denen der *Rhamphichthys rostratus (Müll. Trosch.)* besonders zwischen den Wurzeln des *Caladiums* vorkam; der *Anodus cyprinoides (Müll. Trosch.)* wird häufig an der Angel gefangen.*) Nach einem Aufenthalt von 8 Tagen setzte ich meine Reise, in Begleitung von drei *Arawaak*-Indianern, den *Demerara* auf-

*) In dem Sande der kleinen Waldflüsschen fanden sich nach der Untersuchung des Prof. Ehrenberg folgende Infusorienformen:

wärts fort. Der Fluss kam immer noch aus Süd. Zwischen der dichten und üppigen Bewaldung der Ufer schaute auch hier dann und wann eine von *Musa* und Orangenbäumen beschattete Wohnung eines Holzhändlers, eines Farbigen oder Negers versteckt unter der lieblichen Belaubung hervor. Nachdem wir auf dem rechten Ufer an den Mündungen der kleinen Flüsschen *Arragua* und *Watuka* vorübergefahren, erreichten wir am linken Ufer das bedeutendste und ausgebreitetste Holzetablissement am *Demerara*, *Christianburg*, die Besitzung eines Kaufmanns, Herrn Patterson. Die bedeutenden Sägemühlen werden nicht allein durch Wasser-, da sie unmittelbar an einem kleinen *Creek* liegen, sondern auch durch Dampfkraft getrieben.

Ungefähr zwei Miles oberhalb *Christianburg* ändert sich der bisher aus Süden kommende Lauf des *Demerara*. Er kommt jetzt aus S.O., ein Lauf, den er ungefähr zwei Miles beibehält, worauf er aus S.W., später aus N.W., bis er plötzlich wieder aus Süden kommt, so dass er hier die bedeutendste Krümmung während seines ganzen bisherigen Laufes bildete. In dieser letzteren erheben sich auf dem rechten Ufer die 250 Fuss hohen, dichtbewaldeten *Kashwima*-Hügel. Meine Aufmerksamkeit wurde hier durch hunderte von Aasgeiern, die auf den Uferbäumen vereint sassen, rege gemacht. Ein unangenehmer Geruch traf auch bald unsere Geruchsnerven, und der Grund dieser zahlreichen Versammlung war erklärt. Die Aeusserung der Indianer, dass wahrscheinlich *Wouraerepos (Vultur papa)* ihren Hunger stillten, auf deren Sättigung die *Cathartes* warteten, veranlasste mich zu landen, um, vielleicht zum letztenmal, diese eigenthümliche Erscheinung zu beobachten.*)

Polygastrica.

Achnanthes brevipes.
Desmogonium guianense.
Eunotia Formica.
Himantidium Papilio.
H. Zygodon.

Phytolitharia.

Lithostersius tuberculatus.

*) Ich muss hier einen öffentlichen Angriff des Herrn von Tschudi in seiner *Fauna Peruana* gegen meine Beobachtungstreue eben so öffentlich zurückweisen. Herr von Tschudi sagt (Lieferung 7 pag. 70): «Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, die von vielen Reisenden, auch in neuster Zeit von Schomburgk unterstützt wurde, dass in den Gegenden, wo sich *Gallinazos* (*Cathartes foetens* und *aura*) und der *Sarcoramphus papa* aufhalten, erstere sich nie auf ein Aas niederlassen, ehe letzterer sich daran sattgefressen habe. Wir haben dies nie beobachtet, im Gegentheil gesehen, wie sich der König der *Gallinazos* zu den schon versammelten *Cathartes* niederliess und mit ihnen die Beute theilte. Die Beobachtungen des Leibarztes Dr. Stephan stimmen mit den unsrigen vollkommen überein. Mögen sie dienen, unrichtige Angaben zu widerlegen, damit nicht aus einem Zufall, eine Regel gemacht werde.» So weit Herr von Tschudi. Wo ich die Lebensart eines Thieres beobachtet habe, ist mir später bei der Bestimmung dersel-

Der unangenehme Geruch leitete uns bald nach der Gegend, wo das Aas lag, dem wir nun behutsam zuschlichen. Sechs dieser schönen Vögel, drei Männchen und drei Weibchen sassen eben beim leckeren Mahle. Als sie unsere Gegenwart bemerkten, flogen sie mit jenem eigenthümlichen Geräusch, das sie beim Auffliegen hervorrufen, auf und setzten sich auf einen der nächsten Bäume nieder, wo es

---

ben nicht ein vereinzelter Fall, ein Zufall, das Massgehende gewesen, sondern das, was ich zu jeder Zeit beobachtete. Wo ich nicht selbst der Beobachter war, wird Herr von Tschudi jedesmal ein «soll», oder «wie die Indianer sagen u. s. w.» finden, im Fall er überhaupt meine Arbeit in die Hand nehmen sollte; — das einleitende Vorwort zum ersten Bande, wird ihm dann auch die mich leitenden Grundsätze gerade in Bezug auf diesen Theil meiner gemachten Erfahrungen angeben! — Nun zurück zu dem speciellen Fall. — Ich habe den *Sarcoramphus papa* nie mit dem *Cathartes foetens* und *aura* zusammen sich sättigen gesehen, sondern stets in der Art, wie ich es beschrieben, so oft jenes auch an der Küste, am *Demerara*, in *Pirara* u. s. w. der Fall war. — Da mir und allen unsern Begleitern das Gegentheil durchaus fremd blieb, konnte von mir die allgemeine Erscheinung auch nicht als «Zufall» angesehen werden. Ich würde gegen meine Erfahrung gesprochen, daher eine Lüge mitgetheilt haben, wenn ich etwas anderes niedergeschrieben, als was ich niederschrieb. — Was würde Herr von Tschudi sagen, wenn ich mich in Bezug auf seine Angaben über den *S. papa*, und mir stünde, wie Herrn von Tschudi, vollkommen dasselbe Recht zu, dahin ausspräche: «Mögen meine Beobachtungen dienen, unrichtige Angaben zu widerlegen, damit nicht aus einem Zufalle eine Regel gemacht werde, und diese in einem Werke ungerügt bliebe, wie die *Fauna Peruana* ist.» Ich zeihe Herrn von Tschudi aber keines solchen Leichtsinns, sondern sage nur: die Beobachtungen dieses Herrn und die des Dr. Stephan weichen von denen meines Bruders, denen aller unserer Begleiter und den meinen ab; — Herr von Tschudi hat mir keine Veranlassung gegeben, Zweifel in seine Aussagen zu setzen, und so lange dies nicht der Fall, bin ich auch zu keiner andern Annahme berechtigt.

Wenn Herr von Tschudi in Bezug auf die Gattung *Pithecia* (2. Lieferung Seite 51) sagt: «Die *Pithecia* sind Dämmeraffen; wie bei den *Callithrix* entwickelt sich ihre grösste Thätigkeit bei Sonnenauf- und Untergang. Während des Tages schlafen sie und sind deshalb sehr schwer zu jagen, da sie sich durchaus durch kein Geräusch verrathen und gerade dann am lebhaftesten sind, wenn der Jäger am unsichersten zielen kann», so widerspricht dies durchaus meinen Erfahrungen, ohne dass ich mich desbalb zu der Behauptung berechtigt glaubte: Mögen meine Beobachtungen dazu dienen, die unrichtigen Angaben des Herrn von Tschudi zu widerlegen, damit nicht aus einem Zufall eine Regel gemacht werde.

Was das Leben der Affen im Allgemeinen anlangt, so ist dies am Morgen und Abend bei allen Gattungen reger, als während des Tages. Herr von Tschudi hat blos eine Species *Pithecia* zu beobachten Gelegenheit gehabt, ich drei: *P. chiropotes*, *P. leucocephala*, *P. satanas*; alle drei sind mir aber am Mittag gleich oft in eben so lärmenden Gesellschaften begegnet, als am Morgen und Abend; ihr Lärmen im Walde, mitten am Tage, war uns nicht allein am *Rupununi*, sondern auch auf dem *Canuku* Gebirge u. s. w. der Verkünder ihrer Gegenwart. Gehört die Gattung *Pithecia* den Dämmeraffen an, dann muss auch die Gattung *Cebus* dahin gestellt werden, da ich in ihrer Thätigkeit am Tage auch nicht die entfernteste Abweichung gefunden habe. Das sind meine Erfahrungen, die ich von dem ersten Augenblick an, wo mir eine *Pithecia* zu Gesicht kam, bis zu dem, wo ich die letzte sah, eingesammelt. Wenn Herr von Tschudi die Gattung *Callithrix* am Tage schlafend gefunden, so mag dies sein; was ich an *Pithecia* beobachtet, hat sich genau bei *Callithrix* wiederholt. In Bezug meiner Beobachtungen fühle ich mich Herrn v. Tschudi vollkommen ebenbürtig.

mir gelang, ein Männchen, nicht tödtlich verwundet, herabzuschiessen. Das Cadaver, welches die gefrässigen Vögel hier zusammengelockt hatte, gehörte einer Tigerkatze an, die durch irgend einen Unfall, meine Indianer behaupteten, durch einen Schlangenbiss, ihren Tod gefunden. Glücklicherweise musste der verwundete Vogel eben erst zur Mahlzeit gekommen sein; sein Kropf war ganz leer und ich konnte ihn deswegen auch lebend in das Boot nehmen, was ich, wäre der Kropf mit dem Frasse gefüllt gewesen, wohl hätte unterbleiben lassen müssen; der Vogel roch stark nach *Moschus*. Ich hatte dadurch zugleich Gelegenheit, die herrlich gefärbte Kopf- und Nackenhaut, so wie die schönen Augen des Vogels ganz in der Nähe zu bewundern. Kaum war er zum Abziehen getödtet, kaum fing der Körper an zu erkalten, als auch allmälig die prachtvollen Farben zu verbleichen begannen, von denen dann am folgenden Tage keine Spur mehr vorhanden war. Der Schuss hatte auch die unzähligen *Cathartes* aufgescheucht, die jetzt die Stelle vereint mit den Geierkönigen im Kreise umschwebten und sich immer höher und höher in die Luft erhoben. Die Mahlzeit war aber zu verlockend, als dass sie diese Stelle hätten verlassen sollen, denn plötzlich stürzten sich mehre mit eingezogenen Flügeln und der Schnelligkeit eines fallenden Steines senkrecht aus ihrer Höhe herab. Durch das schnelle, senkrechte Durchschneiden der Luft wurde ein eigenthümliches Getöse hervorgerufen, dass fast wie das Pfeifen einer abgeschossenen Büchsenkugel klang, wodurch ich auch auf das eigenthümliche Manöuvre aufmerksam gemacht wurde. Als die Vögel ziemlich die Gipfel der Bäume erreicht, änderten sie plötzlich ihren senkrechten Flug in einen schrägen und setzten sich auf die Bäume in der Nähe des Cadavers nieder. Die Muskelstärke der Flügel dieser Vögel ist wirklich bewundernswürdig. Die fünf *Vultur* machten dieses eigenthümliche, höchst interessante Manöuvre zugleich, das auch von einigen *Cathartes* nachgeahmt wurde. Würde ein Stein aus einer solchen Höhe herabgeworfen, es früge sich, ob dieser oder jene früher auf der Erde ankämen.

Ein zweites, früher sehr ausgebreitetes, jetzt aber fast aufgegebenes Holzetablissement, *Lucky-spot*, befindet sich da, wo der Fluss wieder aus einer südlichen Richtung kommt, am linken Ufer, ungefähr 75 Miles, die Windungen des Flusses mitgerechnet, von *Georgetown*. Es hat namentlich dadurch Interesse, dass im Jahre 1809 hier eine *Brigg* von 108 *Tons*, Bauholz ladete; ein Beweis, dass der Fluss selbst bis hierher noch für grössere Fahrzeuge schiffbar ist. Oberhalb *Lucky-spot* mündet sich am linken Ufer der kleine *Creek Coreta* in den *Demerara*. Einige Miles weiter wiederholt der Fluss beinah wieder ganz die frühern eigenthümlichen Krümmungen; seine Tiefe wechselt hier von 7 — 10 Fuss. Am linken Ufer erhebt sich das Terrain ziemlich bis 180 Fuss, und ist mit der üppigsten Vegetation bedeckt; die grösste Zierde des Waldes bildet unstreitig das herrliche

Greenheart, das mit andern *Laurus*-Arten, aus denen ein grosser Theil der die Hügel bedeckenden Waldung besteht, die ganze Atmosphäre mit dem herrlichen, aromatischen Dufte ihrer Blüthen erfüllten. Die Temperatur war heute fast unerträglich; unser Bivouak schlugen wir an der Mündung des sich am rechten Ufer in den *Demerara* ergiessenden *Wainibisi* auf. Als die Indianer mit dem Reinigen eines Platzes zum Aufhängen der Hängematten beschäftigt waren, und mit dem Waldmesser das im Wege stehende Gebüsch und die *Lianen* niederhieben, traf meine Geruchsnerven jener, schon früher erwähnte zwiebelartige Geruch in einem solchen Masse, als wären die Leute in einem Zwiebelfelde beschäftigt;— bei der Untersuchung fand ich, dass dieser Geruch dem Stamme und den Blättern einer *Liane* eigenthümlich war. Leider besass diese jetzt weder Früchte, noch Blüthen. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, dass nicht allein die *Hokko*-Hühner selbst, sondern auch ihr Fleisch zu bestimmten Jahreszeiten einen eigenthümlichen, zwiebelartigen Geruch und Geschmack besitzen. Ohne Zweifel fressen sie dann die Früchte, Samen oder Blüthen dieser *Liane*. In der darauf folgenden Nacht zog ein grünlichblau phosphorescirendes Licht meine Aufmerksamkeit auf sich, das, wie ich am Morgen fand, von einer Menge kleiner Pilze ausströmte, die auf modernden Blättern und vertrocknetem Holze wuchsen. Leider sind mir meine gesammelten Exemplare verloren gegangen, bevor sie bestimmt werden konnten. Gardner erwähnt in seiner brasilianischen Reise ebenfalls einen stark phosphorescirenden Pilz (*Agaricus Gardneri Berk.*); möglich, dass beide identisch sind. Ein starkes Gewitter mit heftigem Regen weckte mich aus meinen Träumen, und ich verbrachte, da wir alles Schutzes gegen den Regen entbehrten, eine höchst unangenehme Nacht. Kaum war der Morgen angebrochen, als wir auch unsere Reise fortsetzten und, am linken Ufer, an der Mündung des *Hibbeba* vorüberfuhren.

Hin und wieder wurde auch einer der grossen, schönen, scheuen Reiher (*Ardea Cocoi Lin.*) aufgescheucht, der vereinsamt an den Ufern oder auf einem Baume mit eingezogenem Halse sass, den er, so wie er uns in der Ferne bemerkte, immer länger und länger ausstreckte, bis er endlich bei unserer Annäherung unter dem Ausstossen eigenthümlicher, schnarrender Töne die Flucht ergriff. Nach der Aussage der Indianer soll dieser schöne Vogel, der über ganz Guiana verbreitet ist, auf hohen Bäumen nisten. Häufiger und weniger scheu war ein schöner, dunkelgrün glänzender *Ibis (Ibis nudifrons)*, der sich nicht selten an den Ufern des *Demerara* fand. Man sieht diese schönen Vögel immer paarweis, wo sie entweder auf den über den Flussspiegel ragenden, entlaubten Aesten der in den Fluss gefallenen Bäume sitzen, oder an den Ufern ihrer Nahrung, die wohl aus Insecten und Wasserthieren bestehen mag, suchen. Bei Einbruch der Dunkelheit erheben sie sich in die Luft und ziehen dann unter ihrem eigenthümlichen, schnarrenden Geschrei über

den Wald hin, wahrscheinlich ihrem Ruheort zu. Prinz von Neuwied erwähnt diese Eigenthümlichkeit auch von den *Ibis sylvatica (Vieill.)*.

Unsere Aufmerksamkeit wurde, ungefähr 200 Schritt vor uns, auf ein grosses Thier gelenkt, das eben den Fluss überschwamm. Trotz der grossen Entfernung, in der wir uns noch davon befanden, erkannten die Indianer sogleich an dem über die Wasserfläche emporragenden gekrümmten Schwanz einen Jaguar in ihm. So sehr wir auch unser Rudern beschleunigten, erreichte dieser doch das Ufer, noch ehe wir in Schussweite gelangten. Der Flüchtige erklimmte am Ufer einen alten, in das Wasser gefallenen Baumstamm, blieb dort stehen und schüttelte sich erst das Wasser vom Felle, setzte sich wie ein Hund auf die Hinterfüsse und sah unserer Annäherung ruhig entgegen, erhob sich dann und schritt langsam dem Baumstamm entlang und verschwand in dem dichten Walde.

Nachdem wir die Mündung des *Morttavre* am rechten Ufer passirt, traten oberhalb dieser, ungefähr 70 Miles von der Küste, in gerader Richtung, die ersten Felsenblöcke im Flussbett des *Demerara* auf, die aber den Wasserspiegel noch nicht überragen. Hier ändert sich auch der Lauf des Flusses. Dieser kommt jetzt 2 Miles aus einer rein westlichen Richtung und wechselt diese dann wieder mit der südlichen, so dass er ziemlich einen rechten Winkel bildet.

Am rechten Ufer erreichten wir die frühere, erst vor kurzem aufgegebene Poststation *Seba* (in der *Arawaak*-Sprache: Stein). Hier tritt, ungefähr 74 Miles in gerader Richtung von *Georgetown*, am rechten Ufer das erste Massengestein, ein Granit mit reicher Hornblende, zu Tage. Das felsige Terrain erhebt sich ungefähr 60 — 80 Fuss über den Wasserspiegel des *Demerara*. Eine Menge niedlicher Flechten, besonders *Usneaceae* und *Lecidineae* belebten das todte Gestein, in dessen Spalten auch noch kleine *Piperaceen* und *Orchideen* wuchsen. Von *Seba* zweigte sich eine Hügelreihe, die ebenfalls den Namen *Sandhills* führt, nach S.O. ab; sie kreuzt später, wie schon erwähnt, den *Berbice* unter 5° N.B., und zieht sich in dieser Richtung bis zum *Corentyn* fort. Ihre durchschnittliche Höhe beträgt 50 — 60 Fuss.

Von *Seba* führt ein Pfad nach dem *Berbice*, den man, auf einem seiner Nebenflüsse, den *Wieroni* erreicht. Der Pfad führt von *Seba* bis zu einer Bucht des *Wieroni*, die den Namen *Catucabura* führt, wo man sich auf jenem einschifft und ihn abwärts fährt. Die Entfernung von *Seba* bis zur Bucht *Catucabura* beträgt, die Krümmungen des Pfades eingerechnet, ungefähr 50 Miles. Mein Bruder legte, bei seiner Reise auf dem *Berbice*, im Jahr 1836, diesen Weg vom *Berbice* nach dem *Demerara* zurück. *)

*) Vergl. R. H. Schomburgk: Reisen in *Guiana* und am *Orinoko*. pag. 279.

Ungefähr 4 Miles oberhalb *Seba* mündet sich, am rechten Ufer, der *Alissaro* in den *Demerara*; der Fluss besitzt ein weissliches Wasser. Unsere Richtung war immer noch eine südliche. Das landschaftliche Bild unserer Umgebung gewann namentlich viel durch die wechselnden, üppig bewaldeten Hügel, die oft bis an die Ufer herantraten, sich sanft gegen dasselbe abdachten, oder sich amphitheatralisch über einander erhoben, und durch die grosse Mannigfaltigkeit des Grüns der dichten Belaubung und den Wechsel der zahllosen Blüthen, Früchte und Beeren, immer überraschender wurden. Am linken Ufer führte ein solcher Hügel den Namen *Tigerhill.* Tausende von kleinern Vögeln aus den Gattungen der *Fringillen*, *Tanagrinen* und *Euphonen* belebten die Bäume am Ufer, flogen zwitschernd, nach Nahrung suchend, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, bis meine Aufmerksamkeit wieder durch eine Heerde der kleinen niedlichen *Midas*-Aeffchen rege gemacht wurde, die sich, übermüthig neckend, von Ast zu Ast jagten und als sie uns ansichtig wurden, uns von ihrer *Bellevue* herab mit ihren klugen Augen betrachteten. An den Ufern bemerkten wir häufig den Saumfuss *(Podoa surinamensis Lin.)*. Gewöhnlich sahen wir denselben im Schatten der über den Wasserspiegel überhängenden Sträuche sitzen, oder auf dem Wasser schwimmen. Wird er verfolgt, so fliegt er vom Wasser auf und setzt sich wieder in dem dichten Ufergebüsch nieder. Selten habe ich ihn tauchen gesehen, was nur der Fall war, wenn er verwundet wurde. Seine Stimme ist eigenthümlich. Die Indianer behaupten, dass sich die Jungen in der Gefahr unter den Flügeln der Eltern mit dem Sehnabel festhalten. Prinz von Neuwied hat dieselben Beobachtungen gemacht. Oberhalb des *Tigerhill's* kommt der Strom plötzlich wieder eine kleine Strecke aus Westen und da, wo die Richtung von neuem aus Süden kommt, zeigen sich die ersten Stromschnellen, die den Namen *Kaikutschi* führen. Sie befinden sich ungefähr 85 Miles in gerader Richtung von *Georgetown*, unter 5°37′ nördlicher Breite, und unterbrechen den bisher ruhigen Flussspiegel. Bis hierher erstreckt sich auch die Einwirkung der Ebbe und Fluth. Oberhalb dieser noch unbedeutenden Stromschnellen, mündet sich am linken Ufer, der kleine Fluss *Kaikutschi* in den *Demerara*, von dem die Stromschnellen ihren Namen erhalten. *Kaikutschi* ist, wie ich schon erwähnt, der indianische Name der *Champsa vallifrons (Natt.)*, die sich in diesen Flüsschen in grosser Anzahl aufhalten sollen.

Zwei Miles jenseits der *Kaikutschi* liegt das beinah aufgegebene Holzetablissement »*Vauxhall.*« Es ist dies die letzte europäische Niederlassung am *Demerara*. Oberhalb der Mündung des kleinen Flusses *Arampa*, der sich am rechten Ufer mündet, erhebt sich das Terrain auf beiden Seiten der Ufer des *Demerara*, und erreicht auf dem linken, in den *Serribarra*-Hügeln eine Höhe von 200 Fuss, und in dem *Itabou*-Hügel seinen Culminationspunkt. Auf dem rechten erhebt es

sich ebenfalls bis zu 180 Fuss. Die Tiefe des *Demerara* betrug in der Nähe der Mündung des *Camycabra* und *Honbudi* 9 Fuss. Oberhalb des *Camycabra* zweigt sich ein zweiter Pfad nach dem *Berbice* ab, der vermittelst des Flusses *Ituni* erreicht wird.

Zwischen der üppigsten Vegetation des prachtvollsten Blüthenflors von *Cassien*, *Melastomen*, *Dimorphen*, *Clusien* und *Vochysien* fuhren wir ununterbrochen hin, indessen die weniger in die Augen fallenden Blüthen der zahlreich hier auftretenden *Laurineae*, die die Vegetation des *Demerara* so sehr charakterisiren, die Luft mit ihrem aromatischen Geruch erfüllten. In der einsamen Hütte eines alten Negerpaares mit schneeweissem Haar, das hier noch vereinzelt lebte, und uns, da ich die Nacht wieder Gewitter fürchtete, freundlich seine erbärmliche Hütte zum Uebernachten einräumte, entflohen wir dem Unwetter. Der alten Leute Dank wollte kein Ende finden, als ich, bei der Fortsetzung unserer Reise, ein Geschenk von Reis, Salzfisch und einige Tropfen Rum zurückliess. Ihr Ruf: «*good Massa, good Massa long life to you*» tönte, als die Ruder schon längst in Bewegung gesetzt waren, noch lange in meine Ohren. Ein Amphitheater von dichtbewaldeten Hügeln, die jetzt an beiden Ufern eine Höhe von 300 Fuss erreichten, schliesst den *Demerara* ein und zwingt ihn zugleich zu vielfachen Windungen. Auf vielen dieser Hügel und an ihren Abhängen sah man noch die Spuren und Ueberbleibsel ehemaliger Indianerniederlassungen, deren Bewohner verschwunden sind. Die einst cultivirt gewesenen Strecken markirten sich scharf und deutlich in dem hohen Urwald, und bieten, besonders in der Ferne, einen eigenthümlichen Anblick dar. Die einst, besonders von *Arawaaks* so zahlreich bewohnten Ufer des *Demerara*, haben ihre rothbraune Bevölkerung fast ganz verloren, indem diese theils ausgestorben ist, theils haben die Bewohner auch ihren Wohnort mit andern Localitäten gewechselt. *Goldenhill* war die letzte *Arawaak*-Niederlassung, die sich an den unmittelbaren Ufern des *Demerara* befand. Eine Schaar von Papageien, die in der That unzählbar war, zog unter einem Geschrei, das auf eine Viertelstunde Entfernung schon zu hören war, über den Fluss; sie flogen ziemlich niedrig und liessen sich auf die Bäume des rechten Ufers nieder, die sie förmlich bedeckten.

Mehre Hügel verursachen, dass der Fluss einige Miles wieder aus einer westlichen Richtung kommt, aus der er gleich plötzlich aus der südlichen umspringt, wodurch sein Lauf auch hier wieder fast einen rechten Winkel bildet. In dieser Biegung traten eine Menge Stromschnellen auf. Jenseits dieser führte der schon erwähnte Pfad nach dem *Essequibo*. Zwei Miles oberhalb dieses Pfades erreichte ich das Ziel meiner Reise, den *Ororu-Malalli* oder «*great Fall*» der Colonisten. Er liegt unter 5° 19′ N.B. und 58° 35′ W.L., machte aber keineswegs den mächtigen Ein-

druck auf mich, den ich, nach dem, was mir von seiner Grösse erzählt worden war, erwartete; ich hatte bereits viel imposantere Wasserfälle gesehen. Die Höhe des Falles mag ungefähr 12 Fuss betragen. — Von hier ab hört alle fernere Flussfahrt auf, da das Bett oberhalb des Falles nur noch für kleinere Corials fahrbar ist. Der obere Lauf des *Demerara* ist nur den Indianern bekannt. Nach ihren Aussagen hat er seine Quellen in der kleinen Gebirgsgruppe *Maccari*, die sich dem *Essequibo* unter 4° 28′ N.B. nähert. Sein Bett verläuft fast durchgehends ziemlich parallel mit dem *Essequibo* und *Berbice*. Obschon er eine Menge Nebenflüsse in sich aufnimmt, ist doch keiner derselben von Bedeutung. Mit reicher Ausbeute, namentlich von lebenden *Orchideen*, kehrte ich anfangs Mai nach *Georgetown* zurück.

Da sich meine Abreise nach Europa noch bis Anfang Juni verzögerte, so unternahm ich noch manchen kleinen Ausflug nach der West- und Ostküste, über die ich noch einige topographisch-statistische Bemerkungen beifügen will. In der Nähe der Mündung des *Essequibo*, an der *Arabien*-Küste, liegen die beiden Negerdörfer *Queenstown* und, nicht weit davon entfernt, *Catharinensburgh;* letzteres hat eine Kapelle. Auf der Insel *Wakenaam* befindet sich das Dorf *Frederiksburgh.*

Der Theil der Küste zwischen dem *Essequibo* und *Demerara*, die «*Westküste*», zeigt, wie ich schon angab, eine Reihenfolge der fruchtbarsten Zuckerplantagen, die nur von dem kleinen Dorfe *Williamstown* unterbrochen wird. Es besitzt eine grosse, geräumige Kirche, eine Apotheke und mehre Kaufläden. Die Bewohner sind meistentheils Handwerker aller Farben, vom Neger bis zum Europäer.

Oestlich von *Georgetown* erstreckt sich dann bis zur Mündung des *Mahaica*, der sich in den atlantischen Ocean ergiesst, 25 Miles weit die «*Ostküste*», unbezweifelt der fruchtbarste Distrikt des ganzen Küstenlandes. Ungefähr 20 Miles aufwärts mündet sich, am westlichen Ufer, der Fluss *Lamaha* in den *Mahaica.* Um die Stadt *Georgetown* wenigstens in etwas mit süssem Wasser zu versorgen, ist von dem *Lamaha*, in der Nähe seiner Quelle, unter ungeheuren Kosten ein Kanal nach der Stadt geführt worden, der sich in das Meer mündet; vermittelst Schleussen wird bei der Fluth das Aufsteigen des Salzwassers verhindert. Ist das Wasser des *Lamaha*-Kanals auch nicht für Menschen trinkbar, so dient es doch für das Vieh und zum Waschen.

An der Ostküste, zwischen dem *Demerara* und *Mahaica*, liegen noch die zwei Dörfer *Buxton*, und einige Miles von diesen *Victoria.* Sie sind noch im Entstehen begriffen. Das Dorf *Victoria* erhielt dadurch seine Entstehung, dass 63 emancipirte Neger die verlassene Plantage *Northbrok* für 10,000 *Dollars* kauften, die Ländereien parcellirten und das Dorf gründeten, dem sie den Namen der Königin von England gaben.

Am westlichen Ufer des *Mahaica* liegt das sich schnell erweiternde Dorf *Mahaica*, jetzt *Jonestown*, mit etwa 150 Häusern und 800 Einwohnern. In den letzten Jahren erhoben sich auch bereits auf dem östlichen Ufer mehre Häuser. Auf derselben Seite, an der Mündung des *Mahaica*, befindet sich ein Militairposten. Von *Mahaica* bis *Mahaiconi*, ebenfalls eine Strecke von 25 Miles, zieht sich gegenwärtig, wie ich schon früher anführte, eine lange Reihe aufgegebener und in Weideland umgeschaffener Baumwollenplantagen. Am *Mahaiconi* und *Abari*, zwei unbedeutenden sich in das Meer mündenden Flüssen, liegen die beiden Dörfer *Mahaiconi* und das im Entstehen begriffene *Abari*; das erstere zählte damals 50 Häuser, da aber die grosse Strasse von *Georgetown* nach *Neuamsterdam* durch beide Orte führt, so steht zu erwarten, dass *Mahaiconi* und *Abari* sich schon jetzt namhaft vergrössert haben werden.

An dem *Berbice*, der sich 57 Miles östlich vom *Demerara* in den atlantischen Ocean ergiesst, liegt die zweite grosse Stadt der Colonie, *Berbice* oder *Neuamsterdam*. Die erste Niederlassung der Holländer am *Berbice*, *Zeelandia*, befand sich 50 Miles den Strom aufwärts. Diese für den Handel weniger günstige Lage veranlasste 1796 die Colonialregierung, den Grundstein für die neue Stadt etwas oberhalb der Mündung des kleinen Flusses *Canje* zu legen, wo schon im Jahre 1720 ein Fort errichtet worden war. Die Stadt dehnt sich gegen 1½ Mile längs dem Ufer des *Berbice* aus und wird von einer Menge Kanäle durchschnitten. Für jedes Haus erhielt der Bauherr einen Viertel Acker Land, den er nach Belieben benutzen konnte, und den er mit einem Kanal umgab, der, durch die Ebbe und Fluth entleert und bewässert, die Anhäufung von Schmutz verhindert. Welch günstigen Einfluss diese Kanalisation auf den Gesundheitszustand der Stadt ausübt, geht daraus hervor, dass *Berbice* nur äusserst selten vom gelben Fieber heimgesucht wird, und ist dies ja der Fall, dann doch nie in solcher Ausdehnung wie *Georgetown*.

Von der Seeseite gewährt die Stadt einen herrlichen Anblick. Die Insel *Crab*, wegen der ungeheuren Menge Krabben, die sich hier aufhalten «*Crab-Island*» genannt, legt sich fast unmittelbar der Mündung des *Berbice* vor. Sie ist niedrig, mit Gebüsch bedeckt und hat ungefähr 1 Mile im Umfang. Von ihrer nördlichen und südlichen Spitze läuft eine schmale Düne aus, welche das Flussbett in zwei schiffbare Kanäle theilt. Leider vergrössert sich diese Düne gegen das östliche Ufer in solchem Masse, dass dieses Anwachsen die gänzliche Versandung des tiefern Kanals befürchten lässt. Auf dem östlichen Ufer, der Crabinsel gegenüber, erheben sich die Ruinen des alten Fort's *St. Andrew* mit vier Bastionen und einem breiten Graben umgeben. Die Casernen des Militairs, die Wohnungen der Ingenieure und der Artillerie sind an der Vereinigung des *Canje* mit dem *Berbice* in

einem Viereck, umgeben von hohen Palisaden, errichtet, wie sie auch von einer Batterie vertheidigt werden.

Nach dem Census von 1841 zählte *Neuamsterdam* 3460 Einwohner, unter denen sich jedoch nur 180 Europäer befanden; die übrige Bevölkerung besteht aus Farbigen und Negern. Unter den religiösen Gebäuden möchten die drei Kirchen der Episcopalen, Schotten und Lutheraner zu erwähnen sein. Die Wesleyaner und Katholiken besassen hier bereits Kapellen, als die Stadt noch aller Gotteshäuser entbehrte. Ausser der Freischule, die durch freiwillige Beiträge und die bedeutenden Unterstützungen des Colonialgouvernements erhalten wird, existiren noch acht Privatschulen in der Stadt. Der commercielle Theil der Stadt mit seinen ausgezeichneten Waarenhäusern und auf Pfeilern erbauten Werften, zieht sich unmittelbar dem Fluss entlang. Ausser der Landpost, die die Communication zwischen den beiden Hauptstädten vermittelt, fährt auch noch ein Dampfboot wöchentlich zweimal zwischen beiden Städten hin und zurück.

Die Ufer des Flusses sind ungefähr 40 Miles stromaufwärts bewohnt, jenseits welcher Grenze das Gebiet der Eingebornen beginnt. Die Quelle muss sich in der Nähe des dritten nördlichen Breitengrades befinden. Unter 3° 55′ Norderbreite nähert er sich dem *Essequibo* bis auf 9 Miles, und schlägt dann einen nordwestlichen Lauf ein, worauf sich sein Bett bald verengt, bald seeähnliche Ausbreitungen bildet. Seine Ufer sind ebenfalls niedrig und sumpfig. Unter 4° 19′ Norderbreite beginnen seine Cataracte und Stromschnellen. Bis 4° 50′ ist er schiffbar. Unter dem fünften Breitengrad wendet er sich gegen Nordost, welche Richtung er auch bis zu seiner Mündung beibehält. Der Küstenstrich zwischen der Mündung des *Berbice* und *Corentyn* besitzt nur einzelne Meiereien und Zuckerplantagen, die sich gleich sparsam und vereinzelt dem westlichen Ufer des *Corentyn* einige Miles stromaufwärts erstrecken. Der Fluss ergiesst sich in eine beträchtliche Meeresbucht voller Schlamm- und Sandbänke, zwischen denen sich mehre schiffbare Kanäle befinden. Die Breite dieser Einbuchtung beträgt zwischen den Plantagen *Mary's Hope* und *Nickeri*, welche Stelle für die eigentliche Mündung des Flusses angesehen wird, in nordwestlicher gegen südöstlicher Richtung, 10 Miles. Die Entfernung der beiden Ufer der Bucht von *Gordon's Point* bis zur Plantage *Alness* beträgt 18 geographische Meilen. An dem östlichen Ufer seiner Mündung nimmt er den Fluss *Nickeri* auf, an welchem das holländische Fort *Nickeri* mit einer Batterie und 120 Mann Besatzung liegt.

Die ganze Colonie zerfällt in 11 Kirchspiele, nämlich in das von *St. Mary*, *St. Paul*, *St. George* und *St. Andrew*, *St. Matthew*, *Mark*, *Swithin*, *Luke*, *James*, *John* und *Trinity*.

Den 18. Mai traten die Herren der Grenzexpedition und mein Bruder ihre

Rückreise in dem Dampfschiff *Trent* nach Europa an. Meine reichen botanischen, zoologischen, geologischen und ethnographischen Sammlungen, besonders aber meine überreiche Sammlung lebender Palmen, Orchideen und Thiere nöthigten mich, mich und diese einem Kauffarteischiff anzuvertrauen.

Bei meiner Rückkehr von *Pirara* nach *Georgetown* fand ich in den Briefen, die aus der Heimath auf mich warteten, auch die Nachricht, dass sich zu den wissenschaftlichen Instituten Berlins ein neues, ein zoologischer Garten, gesellt. Ich glaubte daher die günstige Gelegenheit, auch dieses durch meine Reise zu bereichern, nicht vorübergehen lassen zu dürfen, und schon während meines Ausfluges den *Pomeroon* aufwärts, suchte ich mich auf jede Weise in Besitz lebender Thiere zu setzen, so dass ich jetzt förmlich eine kleine Menagerie, theils durch Tausch, theils durch Einkauf zusammengebracht hatte. Mein Stolz war einer jener mächtigen Adler Südamerika's, eine *Harpyia destructor (Temm.)*. Dieser selbst in Guiana so seltene Vogel war durch Indianer des Innern nach der Coloniestadt gebracht worden und in die Hände des Gouverneurs gekommen, der uns bei unserer Abreise ein Geschenk damit machte. Er war noch ziemlich jung und besass ein vollkommen weisses Gefieder. Da selbst der zoologische Garten in *Regent-park* in *London* diesen seltenen Vogel nicht besitzt, so fühlte ich mich dem freundlichen Geber um so mehr verpflichtet. Ausser einer Menge Affen und anderer Säugethiere und Vögel, wie *Crax*, *Penelope*, *Psophia*, *Papageien* u. s. w., hatte ich auch noch vier grössere Schlangen, und zwar eine 11 Fuss lange *Boa constrictor*, zwei 8 Fuss lange *Boa murina* und einen 6 Fuss langen *Coluber poecilostoma (Pr. Neuw.)*, eine *Iguana tuberculata*, mehre *Gymnotus electricus* u. s. w. zusammengebracht. Die Natter besass ich schon längere Zeit. Auffallend war es mir, dass diese sehr häufig und dabei grosse Quantitäten Wasser trank, was keine der übrigen that. Die electrischen Aale hatte ich in grossen Gefässen, von denen eins mit eisernen Reifen umgeben war, was aber die electrische Kraft des Thieres vielfach schwächen musste, da ich die Abnahme derselben bei diesem Exemplar am frühesten wahrnam. Kleine lebende Fische waren ihre Lieblingsspeise, die sie ungemein schnell verdauen. Sobald wir diese in die Gefässe warfen, wurden sie auch durch den electrischen Schlag bald getödtet und dann erst verzehrt. Des Tages waren die Aale immer still, wurden aber bei Eintritt der Nacht um so unruhiger. Neckten wir sie anhaltend, so dass sie ihre electrische Kraft verloren, dann ging ihre Farbe in das Violette über, wie auch deutlich mehre zerstreute schwarze Flecke auf dem Körper sichtbar wurden. Die electrischen Schläge fühlte man mit gleicher Stärke durch das Gefäss, so dass die Matrosen diese, als sie dieselben nach dem Schiffe tragen wollten, zweimal fallen lassen mussten. Mein Bruder brachte eins der grössten Exemplare glücklich nach

Southampton, wo das Gefäss beim Heraustragen aus dem Schiffe in Folge eines starken Schlages von den Matrosen fallen gelassen wurde und der Fisch dabei seinen Tod fand. Obschon ich eine Menge von Regenwürmern zur Fütterung und eine Quantität süsses Wasser zum täglichen Wechsel mit mir nahm, gelang es mir doch nicht, meinen lebhaften Wunsch erfüllt zu sehen: die beiden letzten lebenden Exemplare starben mir noch im Kanal. Da ich auf dem Meere bald fand, dass eins der Exemplare sich in Folge des Schaukelns des Schiffes auf dem hölzernen Boden den Bauch aufgerieben, an welcher Wunde es wahrscheinlich auch starb, so fütterte ich die übrigen Gefässe mit weichem Flanell aus; den Verwundungen wurde zwar dadurch vollkommen vorgebeugt, der Tod aber doch nicht verhindert. Ein Ableiter der electrischen Kraft sollen die Blätter des *Caladium arboreum* sein, weshalb sich auch die Farbigen dieser allgemein bedienen, wenn sie den Fisch fangen wollen.

Das gute Schiff *David Luckie*, das Anfang Juni *Demerara* verlassen wollte, sollte mich und meine Sammlungen nach Europa zurückbringen. Mit der grössten Sorgfalt richtete ich für mein Palmen- und Orchideensammlung in dem *Longboat* eine Stellage ein, die ich, um sie vor dem Seewasser zu schützen, mit einer grossen ölgetränkten Plane umschloss und überzog. Für die zarteren Orchideen liess ich mir noch zwei Wardt'sche Kasten machen; eine grössere Zahl erlaubten mir meine Mittel nicht.

Am 4. Juni verliessen wir die Mündung des *Demerara*. Kaum hatten wir das Land aus dem Gesicht verloren, als sich auch wieder das Schreckgespenst, die Seekrankheit bei mir einstellte, die mich fünf Tage an das Bett fesselte. Der erste Gang aus der Cajüte war der zu meinen Pfleglingen: obschon diese kein Tropfen Seewasser getroffen, so war doch bereits ein grosser Theil derselben von der scharfen Seeluft zerstört; und auch viele meiner, noch vor wenigen Tagen so kräftigen Palmen hingen ihre Wedel so erstorben herab, als wären sie mit kochendem Wasser übergossen worden! — Um das noch Erhaltene vor gänzlichem Tode zu retten, liess ich augenblicklich alle Kasten in die Kajüte hinabbringen, wodurch ich sie zwar vor den schädlichen Einwirkungen der Seeluft, nicht aber vor denen der Zähne einer Menge von Ratten und Mäusen schützen konnte. So willkommen mir diese Mitpassagiere für meine Menagerie waren, so sehr musste ich sie in Bezug auf meine lebenden Planzen verwünschen. Von zweihundert Palmen brachte ich leider nur einige sechzig, von meiner überreichen Orchideensammlung etwa siebzig Species in dreihundert Exemplaren glücklich nach Berlin. Ein wirklich ergiebiger Palmentransport kann nur mit Hülfe von Wardt'schen Kasten bewirkt werden. Wo aber hätte ich die Mittel hernehmen sollen, mir diese in *Georgetown* machen zu lassen?

Nach achtwöchentlicher, etwas langweiliger Fahrt, denn ich war der einzige Passagier des Schiffes, auf der ich in der letzten Zeit fast jeden Tag den Tod eines meiner Menageriestücke zu beklagen hatte, durch deren Cadaver ich aber zugleich die andern erhielt, landeten wir in England und ich stand wieder am Ufer des grossen Stroms und schaute in die Vergangenheit zurück, wie ich vor länger als drei Jahren an dem entgegengesetzten Ufer stand und mit vollem, hoffendem Herzen in die Zukunft schaute! — Viele dieser Hoffnungen wurden mir zur schönen Wirklichkeit, viele vernichtete das rauhe Klima des heimischen Bodens; eine warme Zone hatte ihren Keim entwickelt, durfte ich ihr Leben unter einer rauhern erwarten? —

ANHANG.

SPÄRLICHE

VOCABULARIEN

UND AUFGELESENE

SPRACHLICHE NOTIZEN.

Deutsch.	Maeusi.	Arekuna.	Arawaak.	Warrau.	Caraiben.	Akawai.	Atorai.
Gott	Makunaima *a.* Tamaosy	Makunaima *a.* Ta-	Kururumanni	Kwarisabarote	Tamusi eabie	Makunaima	Wiimiri
Teufel	Hori *ueh*	Hori [maosy	Yawahu	Yawahu			
Vater	Yungkung *oder* Papa	Yungkung *oder*	Dathi *o.* Datye	Diema	Youmie *o.* Rou-	Papa	
Mutter	Mama	Mama [Papa	Dayou	Mama	Sano [ime	Mama	
Grossvater	Amoko	Amoko	Datukutschi	Nobo	Tamoko	Tamu	
Grossmutter	Okoko	Okoko	Dakutu	Nathu	Pipeh	Pipeh	
Sohn	Imo (Humo *mein Sohn*)	Imo			Imuru		Curaitze (*kl.*
Tochter	Itensé (Yensé *m. Tochter*)	Itensé			Yemoiri		Curaitzin[*Sohn*
Knabe	Mureh	Mureh	Ebuntschi	Noboto	Mih		
alter Mann	Ündongkong	Ündongkong	Habettu	Edamhu	Pipeh	Tompoko	
alte Frau	Nosandong	Nosandong	Takatai	Natwitt	Wawolorei	Wawolorei	
Bruder	{ Moyeh *kleiner Bruder* { Uwi *grosser Bruder*		Dabukiti	Dahei-ei	Siwo	Sayowa	
Schwester	{ Wurisi *kl. Schwester* { Nanu *o.* Nanau *grosse*		Däjadaata	Dakuki	Yénau *o.* Wé- [wé	Yeénutei	
junger Mann	Maskrawuneio [*Schwester*						
junge Frau	Masarongwohri						
Mann	Worayo				Wokiri		
mein Mann	Hunyo	Hunyo	Wädili	Niburu	Winow	Winow	Yawanai
Frau	Whori	Wohri	Wohri	Tida	Wohri	Ibuetei	Beanaro
Onkel	Hintong *auch* Papai	Hintong	Dadajinschi	Daduh	Yuawu	Yuauh	Uharipé
Tante	Wanné *auch* Mamai	Wanné	Darei	Daakatei		Waapo	Mam
Kopf	Poupei	Oupei	Daasei	Maquau	Youpoupo	Youpoupo	Uru-ei eterna
Haar	Poupeipopo	Poupeipopo	Dabarra	Maheo	Youmiséti	Eiusetti	Urie ei
Auge	Hénouto (Ugénou *meine*	Hénouto	Dakusi	Mämli	Yenuru	Yenuru	Wananumté
Augenlid[per	Hénouto pipo [*Augen*						
Augenwim-	Hénouto crassipo						

Deutsch.	Macusi.	Arekuna.	Arawaak.	Warrau.	Caraiben.	Akawai.	Atorai.
Augenbrau-	Epipo						Ohipa[illegible]
Nase [*nen*	Huyéuna	Huyéuna	Dasiri	Mähekaddi	Yenatori	Yenatori	Ohipé
Mund	Mutta (Menta *mein Mund*)	Mutta	Dalirokko *auch* [Üllerukuhu	Märoho	Endari	Eubodari	Otaghu
Lippen	Huyépi						Oteri
Zähne	Huyé	Huyéhre					Ohetagh
Zunge	Húnú	Huyahni					Oninuh
Kinn	Huyétamu						U-ettei
Kinnlade	Copeta toyépu						
Backen	Hupita						Uca urtai
Stirn	Huyepieng						Untau
Ohren	Hupana		Datihi	Mahohoko	Panarei	Panarei	Utainé
Hals	Huma	Huma	Danuruh *auch* [Unnuruhu	Mähäbei	Yenaralli	Yewasahoruei	Ukanei
Achsel	Humota						Untawatta
Ellbogen	Huperési						Umpatori
Hand	Huyenya		Ükkabuhu	Mammuho	Yenari	Yeinaru	Unkuei
Arm			Addennahü				
Finger				Mammuho	Yenari etudeh	Yeinaru - sitei- [reh	Unkuei-sin
Nägel	Huyenyapipo						Umpari
Brust	Humanati		Dalonasebou	Mameihu	Epoboroh	Epoburuh	
Bauch	Hurota		Daadeibayou	Mobunuh	Euenboh	Guembuh	
Beine	Husi		Dadahna	Mahah	Eusideh	Eusairuh	Unawairé
Fuss	Hupú	Hutah	Dakututi	Mumuh	Poburoh	Euwowuruh	Unkhéti
Zehe	Hupuyongkong						Unkute-sin
Blut	Mong (*mein Blut* Humani)		Kurisa	Hotuh	Munuroh	Munuroh	
Blutgefässe	Munyawa						
Haut	Pipo	Pipo	Daada *auch* [Üddahü	Mahoko		Eupihpoh	
Knochen	Hépo						

Sonne	Wae	Wae	Haddalli	Yäh	Wiyeyou	Wiyeyou	Camoi
Mond	Kapoi	Kapoi	Kaschei	Wannehu	Sireguh	Nunoh	Kaishe
Sterne	Sirike	Sirike	Wiwäh	Kirah	Eremah	Eremah	Watsiaire
Wolken	Katuruppu	Katturuppu					Ischaira
Wind	Sémang	Sémang	Awaddulli	Ahaaka	Beibeituh	Beibeituh	Awarre
Regen	Conno	Cunno	Wanei	Haahae	Connobo	Connobo	Wúan
Gewitter	Waranappi	Waranappi					
Blitz	Etzinsima	Etzinsima	Belbeliru	Abeilebeile	Cabeituh	Cabeituh	
Feuer	Ahpo	Ahpo	Ikehkia	Ikuhnuh	Watu	Watu	Tegherre
Rauch	Huwereto	Huwereto	Kulehelli				
Neumond	Kapoi pacca						
Vollmond	imu pé Kapoiwanne						
Strnb. Scorp.	Marite						
Ins. Scorpion	Marite						
Siebengestirn	Tamukang		Wijua				
Abendstern	Kaiwono *dem Mond seine*						
Milchstrasse	Parana [*Frau*						
Wasser	Tuna	Tuna	Wuniyabuh	Hoh	Tuna	Tuna	
Messer	Atau-era	Atau-era	Yadolla *o.* Yad-	Dawo	Mari	Mari	Mari
Haus	Autè	Autè	Bache [awallah	Hannakah		Yeowteh	
Bogen	Urapa	Urapa	Semaarahaaba	Hataparu		Oreibah	Parauri
Pfeil	Parau	Parau	Semaara	Hatapuh		Pulewah	Pai-iri
Hund	Arimaragha	Arimaraliga	Peru				
Ziege	Cabrita						
Kuh	Bacca	Bacca	Bacca	Bacca	Bacca	Bacca	Bacca
Pferd	Cavari	Cavari	Cavari	Cavari	Cavari	Cavari	Cavari
Huhn	Cariwina	Cariwina	Cariwina	Cariwina	Cariwina	Cariwina	Cariwina
der Hahn	worayo Cariwina	worayo Cariwina					
Pulver	Cruwora	Cruwora	Cruwora	Cruwora	Cruwora	Cruwora	Cruwora
Flinte	Arakabusa	Arakabusa	Arakabusa	Arakabusa	Arakabusa	Arakabusa	Arakabusa
d. Hahn einer	Arakabusa panna						
Schrot [Flinte	Pilo o	Piloto	Bala	Amuh	Piroto	Piroto	
Papier	Carita	Carita	Carta	Carta	Carita	Carita	Carita

Deutsch.	Macusi.	Arekuna.	Arawaak.	Warrau.	Caraiben.	Akawai.	Atorai.
Leinewand	Camisa	Camisa	Camisa	Camisa	Camisa	Camisa	Camisa
Schuhe	Zapato	Zapato	Zapato	Zapato	Zapato	Zapato	Zapato
Hut	Sombrero	Sombrero	Sombrero	Sombrero	Sombrero	Sombrero	Sombrero
Gold	Brata	Brata	Brata	Brata	Brata	Brata	Brata
Missionar	Domini	Domini	Domini	Domini	Domini	Domini	Domini
Tabak	Kawai	Kawai	Yenri	Ahä	Tamoh	Tamui	Schuma
Sand	Skapong	Skapong	Murtorko	Kahemnoh		Sakow	
Boot	Corial	Corial	Culyara	Wayeibaka		Coriala	
Ruder	Naireh	Naireh	Nahallehü	Haahé		Abogoeta	
Honig	Mapa	Mapa	Mapa				
Thonerde	Tawa						
Topf	Aina	Aina	Dawadda	Hahbuh	Tumayeng	Tumayeng	
Stein	Dö	Dö	Seba	Hoeyuh		Toiboh	
Erde			Ororu	Hota	Ituh	Ituh	
Baum	Yeh	Yeh	Adda				
Blume	Yariko		Uttukuru				
Salz	Pang	Pang	Pam	Pam	Waeyuh	Waeyuh	Daiwu
Hängematte	Autah	Autah	Dakorah	Häh			Tanéri
Cassadawur-	Kuissera						
Banane [zel	Manekuma						Mekhéru
Pisang	Paruru	Paruru					Nana

Deutsch.	Macusi.	Arekuna.	Arawaak.	Atorai.
Ananas	Kaiwara	Kaiwara		
Zuckerrohr	Kaiwaraquima	Kaiwaraqui-		
Yams	Krisa	Krisa [ma		
Früchte der Carica Papaya	Mapaya	Mapaya		
Jahr	Timong		Wijua *ein*	
Regenzeit	Conno		[*Jahr*	
Säezeit	Timongpohti			
Kälte	Comuyé			
Flasche	Bottura, *wahrsch. v. d.* [*engl. Worte* bottle			
Axt	Waka			
Asche	Hurunapa			
Strick	Currauya			
Biene	Wang			
Käficht	Yeng			
Trinkschale	Pitscha			
Messing oder Gold	Karukuri			
Cigarre	Kuika			
Kette	Karena			
Sklave	Suari			
Geburt	Essempo			
Brücke	Muyè			
der Zweig eines Baumes	Bantarakte			
die Sehne eines Bogens	Hurapa yuwá			
der Grund eines Flusses	Yamú			
die Quelle eines Flusses	Yamú			
der Tod einer Person	asamanda			
die Farbe	Imenu			
weiss	aimatong			poatta
schwarz	rikotong			pottéo
roth	tschuyai			wuirau
grün	rora			
blau	tamanuampo			tosau
gelb	scharameng			koparío
kochen	yerinda		abukun	
pflanzen	ipuima		abbunin	
schneiden	yaté			
lieben	wakü		kansin	
wachsen	atopamang			
blasen	ipuma		appüdün	
beissen	yéka		ardin	
vergessen	wamurèenapo		ahaikassiän	
essen	yané *oder* entumakan		akuttun	
aufmachen	yetarapké		ahannuban	
kommen	yena		andin	
sterben	samontau		kaikan	
haben	waneppö		kamünnin	
bringen	yenépu			

Deutsch.	Macusi.	Arawaak.
zerbrcchen	hekatubá	
bauen	yamu	
brennen	ipoté	
kaufen	yena	
schlafen	wedong	
reinigen	illona	
liegen	essoaru	
befehlen	yaibondé	
anfangen	ipaté	
laufen	kanapé	
rennen	hekatuna	
trinken	yenuri	attin
plaudern	seropang	
wechseln	inyakama	
tragen	yaré	
verrathen	ikaramickü	
versichern	ewé	
bluten	murékamo	
gehen	aseré	
binden	yauruma	
spielen	enureimuna	
sitzen	erauta	abaltin
weinen	erauta	
lachen	sisi	
sprechen	esorema	
rufen	asiké	
begraben	aruwei	
niesen	esunasika	
beladen (einen Kahn	yaraté	
blasen (ein Instrument	yenumpa	
wie	howanna	din
alles	tamaneure	tumoqua
hier	seni	jaha
was?	hé *oder* hewanna	hanima
ich bewundere	wakripokrü	
ich ziele	yapotanipuya	
ich vollende	ikonekauya	
vollenden	yarituka	
ich liege	sewarö	
ich lache	usissi	
ich spreche	essirama	
ich singe	uyerimou	
ich rufe	yannoya	
ich esse	yanuya	
kalt	komi *oder* komükke	
warm	haneh	
gut	wakui	

Deutsch.	Macusi.	Deutsch.	Macusi.
sehr gut	wakui pökru	*krank seit langer Zeit*	paomoko
schlecht	öripö	*ich habe Kopfschmer-*	yenépé pupeiwanna
sehr schlecht	öripö pökru	*(zen*	
klein	simirikö	*ich habe Zahnschmer-*	yenépé uyewanna
gross	okai	*der Husten (zen*	Aidong
viel	toukö	*das Fieber*	Parang
wenig	maranne	*kaltes Fieber*	Ekuima
bereits	asirewai	*Abend*	akomamme, *es wird auch figürlich gebraucht, dass ein Tag vorüber ist*
stets	ekonoro		
aber	tüzeh		
unter	toko		
unten (sich auf die Hö-	nompo	*heute*	sererope
(he beziehend		*gestern*	komompra
zwischen	yumang	*vorgestern*	uminikomompra
windstill	tünawansa *o.* tün-	*morgen*	ewanué
(ang		*übermorgen*	ewanoérong *oder*
kaltes Wetter	komükewanna		(ewaneire
helle	kakka	*lange her*	penna
kindisch	muré uraipong	*ich weiss nicht*	iné pa
in der Mitte	yarakita	*es ist da*	muremong
abwesend	ipatapoi	*es ist nicht da*	buremong
sich rächen	epnikateng	*die Baumwolle*	Kotoka
sich anziehen, putzen	semaneteng	*Ein Knäul feingespon-*	Wennemang
sich beklagen	yekaraméku	*(nener Baumwolle*	
sich brechen	atorakang	*dito grobe*	Yamong
ein Blinder	enkurunang	*ich*	hure
blind	enkuru	*du*	hamore
jenseits	séairemang	*er*	miseré
bitter	mei	*wir*	hana
reinlich	erunapu	*ihr*	hanamore
krank	mupei	*sie*	inkamore
gesund	puriyawanna	*nein*	kani
ungesund, kränklich	puriya purawanna	*ja*	üna
krank seit kurzer Zeit	yenepawanna		

Deutsch.	Arawaak	Deutsch.	Arawaak.
ein Stuhl	Abaltikoana	*trunken sein*	sommolên
eine Flamme	Eheludun	*süss sein*	semên
ein Sklave	Haijaru	*trocken sein*	sakkan
eine Hängematte	Hammaka	*lange dauern*	oân
Medizin	Ibbehü	*alle*	namqua
Thräne	Ikirahü	*müde sein*	mihitên
Frucht	Iwihü	*bleiben, still sein*	majauquan
Gras (Savanne)	Karau	*keine Frau haben*	märeun
Vogel	Kuddibiu	*keinen Mann haben*	märetin
Nagel	Puttuputtulli	*aber*	kan
Eisen	Siparalli	*haben*	kamünnin
Husten, Schnupfen	Tunnuli	*unzufrieden*	} Kaimau
Floh	Ubaijahü	*feindlich*	
Leben, Seele, Herz	Ulluahü	*gross sein*	ippirun
Schlange	Wuri	*hungrig sein*	hamussiän
die Erde, Welt	Wunabu	*hell sein*	harunnahan
schlecht, garstig sein	wakaiän	*etwas*	hammatalli
bald	wahadja	*was?*	hamma
lang sein	wadin	*schwitzen*	hadubuttin
hurtig sein	wabudin	*gebären*	emeudun
helle sein	üssaukan	*neu sein*	emeliän
gut sein	üssan	*wie*	dîn
von	uria	*gleich*	danukebe
weil	udumma	*du*	bokkia
alles	tumoqua	*und, auch*	badia
tief sein	tullan	*Vater, ein Liebkosungs-*	awawa
jucken	têtten	*(wort der Kinder*	
heiss sein	terên	*ein andermal*	abbahün
hart sein	tattan	*niemals*	abbahün kurra
schläfrig sein	tabussiän	*mehr*	abbassabün

Vergleiche: Quandt, Nachricht von *Surinam* und seine Einwohner.

	Macusi.	Are-kuna.	Arawaak.	Warrau.	Caraiben.	Akawai.	Atorai.
1	Tiwing		Abba	Heseka	Ohwè	Tegienah	Paitaghpa
2	Sakené		Biama	Monamu	Oko	Asagreh	Pauitaitegh
3	Eserewa		Kabbuin	Dianamu	Orwa	Osorwoh	Ihik kaitab
4	Asakrepanna		Bibiti	Münebüna hatakamu	Okopeimi	Asagreini	Pauitaigket
5	Mia eteukeng		Abbatekabbu (*eine (Hand*	Mahabos	Oin yatoni	Tegenehse	Wakai ipop
6	Tiwing mia pona timotei	*Uebereinstimmend mit den Macusis.*	Abba timan (*eine Hand und einen an der andern Hand*)	Mohomatuna heseka	Ohwè wipe mapo	Uih daroi	Pannapop pughkaiine
7	Sakené mia pona timotei		Biamattiman	Mohomatuna monamu	Oko wipe mapo	Yakombeh	Paitek tschakainit
8	Eserewa mia pona timotei		Kabbuin timan	Mohomotuna dianamu	Orwa wipe mapo	Tosorwa nobeh	Ihik kaitaptscha kainit
9	Asakrepanna mia pona timotei		Bibititiman	Mohomatuna nahatakamu	Okopeimi wipe mapo	Yekombeinelli	Pauitaigkettscha kainit
10	Mia tamenaure		Biaman tekabbu(*zwei (Hände*	Mohomatuna mureikuit	Oinya batorro	Yuma kawuh	Paugh kuba wakai
11	Tiwing pu pona timotei		Abba kuttihibena (*zwei Hände und einen an den Füssen*)		Ohwè pupu pono		
12	Sakené pu pona timotei		Biama kutti hibena (*zwei Hände u. zwei an den Füssen*)		Oko pupu pono		
13	Eserewa pu pona timotei		Kabbui kutti hibena		Orwa pupu pono		
14	Asakrepanna pu pona timotei		Bibiti kutti hibena		Okopeimi pupu pono		
15	Pu eteukeng				Otone pupu		
16	Tiwing pu ratoi pona timotei				Ohwè oko pupu pono		
17	Sakené pu ratoi pona timotei				Oko oko pupu pono		
18	Eserewa pu ratoi pona timotei				Orwa oko pupu pono		
19	Asakrepanna pu ratoi pona ti-				Okopeimi oko pupu		
20	Pu tamenaura (motei		Abba lukku (*ein Mensch*)		Owin karrina (pono		
21	Tiwing pemongkong				Owin karrina notu-(ponako		

Der Bau der Sprache der Arawaaks, nach dem Missionar Quandt. *)

Mit den abendländischen Sprachen hat die Sprache der Arawaaks *keine Aehnlichkeit, desto mehr aber mit den morgenländischen. Sie hat keine schwer auszusprechenden Buchstaben, und deren nur* 19*:*

a, b, d, e, g, h, i, k, l, m, n, o, p, q, r, t, u, w.

Das f *kommt bei ihnen nur in einigen von den Spaniern und Holländern angenommenen Wörtern, und das* r *und* l *ist manchmal schwer zu unterscheiden, welches aber auch bei andern Stämmen der Fall ist, indem auch sie diese beiden Buchstaben undeutlich aussprechen oder verwechseln.*

Die Nomina *sprechen sie sehr selten ohne Beifügung des* Pronominis possessivi *aus, daher man sie erst in ihren Zusammensetzungen mit andern Worten suchen muss, doch giebt es einige, z. B.* Bahü *ein Haus*, Hiäru *eine Frau u. s. w., die ohne Verbindung mit einem* Pronomen *vorkommen.*

Sie haben nur zwei Genera, Männlich und Weiblich, zu letzteren gehört auch alles, was nicht männlich ist; auch nur den Singular *und* Plural.

Ihre Pronomina poss. *und* personalia, *welche einerlei sind, werden den* Nominibus *vorn, den* Verbis *aber vorn und am Ende des Wortes angehängt.*

Ihre Pronom. poss. *und* personalia, *die sie vorsetzen, sind folgende:*

Dai *oder* Dakia, *ich oder mein,*	*davon das* D.
Büi, Bokkia, *du, dein,*	*davon das* B.
Likia, *er, sein,*	*davon das* L.
Turreha, *sie, es*	*davon das* T.
Wai, Wakia, *wir, unser,*	*davon das* W.
Hui, Hükia, *ihr euer,*	*davon das* H.
Nai, Nakia, *sie, ihr*	*davon das* N.

*) Vergl. Quandt: Nachricht von *Surinam* und seinen Einwohnern u. s. w. Görlitz 1807. Da dieses interessante Büchelchen nur wenig bekannt sein dürfte, füge ich hier um so lieber die sprachlichen Untersuchungen eines Mannes bei, der längere Zeit in *Surinam* lebte, und dessen einfache Mittheilungen durchaus den Charakter der Treue an sich tragen, ich also eine doppelte Veranlassung finde, diese vielleicht schon lange vergessene Arbeit dem Sprachforscher in das Gedächtniss zurück zu rufen.

Die Pronom. pers., *die sie am Ende anhängen, sind folgende:* de *oder* da *ieh*, bu *oder* ba *du, dich,* i *oder* la *er, ihn,* n *oder* ta *sie, es.* Plur. u *oder* wa *wir, uns,* hü *oder* ha *ihr, euch,* je *oder* na *sie, z. B.*

Ittihü *der Vater*
datti *mein Vater*
butti *dein Vater*

Ujuhu *die Vielheit oder Mutter*
daiju *meine Mutter*
buju *deine Mutter*

aburikin *schlagen*
daburika *ich schlage*
buburika *du schlägst*
buburikade *du schlägst mich*
naburikai *sie schlagen ihn*

hallikebbede *ich freue mich*
hallikebbeje *sie freuen sich*

Die Pronomina *sind* gen. omnis, *ausgenommen* likia, *welches nur* gen. masc. *und* turreha, *welches* fem. *und* neutr. *ist.*

Ihre Declinationen sind sehr leicht, nur leidet mehrentheils ein Wort, wenn es mit einem Pronomen *verbunden wird, einige Veränderung, z. B.* üssiquahü *ein Haus,* dassiqua *mein Haus; und die* Pronom. *verändern gern, wenn das Wort, dem sie vorgesetzt werden, mit einem* Vocal *anfängt, denselben in einen ihnen eigenen ersten* Vocal, *z. B.* illikinnihü *das Vieh oder Hausthier,* dallikin *mein Vieh,* büllikin *dein Vieh.*

Der Dativ *wird mit* umün, *der* Abl. *mit* uria *oder* uwuria *angezeigt und der* Plur. *behält die im* Nom. *bekommene Veränderung auch durch alle übrigen* Casus.

Ein Beispiel einer Declination ist folgendes

Ubukittihü *eines Mannes älterer Bruder*

Sing. N. Dabukiti *mein älterer Bruder*
G. Dabukiti *meines älteren Bruders*
D. Dabukiti umün *meinem älteren Bruder*
A. Dabukiti *meinen ältern Bruder*
V. Dabukiti *o mein älterer Bruder*
A. Dabukiti uria *von meinem älteren Bruder*

Plur. N. Wabukénuti *unsere älteren Brüder*
G. Wabukénuti *unserer älteren Brüder*
D. Wabukénuti umün *unseren älteren Brüdern*
A. Wabukénuti *unsere älteren Brüder*
V. Wabukénuti *o meine älteren Brüder*
A. Wabukénuti uria *von meinen älteren Brüdern*

So auch Bubukiti *dein älterer Bruder*
Lubukiti *sein älterer Bruder.*

Wird aber das Pron. Plur. *mit einem* Nomen *im* Sing. *verbunden, dann leidet es noch eine besondere Veränderung, z. B.*

nicht Wabukiti, *sondern* Wabucinti *unser älterer Bruder.*

Wattinuti *unsere Väter; hingegen heisst unser Vater* Wattinati *oder* Wattinti.

Ihre Adjectiva *kommen von den* Verbis *her und sind eigentlich* Participia *z. B.*

Kamonaikati *ein armer Mann,* Kamonaikatu *eine arme Frau*

von kamonaikan, *arm sein. Im* Plu. *haben diese nur die eine Endung* ti, *welche* gen. omnis *ist. Die* Adjectiva *in* issia *oder* üffia, *die sich im* Plur. *auf* iffiannu *endigen, sind unter der einzigen Endigung* gen. omnis; *z. B.*

kanssissia *ein geliebter, eine geliebte, ein geliebtes.*

kanssissiannu *geliebte Männer, Frauen, Sachen.*

Bei den Verbis *haben sie die Bequemlichkeit, durch's Vorsetzen des* a *oder* k *und Anhängen einer bei den* Verbis *gewöhnlichen Endung ein* Verbum *zu machen, z. B.* lana *eine schwarze Farbe, daran* alanatin *schwarz machen oder färben,* amün *bei, daran* kamünnin *bei sein oder haben, davon* damünnika *ich habe u. s. w.*

Ihre Verba *endigen sich auf* in, ün, un, ân, ên, *und* unnua; *letztere Endung haben die* Neutra *und* Passiva.

Die Pronom. *werden bei den* Verbis *eben so, wie bei den* Nominibus *gebraucht, und vorn oder hinten, oder beides zugleich angehängt z. B.*

Daijahadda *ich wandle*

Hamussiade *ich bin hungrig*

Alle ihre Verba *können so gebraucht werden, dass sie die* Conjugat. Hiphil. *bekommen; z. B.*

assimakin *rufen*

assimakittin *machen, dass jemand rufe, oder rufen lassen.*

Ihre Verba *werden gewöhnlich auf die Weise von einander hergeleitet:*

Activ. assukussun *waschen*

Passiv. simpl. assukussahün *gewaschen werden*

Reciproc. assukussunnua *sich selbst waschen*

Activ. assukussukuttun *waschen machen, oder lassen.*

Passiv. assukussukuttunua *machen, dass man gewaschen wird. Wird aber auch oft als ein blosses* Passivum *gebraucht.*

Die Verba *sind theils* regularia, *theils* irregularia; *erstere können füglich unter* 5 *Klassen oder* Conjugationen *gebracht werden.*

1. *Die sich auf* in, ün, un *endigen z. B.*

aijahaddin *wandeln*	dattubadda *ich tauche unter*
daijahadda *ich wandele*	assonnukun *ausschütten*
attubaddün *untertauchen*	dassonnuka *ich schütte aus.*

1. *Die sich auf* ân *endigen z. B.*

aijukân *jagen, nehmen oft das Hülfswort* ka, bin, *am Ende an*
daijukaka *ich jage.*

3. *Die sich auf* unnua *enden, bei welchen die Endung des* Präs. oa *ist z. B.*

aijuhudunnua *hängen*
daijuhudoa *ich hänge.*

4. *Die sich auf* ên *endigen z. B.*

hallikebbên *sich freuen*
hallikebbede *ich freue mich.*

5. *Die wie die* 2. *das Hülfswort* ka *annehmen, sonst aber regulär gehen und meist das* Pronom. *hinten ansetzen z. B.*

hadabattin *schwitzen*	kákün *leben*
hadabuttikade *ich schwitze*	kákükade *ich lebe*

Ihre Verba *haben* 1 Praesens, 3 Praeterita, 1 Futurum *incl.* 4 Modus: Indicativus, Optativus, *der zugleich der* Conjunct. *ist*, Imperativus *und* Infinitivus.

Der Infin. *ist* Radix.

Die Endung des Infin. i *in* a *verwandelt, hat man das* Praesens
statt n Infin. bi *gesetzt hat man das* Praet. 1
statt n Infin. buna *gesetzt hat man das* Praet. 2
an das Praesens kuba *angehängt hat man das* Praet. 3.
statt n Infin. pa *gesetzt hat man das* Futur.

Ein Exempel der ersten Conjugation *kann zur Erläuterung dienen:*

Aijahaddin *gehen, wandeln.*

Praes. Indic. Sing. daijahadda *ich wandle* lüjahadda *er wandelt*
büjahadda *du wandelst* tijahadda *sie, es wandelt.*
Plur. waijahadda *wir wandeln*
hüjahadda *ihr wandelt*
naijahadda *sie wandeln*

Optat. Praes. Sing. daijahaddama *ich möchte*
bujahaddama *du möchtest oder auch* daijahaddinnika

Praet. I.

Sing. daijahaddibi *ich habe heute gewandelt* lüjahaddibi *er hat heute gewandelt*
büjahaddibi *du hast heute gewandelt* tüjahaddibi *sie, es hat gewandelt.*
Plur. waijahaddibi *wir haben heute gewandelt*
hüjahaddibi *ihr habt heute gewandelt*
naijahaddibi *sie haben heute gewandelt.*

Optat. Praet. I.

Sing. daijahaddinni käbima *ich hätte heute gewandelt u. s. w.*

Praet. II.

Sing. daijahaddibüna *ich habe gestern gewandelt u. s. w.*

Optat. Praet II.

Sing. daijaddinbünama *ich hätte gestern gewandelt u. s. w.*

Praet. III.

daijahaddakuba *ich habe vorlängst gewandelt.*

Optat. Praet. III.

daijahaddinnikubama *ich hätte vorlängst gewandelt u. s. w.*

Futur.

Sing. daijahaddipa *ich werde wandeln*
Plur. waijahaddipa *wir werden wandeln u. s. w.*

Imperativ.

büjahaddáte *oder* bujaddâlte *wandle du*
hujahaddáte *wandelt ihr*
naijahaddalte *sie sollen wandeln*
waijaddali *lasst uns wandeln.*

Infinitiv.

Praes. aijahaddin *wandeln*
Praet. 1. aijahaddinnibi *heute gewandelt haben*
2. aijahaddinnibüna *gestern gewandelt haben*
3. aijahadinnikuba *vorlängst gewandelt haben.*
Futur. aijahadinipa *wandeln werden*
Gerund. aijahaddinté *oder* aijahaddinnibia *um zu wandeln*

Particip.

Praes. m. aijahadditi *ein Wandelnder*
f. aijahadditu *eine Wandelnde.*
Plur. aijahadditi *mehre Wandelnde.*
Praet. 1. Sing. m. aijahadditibi f. aijadditubi
2. aijahadditibüna
3. aijahadditikuba.
Futur. aijahadditipa.

Hierher gehört auch noch das Participium *der* transitivorum *in* issia *z. B.*
von abulitin *schreiben oder bunt machen*
dabulitissia *was ich schreibe*
dabulilissiabi *was ich heute schreibe u. s. w.*
dabulilissiabuna
dabulilissiakuba
dabulilissiapa.

Die Verba *der dritten Klasse in* unnua, *deren Endung im* Präsens oa *ist, behalten in den übrigen vom* Infinit. *gemachten* Temporibus *das* u *vor der Endung bei z. B.*
aijuhudunnuo *hängen.*
Praes. daijuhudoa *ich hänge*
Praet. 1. daijuhudubi *ich habe heute gehangen*
2. daijuhudubuna *ich habe gestern gehangen*
3. daijuhudoakuba *ich habe vorlängst gehangen.*
Futur. daijuhudupa *ich werde gehangen haben.*

Als Probe einer Uebersetzung kann das «Vater unser» dienen, dem die wörtliche deutsche Uebersetzung, so gut sich dies thun lässt, beigefügt ist.

Jehova, wadaijahün wattinati aijumünti bokkia aditti-
Gott unser Herr, unser Vater, der du in der Höhe bist, du mögest bekannt
kittunnuabia namaqua umün, bükkürkiattini biaje bansissiä
gemacht werden allen, damit sie zu deiner Familie gehören mögen; dein Wille

anibünnibia wunabu ubanna mân, nanîn aijumün din; wakkalle bussika
soll geschehen auf der ganzen Welt, wie sie's thun in der Höhe, unser Brod gieb
wamün danuhu; tumaqua aboatu wannissia bahaikassiapa buurua wa-
du uns heute, alles Böse, das wir gethan haben, wollest du vergessen, von dir uns
mün, wakia badia ahaikassiän abbanu amissia waijalukku waurua namun dîn;
zu gut, wie wir auch vergessen das andere gethan, wieder uns von uns ihnen zu gute.
hammakurru oboatu tattani bia wallinua kau bupussidate tumaqua oboatu uriau.
Nichts Böses lass uns überwältigen, sondern maehe uns los von allen Bösen;
Bokkia adaijahün namaqua odîn tattan ukunna namaqua adin kamünin badia tumaqua
denn du bist Herr über alle, bist stark über alle, hast auch alles
üssakoana immehuabu uduma Amen.
Wohlsein immerdar Amen.

Uebersetzung des «Vater unsers» und des Ev. Lucas XV. II in die Arawaaksprache von dem Missionar Herrn Bernau. *)

Watchinatchi ayunumkundi; büssadalité bui iri; bui adayahiu-gaana
Unser Vater wohnend im Himmel; geheiliget (sei) dein Name dein Reich
andiabute; bánsissia banikitan harare lake ayumbanan din; búsika wamiun wa-
sei kommend dein Wille sei gethan auf Erde im Himmel wie dann gieb uns unser
kalé kassaka buhuman; kan wawa kaiya bubalikitau, wai din, abalikiten
Brod Tag jeden und unser schlechtes Thun vergieb uns so wir vergeben
nai wakaiyatchi ukunnanium; kan tetegeden ulukun massikinniba-u, tumarrua
Menschen schlechtes gegen uns und in das Verderben führe nicht uns sondern
buburatepha-u wakayahoe oria; adayahiu-gaana buiyan ettata okauna, galimettu birruisa
hilf uns Uebel vom Reich deine Macht gross scheinend um dich.
Kiduahein.
Wahrheit.

Lucas XV. II.

Ikka Jesus adiaka namün hiddaba, abba Waditi kamunika biamanu laditti: laddikitti adiaka litti umün, bussikati damün dattidannikuwa damün, biattu ke-la-kiahano, nattinatt akullebetta namünninu nannikuwa. Oa kurru laddikitti laditti ahurrudukutta tumaqua lan-lakunatabbu waikillemumîru; jumün lui arrada tumaqua lamüntu akuttakuttadahü attatadahü muttu abba. Gidiatanibena harrakeben tumaqua lân lunria manswattu hamassiahü anda kia hurruru bannamamutti ukunamün lihi badja aussa kamonaikákabén, lan uduma akunun abba jumünti kabbujälti ibiti, lamünibiai: lirraha imekuda lugkubanimüni likittan-

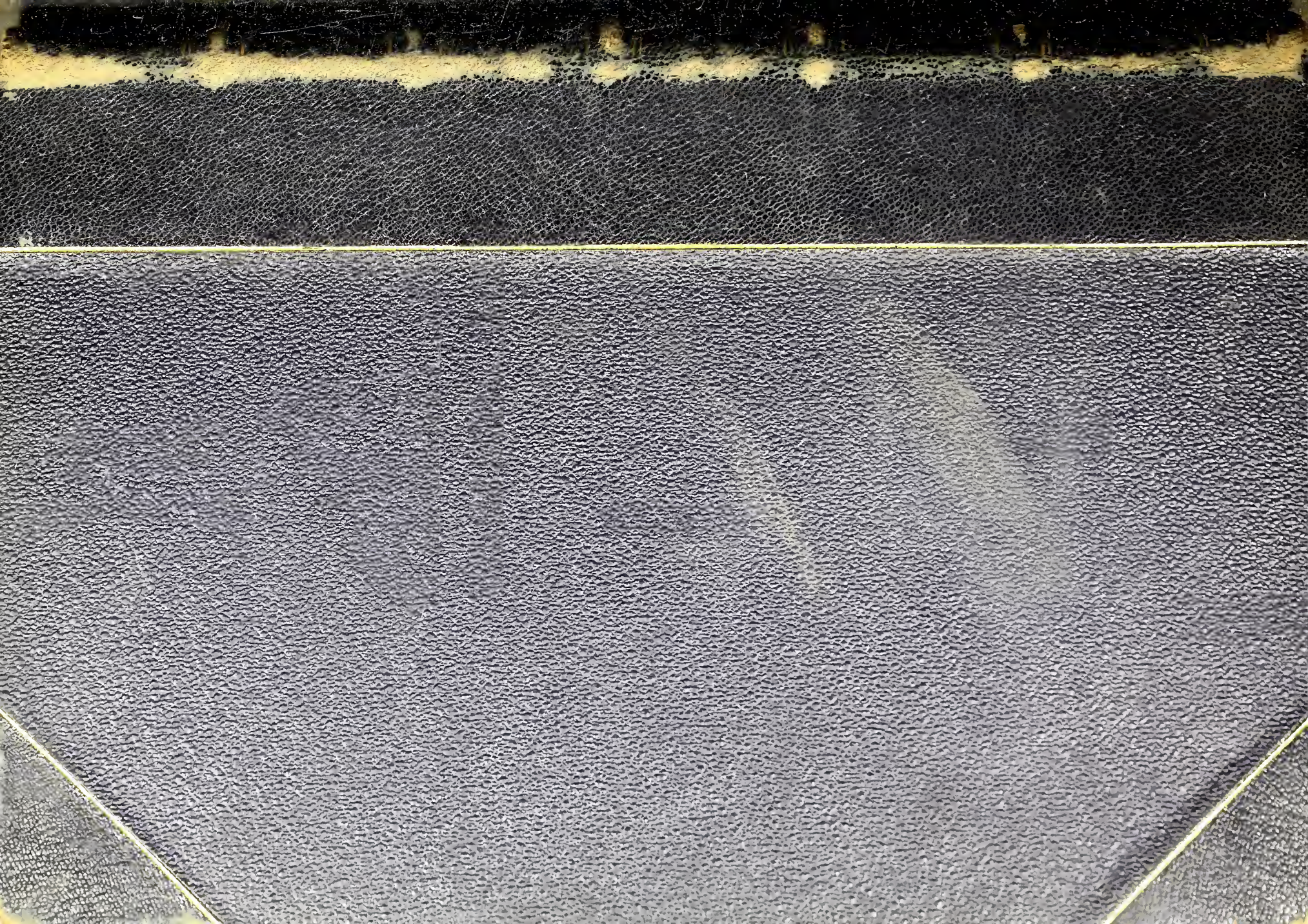
*) Vergl. Missionary Labours in Britisch-Guiana by the Rev. I. H. Bernau. London 1847.

ibian porku. Ikka luhurrussidakittika ballin porku ä kissia abbu, kan abbâ kuru assikka lumüninu — Ikkare! kakuburugkuakoahiddabai, ladiaka lamünikoawa: juhulli kabbujunnuatti kemckabba halininu kamünikahüabai dattî, kan dai ahudama hamussiahü udumajaha; anssün kidappa dai akujunnua datti ibiti ba ahakan lumün; datti, daikewai amassikandoaré. Adayahü äme, bui äme ku mayumuntina bumün hiddade, dadittibanibia damün kiakanna kemckebutti bia bumunrubuün bussikipade — dappa lumün — La lukuburugkuamonnua — Gidigki lui anssa, landalitti libiti hiddahan gahawai koalanika litti uria, litti addika hiddai amamallidan lugkuburugkuamonnua lamün addallidün lirabuddigki lannikaka luma lussunta badja lullerugku — Lumorrua laditti adiaka lumün; datti dai amassikandoaka Adayahü äme, bui äme badja ne mayumuntina kiahan bumünde dadittibanibia damün — La litti umünkan litti adiaka lüssannanutti umün handate tumaqua aditu üssan äkehü abba kia assikinhuppa lukuna assissan ükabbukunduhubigkabha ukuna, sappatu badja lukuttiukuna: handate hikkihitu bakka ussa abba ba hupparrüpan akuttunrewali labbu hallikebbe! — kan iramonna ba. Ahuduttikuba lihi, dadittin ballin, kanlükakittoaba abulledutikoba badjai kihia dautika hiddabailan, naussa kiahana hallikebben luduma — Lumorrua lubukitikil anda kabbüyaria, bahüibite kan lanika lakannaba nayintunua naükittan ladja lan uduma assimakaabba lüssanti libitiwa, hiddia ma lumün, hamahükebé turraha? La ahadakuttuni Lüsänti adiaka lumün, buhukitti anda ba: butti apparrukittan hikkihitu baka üssa luutikini laditti makarrihüa uduma — la ussantihü adian — Ikkalui aümattoa lumonua makudunuahittin bahü lugkumün nibiti-kaihana litti apattikida akugabani — Lumorrua lui aonabaka litti adian lahakaka lumün baddika kiamamuttu juhun wyua ukunama dakuba ikittanibu-kemekebbün diärrumamassikan bäme, kihia marrikinkoabakuba damün abba kabara dayuhunu urna hallikebbenibrade-kan lirraha baditti arradittikuban lanikuwa wurahü abba andinbenna bibitiba bussikibi lumünnin hikkihitu baka kebe üssa-la adiankan litti adiaka lumünba; damuniwakoahüaba: daditti, tumaqua dai anihuiani kewai badje: kiahana hallihibbékubuppa bumonua ahuduti diamutti kuba liraha buhukitti ballin, kan lukakittoal abulleduttikuba bai, kan antikahussia hiddabai lui — la lumün la da din Jesus.

BERICHTIGUNGEN.

Band I.

Seite	4	Zeile	11	v. o. Münden st. Minden.
-	10	-	7	v. u. *Wimbledon* st. *Wimpelton.*
-	26	-	13	v. o. *Quassia* st. *Quasia.*
-	44	-	17	v. u. *Cleome pentaphylla* st. *pentephylla.*
-	44	-	14	v. u. *Areca Oreodoxa* st. *Orcodoxa Areca.*
-	55	-	6	v. o. *Pompelmuss* st. *Pompelnuss.*
-	67	-	3	v. u. *Barbadoes-leg* st. *Barbadoes-ley.*
-	73	-	3 u. 17	v. o. *Qu'est-ce-que-dit* st. *Qu'-est-ce-que-dit.*
-	94	-	6	v. o. Rücken hatten st. Rücke hattenn.
-	96	-	15	v. o. wirken zu können st. wirken können.
-	107	-	5	v. u. *Fusus* st. *Fusius.*
-	113	-	18	v. o. *Alcedo* st. *Aloedo.*
-	128	-	4	v. o. *ochropygos, nigerrima* st. *ochropygos nigerrima.*
-	128	-	7 u. 8	v. o. *Ill* st. *IU.*
-	137	-	7	v. u. grossen st. grosssen.
-	147	-	2	v. o. *Aubl.* st. *Auhl,* sowie nach *incarnata* ein Komma.
-	147	-	20	v. o. *Oncidium* st. *Oncideum.*
-	147	-	21	v. o. (*Humb. Kth.*) st. (*Humb.*) *Kthe.*
-	147	-	10	v. u. *arborescens* st. *arboreum.*
-	186	-	19	v. o. 24′ st. 43′.
-	190	-	20	v. o. *Aubl.* st. *Lin.*
-	192	-	6	v. o. *fastuosa Willd. — angustifolia Lin.*
-	196	-	10	v. o. *Rodiei* st. *Rodieaei.*
-	199	-	8	v. u. muss es heissen: die sich fast niemals zeigt.
-	200	-	12	v. o. *leverianus* st. *teverianus.*
-	201	-	13	v. o. Crex st. Crax.
-	202	-	17	v. u. *Dupuytrin* st. *Dupytrin.*
-	209	-	17	v. o. 59° 38′ st. 60° 0′ 36″.
-	234	-	15	v. u. *gongylodes Schkuhr* st. *gongyloides Skuhr.*
-	234	-	16	v. u. *Aspidium gongylodes* st. *Nephrodium gongyloides.*
-	236	-	10	v. u. einen st. einem.
-	241	-	18	v. o. dem st. den.
-	249	-	16	v. u. Plantagen st. Ptantagen.
-	252	-	5	v. o. *L'Heureuse* st. *L'Hereuse.*
-	288	-	13	v. u. 36′ 25″ st. 36″ 25″.
-	303	-	9	v. u. *tuberculata* st. *tuberculosa.*
-	309	-	2	v. u. *Lisianthus* st. *Lysianthus.*
-	317	-	10	v. o. den st. dem.
-	348	-	3	v. o. fehlt nach *toxicaria* ein Komma.
-	352	-	5	v. o. *chiropotes* st. *chiropodes.*
-	383	-	3	v. o. *Pacaraima*-Gebirge st. *Pacarima*-Gebiarge.
-	403	-	12	*crythrorhynchus* st. *erythrorhynchos.*
-	407	-	6	v. o. *Vis-si-si*-Enten st. *Vis-is-si*-Enten.
-	441	-	10	v. u. fehlt nach *Wurali* ein Komma.
-	443	-	14	v. u. *Tillandsien* st. *Tillandsieen.*

Band II.

Seite	25			in der meteorologischen Tabelle ist st. 4 Uhr Nachm. 6 Uhr zu lesen.
-	31	Zeile	5 v. o.	für st. fü.
-	31	-	6 v. o.	Hokko st. Hocko.
-	35	-	12 v. o.	Entensbrot st. Entensberot.
-	42	-	9 v. o.	ist zu lesen Racenentwicklung.
-	42	-	15 v. o.	zu st. uz.
-	91	-	9 v. o.	Strichvögel st. Zugvögel.
-	156	-	3 v. o.	brasilianische st. brasilianischen.
-	173	-	1 v. o.	grossen st. grosses.
-	198	-	12 v. o.	Wildpret st. Wildprett.
-	215	-	14 v. o.	fehlt hinter Haltpunkt — erfasst.
-	215	-	8 v. u.	die für dis.
-	217	-	1 v. o.	schwarzen st. schwarzem.
-	217	-	9 v. u.	*Melastomas* st. *Melastoma's*.
-	218	-	19 v. o.	fehlt vor *macairea* ein Komma.
-	220	-	11 v. o.	jenen st. jenem.
-	225	-	21 v. o.	den Felsen st. dem Felsen.
-	226	-	1 v. o.	muss es heissen: Nachdem wir — von unsern Standpunkt aus etc.
-	226	-	9 v. o.	bleiben st. blieb.
-	228	-	9 v. u.	tropisches st. tropisebes
-	234	-	12 v. o.	versiegt st. versiecht.
-	235	-	10 v. o.	meteorologische st. metereologische.
-	240	-	19 v. u.	den st. die.
-	246	-	12 v. o.	Verschwindenden st. Verswindendenden.
-	257	-	2 v. u.	unregelmässige st. regelmässige.
-	266	-	13 v. u.	fehlt hinter *Octoblepharum* ein Komma.
-	270	-	7 v. u.	*Anthurium* st. *Antherium*.
-	280	-	2 v. o.	*Phitys* st. *Phytsys*
-	284	-	13 v u.	mischen st. vermischen.
-	287	-	5 v. o.	*Psychotria* st. *Psycotria*.
-	287	-	7 v. u.	*Pithys* st. *Pythys*.
-	336	-	13 v. o.	*St. Hil.* st. *St. Hill.*
-	336	-	16 v. o.	fehlt hinter *Lin.* die Klammer.
-	336	-	5 v. u.	*Vismia* st. *Visma*.
-	371	-	21 v. o.	Blüthenstengel st. Blüthenstengeln.
-	380	-	14 v. o.	*Primoss* st. *Primrose*.
-	440	-	5 v. o.	fehlt vor *Homatium* ein Komma.
-	504	-	2 v. o.	dem st. den.